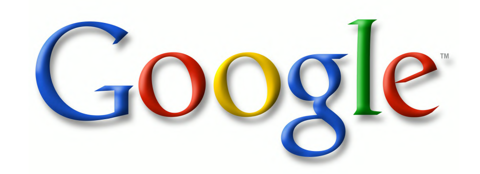





LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



# SPRACHVERGLEICHUNG

UND

# URGESCHICHTE.

## LINGUISTISCH-HISTORISCHE BEITRÄGE

ZUR

## ERFORSCHUNG DES INDOGERMANISCHEN ALTERTUMS

VON

O. SCHRADER.

DRITTE NEUBEARBEITETE AUFLAGE.



JENA,
HERMANN COSTENOBLE
1907.

# Vorwort der ersten Auflage.

Der Gedanke, welchen schon Leibniz in dem Satze ausgesprochen hatte: *nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere quam collationem linguarum*, hat erst in unserem Jahrhundert seine Verwirklichung gefunden. Nicht nur, dass durch die seit Entdeckung des Sanskrit neu aufblühende Sprachvergleichung nie geahnte Völkerzusammenhänge, wie der eines indogermanischen oder semitischen Sprachstammes, erkannt worden sind, sondern auch in prähistorischer und kulturhistorischer Beziehung hat die junge Wissenschaft der Linguistik neue Bahnen wandeln gelehrt. Wie der Archäologe mit Hacke und Spaten in die Tiefe der Erde hinabsteigt, um in Knochen, Splittern, Steinen die Spuren der Vergangenheit zu enthüllen, so hat der Sprachforscher den Versuch gemacht, aus den Trümmern der Wörter, welche aus ungemessener Zeiten Ferne an das Gestade der Überlieferung gerettet worden sind, das Bild der Urzeit wiederherzustellen. Es gibt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie.

Kaum erscheint mehr die Geschichte eines der indogermanischen Völker, ohne dass nicht in einem einleitenden Kapitel darauf hingewiesen würde, wie dieses betreffende Volk vor grauen Zeiten, noch vereint mit seinen indogermanischen Brüdern, in ferner — gewöhnlich heisst es ja, asiatischer — Heimat gesessen und bereits hier Viehzucht und Ackerbau fast in heutiger Ausdehnung gepflegt habe, wie es schon damals mit der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle vertraut, von Königen regiert, in Dörfern und umwallten Städten angesiedelt gewesen sei usw. usw.

Scheinen so die Lehren der linguistischen Paläontologie schnell Gemeingut der wissenschaftlichen Welt geworden zu sein, so kann es für den, welcher mit Aufmerksamkeit der Entwicklung

der Sprachvergleichung einer-, der prähistorischen Forschung andererseits gefolgt ist, doch nicht zweifelhaft sein, dass zahlreiche jener linguistisch-historischen Aufstellungen auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr oder so nicht mehr haltbar sind. Neue sprachliche Tatsachen sowie neue Gesichtspunkte, von denen aus dieselben beurteilt werden, haben die sprachliche Grundlage, auf welcher jenes historische Gebäude beruht, wesentlich umgestaltet. Dazu kommt, dass dasjenige, was man neuerdings auf philologisch-historischem oder archäologischem Wege über die Urzeit der Indogermanen ermittelt hat, keineswegs immer mit jenen Lehren der linguistischen Paläontologie übereinstimmt, so dass Gefahr vorhanden ist, die Sprachvergleichung möchte durch eine immer breitere Kluft von denjenigen Wissenschaften getrennt werden, denen sie, richtig benutzt, die vorzüglichsten Dienste zu leisten imstande ist.

Bei so bewandten Dingen schien es dem Verfasser eine nicht undankbare Aufgabe, die Frage, inwieweit die Sprachwissenschaft für prähistorische und kulturhistorische Zwecke zu verwerten sei, einer erneuten und eingehenderen Prüfung, als sie bis jetzt vorgenommen worden ist, zu unterziehen.

Zu diesem Behufe gibt die erste der vier Abhandlungen, in welche das vorliegende Buch zerfällt, eine geschichtliche Entwicklung der bisher über diesen Gegenstand vorgetragenen Aufstellungen und Meinungen. Da die hierauf bezügliche Literatur in umfangreichen Werken und kleinen Broschüren eine überaus zerstreute ist, welche sich oft bis in die Tagespresse verliert, so hofft der Verfasser durch ihre Zusammenstellung den für diese Seite der Linguistik sich Interessierenden einen Dienst erwiesen zu haben. Manches Unwesentliche ist dabei absichtlich übergangen worden.

Eine eigentliche Kritik der mitgeteilten Ansichten, soweit dieselbe nicht mit der Anordnung und Darstellung des Stoffes selbst verbunden ist, gibt dieser Aufsatz, welcher das *pro* und *contra* möglichst objektiv zum Ausdruck zu bringen wünscht, im einzelnen nicht. Nur bei solchen Punkten sind berichtigende oder erläuternde Bemerkungen hinzugefügt worden, auf welche der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Arbeit zurückzukommen nicht hoffen durfte.

Statt dessen sind in einer besonderen (zweiten) Abhandlung

die sprachlichen Tatsachen rücksichtlich ihrer Tragweite für kulturhistorische Schlüsse kritisch und methodisch geprüft worden. Was darf, und was darf der Geschichtsforscher nicht aus der Sprache schliessen, diese Fragen bilden den Mittelpunkt dieser Untersuchungen.

Von diesen geschichtlichen und theoretischen Betrachtungen wendet sich das Buch der Erforschung der Urzeit selbst zu, indem es einen der Haupt- und Kardinalpunkte der indogermanischen Urgeschichte, die Frage, ob die Metalle den Indogermanen vor ihrer Trennung bekannt gewesen seien oder nicht, eingehend behandelt. Auf das engste verknüpft mit dieser Untersuchung, während welcher der Verfasser zu einem verneinenden Resultat gelangt, erwies sich aber die weitere Frage, wann, von wo und auf welchem Wege die Kenntnis der Metalle, wenn sie der Urzeit noch fremd war, sich in späterer Zeit bei den indogermanischen Völkern verbreitet habe. Was sich für die Lösung dieses schwierigen Problems an sprachlichen Anhaltspunkten ergibt, glaubt der Verfasser vollständig gesammelt zu haben, ohne dabei die Ergebnisse der Geschichte und Prähistorie ausser Augen zu lassen.

So schien sowohl in theoretischer als auch in sachlicher Beziehung eine zuverlässige Basis geschaffen, von welcher aus der Verfasser es wagen durfte, keckeren und zuversichtlicheren Schrittes weitere Streifzüge über die Grenzen der geschichtlichen Überlieferung hinaus zu unternehmen. Der Versuch eines Gesamtbildes der indogermanischen Urzeit nach ihren charakteristischen Seiten (Viehzucht, Ackerbau, Speise und Trank, Familie, Sittlichkeit, Staat, Fertigkeiten, Künste, Kenntnisse, Sprache, Religion, Heimat) bildet daher den Schluss des vorliegenden Buches.

Jena, Anfang Mai 1883.

## Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte tritt in vieler Beziehung als ein neues Buch an die Öffentlichkeit.

Die Nötigung hierzu lag einerseits in den Fortschritten, welche die auf die vorliegenden Untersuchungen bezüglichen Wissenschaften seit dem ersten Erscheinen des Buches gemacht haben. Vor allem aber erweckten die eigenen Erfahrungen und Studien des Verfassers während des verflossenen Zeitraumes in ihm das Bedürfnis, alles, was er bisher zerstreut über die Urgeschichte unseres Stammes vorgetragen hatte, hier, wie er hofft in gebesserter und gereinigter Gestalt, zu einem Gesamtbild der vorgeschichtlichen Gesittung der Indogermanen zu vereinigen.

Es kann meine Absicht nicht sein, an dieser Stelle auch nur auf die wichtigsten Punkte der Erweiterungen, Zusätze, Streichungen etc. der neuen Auflage einzugehen; doch möchte ich zweierlei in Kürze hervorheben.

In etymologischer Hinsicht begnügte sich die erste Auflage im wesentlichen mit den dem Verfasser damals richtig erscheinenden Zusammenstellungen anderer. Allein bei einem tieferen Eindringen in seinen Gegenstand erkannte der Verfasser bald, dass das Dunkel, welches gerade über dem kulturhistorisch bedeutsamen Teile des indogermanischen Wortschatzes lastet, noch ein so grosses ist, dass der Versuch, zu der Aufhellung desselben beizutragen, gewagt werden musste. Der Verfasser ist hierbei zu der Überzeugung gekommen, dass eine sorgfältigere Beobachtung des Bedeutungswandels, zu welcher sachliche Studien den unmittelbaren Anlass geben, besonders für die Erkenntnis bisher unbemerkter, lautlich gesicherter etymologischer Zusammenhänge geeignet sei.

Der zweite Punkt betrifft die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, welche der Verfasser in der ersten Auflage unbeantwortet gelassen hatte. Die Anschauung, zu welcher er

nunmehr gekommen ist, macht auf Neuheit keinen Anspruch. Es ist die zuerst von Th. Benfey aufgestellte, neuerdings namentlich von W. Tomaschek vertretene Ansicht von den Ursprüngen der Indogermanen im europäischen Süd-Russland. Der Verfasser verschweigt sich nicht, dass die Lösung dieses ganzen Problems kaum jemals über die Aufstellung einer mehr oder minder glaublichen Hypothese hinauskommen wird. Er ist aber doch der Meinung, durch eine Reihe teils allgemein kulturgeschichtlicher, teils speziell sprachlich-historischer Kombinationen für seine Überzeugung eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit — nicht mehr und nicht minder — erzielt zu haben. Es wäre dem Verfasser erwünscht, wenn man das Kapitel, welches direkt von der Heimat handelt, und in welchem die durch das ganze Buch gesponnenen Fäden zusammenlaufen, an derjenigen Stelle lesen wollte, an welcher es steht, an letzter.

Jena, am 9. Oktober 1889.

---

## Vorwort zur dritten Auflage.[1]

Der Verfasser möchte nicht eine gewisse Befriedigung über die Tatsache verhehlen, dass es diesem Buche, nachdem fast 25 Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, wiederum vergönnt ist, in verjüngter Gestalt auf dem Kampfplatze zu erscheinen. In diesem Zeitraum hat er Lob und Tadel „ertragen" gelernt und hofft, dass beide dem Buche in seiner gegenwärtigen Fassung zugute gekommen sind.

In der Anlage des Werkes, wie sie in dem Vorwort zur ersten Auflage geschildert worden ist, brauchte eine Veränderung nicht einzutreten. Indessen würde der geschichtliche Überblick über die Entwicklung der linguistisch-historischen Forschung

1) Für wirksame Beihilfe bei der Korrektur des vorliegenden Werkes bin ich Herrn Dr. W. Heuschkel in Jena zu lebhaftem Danke verpflichtet.

(Abhandlung I: Zur Geschichte der linguistischen Paläontologie) ungebührlich angeschwollen sein, wenn es nicht möglich gewesen wäre, durch erhebliche Kürzungen und Ausschaltungen Raum für den neuen Stoff zu gewinnen, der sich seit dem Erscheinen der zweiten Auflage angehäuft hat. Auf die Darstellung der älteren Epochen unserer Wissenschaft ganz zu verzichten, schien dem Verfasser nicht anzugehen, da einerseits die geschichtliche Entwicklung eines Wissenszweiges von seinen ersten Anfängen an, von so viel Irrtümern dabei auch immer die Rede sein muss, für jeden geschichtlich Denkenden an sich einen nicht geringen Reiz bietet, und andererseits es sich, namentlich auf dem Gebiet der Heimatfrage, nicht selten zeigt, wie die Neueren (zuweilen ohne es zu wissen) in den Spuren der Älteren wandeln. In der eben genannten Frage nach der Urheimat der Indogermanen ist das Jahr 1905 besonders reich an Veröffentlichungen gewesen, die in dieser ersten Abhandlung nur eben noch genannt werden konnten. Dafür bot das Schlusskapitel des ganzen Werkes (Kap. XVI: Die Urheimat) reichliche Gelegenheit, auch auf die neueste Entwicklung der Heimatfrage des näheren einzugehen.

Während die erste Abhandlung des ersten Teils dieses Werkes trotz des Hinzutretens des neuen Stoffes gegenüber der 2. Auflage an Umfang verloren hat, stellt die zweite (Zur Methodik und Kritik der linguistisch-historischen Forschung) einen wesentlich erweiterten und fast durchaus neu ausgearbeiteten Versuch dar, die aus der linguistischen Paläontologie hervorgegangene Wissenschaft der indogermanischen Altertumskunde in ihrer Methode und in ihren Zielen tiefer und ausführlicher, als es bis jetzt geschehen ist, zu begründen. Hier schien dem Verfasser auch der Platz, sich mit einer Reihe von Einwendungen, die gegen seine Anschauungen erhoben worden sind, auseinanderzusetzen.

Was die beiden Abhandlungen des zweiten Teils (III: Die Metalle, IV: Die Urzeit) anbetrifft, so waren für ihre Neugestaltung, die für Abhandlung IV von einer wesentlichen Erweiterung ihres Umfangs begleitet sein musste, namentlich zwei Umstände dem Verfasser von Vorteil. Einmal die Ausarbeitung seines Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde (Strassburg 1901), durch die sich ihm die Gelegenheit bot, die grosse Masse der altidg. Kulturerscheinungen in ihre Grundbegriffe aufzulösen und diese im einzelnen sprachlich und sachlich zu unter-

suchen. Damit war zugleich eine festere Basis als bisher auch für die zusammenfassende Darstellung gewonnen, welche die Aufgabe des vorliegenden Buches ist.

Bei den kritischen Besprechungen des eben genannten Werkes ist, namentlich von A. Brückner im Archiv für slavische Philologie, darauf hingewiesen worden, dass die slavische Welt, deren Bedeutung für die Rekonstruktion des idg. Altertums schon V. Hehn mit Entschiedenheit betont hatte, in dem Reallexikon zu kurz gekommen sei. Der Verfasser hat die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht verkannt und schon im Jahre 1902, zunächst in Russland, damit begonnen, sich in die slavische Volks- und Altertumskunde einzuarbeiten. Seine seit dieser Zeit trotz der Ungunst der Arbeitsbedingungen, unter denen der Verf. andauernd zu leiden hat, eifrig gepflegten russischen Studien haben hoffentlich auch dem vorliegenden Buche nicht unerheblichen Gewinn gebracht.

In etymologischer Beziehung ist der Verfasser in dieser dritten Auflage im ganzen zurückhaltender als in der zweiten gewesen, einmal weil er den mit sprachlichen Dingen weniger vertrauten Lesern dieses Buches nur die sichereren Ergebnisse der etymologischen Forschung bieten wollte, andererseits weil ihm die richtige Stelle, um in grösserem Umfang neue etymologische Vorschläge zu machen, nunmehr in seinem Reallexikon gegeben zu sein schien. So tritt die sachliche Seite der Untersuchung in dieser Auflage noch mehr als in den früheren hervor.

Auch in seiner gegenwärtigen Gestalt wird dem vorliegenden Buche vermutlich ein kampfloses Dasein nicht beschieden sein. Immer deutlicher taucht am Horizont eine Vorstellung auf, der der Begriff des Indogermanentums in dem des Germanentums zerfliesst. Von den sturmgepeitschten Gestaden der Nordsee oder aus den Urwäldern an den Küsten der Ostsee haben nach diesem patriotischen und darum willig aufgenommenen Glauben die Germanen oder Prägermanen schon in unvordenklicher Zeit zu Wasser und zu Land die Welt bis zum Oxus und Ganges überflutet. Hand in Hand mit dieser Lehre geht, auf angebliche Zeugnisse der Prähistorie gestützt, eine immer mehr sich steigernde Vorstellung von der einstigen Höhe der urindogermanischen Kultur ebenso in materieller wie in gesellschaftlicher und sittlicher Hinsicht. Bald wird man wieder bei dem einstmals durch sprachliche Gleichungen

gewonnenen „indogermanischen Paradies“ angekommen sein, nur dass man seinen Schauplatz nicht mehr „auf dem Dach der Welt“, sondern in Schonen, Schleswig-Holstein oder auch in Berlin und Umgegend sucht.

Solchen, wie mir scheint, in keiner Weise begründeten Vorstellungen tritt das vorliegende Buch im Sinne der V. Hehnschen Kultur- und Weltanschauung mit Entschiedenheit entgegen, jener Kultur- und Weltanschauung, die, indem sie uns durch das Dunkel einer barbarischen oder halbbarbarischen Vergangenheit zu den von den flutenden Lichtwellen des Orients getroffenen historischen Anfängen der indogermanischen Einzelvölker geleitet, allein eine wirklich entwicklungsgeschichtliche Erkenntnis unserer Kulturverhältnisse gestattet.

Jena, Pfingsten 1907.

**O. Schrader.**

## Inhaltsverzeichnis des I. Teils.



## Inhaltsverzeichnis des ersten Abschnitts des II. Teils.

---

# Inhaltsverzeichnis des zweiten Abschnitts des II. Teils.

IV.



---

# I.

# ZUR GESCHICHTE

DER

# LINGUISTISCHEN PALAEONTOLOGIE.

Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.



## I. Kapitel.

# Die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung.

Die Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts über die sprachlichen und ethnographischen Verwandtschaftsverhältnisse der Völker lassen sich in ihrer Gesamtheit nirgends besser übersehen als in den zahlreichen Schriften, die einen der gelehrtesten und namhaftesten Sprachforscher dieser Zeit, Johann Christoph Adelung, zum Verfasser haben. Sein Hauptwerk, Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde (1806—16, von Teil II an aus Adelungs Papieren von J. S. Vater fortgesetzt, 3 Bände Berlin), das an der Grenzscheide älterer und neuerer Sprachwissenschaft steht, kann als eine methodischere und gründlichere Weiterführung der schon von Leibniz angeregten und in dem Petersburger Wörterbuch der Kaiserin Katharina zuerst zur Ausführung gekommenen Idee eines Universal-Glossariums bezeichnet werden, dem der für die damals fast ausschliesslich im Dienste der Ethnologie stehende Sprachforschung charakteristische Gedanke zu Grunde liegt, durch eine Vergleichung der Sprachen das gegenseitige Verhältnis der Völker zu ergründen. Aber nicht, wie es im Petersburger Wörterbuche und sonst geschehen war, werden hier als Massstab dieser Vergleichungen Sammlungen einzelner Wörter, gegen die Adelung seine ernsten Bedenken nicht verhehlt (vgl. Vorrede p. VIII), herangezogen, sondern auf Grund der reichlich vorhandenen Sammlungen[1]) wird das Vater Unser „in beinahe fünfhundert Sprachen und Mundarten" als Sprachprobe gegeben; denn nur an der Hand eines zusammenhängenden Stückes menschlicher Rede könne man in den Gang und Geist und, worauf es besonders ankomme, in den inneren und äusseren Bau einer Sprache eindringen (vgl. p. XII).

1) Der erste, der auf den Gedanken kam, das V. U. als Sprachprobe zu benutzen, war J. Schildberger um 1477. Über die Sammlungen des V. U. vgl. Mithridates I, 646 f.

Uns interessieren in diesem Werke, das man auch heute nicht ohne Nutzen lesen wird, in erster Linie die Anschauungen des Verfassers über die verwandtschaftlichen Beziehungen der europäisch-asiatischen und unter ihnen wieder derjenigen Völker, die man später mit dem Namen der indogermanischen zusammengefasst hat. Zunächst kann einer der verhängnisvollsten Irrtümer früherer Jahrhunderte, den zuerst Leibniz mit Energie bekämpft hatte, dass nämlich die Sprache der Bibel als die Ursprache der Menschheit anzusehen sei, als überwunden gelten. Schon in seiner 1781 in Leipzig erschienenen Schrift Über die Geschichte der Deutschen Sprache etc. sagt Adelung Einleit. p. 10: „Man hat sich von jeher sehr viele unnötige Mühe gegeben, ausfindig zu machen, welches die erste Sprache in der Welt gewesen, weil man geglaubt, alle übrigen Sprachen müssten sich alsdann sehr leicht aus dieser herleiten lassen. . . . Die hebräische Sprache ist freilich die älteste, von welcher wir die beträchtlichsten Überbleibsel haben; allein sie ist um deswillen nicht die ursprünglichste", und fügt dann Mithrid. Vorrede p. XI hinzu: „Ich leite nicht alle Sprachen von einer her; Noahs Arche ist mir eine verschlossne Burg und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe."

Trotzdem ist indessen Adelung von nichts fester als von dem asiatischen Ursprung der europäischen Völker überzeugt. Auch war eine Begründung dieser Ansicht für die damalige Zeit nicht nötig. „Asien", sagt Adelung in der Einleitung zum I. Teil des Mithridates, „ist zu allen Zeiten für denjenigen Weltteil gehalten worden, in welchem das menschliche Geschlecht seinen Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat," und in der Einleitung zum II. Teil desselben Werkes heisst es: „Derjenige Weltteil, welchen wir nach dem Vorgange der Phönicier Europa nennen, ist eigentlich nur die westliche Fortsetzung von Asien. . . . Es hat daher auch seine Einwohner diesem Weltteile unmittelbar zu danken, und zwar zunächst dem hohen Mittel-Asien (lag doch das Paradies nach Adelung a. a. O. I, 6 f. in Kaschmir) in demselben, dieser alten und grossen Pflanzschule des menschlichen Geschlechts für das nördliche Asien, Europa und Amerika."

Auch über die Reihenfolge und die Wanderungsrichtung der in Europa einziehenden Völker machte sich Adelung bereits Ge-

danken, vgl. Älteste Geschichte der Deutschen etc. Leipzig 1806 p. 12 f. Er unterscheidet in Europa von Westen nach Osten sechs verschiedene Sprach- und Völkerstämme, Iberier, Kelten, Germanier, Thracier (genauer den „Thracisch-Pelasgisch-Griechisch-Lateinischen“ Sprachstamm), Finnen und Slaven, von denen die Iberier, weil am westlichsten wohnend, auch wohl am frühesten eingewandert seien. Jedenfalls ergebe die Lage dieser Völkerstämme zu einander für ihre Einwanderung zwei grosse Zuglinien: die eine für Kelten und Thracier (vgl. aber Mithrid. II, 340) im Süden, die andere für Germanen, Slaven und Finnen im Norden der Donau.

Fragen wir nun, bis zu welchem Grade Adelung und seine Zeit die etymologische Verwandtschaft der indog. Sprachen erkannt hatte, so sei zunächst erwähnt, dass die wichtigen Berührungen des Sanskrit mit anderen Sprachen, namentlich durch die Schriften des Frater Paulinus a S. Bartholomaeo[1]), keineswegs unbekannt waren. Adelung gibt Mithrid. I, 149 f. ein Kapitel „Übereinkunft vieler Wörter des Sanskrit mit den Wörtern anderer alter Sprachen“, das mit dem Satze beginnt: „Das hohe Alter dieser Sprache erhellet unter andern auch aus der Übereinkunft so vieler ihrer Wörter mit anderen alten Sprachen, welches wohl keinen anderen Grund haben kann, als dass alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben.“ Dass indessen hiermit nicht die Erkenntnis des Begriffes einer indog. Völkerfamilie ausgesprochen ist, geht aus den folgenden Wörterverzeichnissen hervor, in denen zur Vergleichung mit dem Sanskrit auch Hebräisch, Syrisch, Türkisch usw. herangezogen werden.

Im Übrigen sind es, was die indog. Völker betrifft, besonders zwei nähere Berührungen, die in der damaligen Zeit behauptet und verteidigt werden: es ist dies erstens das nähere Verhältnis, in dem das Lateinische zu dem Griechischen und zweitens dasjenige, in dem das Persische zu dem Deutschen stehen sollte. Namentlich über diesen letzteren Punkt hatte sich seit dem Jahre 1597 eine sehr zahlreiche Literatur an-

---

1) 1798 *Diss. de antiquitate et affinitate Linguae Zendicae, Samscridamicae, et Germanicae. Padua.* 1802 *Diss. de Latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom.*

gehäuft[1]), und noch Leibniz (vgl. Mithrid. I, 277) war der Meinung, die Verwandtschaft zwischen Deutsch und Persisch sei so gross, dass *integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat.*

Die Erklärung derartiger Verwandtschaftsverhältnisse wurde in damaliger Zeit ausschliesslich in Mischungsprozessen gesucht, die die betreffenden Völker in historischen oder vorhistorischen Epochen durchgemacht haben sollten. So erklärt Adelung-Vater Mithrid. II, 457 das Lateinische für eine Mischung keltischer (*Aborigines*) und griechischer (*Pelasgi*) Elemente, und die „deutschen Bestandteile im Persischen" werden mit dem Aufenthalt der Goten am schwarzen Meere, in der Nähe Persiens verknüpft. „Denn da diese ein wildes, unruhiges und eroberungssüchtiges Volk waren, welches sich immer auf Kosten seiner Nachbarn auszubreiten suchte, so wird es das nahe Persien gewiss nicht verschont haben"[2]), vgl. Älteste Geschichte der Deutschen 1806 p. 350). Auch die „griechische Sprache enthält zum Verwundern viele germanische Wurzelwörter, vielleicht ein Fünftel ihres ganzen Reichtums, ohne dass deswegen die eine Sprache die Mutter der andern sein dürfte. Sind die Germanen aus Osten gekommen, so haben sie gewiss auch lange Zeit im Norden von Thracien gewohnt, ehe sie nach und nach weiter nordwärts gedrängt wurden. Da barbarische Völker nicht lange ruhige Nachbarn bleiben, so können sie die südlicheren Gegenden mehrmals überschwemmt und beherrscht, und ihnen zum Andenken einen Teil ihrer Sprache hinterlassen haben." So urteilte Adelung über diese Verhältnisse noch in der kurze Zeit vor dem ersten Teil des Mithridates erschienenen Ältesten Geschichte der Deutschen etc. p. 352 f. Es ist daher sehr merkwürdig, dass derselbe Verfasser an derjenigen Stelle des Mithridates, an der er über denselben Gegenstand

---

1) Mitgeteilt von Adelung Älteste Geschichte der Deutschen etc. Leipzig 1806 p. 360 f. Vgl. auch Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 228 f.

2) Ganz ähnlich hatte man die im Anfang des XVII. Jahrh. zuerst bemerkten Übereinstimmungen des Litauischen und Lateinischen mit der Annahme erklärt, dass bei der Überfahrt Caesars nach Britannien verschlagene römische Soldaten nach Litauen gekommen seien. Vgl. *Michalonis Lituani De moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmina ed. Grasser, Basileae,* 1615 p. 23.

zu reden hat, zu einer ganz anderen, dem wirklichen Sachverhalt ziemlich nahe kommenden Auffassung der Dinge gelangt. Es ist ihm Mithridates I, 279 doch sehr auffallend, dass die germanischen Bestandteile im Persischen daselbst nicht als Fremdlinge, sondern „als tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Formen verwebt“ erscheinen. Aus diesem Grunde scheint ihm vielmehr folgende Erklärung die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich zu haben: „Die Germanen stammen, so wie alle westlichen Völker, aus Asien her, und wenn man gleich jetzt die Gegend nicht mehr bestimmen kann, welche sie vor ihrer Auswanderung bewohnt haben, so gibt es doch keine Gründe, warum man sie nicht in das an Persien und Tibet unmittelbar grenzende Mittel-Asien sollte setzen können, welches durch seine unstäten Horden Europa teils bevölkert, teils mehr als einmal erschüttert hat. Der German (*sic*), der Slave, der Thracier, der Kelte u. s. f. können also mit dem Perser gleichzeitig aus einer und derselben Sprachquelle geschöpft und sich nur durch Zeit, Klima und Sitten wieder von ihm entfernt haben.“

So war denn der gelehrte deutsche Sprachforscher kurz vor seinem Tode, wie es scheint, selbständig zu demselben Resultat gekommen, das der berühmte Engländer W. Jones, auf seine bessere Kenntnis des Sanskrit gestützt, schon im Jahre 1786 ausgesprochen[1]) hatte, dass sich nämlich die Übereinstimmungen dieser Sprache in erster Linie mit dem Griechischen und Lateinischen, sodann aber auch mit dem Germanischen und Keltischen (Persisch und Slavisch wird an der betreffenden Stelle von Jones nicht genannt) nicht erklären liessen ohne die Annahme, dieselben seien von einer gemeinsamen Quelle, die vielleicht nicht mehr existiere, ausgegangen.

Erst dem XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, den Beweis für die Einheit **indogermanischer**[2]) Zunge in wissenschaftlichem Sinne zu erbringen. Durch Franz Bopps unsterbliches Verdienst beginnt der Kreis der indog. Sprachen sich fester und enger zu schlingen. Ein Zweifel an der gemeinsamen Abstammung der in Bopps Vergleichender Grammatik (1833—35) behandelten

---

1) Vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft p. 347 f.

2) Der Ausdruck „indogermanisch“ scheint zuerst von Klaproth in seiner *Asia polyglotta* Paris 1823 gebraucht worden zu sein. Vgl. G. Meyer I. F. II, 125 ff.

Sprachen, des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gotischen und Deutschen, denen in besonderen Abhandlungen das Keltische (1839), das Altpreussische (1853), das Albanesische (1854 und 55) und in einer zweiten Auflage (1856—61) das Armenische hinzugefügt wird, ist nun nicht mehr gestattet. Aber während für Bopp die Annahme einer prähistorischen Einheit der indog. Völker nur als Hintergrund für die Erklärung sprachlicher Tatsachen dient, beginnt auf der von ihm geschaffenen Basis jener Gedanke allmählich auch in seiner eminent historischen Bedeutung sich Bahn zu brechen.

Auf das engste verbunden mit der Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses der indog. Sprachen war aber in erster Linie die Frage nach dem Ausgangspunkt, der Urheimat der indog. Völker. Überblickte man eine verwandte Wortsippe wie etwa got. *fadar*, lat. *pater*, griech. *πατήρ*, skrt. *pitā́*, altiran. *pita*, so waren für die Erklärung dieses Verhältnisses von vornherein zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder musste eine der aufgezählten Formen als Mutterform der übrigen betrachtet werden, oder alle zusammen stammten von einer nicht mehr erhaltenen, sondern nur durch Sprachvergleichung zu erschliessenden Urform ab. Von der Entscheidung für eine dieser beiden Eventualitäten musste die Bestimmung der Lage der indog. Urheimat zunächst abhängen, und obgleich schon W. Jones das Richtige geahnt hatte, fehlte es doch nicht an solchen, die eine der indog. Sprachen als die Muttersprache der übrigen in Anspruch zu nehmen geneigt waren. Die Ehre einer solchen Stellung wurde entweder dem Sanskrit, dem man ja die Entdeckung des indog. Sprachstammes zumeist verdankte, oder aber der Zendsprache zuerteilt, die in dem Rufe einer um so grösseren Heiligkeit und Ursprünglichkeit stand, je weniger sie den Forschern im Anfang unseres Jahrhunderts bekannt war.

Die Herleitung des indog. Stammes aus Indien vertritt F. v. Schlegel in seinem epochemachenden Werke Sprache und Weisheit der Inder 1808 (vgl. B. III, K. III, 173 f.). Er erklärt sich den Zusammenhang der indog. Völker in Sprache, Mythologie und Religion historisch durch Kolonien entstanden, die vor grauen Zeiten aus dem völkerreichen Indien nach Asien und Europa geführt, daselbst mit den Ureinwohnern des Landes verschmolzen wären und ihnen Sprache und Sitte aufgedrückt hätten. Zu-

weilen, meint Schlegel, mochten auch einzelne, besonders Priester, als Missionäre in die Fremde ziehen und die Sprache ihrer Heimat verbreiten. Die grössere Ursprünglichkeit der Zendsprache selbst dem Sanskrit gegenüber behauptet dagegen H. F. Link in seinem ebenfalls für jene Zeit sehr schätzbaren Buche Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde 2 Teile Berlin 1821 und 22. Da aber nach seiner Meinung „die uralte Zendsprache", die Mutter des Sanskrit, aus dem Griechisch, Lateinisch und Slavisch hervorgegangen sind — Deutsch ist ihm noch die Tochter des Persischen, das wiederum aus einer eigentümlichen Mischung zendsprachlicher und barbarischer (d. h. germanischer) Bestandteile hervorgegangen ist — in Medien und in den angrenzenden Ländern gesprochen ward, so zweifelt er nicht, dass auf dem Hochland von Medien, Armenien und Georgien die Ursitze der Indogermanen zu suchen seien, eine Ansicht, die im Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt bei den namhaftesten Forschern wie Anquetil-Duperron, Herder, Heeren u. a. die herrschende war. Hierher sei, wie dies ebenso Adelungs Meinung (vgl. Mithrid. I, 5) war, auch die Heimat der Haustiere und Kulturpflanzen, wie überhaupt „der besseren Ausbildung des Menschengeschlechtes, welche auf uns überging", zu verlegen (vgl. p. 243).

Diese hypothetischen Annahmen einer indog. Urheimat verloren indessen den Boden unter den Füssen, sobald die Überzeugung durchdrang, dass sämtliche indogermanische Sprachen, also auch das Sanskrit und Zend, zu einander in dem gleichberechtigten Verhältnis von Schwestern stünden. Nur Indien ward noch von einigen eine Zeit lang, zuletzt von A. Curzon (*On the original extension of the Sanskrit language over certain portions of Asia and Europe, Journal of the Royal Asiatic Society* XVI, 172 f.) 1856 als Ausgangspunkt der Indogermanen festgehalten (vgl. J. Muir *Original Sanskrit Texts* II², 301 f.).

Der erste, der für die Lage der indog. Urheimat Anhaltepunkte zu gewinnen suchte, ohne in der falschen Vorstellung befangen zu sein, dass eines der indog. Völker als das Urvolk der übrigen anzusehen sei, war J. G. Rhode in seinem Buche Die heilige Sage des Zendvolkes Frankfurt 1820 (vgl. F. Spiegel im Ausland 1871 p. 55 f.). Er war es zugleich, der zuerst auf denjenigen Teil des inneren Hochasiens hinwies, der von einigen

Gelehrten noch heute als die Urheimat der Indogermanen angesehen wird.

Rhode geht von dem Versuche aus, den geographischen Ausgangspunkt des Zendvolkes, unter dem er Baktrer, Meder und Perser zusammenfasst, zu bestimmen und knüpft zu diesem Zweck an den berühmten ersten Fargard des Vendidâd an, in dem bekanntlich sechzehn Landschaften als Schöpfungen des Ahuramazda und ebensoviel Plagen als Oppositionen des Angramainyu gegen dieselben aufgeführt werden. In der Aufzählung dieser Landschaften erblickt nun Rhode die Spuren der allmählichen Ausbreitung des Zendvolkes, als dessen Ausgangspunkt er das an jener Stelle zuerst genannte *Airyana Vaêjanh* betrachtet. Da nun auf dieses *Airyana Vaêjanh* an zweiter Stelle *Sugdha* folgt, das ohne Zweifel das griechische *Σογδιανή* (altp. *Suguda*, heute *Samarkand*) ist, so „müssen *Eeriene* (*sic*) und *Sogdiana* unmittelbar an einander grenzen, und das Volk musste unmittelbar aus dem ersteren in das zweite wandern können. *Eeriene Véedjo* (*sic*) ist daher nirgends zu suchen, als auf der allgemeinen Höhe von Asien, woher, soweit die Geschichte reicht, immer Völkerwanderungen geschahen: auf den hohen und kalten Bergflächen und an den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Gebirge an den Quellen des Jaxartes und Oxus" (p. 86). Da nun nach sprachlichem Ausweis Zend und Sanskrit sich zu einander verhalten „wie zwei Schwestern, die von einer Mutter abstammen", so müssen einstmals auch die Brahmanen von den hohen Flächen oder Gebirgsabhängen des mittleren Asiens an die Ufer des Ganges und Indus herabgezogen sein (p. 96). Ja, auch den Grund der plötzlichen Auswanderung des Urvolks aus der ursprünglichen Heimat glaubte Rhode in den Schriften des Avesta wiederzufinden. Eine rasche Erkältung der früheren wärmeren Temperatur Hochasiens (vgl. Vend. Farg. I v. 3 u. 4) nötigte es, sein kaltes Bergland zu verlassen und in die wärmeren Gegenden von Sogdiana, Baktrien, Persis u. s. w. zu ziehen.

In ähnlichem Sinne wie Rhode und zwar gleichzeitig mit ihm sprach sich auch A. W. von Schlegel in einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu einem grossen von ihm beabsichtigten, aber nicht herausgegebenen Werke *Etymologicum novum sive synopsis linguarum* (vgl. Indische Bibliothek I, 274 f.) aus. *Quid igitur?* heisst es daselbst p. 291, *num origines linguarum*

*Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes deductis in contraria rivulis ab eodem fonte fluxisse.* Und weiter p. 293: *Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse.* Des genaueren entscheidet sich A. W. von Schlegel für das Gebiet zwischen dem kaspischen Meer und den zentralasiatischen Hochgebirgen in einem späteren Aufsatz *De l'origine des Hindous* (vgl. *Transactions of the Royal Society of Literature London* 1834 u. *Essais Littéraires et Historiques Bonn* 1842).

Auch einer Bemerkung des verdienten Julius v. Klaproth sei hier gedacht, insofern sie der erste Versuch ist, mit Hilfe der Sprachvergleichung und Pflanzengeographie etwas über die Urheimat der Indogermanen zu ermitteln. Schon im Jahre 1830 (vgl. *Nouveau Journal Asiat.* V, 112) zog dieser Gelehrte aus dem Umstand, dass der Name der Birke der einzige indische Baumname sei, der sich in anderen indog. Sprachen wiederfinde (skrt. *bhûrja* = russ. *berëza* etc.), den Schluss, dass die sanskritische Bevölkerung Indiens von Norden her gekommen sein müsse. „Diese Völker fanden in ihrem neuen Vaterland die Bäume nicht vor, die sie im alten gekannt hatten, mit Ausnahme der Birke, die an den südlichen Abhängen des Himâlaya wächst."

Über die geographisch-ethnographische Verbreitung der indog. Völker äusserte sich ferner F. A. Pott sowohl in den Vorreden seiner Etymologischen Forschungen (1833 u. 36), als auch in seiner späteren Abhandlung Indogermanischer Sprachstamm (Allg. Enzyklop. v. Ersch u. Gruber 1840 II, 1—112). In Asien, darüber kann auch nach Potts Meinung kein Zweifel sein (Enzykl. p. 19), hat die Wiege des indog. Stammes gestanden. Denn „*ex oriente lux*, und der Gang der Kultur ist im grossen stets dem Laufe der Sonne gefolgt. An Asias Brüsten haben einst die Völker Europas gelegen und sie, die Mutter, als Kinder umspielt; dafür brauchen wir uns jetzt nicht mehr bloss auf dunkle, fast verklungene Erinnerungen, wir können uns auf den faktischen, in europäischen und asiatischen Sprachen geschichtlich vorliegenden Beweis berufen. Dort oder nirgends ist der Spielplatz, dort das Gymnasium der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit zu suchen" (Etym. Forsch. I p. XXI). In Asien entscheidet

auch er sich für das Gebiet des Oxus und Jaxartes an den Nordabfällen des Himâlaya zum kaspischen Meere hin. Hier lasse sich am sichersten der Scheidepunkt denken, von wo ab „sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indog. Völker fortbewegt zu haben scheinen" (Enzykl. p. 19).

Während Pott somit von denselben allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie sie schon Adelung ausgesprochen hatte, die zentralasiatische Abstammung der Indogermanen behauptete, suchte Ch. Lassen in seiner Indischen Altertumskunde 1847 I, 511—31 die Rhodesche Beweisführung durch neue Kombinationen zu stützen. Schon die Verteilung Indiens unter die verschiedenartigen Völker, die dasselbe bewohnen, spreche dafür, dass die Einwanderung der auch durch ihre Komplexion von den Ureinwohnern unterschiedenen „Arier" von Nordwesten her stattgefunden habe [1]. Hierher aber könne aus dem Oxuslande der Weg nur durch die westlichen Pässe des Hindukusch, durch Kabulistan nach dem Penjâb geführt haben. Dass ferner das *Airyana Vaêjañh* des Avesta wirklich da liege, wo es Rhode suchte, im Norden von Sogdiana, auf dem kalten Hochland an dem Westgehänge des Belurtag und Mustag, und dass hier das Urland nicht nur der Iranier, sondern des ganzen indog. Stammes (vgl. Altertumsk. I, 527) zu suchen sei, findet Lassen weiterhin bestätigt durch den Umstand, dass die Persisch redenden Tadschiks, die alten ansässigen Einwohner Khasgars, Jarkands, Khotens, Aksus u. s. w. zu beiden Seiten jenes hohen Gebirges sich finden und von da sich in das innere Hochasien verbreiten, Völker, auf die als zu der persischen Abteilung des indog. Stammes gehörig schon Klaproth

---

1) Einen neuen Beweis für die Herkunft der Inder aus dem Transhimâlaya-Land, den sich später auch Lassen (vgl. Indische Altertumskunde I² 638) und andere aneigneten, glaubte im Jahre 1850 A. Weber (Indische Stud. I, 161 f.) zu bringen. Dieser wies nämlich zuerst auf die uralte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* 1, 8, 1, 1 hin, in der erzählt wird, wie ein Fisch dem Manu rät, sich ein Schiff zu bauen, weil die Flut kommen würde. „Als die Flut sich erhob, bestieg er (Manu) das Schiff. Der Fisch schwamm zu ihm heran, an dessen Horn band er das Tau des Schiffes, damit setzte er über diesen nördlichen Berg" (Himâlaya). Von dort steigt Manu dann, Nachkommen erschaffend, nach Indien herab. Vgl. dagegen Zimmer Altindisches Leben 1879 p. 101.

in seiner *Asia polyglotta* [2] p. 243 und K. Ritter, durch den die Hypothese von dem zentralasiatischen Ursprung der Indogermanen in die geographische Wissenschaft eingeführt worden ist (vgl. Erdkunde II, 435 f.), ausführlich hingewiesen hatten. Dazu kam, dass man auch in mehreren aus chinesischen Quellen zuerst von Abel Remusat nachgewiesenen Stämmen, die um das 2. Jahrh. v. Chr. in feindliche Berührung mit den nordiranischen Reichen von Osten her treten, in den *Yueti, Yuetsihi, Yeta*, den *Szu, Se, Sai*, besonders aber in den als blauäugig und blondhaarig geschilderten *Usun* (vgl. Ritter Erdkunde II u. VII bei den im Register unter *Usun* und *Yueti* angegeb. Stellen) die letzten Ausströmungen der zentralasiatischen Indogermanen erblicken wollte, ja dass man sich, wie es Klaproth und Ritter taten, nicht scheute, die Namen der *Yeta* mit den *Geten*, die *Se* mit den *Saken*, die *Usun* mit den *Suionen*, ihren Fürsten *Kuenmi* mit dem germ. *Kunig* (Erdkunde II, 432) u. s. w. zu vergleichen. In den Südwesten des im weitesten Sinne genommenen Iran war nun aber nach Lassens Meinung auch die Urheimat des zweiten grossen Sprachstammes der „kaukasischen" Rasse, des semitischen, zu verlegen. Denn hierher führe die hebräische Sage von Eden, und was der Belurtag für die Arier, sei der Ararat für die Semiten gewesen. Ein gemeinsames Stammland, eine vorgeschichtliche Berührung der Semiten und Indogermanen werde aber durch den „über die grammatische Bildung" hinaus gehenden Zusammenhang ihrer Sprachen bezeugt.

So schien denn in der Tat alles die Meinung zu bestätigen, dass in Asien die Wurzeln der indog. Völker und Sprachen hafteten, und J. Grimm hatte Recht, in seiner Geschichte der deutschen Sprache (1848) zu behaupten, dass diese Ansicht nur noch wenige Gegner zähle. „Alle Völker Europas", heisst es p. 162 f., „sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, vom Osten nach dem Westen setzte sich ein unhemmbarer Trieb, dessen Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unterwegs hinterlassen haben." Der geringe und schlecht begründete Widerspruch gegen diese von den ersten Autoritäten vertretene Meinung (vgl. bei Th. Poesche Die Arier 1878 p. 60) verhallte bald gänzlich. Nur bei den Naturforschern erhielten sich, wie wir später sehen

werden, ernstere Zweifel an der von den Historikern und Philologen einstimmig angenommenen Lehre.

Wenn so gleich das erste Auftreten der vergleichenden Sprachwissenschaft die wichtigsten historischen und ethnographischen Fragen anregte, die nun schon zu einem definitiven Abschluss gekommen zu sein schienen, sollte das weitere Aufblühen jener Wissenschaft noch für einen anderen, der Aufklärung dringend bedürftigen Zweig des menschlichen Wissens, für die prähistorische Kulturgeschichte bedeutungsvoll werden.

Schon im Jahre 1820 hatte auf einem der neuen vergleichenden Methode ziemlich entfernt liegenden Gebiete, dem der malayisch-polynesischen Sprachen, J. Crawfurd in seinem umfangreichen Werke *History of the Indian Archipelago* einer allgemeinen Besprechung der polynesischen Sprachen ziemlich ausgedehnte Vokabularien hinzugefügt, in denen er die Verwandtschaft der wichtigsten Kulturwörter auf dem genannten Sprachgebiet zu verfolgen strebt. Ja, auf Grund seiner linguistischen Beobachtungen hatte er sogar schon ein detailliertes Bild der ältesten Zivilisation dieser Völker entworfen.

Auch auf indogermanischem Boden fehlte es nicht an ähnlichen Versuchen[1]). Den Anfang zu einer kulturhistorischen Anordnung indog. Gleichungen hatte schon der gelehrte und scharfsinnige R. K. Rask in einer Kopenhagen 1818 erschienenen Preisschrift gemacht (*Undersögelse om des gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*, ins Deutsche übersetzt von J. S. Vater in den Vergleichungstafeln der Europäischen Stamm-Sprachen etc. Halle 1822, vgl. das. p. 109—132), welche allerdings nur Etymologien des europäischen Sprachgebietes enthält, die sich aber durch eine verhältnismässig grosse Korrektheit auszeichnen[2]).

1) Der erste Ansatz eines solchen findet sich merkwürdiger Weise auf dem Gebiet der im übrigen spät näher bekannt gewordenen keltischen Sprachen. Hier hatte schon im Jahre 1707 Eduard Lhuyd in seiner *Archaeologia Britannica* einen gemeinsamen Wortschatz der keltischen Sprachen zusammengestellt. In diesem für seine Zeit höchst beachtenswerten Buch ist p. 290 auch ein *appendix voces aliquot quotidiani et maxime antiqui usus plerisque Europae linguis complectens*, gegeben, der meistenteils kulturhistorisch wichtige Wörter behandelt. Dasselbe Buch enthält Tit. VIII *a British Etymologicon or the Welsh collated with the Greek and Latin and some other European languages (by David Parry)* u. a.

2) Derartige vergleichende Wörterverzeichnisse waren übrigens

Linguistisch-kulturhistorischen Charakter tragen auch zwei kleine Aufsätze A. W. v. Schlegels Über Tiernamen und Namen der Metalle (Indische Bibliothek I, 238—245), in denen zuerst wichtige Kapitel der Kulturgeschichte mit Hilfe der Sprachwissenschaft aufgehellt werden sollen. In beiden Aufsätzen erörtert Schlegel die Übertragung gewisser Tier- und Metallnamen auf andere Tier- und Metallarten, wie das Verhältnis von griech. *ἐλέφας*: got. *ulbandus* „Kamel", ein Wort, das er „für eine uralte asiatische Erinnerung" hält, von got. *vulfs*: lat. *vulpes*, von skrt. *áyas*, germ. *eisen*: lat. *aes* „Kupfer" etc. Eine allgemeine Zusammenstellung der Tiernamen wollte Schlegel in seiner *synopsis linguarum* (vgl. oben) geben.

Nicht weniger machte H. F. Link in seinem oben genannten Werk, in den Abschnitten über die Verbreitung des Menschen, die Sprache als Kennzeichen der Verbreitung, die Heimat gezähmter Tiere und gebauter Pflanzen, das Auffinden der Metalle etc. häufig von linguistischen Argumenten Gebrauch.

Einen weiteren Schritt vorwärts tat F. G. Eichhoff in seinem Werke *Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde* 1836 (ins Deutsche übersetzt von Kaltschmidt 2. Ausg. Leipzig 1845; vgl. A. Höfer Berliner Jahrb. f. wiss. Krit. Dez. 1836 Nr. 104—110 und F. Pott Hallische Jahrb. f. deutsche Wissenschaft u. Kunst 1838 Nr. 310—12). „Philologie und Geschichte", heisst es in der Vorrede, „gehen Hand in Hand und die eine leiht ihren Beistand der anderen; denn das Leben der Völker offenbart sich in ihrer Sprache, dem treuen Spiegel ihres Wechsels, und wenn die nationale Zeitrechnung stehen bleibt, wenn der Faden der Überlieferung reisst, dann beginnt der alte Stammbaum der Wörter, welcher den Fall der Reiche überlebt, ihre Wiege zu beleuchten." In diesem Sinne bringt er, wie dies vorher schon Rask getan hatte, seine Wörtervergleichungen unter kulturhistorische Rubriken, deren er acht (Mond und Elemente, Tiere und Pflanzen, Körper und Glieder, Familie und Gesellschaft, Stadt und Wohnungen, Künste und Geräte, Handlungen und Wirkungen, Eigenschaften und Attribute) unterscheidet. So denkt er nachzuweisen, wie „von den Ufern des Ganges, ihrem alten

schon um 1801 von H. Th. Colebrooke, dem Begründer der indischen Philologie, angelegt, wenn auch nicht herausgegeben worden, vgl. M. Müller Essays IV, 466 f.

und geheimnisvollen Vaterland, diese so zähe und reiche Kultur unter tausend verschiedenen Abstufungen, aber an immer gleichen Stämmen und mit regelmässigen Verzweigungen sich fortgepflanzt hat über den unermesslichen Raum, welchen sie jetzt bedeckt und dessen Grenzen sie täglich hinausschiebt" (p. 145).

Allein so anerkennenswert auch die Grundideen der Eichhoffschen Zusammenstellungen sind, so sind doch diese Zusammenstellungen selbst fast gänzlich wertlos, da sie ausschliesslich auf einer äusseren Ähnlichkeit der verglichenen Wörter beruhen und nur selten und dann zufällig das Richtige treffen. Auch die übergrosse Schätzung der Altertümlichkeit des Sanskrit, die ihn dazu verleitet, die Heimat des Urvolkes nach Indien zu verlegen, trägt dazu bei, dem ganzen Werke eine falsche Richtung zu geben.

Eine wahrhaft wissenschaftliche Etymologie, das heisst eine Vergleichung der Wörter auf Grund fester, aus der Beobachtung der Sprachlaute gewonnener Lautgesetze, ist erst durch die auf Eichhoff sichtlich noch ohne Einfluss gebliebenen Etymologischen Forschungen F. A. Potts (1833 u. 1836), denen sich in den Jahren 1839—42 Th. Benfeys Griechisches Wurzellexikon anschloss, begründet worden. Zum ersten Mal ward jetzt ein verhältnismässig sicheres Sprachmaterial dem Kulturforscher an die Hand gegeben.

Einen festeren Boden hatte daher A. Kuhn unter den Füssen, als er im Jahre 1845 in einem epochemachenden Aufsatz Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker (Osterprogramm des Berliner Real-Gymnasiums) aufs neue die Sprachvergleichung auf die Erschliessung der indogermanischen Urzeit anzuwenden versuchte. Die Frage, von der Kuhn in seiner Abhandlung, die „nichts als ein Versuch sein will", ausgeht, lautet, „ob es nicht mittelst ebenderselben Sprachvergleichung möglich sei, von jenem Resultate der Verwandtschaft all' dieser grossen Völker zu einem weiteren zu gelangen, nämlich zu einer Feststellung der Grundzüge, welche den Zustand jenes Urvolkes zur Zeit, da es noch vereinigt war, gebildet haben" (p. 2). Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist hiermit deutlich ausgesprochen.

Kuhn gibt zunächst eine Zusammenstellung der in den indog. Sprachen bis in die ziemlich entfernten Grade z. B. eines Schwagers

und Schwiegervaters übereinstimmenden Verwandtschaftswörter, um so die Ausbildung eines geordneten Familienlebens, des Keimes und der Grundlage des Staates, für die Urzeit zu erweisen. Denn bis zu der über patriarchalische Zustände hinausgehenden Entwicklung staatlicher Gemeinschaft war nach Kuhn das Urvolk bereits vorgeschritten, als es seine ursprüngliche Heimat verliess (p. 7). Dafür sprechen ihm Gleichungen wie skrt. *rājan*, lat. *rex*, got. *reiks*; skrt. *páti*, griech. *πόσις*, got. *-faths* (skrt. *viçpáti* = lit. *wiẽszpats*) u. a. m. Weiterhin findet er das Hirtenleben der ältesten Indogermanen durch die übereinstimmende Benennung der meisten Haustiere reichlich bewiesen. So kommt er zu dem Resultate, „dass der Reichtum unserer Urväter an Vieh und Geflügel im ganzen aus denselben Bestandteilen gebildet war, wie heute“ (p. 12). Nur die Zähmung der Katze, in deren Benennungen keine auf Urverwandtschaft beruhende Übereinstimmung bemerkbar ist, spricht er der Urwelt ab; dagegen hält er die Bekanntschaft mit Hahn und Huhn, obgleich sie fast bei allen indog. Völkern verschieden benannt sind, wegen der grossen Heiligkeit des Tieres bei Indern, Römern und Deutschen für möglich (p. 10). Aber die Indogermanen waren nach Kuhn nicht nur Hirten, sie waren auch bereits zum Ackerbau übergegangen. Allerdings könne die Sprachvergleichung die Bekanntschaft der indog. Völker vor ihrer Trennung mit den Begriffen Pflug und Ackerbau nur wahrscheinlich machen, da die in den europäischen Sprachen zur Bezeichnung des Pflügens verwendete Wurzel *ar* (griech. *ἀρόω*, lat. *arare* etc.) in diesem Sinne nur hypothetisch im Sanskrit, nach Kuhn z. B. in *drya* „Pflüger“ (?), sich nachweisen lasse (p. 12), und das europäische Wort für „Pflug“ griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum* etc., das Kuhn direkt dem skrt. *aritra* gleichsetzt, hier noch „Ruder“ bedeute. Andererseits aber stelle die Sprache entschieden fest, „dass das Getreide und die Benutzung desselben als Brotfrucht bereits bekannt gewesen sein müsse, ehe die verschiedenen Völker sich trennten“ (p. 14). Der allgemeine Name für Getreide sei in der Urzeit *yava* (skrt. *yáva*, griech. *ζεά*, lit. *jawaĩ*) gewesen. Bezüglich der einzelnen Getreidearten findet Kuhn, dass in allen verglichenen Sprachen Ausdrücke für verschiedene Getreidearten übereinstimmen, und dass sonach das Getreide bereits dem Urvolke bekannt gewesen sein müsse, „dagegen lässt sich nichts darüber entscheiden, ob die später

damit bezeichneten Arten darunter zu verstehen seien; Gerste und Weizen haben, wie es scheint, den Anspruch auf das höchste Alter, und zumal die erste möchte, da sie vorzugsweise bei Griechen, Römern und Indern zu Opfergebräuchen verwandt wird, den Vorrang in Anspruch nehmen" (p. 16). Wenn so durch die Ausübung des Ackerbaues feste Niederlassungen des Urvolks von vornherein wahrscheinlich gemacht würden, so, meint Kuhn, würden dieselben durch eine reichliche Menge gemeinschaftlicher Wörter für Haus und Hof, Wohnung, Dorf, Stadt etc. noch ausdrücklich bewiesen. „Die Ahnen der indog. Völker waren also bereits ein sesshaftes Volk" (p. 18).

Somit war zum ersten Male der Versuch gemacht, ein Kulturgemälde der indog. Vorzeit auf sprachvergleichender Basis zu entwerfen; doch scheint die Kuhnsche Abhandlung erst dann für weitere Kreise fruchtbringend geworden zu sein, als der Verfasser im Jahre 1850 sie in dem ersten Bande der von A. Weber herausgegebenen Indischen Studien (p. 321—363) durch reichliche Zusätze, besonders aus dem Gebiete der keltischen und slavischen Sprachen, erweitert noch einmal erscheinen liess. War doch inzwischen das Interesse an der Vereinigung sprachlicher und historischer Forschung durch den Altmeister der historischen Sprachwissenschaft, durch Jakob Grimm aufs mächtigste gefördert worden, der sein 1848 erschienenes Werk Geschichte der deutschen Sprache von einem Standpunkt aus schrieb, den er selbst (Vorrede p. XIII) so charakterisiert: „Sprachforschung, der ich anhänge, und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloss Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unseres Volks das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte."

Für uns kommen zumeist die sieben ersten Abschnitte des Grimmschen Werkes in Betracht: Zeitalter und Sprachen, Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate, Glaube, Recht, Sitte, durch die „aus dem unermessnen Vorrat des Altertums mannigfalte Züge allem, was folgen soll,

gleichsam als Vordergrund unterbreitet wird“ (p. 161). Denn es kommt Grimm nicht eigentlich darauf an, ein klares und präzises Bild der indog. Urzeit zu geben, wie es Kuhn versucht hatte; er will vor allem die gemeinsamen Punkte zusammenstellen, durch welche die europäischen Völker und Sprachen unter einander und mit Asien verbunden werden. Die bewunderungswerte Fülle seines historischen und sprachlichen Wissens soll ihm die Vorgeschichte des Germanentums entrollen, und um ihre Phasen zu erkennen, verfolgt er die Spuren der Verwandtschaft mit gleichem Interesse, mögen sie ihn nun in die Nähe oder Ferne führen. Dabei aber drängen sich ihm Fragen über die engere oder weitere Verwandtschaft der indog. Sprachen unter einander auf, die für den weiteren Verlauf der linguistisch-historischen Studien von Bedeutung werden mussten. Er selbst urteilt hierüber p. 1030, wie folgt: „Unsere deutsche Sprache schliesst sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, dass sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt.“ Zu einer scharfen Scheidung bestimmter Kulturperioden, wie sie später versucht werden, schreitet das Werk noch nicht vor, im Gegenteil ist es oft sehr schwierig, die historischen Schlüsse Grimms aus den partiellen Übereinstimmungen der Sprachen zu erkennen.

Im allgemeinen ist Grimm der Ansicht, dass die aus Asien nach Europa einziehenden Indogermanen — ihrer Einwanderung ist Kap. VIII gewidmet — noch Hirten und Krieger gewesen seien. „Jenes unaufhaltsame Einrücken der Völker aus Asien in Europa“, heisst es p. 15, „setzt kühne, kampflustige Scharen voraus, die sich zuweilen Ruhe und Rast gönnten, im Drange der Fortbewegung von ihrer Herde, Jagd und Beute lebten. Bevor sie sich friedlichem Ackerbau ergaben, müssen sie Jäger, Hirten und Krieger gewesen sein. . . . Die ausziehenden Hirten hatten noch manches gemein, wofür die späteren Ackerbauer schon besondere Wörter wählen mussten“ (p. 69). „Dennoch bleiben“, fügt er unter dem Einfluss der Kuhnschen Arbeit hinzu, „*yáva, jawaī, ζεά*; *kṓka* (skrt. „Wolf“, vgl. *vṛ́ka* „Wolf und Pflug“), *hôha* (got. „Pflug“), *huoho* (vgl. Kuhn a. a. O. p. 13—15) wichtige Ausnahmen, so wie, wenn die wunderbare Analogie allen

Zweifel besiegen kann, *aritra, aratrum, ἄροτρον*; *plavá* (skrt. „Fahrzeug"), *πλοῖον, pliúgas* (lit. „Pflug")."

So ward durch die Arbeiten Kuhns und Grimms die erste Grundlage einer methodischen Erforschung des indog. Altertums an der Hand der Sprachvergleichung geschaffen. Wenn, sagte man sich, ein Wort in gleicher Form und gleicher Bedeutung (beides *cum grano salis* verstanden) in allen oder mehreren Sprachen des indog. Stammes wiederkehrt, so muss dieses Wort schon in der indog. Ursprache gegolten und mithin der von ihm bezeichnete Begriff schon in der Urzeit existiert haben. Weil skrt. *çván* dem griech. *κύων*, lat. *canis* u. s. w. entspricht, müssen, so schloss man, die Indogermanen schon vor ihrer Trennung den Hund als Haustier besessen, und weil skrt. *púr* „Stadt" sich dem griech. *πόλις* vergleicht, müssen sie schon in Städten zur Zeit ihres ungetrennten Beisammenseins gewohnt haben (vgl. Kuhn a. a. O. p. 9 u. 17).

Aber während Kuhn auf die Erschliessung der indog. Urzeit selbst sein Hauptaugenmerk richtet, geht Grimm von dem spezielleren Standpunkt des Germanischen aus und verfolgt die Züge der Verwandtschaft dieses Sprachzweiges, auch wenn sie ihn über das Gebiet der europäischen Sprachen nicht hinausführen. So kommt er dazu, zwischen den historisch beglaubigten Epochen der Einzelvölker und der Zeit des ungetrennten Beisammenseins aller Indogermanen, wenn auch noch nicht scharf geschiedene, kulturhistorische Mittelstufen zu konstruieren. Dieser Gedanke lag aber um so näher, als bereits die rein grammatikalische Seite der Sprachvergleichung, auf sprachliche Argumente gestützt, zu der Annahme gekommen war, dass die indog. Völker nicht auf einen Schlag sich aus dem Schosse der Urheimat losgelöst haben könnten.

Schon Bopp hatte in der ersten Auflage seiner Grammatik die Ansicht ausgesprochen, dass in Asien das Indische und Medopersische, in Europa einerseits das Griechische und Lateinische, andererseits das Litauische, Slavische und Germanische durch eine engere Verwandtschaft verknüpft seien. Grimms eigene Anschauung über diesen Gegenstand haben wir bereits kennen gelernt. Auch Kaspar Zeuss äussert sich schon 1837 in seinem ausgezeichneten Werke Die Deutschen und die Nachbarstämme sehr entschieden für die näheren Beziehungen des Deutschen und

Slavischen und sucht dieselben durch eine Reihe sprachlicher Gründe zu erhärten (a. a. O. p. 18—20).

Eine neue Hypothese, der sich 1853 auch Bopp (Über die Sprache der alten Preussen, Abh. d. Berl. Ak. d. W.) anschloss, stellte 1850 A. Kuhn in dem schon erwähnten Abdruck seines Aufsatzes Über die älteste Geschichte der indog. Völker p. 324 auf, indem er aus einer Reihe sprachlicher und kulturhistorischer Gründe folgerte, „dass die slavischen Sprachen mit der indischen oder wahrscheinlicher noch mit dem Zend und der persischen längere Zeit in Verbindung geblieben seien als mit den übrigen indogermanischen". Doch weicht Bopp insofern von Kuhn ab, als er die Absonderung der lettisch-slavischen Idiome vor die Spaltung des asiatischen Sprachzweigs in eine indische und iranische Hälfte setzt.

Daneben liefen freilich die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Gruppierung der indog. Völker unter einander her. Noch im Jahre 1853 konnte z. B. H. Leo (J. W. Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde I, 51) behaupten, dass die Germanen sich später als die Perser von den Indern getrennt hätten, und zwar sei diese Trennung erst nach der Ansiedelung der Inder in Indien selbst erfolgt usw. (vgl. A. Weber Z. d. D. M. G. VIII, 389).

Nachdem wir so die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung im Zusammenhang bis hierher (etwa bis zum Jahre 1850) verfolgt haben, werden wir, gemäss den in unserer Darstellung selbst uns entgegen getretenen Richtungen derselben, gut tun, die Weiterentwickelung dieser wissenschaftlichen Disziplin in gesonderten Abschnitten zu behandeln, und zwar werden wir, in leicht verständlicher Anordnung, in

Kap. II. Über die Erschliessung der indogermanischen Kultur,
Kap. III. Über die Frage der indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung,
Kap. IV. Über die Forschungen nach der Urheimat der indog. Völker

sprechen. — Arbeiten ausschliesslich mythologischen Inhalts sind im allgemeinen von dieser geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen worden, weil sie mit der eigentlichen „linguistischen" Paläontologie nur lose zusammenhängen. Doch wird sich später Gelegenheit bieten, auch der geschichtlichen Entwicklung der vergleichenden Mythologie in Kürze gerecht zu werden.

II. Kapitel.

# Die Erschliessung der indog. Kultur.

Dem Kuhnschen Gedanken, die Vorgeschichte der indog. Völker mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschliessen, wurden die Pforten der Geschichtsschreibung durch Th. Mommsens Römische Geschichte (1854) geöffnet. Der Verfasser, dem Geschichte nichts anderes als „Entwicklung der Civilisation" bedeutet, ergreift mit Eifer und Zuversicht die Möglichkeit, die Anfänge des italischen Kulturlebens bis in eine gräcoitalische oder indogermanische Urzeit zu verfolgen. In seinen materiellen Aufstellungen stimmt Mommsen im ganzen mit seinen Vorgängern überein. Die Entwicklung des Hirtenlebens in der Urzeit findet er „durch die unabänderlich fixierten Namen der Tiere" (*bos, pecus, taurus, ovis, equus, anser, anas* I. Aufl. p. 13), den Gebrauch des Wagens durch *iugum, axis,* die Bekanntschaft mit den Metallen durch *aes, argentum, ensis,* mit dem Salze durch *sal,* dem Hüttenbau durch *domus, vicus* usw. bewiesen. Dagegen unterscheidet er sich von Kuhn durch die Annahme, dass die Halmfrucht von den Indogermanen noch nicht gebaut worden sei. Dem Beweise dieser Behauptung sind in den späteren Auflagen einige Bemerkungen gewidmet, aus denen hervorgeht, dass Mommsen in der Gleichung griech. *ζεά* = skrt. *ydva* „höchstens einen Beweis dafür sieht, dass man vor der Scheidung der Stämme die in Mesopotamien[1]) wildwachsenden Gersten- und Speltkörner sammelte und ass, nicht aber dafür, dass man schon Getreide baute" (VII. Aufl. p. 16, auch schon II, 16). Mommsen schliesst

1) Hier war nach Mommsen die älteste Heimat der Indogermanen, vgl. III. Aufl. p. 31; auch noch VII, 30. Dieselbe Meinung hatte schon früher Vanns Kennedy vertreten in seinen *Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe 1828.*

seine Erörterung der indog. Zustände, indem er der linguistisch-historischen Forschung eine glänzende Perspektive zeigt.

Zunächst galt es eine reichliche und sorgfältige Sammlung sprachlich-kulturhistorischen Materials.

Einen bequemen Platz hierfür bot die im Jahre 1851 zuerst erscheinende und von A. Kuhn herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. Schon der Name des Herausgebers liess die Weiterverfolgung der zuerst von ihm angebahnten linguistisch-historischen Richtung der Sprachvergleichung erhoffen. Auch wendete sich derselbe bereits im IV. Bande (1855) in einer besonderen Abhandlung Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indog. Völker Art. I unserem Gegenstand wieder zu. Diese Arbeit hat ein besonderes Interesse durch die methodischen Bemerkungen, mit denen sie eingeleitet wird, und durch die offenbar das Bestreben hindurchklingt, straffere Gesetze als bisher für die Feststellung historischer Tatsachen aus sprachlichen Argumenten zu gewinnen. Zum ersten Male wird hier, wenn auch nur von ferne, auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die, wie sich im Verlaufe unserer Darstellung immer deutlicher herausstellen wird, der rein linguistischen Erschliessung der Urzeit gegenüber stehen. Verhältnismässig einfach, das ist der Gedankengang des Verfassers, liegen die Verhältnisse, wenn die Benennung eines Begriffes in allen indogermanischen Sprachen oder wenigstens in denen, welche „uns in einer längeren Reihe literarischer Denkmäler überliefert sind“, nach Wurzel und Suffix identisch ist; allein der Nachweis einer Übereinstimmung der Bildungssilben oder die Feststellung einer bestimmten Suffixform für die Urzeit ist oft nur hypothetisch möglich.

Auch gehört der Fall, dass ein Wort durch alle oder nur durch die wichtigsten der verwandten Sprachen verbreitet ist, nicht zu den häufigsten. Das ist auf der einen Seite begreiflich; denn „auf ihren Zügen durch wilde Gebirgstäler, öde Steppen und fruchtbares Land, im Verkehr mit anderen, barbarischen oder zivilisierten Völkern verengerte und erweiterte sich der Gedankenkreis je nach ihrem verschiedenen Charakter, ebenso wie sich manche Sitte und Gewohnheit aus dem sich anders gestaltenden Leben verlor.“ So hat es nichts auffallendes, wenn Tier- und Pflanzennamen sich bei Griechen, Römern und Deutschen gemeinsam finden,

bei den Indern dagegen mangeln, denen in ihrer neuen Heimat eine so eigenartige Natur entgegentrat. Andererseits aber lässt sich aus diesem Grunde das Vorhandensein eines bestimmten Begriffs in der Urzeit oft nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit erheben. Auch die häufige Verschiedenheit lautlich übereinstimmender Wörter in ihrer Bedeutung macht historische Schlüsse unsicher. Als Beispiel dient griech. *φηγός* „Eiche" = lat. *fagus* „Buche", ahd. *puohha*. Bedeutete das Wort in der Urzeit „Eiche" oder „Buche"? Das einzige, was sich an der Hand der Etymologie ermitteln lässt, ist, „dass in der Urheimat ein Baum mit essbaren Früchten (*φηγός* : *φαγεῖν*) vorhanden war." Ja, zuweilen lässt die Etymologie den Forscher ganz im Stich, wie bei skrt. *dru* „Holz, Zweig, Baum", got. *triu* „Baum", griech. *δρῦς* „Eiche", so dass nur das Resultat bleibt, dass „die indogermanischen Stammeltern in einer Gegend wohnten, die keine baumlose Steppe war".

Wenn so die Frage nach der Kultur der indog. Urzeit durch A. Kuhn gewissermassen auf die Tagesordnung der Sprachvergleichung gesetzt war, und fast von Tag zu Tag neue Verwandtschaften und Beziehungen in dem Wortschatz der indog. Sprachen sich nachweisen liessen, so musste der Gedanke naheliegen, unter Herbeiziehung des ganzen einschlägigen Materials an die Entwerfung eines Gesamtbildes der indog. Zivilisation zu gehen. Dieser Aufgabe unterzog sich in der ausführlichsten, eingehendsten, leider aber auch in der unkritischsten Weise der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet, der schon in kleineren Abhandlungen (Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunst bei den Indogermanen K. Z. V, 24—29 und Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen K. Z. V, 321—354 etc.) sein Interesse an den linguistisch-historischen Studien bewiesen hatte. Sein Werk *Les origines Indo-européennes ou les Aryas primitifs, essai de paléontologie linguistique* (ein Ausdruck, der hier zum ersten Male gebraucht wird) Paris 1859—63 (zweite Ausgabe Paris 1877) sucht in zwei starken Bänden den gesamten Wortschatz der indog. Sprachen mit Rücksicht auf die Erschliessung der indog. Urzeit zu prüfen. Es zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste geographische und ethnographische Erörterungen enthält, das zweite die Naturgeschichte (Mineralien, Pflanzen, Tiere) der indog. Vorzeit bespricht (Band I 1859), das dritte die

materielle Zivilisation der alten Arier, das vierte die sozialen Verhältnisse, das fünfte endlich das geistige, moralische und religiöse Leben der Urzeit erörtert (Band II 1863).

Schon diese Anordnung des Stoffes war verfehlt. Nachdem der Verfasser nämlich einmal aus Gründen, die wir in unserem Kap. IV näher beleuchten werden, für das alte Baktrien als Urheimat des indog. Stammes sich entschieden hatte, bildet diese geographische Annahme für ihn fürderhin die Basis der weiteren Erschliessung der Urzeit. Was ihm der Beschaffenheit dieses Erdstriches in geographischer oder naturhistorischer Hinsicht zu entsprechen scheint, wird unbedenklich in die Urzeit hineingetragen, selbst wenn die linguistischen Beweise, auf denen doch diese *paléontologie linguistique* beruht, völlig fehlen sollten.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, das umfangreiche Werk in seinen Einzelheiten zu besprechen. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die Methode Pictets, die sich an einem ausgewählten Beispiel besser als aus dem ihrer Darstellung gewidmeten § 2 (I, 11—25) erkennen lassen wird, in Kürze darzulegen, da sich so die auf diesem Wege erzielten Resultate des Verfassers (vgl. das letzte Kapitel *Résumé général et conclusions*) am besten beurteilen lassen werden. Eine solche Darlegung des Pictetschen Verfahrens ist auch heute nicht überflüssig, da die Bedeutung des genannten Gelehrten auch jetzt noch, zwar nicht von dem Grammatiker von Fach, wohl aber von weiteren Kreisen (vgl. z. B. Krek Einleitung in die slav. Literaturgesch. [2] p. 52, 65 usw.) sehr überschätzt wird, und sein Werk, bei allen Mängeln, immerhin den Höhepunkt der rein linguistischen Versuche, die indog. Urzeit zu erschliessen, bildet.

Wie es der Hauptgrundsatz der Pictetschen Forschung ist: „*Partir toujours du mot sanscrit, s'il existe, soit pour arriver à la restitution du thème primitif, soit pour en découvrir l'étymologie probable*“ (I, 23), so galt es, um die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Ackerbau, von der Pictet überzeugt ist, zu beweisen, vor allem die europäischen Namen der Zerealien im Sanskrit wiederzufinden. Allein während der beste Kenner des Sanskrit in jener Zeit, Ch. Lassen, schon im Jahre 1847 zu der Ansicht gekommen war: „*Yáva* möchte als die älteste von den arischen Völkern angebaute Kornart angesehen werden, weil dieser Name einer Kornart allein in den ver-

wandten Sprachen sich erhalten hat" (Ind. Altertumskunde I, 247), verspricht uns Pictet als Resultat seiner Vergleichungen (I, 258): „dass die alten Arier bereits die meisten Kulturpflanzen besessen hätten, welche noch heute die Basis unserer Agrikultur bilden." Hierbei beruft er sich für Weizen und Gerste auf folgende angeblich im Sanskrit und in den europäischen Sprachen übereinstimmende Benennungen: I. Weizen 1) griech. *σῖτος* = skrt. *sitaçimbika*, *sitaçûka* oder *sí́tya* p. 262, 2) got. *hvaiteis* = skrt. *çvêtaçuñga* p. 263, 3) irisch *mann* = skrt. *sumana* p. 264, 4) irisch *arbha*, lat. *robus* = skrt. *arbha* (!) p. 265, 5) *πυρός* = skrt. *pûra* p. 266, 6) russ. *pšenica* = skrt. *psâna* p. 266. II. Gerste 1) griech. *ζεά* = skrt. *yáva* p. 267, 2) lit. *mëžiei* = skrt. *mḗdhya* p. 268, 3) ahd. *gersta* = skrt. *gras-tá*, 4) griech. *κριθή* = **çrî-dhâ*, 5) *κοστή* (Hesych) = skrt. *ças-tá*, 6) lat. *hordeum* = skrt. *hṛ́dya*, 7) cymr. *haidd* = skrt. *sâdhú* p. 269—71.

Als völlig bedeutungslos für die Rekonstruktion der Urzeit müssen von diesen Gleichungen, deren lautliche Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten ganz auf sich beruhen mögen, zunächst diejenigen Wörter ausgeschlossen werden, die im Indischen die Bedeutung einer Getreideart nie gehabt haben, wie z. B. *hṛ́dya* (*hordeum*), das nichts anderes als „im Herzen befindlich, lieblich" bedeutet, und mehrere andere. Ebenso müssig ist die Zurückführung alleinstehender Wörter auf Urformen, in deren Konstruktion der Verfasser eine wunderbare Virtuosität besitzt. Vor allem wird von der Form des Kompositums Gebrauch gemacht. Wie ihm *κριθή* „die Reichtum spendende" = **çrî-dhâ* ist, so riefen die alten Arier „Was für eine Speise!" (*quel aliment!*) „**ka-bhara*", da benannten sie den Hafer (ahd. *habaro*); „was für eine Nahrung!" (*quelle nourriture!*) „**ka-rasa*", da entstand der Name der Hirse (ahd. *hirsi*).

Und wenden wir uns zu denjenigen Sanskritwörtern unserer Zusammenstellung, die wirklich als Bezeichnungen von Getreidearten in der indischen Literatur angeführt werden: *sitaçimbika*, *sí́tya*, *çvêtaçuñga*, *sumana*, *mḗdhya*, so tritt uns gerade hier am deutlichsten derjenige Fehler der Pictetschen Methode entgegen, der die Resultate derselben fast von der ersten bis letzten Seite des Werkes in Frage stellt. Es ist dies die völlige Unberücksichtigung der historischen Entwicklung, die die Sanskritsprache, namentlich in der Bedeutungsentfaltung ihrer Wörter,

durchgemacht hat. „Ob ein Wort alt ist oder neu, ob seine Existenz überhaupt gesichert und belegt ist, ob ferner die Bedeutung eine ursprüngliche ist, oder ob sie sich auf irgend welchem, sei es bildlichem, symbolischem oder gar mythologischem Wege, erst im Laufe der drei Jahrtausende, welche die indische Literatur umfasst, gebildet hat, oder ob sie etwa gar bloss eine von den Scholiasten zur Erklärung erfundene ist, das alles kümmert Herrn Pictet nicht“ (A. Weber). So kommen denn auch alle die angeführten Benennungen des Weizens und der Gerste als solche in der Sprache des Veda nicht vor und können auch in der späteren Literatur nur in Wörterbüchern wie in dem des *Hemacandra* (XII. Jahrh. n. Chr.), in dem *Çabdakalpadruma* (erst im vorigen Jahrhundert verfasst) und dem *Amarakôsha* nachgewiesen werden. Aber sollte selbst ein oder das andere Wort in der Bedeutung einer Getreideart im Munde des Volkes wirklich gegolten haben, so liegt doch die sekundäre Entwicklung dieser Bedeutung (vgl. z. B. *mḗdhya* 1. a) saftig, kräftig, frisch, unversehrt; b) zum Opfer geeignet, opferrein etc.; 2) neben anderen Bedeutungen „Gerste“ im *Çabdakalpadruma*) so klar vor Augen, dass an eine Benutzung zu urzeitlichen Konstruktionen nicht zu denken ist. Dass Pictet zu dieser Einsicht nie gekommen ist, erscheint um so auffallender, als bis zum Jahre 1859 schon die beiden ersten Teile des Böhtlingk-Rothschen Sanskritwörterbuchs und bis zum Jahre 1863 auch der dritte Teil erschienen war, aus denen der Verfasser, wenn auch nicht gerade über die von uns angezogenen Namen der Zerealien, so doch über die Bedeutungsentwicklung und den Quellenwert der Sanskritsprache überhaupt die reichste Belehrung hätte gewinnen können. Wie wenig aber Pictet aus diesem für die gesamte Sprachwissenschaft so überaus folgenreichen Werke Nutzen zu ziehen verstand, möge zum Schluss die Gleichung (I, 4):

irisch *arbha*[1]), *arbhas*, lat. *robus* (?), skrt. *arbha* (!) beweisen. Das letztgenannte sanskritische Wort setzt Pictet, angeblich nach Wilsons Wörterbuch, in der allgemeinen Bedeutung

---

1) Das irische Wort wird von Stokes (*Irish glosses* 1038) nebst welsch *erw* „*acre*“ dem lat. *arvum* zugesellt. Dasselbe ist übrigens gut bezeugt, vgl. Windisch Irische Texte p. 372 *arbar* „Korn“ und O'R. suppl. *arbaim* „*corn*“. Irisch *mann* „Weizen“ habe ich dagegen nur bei O'Reilly gefunden.

von „Gras" an. Er bemerkt, dass diese im Petersburger Wörterbuch nicht angegeben ist, knüpft aber trotzdem an sie die weitgehendsten Kombinationen und fügt nur, naiv genug, hinzu: „ . . . *le sens des herbes en général, qu'omettent, je ne sais pourquoi, les auteurs du dictionaire de Pétersbourg*" (p. 196).

So bleibt denn in der Tat, wie Lassen es wollte, das einzige skrt. *yáva* = ζεά etc. als für historische Schlüsse auf die Urzeit geeignet zurück.

Trotz der ernsten Bedenken, die von sachkundiger Seite, von A. Weber (Beiträge z. vergl. Sprachf. II u. IV, s. o.), aber auch von A. Kuhn (Beiträge II, 369—382), sofort gegen das Pictetsche Werk erhoben wurden, fanden doch die Anschauungen, die der Genfer Gelehrte über den Urzustand der Indogermanen ausgesprochen hatte, bald bei einem weiteren wissenschaftlichen Publikum Eingang, und namentlich französische Anthropologen und Ethnologen gingen bei ihren Untersuchungen häufig von den Pictetschen Aufstellungen wie von einer festen Basis aus. Ich will hier nur auf zwei namhafte Kulturforscher Frankreichs, F. Lenormant in seinem Werke Die Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe Jena 1875, und F. v. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident, deutsch Gütersloh 1869, hinweisen, deren beider Arbeiten auf das bedenklichste durch Pictets Werk beeinflusst werden. Dasselbe gilt aber auch von dem bekannten Buche Alphonse de Candolles Der Ursprung der Kulturpflanzen (übersetzt v. E. Goeze, Leipzig 1884), durch das sich die unrichtigsten Aufstellungen Pictets, die als bare Münze angesehen werden, unheilvoll hindurchziehen.

Auch in Deutschland aber suchten bald fast alle hervorragenden Sprachforscher die neuentdeckte Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Kulturgeschichte auszubeuten. Ungefähr gleichzeitig mit dem 2. Bande des Pictetschen Werkes erschienen zwei deutsche Aufsätze linguistisch-paläontologischen Inhalts: Über die Urzeit der Indogermanen von F. Justi (Raumers hist. Taschenbuch IV. Folge, III. Jahrgang 1862 p. 301—342) und Der wirtschaftliche Kulturstand des indog. Urvolkes von A. Schleicher (Hildebrands Jahrbücher f. Nationalökonomie I 1863 p. 401—411). Das Bild, das Justi von der indog. Urzeit entwirft, unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der Darstellung Pictets, durch die es offenbar beeinflusst

ist. Dasselbe einfache, aber glückliche Dasein eines jugendlich kräftigen, von Viehzucht und Ackerbau lebenden, durch ein reiches Familienleben und die Anfänge staatlicher Ordnung ausgezeichneten Volksstammes wird hier in farbenvoller Sprache uns geschildert. Ein kleines Paradies entrollt sich unseren Blicken. Ein Gefühl des Neides beschleicht uns vielgeplagte Epigonen, wenn wir von unseren Ahnen lesen, „denen die Wunden, welche man im Kriege empfing, neben der Altersschwäche die einzigen Krankheiten gewesen zu sein scheinen, von denen diese glücklichen Menschen heimgesucht wurden" (p. 323). Auf die Wurzel wird von Justi zur Erklärung des Wortsinnes ein besonderes Gewicht gelegt: „Das Wort Vater bedeutet den Schützenden, Gebietenden, die Mutter ist die schaffende, ordnende Hausfrau, die ihren Gemahl „Herr, Gebieter" nennt; der Sohn heisst der Erzeugte, der Spross, die Tochter aber „die Melkerin"; sie steht der ordnenden Mutter hilfreich zur Seite; dafür liebt sie der Bruder und nennt sie „die mit ihm wohnende", Schwester, während sie ihn mit dem dankbaren Wort „Ernährer", Bruder beehrt (p. 318)." Geschickter als bei Pictet ist die Anordnung des Stoffes insofern bei Justi, als die Frage nach der Urheimat, dem „Paradiese" der Indogermanen erst nach der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der indog. Fauna und Flora erörtert wird.

Skeptischer verhält sich Schleicher, der schon in seinem Buche Die deutsche Sprache 1860 p. 71 f. die Kultur des indog. Urvolkes nicht unbesprochen gelassen hatte. Da nach der Stammbaumtheorie Schleichers, auf die wir unten des näheren zu sprechen kommen werden, von dem Grundstock der Ursprache sich zuerst das Slavisch-Litauisch-Deutsche ablöste, und erst später der zurückgebliebene Teil der Ursprache in zwei Hälften: Iranisch-Indisch und Griechisch-Italisch-Keltisch sich spaltete, so legt er bei der Rekonstruierung der Urzeit mit Recht nur auf solche Wörter ein Gewicht, die entweder in allen drei Sprachgruppen oder doch wenigstens im Slavisch-Litauisch-Deutschen und ausserdem im Iranisch-Indischen sich nachweisen lassen. Entsprechungen, die sich nur auf das Gebiet der europäischen Sprachen beschränken, haben für ihn deshalb keine vollgiltige Beweiskraft, weil er eine starke Entlehnung bestimmter Kulturwörter von Volk zu Volk für möglich hält, wie auf dem Gebiete der Märchen und Erzählungen dergleichen Entlehnungen in uralter Zeit nach-

gewiesen seien. Auch ist Schleicher der Ansicht, dass man nicht aus dem Fehlen bestimmter Entsprechungen negative Schlüsse auf die Kultur der Urzeit machen dürfe; „denn gar manches Wort mag im Laufe der Jahrtausende verloren gegangen sein, manches mag sich nur in einer einzigen Sprache erhalten haben und somit für uns des Beweismittels seiner Ursprünglichkeit verlustig geworden sein. Dafür wird aber unser Kulturbild auch nichts enthalten können, was ihm nicht zukommt. Wir sind vor der Gefahr sicher, unserem Urvolke zu viel zuzuschreiben, während wir des Fehlers gewiss sein dürfen, manche Seite seines Kulturlebens nicht mehr ermitteln zu können" (404). So kommt es, dass Schleicher manchen wichtigen Kulturbegriff, den Pictet der Urzeit zugesprochen hatte, ihr beizulegen sich nicht entschliessen kann, wie Pflug und Mühle, Gold und Silber etc.

Der Ausgang der 60er Jahre brachte weitere Beiträge für die Erforschung der indog. Urzeit von M. Müller (in einem Essay Vergleichende Mythologie[1]), Essays II 18—42 der deutschen Ausgabe 1869, W. D. Whitney (*Language and the study of language* 1867, übersetzt von J. Jolly 1874; vgl. p. 308 f. der deutschen Ausgabe) und Th. Benfey (Einleitung zu A. Ficks Wörterbuch der indog. Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung 1868 und die Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). Hierzu tritt dann noch eine Reihe kleinerer Aufsätze, die einzelne Seiten der ältesten Zivilisation der Indogermanen in Betracht ziehen. Besonders häufig ist in ihnen die indog. Tierwelt behandelt worden, so von E. Förstemann Sprachlich-naturhistorisches K. Z. I, 491—506 und III, 43—62, von F. Pott in mehreren Aufsätzen der Beiträge zur vergleichenden Sprachwissenschaft (II—IV), von A. Bacmeister im Ausland (1866 und 1867), von Franz Misteli, vgl. Bericht über die Tätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1865—66. Auch eine Abhandlung F. C. Pauli's Über die Benennung der Körperteile bei den Indogermanen, Programm Stettin 1867 sei hier genannt. Indessen bedarf es eines Eingehens auf alle diese Arbeiten nicht, da sie sich im wesentlichen in den Geleisen der Früheren bewegen.

1) In englischer Sprache wurde diese Abhandlung in den Oxford Essays schon 1856 veröffentlicht. Vgl. M. Müller *Biographies of words* p. 129 f.

Eine völlig neue Seite der indog. Kultur hob dagegen R. Westphal in einer Abhandlung Zur vergleichenden Metrik der indog. Völker (K. Z. IX, 437—458) hervor. Wenn, so fragte er sich, hundertfältige Züge in Götterglauben, Sagen- und Mythenbildung sich bis in die Urzeit der indog. Völker zurückverfolgen lassen, sollte sich nicht auch noch die Form erschliessen lassen, in die diese älteste Poesie ihre Stoffe fasste? Und wirklich glaubt Westphal in der Übereinstimmung der drei alten jambischen Reihen bei den Griechen (Dimeter, akatalektischer und katalektischer Trimeter) mit den drei Reihen der Vedenlieder (*Anushṭubh* und *Gâyatrî*, *Jagatî*, *Virâj* und *Trishṭubh*) und weiterhin mit den rhythmischen Reihen der Iranier diese alte Form wieder zu erkennen. Diese älteste indog. Poesie sei weder eine quantitierende noch eine accentuierende, sondern eine rein silbenzählende gewesen. Sie sei in den Metren des Avesta unversehrt erhalten und spiegle sich auch in den vedischen Gesängen noch insofern wieder, als hier nur die zweite Hälfte der jambischen Dipodie quantitierend, d. h. rein jambisch sei. Auch in der griechischen Metrik komme dies uralte silbenzählende Prinzip z. B. in der prosodischen Freiheit des Anfangs einer rhythmischen Reihe noch zuweilen zum Durchbruch (vgl. p. 440). Das Schema des urepischen Verses der Indogermanen würde sich nach diesen Untersuchungen so darstellen:

–̇ –́ – –́ – –́ – –́ | – –́ – –́ – –́ – –́
◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡

Die Arbeit Westphals ist der Grundstein einer vergleichenden Metrik der indog. Völker geworden, die in neuerer Zeit namentlich für das Verständnis der Ursprünge des Hexameters von Bedeutung geworden ist, worüber ich auf Frederic Allen Über den Ursprung des homerischen Versmasses K. Z. XXIV, 556 ff. und H. Usener Altgriechischer Versbau Bonn 1887 verweise.

Noch einen Schritt weiter geht A. Kuhn in einem Aufsatz seiner Zeitschrift (XIII, 49 f.), indem er ganze Formeln bis in die Anfänge der indog. Dichtung zurückzuverfolgen versucht. Und zwar unterscheidet er zwei Überreste der ältesten Poesie, nämlich erstens Rätsel, himmliche Dinge, Weltschöpfung etc. betreffend, und zweitens Segensformeln zur Bannung von Krankheiten und bösem Zauber. Als ein Beispiel dieser zweiten Kategorie

wird die bekannte Zauberformel des Merseburger Heilspruchs auf ein erlahmtes Pferd:

*bên zi bêna, bluot zi bluoda,*
*lid zi geliden, sôse gelîmida sîn*

einer sehr ähnlichen des Atharvaveda (IV 12):

„Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen Glied an Glied.
Was Dir an Fleisch vergangen ist, und auch der Knochen wachse Dir.
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich“ etc.

gegenübergestellt.

Werfen wir hier, ehe wir zu einer neuen, für die linguistisch-historische Forschung höchst bedeutungsvollen Arbeit übergehen, einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann bei allen Abweichungen im einzelnen eine Übereinstimmung aller Forscher in ihrer Anschauung von dem verhältnismässig hohen Stande der indog. Kultur konstatiert werden.

Ein Volk, wohlgeordnet in Familie, Staat und Gemeinde, mit Viehzucht und Ackerbau wohl vertraut, im Besitze fast aller der Haustiere, die noch heute die Begleiter des Menschen sind, in der Ausbeutung und Bearbeitung der wichtigsten, wenn nicht aller Metalle erfahren — ein solches Volk schien passend die Urzeit einer Rasse zu repräsentieren, die eine so hervorragende Rolle in der Kulturentwicklung der Menschheit zu spielen hatte. Es war natürlich, dass einem solchen Gemälde gegenüber die Zustände, welche die immer mehr aufblühende anthropologische und prähistorische Forschung in den ältesten Denkmälern Europas aufdeckte, in einem grellen und unvermittelten Gegensatz sich befanden. Die einzige Erklärung derselben schien in der Annahme einer doppelten Bevölkerungsschicht Europas zu liegen, einer vorindogermanischen, wie sie etwa den Pfahlbauten der Schweiz und den Kjökkenmoeddingern Dänemarks angehören mochte, und einer indogermanischen, die als der Apostel höherer Gesittung auf europäischem Boden auftrat. Diese Anschauung wurde z. B. von A. Schleicher (a. a. O. S. 411) ausdrücklich ausgesprochen, und auch F. Misteli (s. o.) war im Hinblick auf die Fauna der Schweizer Pfahlbauten, der in der ältesten Zeit nach Rütimeyers Untersuchungen die Zähmung

gewisser Haustiere, wie des Pferdes, Schweines und sämtlichen Geflügels noch unbekannt war, der gleichen Meinung.

Mehr gehen die Forscher in ihrer Methode, auf sprachlichem Wege zu der Urzeit der indog. Völker zu gelangen, auseinander, was um so begreiflicher ist, als eigentlich keiner derselben sie nach allen linguistischen und historischen Gesichtspunkten einer ernsthaften Prüfung unterwarf. Schon die Verschiedenheit der Ansichten über die ältesten Spaltungen der Ursprache hätte zu einer solchen Anlass geben sollen; denn es lag auf der Hand, dass die Annahme einer ursprünglichen Zweiteilung des Urvolks in eine arisch-südeuropäische und eine nord-europäische Abteilung eine ganz andere linguistische Grundlage für die Erschliessung der Urzeit abgeben musste als eine andere in eine asiatische und eine europäische Hälfte. Dieser keineswegs geschlichteten Streitfrage gegenüber wäre es das vorsichtigste und sicherste gewesen, nur solche Gleichungen für die Kultur der Urzeit auszubeuten, welche durch die Übereinstimmung des arischen, nord- und südeuropäischen Zweiges sicher gestellt werden. Eine gleich sorgfältige Prüfung hätte sich auf den verglichenen Wortschatz in formeller Beziehung erstrecken müssen. Schon A. Kuhn hatte hervorgehoben, dass die Identität der Wurzel keineswegs genüge, um den einer Wortreihe innewohnenden Begriff der Urzeit zu vindizieren, dass vielmehr die Übereinstimmung der Suffixe nicht weniger wie die der Wurzel zu verlangen sei. Doch hatten sich Forscher wie Pictet, Justi, M. Müller und andere an diese Forderung kaum gekehrt, und das oben (p. 30) genannte Wörterbuch A. Ficks kann daher insofern als ein Fortschritt bezeichnet werden, als es nach Wurzel- und Ableitungssilben übereinstimmende Wörter der indog. Sprachen zusammenzustellen und dem Kulturforscher als Grundlage seiner Zusammenstellungen darzubieten bestrebt war.

Übereinstimmung dagegen herrschte, wenigstens prinzipiell, in dem Grundsatz, Begriffe, die sich etymologisch in dem Kreise der indog. Sprachen nicht nachweisen liessen, zu negativen Schlüssen auf die Urzeit nicht auszubeuten, wenn man auch in Wirklichkeit denselben nicht selten verliess.

Am allerwenigsten aber hatte man sich bisher um die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung einer etymologisch ver-

wandten Wortreihe bekümmert, sondern sich in den meisten Fällen damit begnügt, den in historischen Epochen überlieferten Sinn einer Gleichung schlankweg auf die Urzeit zu übertragen. Da skrt. *púr* = griech. *πόλις* „Stadt" bedeutet, mussten die Indogermanen in Städten gewohnt, da skrt. *áçva*, griech. *ἵππος* etc. das gezähmte Pferd bezeichnen, mussten sie schon in der Urzeit das Pferd als Haustier benutzt haben u. s. f.

Das Verdienst, diese schwächste Seite der linguistischen Paläontologie erkannt und bekämpft zu haben, gebührt dem ausgezeichneten, in jeder Beziehung die linguistisch-historische Forschung in neue Bahnen leitenden Werke V. Hehns Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, Historisch-linguistische Skizzen I. Aufl. Berlin 1870, II. Aufl. 1874, III. Aufl. 1877, IV. Aufl. 1883, V. Aufl. 1887, VI. Aufl. (neu herausgegeben von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler) 1894, VII. Aufl. 1902. Vgl. auch meine Biographie V. Hehns (V. H., ein Bild seines Lebens und seiner Werke, Berlin 1891).

Die Hauptaufgabe V. Hehns besteht, wie der Titel des Buches aussagt, nicht in dem Erschliessen vorhistorischer Kulturperioden, sondern darin, den Nachweis zu führen, wie eine Anzahl der wichtigsten Kulturpflanzen und Haustiere, zum Teil noch unter dem vollen Licht der Geschichte, aus dem Kulturkreis des Orientes zu den noch in der Nacht des Barbarentums verharrenden Völkern Europas wandert, um überall, wohin sie kommen, als vornehmste Hebel einer höheren Gesittung zu wirken. „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden musste?" Diese Worte Schellings sind das Motto und der Beweis ihrer Richtigkeit das eigentliche Ziel des Werkes. Allein indem der Verfasser diese Aufgabe durch die Kombination einer Bewunderung erregenden Fülle historischer, linguistischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse in glänzender Weise löst, kann er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie beschaffen war also die Kultur der indog. Völker, ehe sie mit der höheren Zivilisation des Orients in Berührung traten, wie war ihre Gesittung zu der Zeit, als sie zuerst in die europäischen Wildnisse eindrangen, wie, als sie noch zusammen mit ihren östlichen Brüdern in Asien wohnten? Diejenigen Stellen des Buches, die der Be-

antwortung dieser Fragen gewidmet sind, werden hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

V. Hehn basiert seine Anschauungen über die Urzeit der Indogermanen nicht in erster Linie auf sprachwissenschaftliche Kombinationen, wie denn seine Untersuchungen auch als historisch-linguistische, nicht linguistisch-historische Skizzen bezeichnet werden. Alle Züge, die unter der schimmernden Decke des klassischen Altertums als Zeugen einer weniger sonnigen Vorgeschichte hervorschauen, werden eifrig gesammelt und in Vergleichung gebracht mit den zerstreuten Nachrichten, welche die griechischen und lateinischen Schriftsteller des Altertums und Mittelalters über Gebräuche und Sitten, Sprache und Geschichte des nichtklassischen Europas, vor allem der indog. Nordstämme, der Kelten, Germanen und Slaven überliefert haben. Nur selten dient ihm die Sprache als Ausgangspunkt; aber wo sie nur immer dazu geeignet ist, ergänzt, erweitert, begründet er sein Bild durch sie. Philologie und Sprachwissenschaft sind hier in einer grossartigen Weise vereinigt. Auf einer solchen Grundlage entrollt V. Hehn ein Gemälde der Urzeit, das von dem der bisherigen Forscher, die wir als die einseitigen Sprachvergleicher bezeichnen können, verschieden ist wie die dunkle Nacht vom lichten Tag. Hehn ist sich dieses Gegensatzes wohl bewusst und lässt es nicht an einer scharfen Kriegsführung gegen die bisherige Methode, die Sprachvergleichung zu kulturhistorischen Schlüssen zu verwerten, fehlen. Namentlich aber sind es, wenn ich nicht irre, zwei Einwendungen, die er gegen sie erhebt:

„Wer", so sagt V. Hehn, „mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden." Haben wir oben gesehen, dass keiner der früheren Sprachforscher Bedenken getragen hatte, z. B. die Domestikation des Pferdes der Urzeit zuzuschreiben, da die Gleichung skrt. *áçva* und seine Sippe sprachlich nichts zu wünschen übrig liess, so urteilte V. Hehn weit anders über die Beweisfähigkeit des letzteren Punktes: Aus der angeführten Gleichung folgt ihm nichts anderes, als dass die Indogermanen vor ihrer Trennung ein Wort *akva* besassen und damit das Pferd („das schnelle": W. *ak*) benannten. Die Domestikation dieses Tieres liegt in der Sprache nicht einmal angedeutet, und sollte es daher der Kulturgeschichte gelingen, nachzuweisen,

dass erst in einer verhältnismässig späten Zeit das gezähmte Pferd bei den indog. Völkern auftritt, so würde hieraus mit Sicherheit folgen, dass die Gleichung *akva* etc. für die indog. Urzeit eben nur das wilde Pferd bezeichnet haben kann. Hören wir die eignen Worte V. Hehns über ein anderes gewöhnlich mit Gewissheit als eine Begleiterin der indog. Wanderzüge betrachtetes Tier, die Ziege: „Das griechische *αἴξ*, *αἰγός* Ziege findet sich im Sanskrit und im Litauischen wieder und geht also in die Zeit vor der Völkertrennung hinauf. Daraus folgt übrigens noch nicht ohne weiteres, dass das Urvolk die Ziege schon als Haustier besessen habe; es konnte irgend ein springendes Jagdtier mit einem Namen benennen, der später bei Bekanntwerden mit der zahmen Ziege auf diese überging — eine Möglichkeit, deren sich diejenigen, die so sicher aus dem Vorhandensein gewisser gemeinsamer Wörter auf den Kulturstand des primitiven Stammvolkes schliessen, in ähnlichen Fällen häufiger erinnern sollten.“ In gleicher Weise werden die sprachlichen Argumente für den Ackerbau der Indogermanen in Zweifel gezogen. „Dass sie (die Indogermanen Griechenlands und Italiens) vor der Einwanderung, zur gräkoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber grösstenteils wenig haltbar sind. Griechisch *ζειά*, Spelt, *ζείδωρος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *jawàs*, Getreidekorn, Plur. *jawaĩ*, Getreide im allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *jawienà*, die Stoppel, ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, dass zur Zeit, wo die Griechen und Litauer noch ungeschieden waren, irgend eine Grasart, vielleicht mit essbarem Korn in der Ähre, mit diesem Namen bezeichnet wurde (vgl. Th. Mommsen oben p. 22). Ähnlich verhält es sich mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*; die Sprache eines Volkes, dessen Beschäftigung es war, Tiere zu weiden, musste an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein“ etc. Auch *ἀγρός* und seine Sippe bedeutete ursprünglich nur „Feld“. Fast gegen seine persönliche, entgegengesetzte Ansicht gibt Hehn „bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermutungen gestattet“, wie es scheint, wegen der Verwandtschaft von griech. *ἀρόω*, lat. *arare* etc., die wegen des Ausweichens des Sanskrit

für die Urzeit auch nicht beweiskräftig ist, eine Art halbnomadischen Ackerbaues, dessen verhasstes Geschäft, wenn der neue Wandertrieb erwachte, wieder aufgegeben wurde, bei Gräko-Italern zu. Die gebauten Pflanzen könnten Hirse, Bohne und Rübe gewesen sein.

Von gleichem Gesichtspunkt aus warnt V. Hehn davor, in alte Verbalwurzeln, die durch ihre Übereinstimmung bei den verschiedenen indog. Völkern die Ausübung einer gewissen Fertigkeit schon in der Urzeit zu bezeugen schienen, einen zu modernen Sinn zu legen. „Für das Weben", heisst es, „scheint es alte Spracherzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden. Wüssten wir nur gewiss, dass diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen. Wer dem Urvolke die Kenntnis der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, dass diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen etc. unter (vgl. auch Th. Mommsen Römische Geschichte [3] p. 17).

Der zweite Punkt, durch den sich V. Hehn von den früheren linguistischen Paläontologen unterscheidet, liegt in der grossen Ausdehnung, die er dem Begriffe Lehnwort einräumt. Wir meinen hier nicht den Umstand, dass V. Hehn in Fällen, wo die lautliche Form, wie z. B. bei griech. *οἶνος* und griech. *χρυσός*, nicht definitiv auf Urverwandtschaft oder Entlehnung hinzuweisen scheint, auf allgemeine kulturhistorische Gründe gestützt, sich gern für letztere zu entscheiden pflegt. Neu hingegen, wenn auch schon vorher, namentlich von August Schleicher (vgl. oben p. 29), angedeutet, ist die Auffassung, dass die Übereinstimmung gewisser, auf die europäischen Sprachen beschränkter Kulturwörter, die man bisher durch ihre Zurückverlegung in eine europäische Urzeit und in eine europäische Ursprache erklärt hatte, auch in der Weise entstanden gedacht werden könne, dass noch zur Zeit räumlicher und geographischer Differenzierung der europäischen Völker sich bei irgend einem Volksstamm für eine Wurzel allgemeineren Sinns eine mehr

spezielle Bedeutung fixiert habe, und dieselbe alsdann durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sei. V. Hehn drückt diesen Gedanken so aus: „Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug etc. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand, und der eine von dem andern allmählich die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixieren, mit dem der lehrende Teil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntnis des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und dass nicht etwa der eine Teil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Ägypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluss, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke etc. erhalten hat.“ Versuchen wir nunmehr den Gemälden der indog. Kultur gegenüber, die wir bisher kennen gelernt haben, ein Bild der Urzeit zu entwerfen, wie es sich V. Hehn denkt! Vorauszubemerken ist, dass derselbe bestimmte prähistorische Epochen nicht unterscheidet, vorwiegend aber bei seinen Schilderungen die Epoche der grossen „arischen Wanderung“ im Auge hat.

Die Indogermanen jener Zeit sind ein wanderndes Hirtenvolk, dessen Einzug nach Europa etwa mit der kriegerischen Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina verglichen werden kann. Ihre Herden können aus Rindvieh, Schafen und Schweinen bestanden haben, noch fehlt ihnen das Pferd (dessen Geschichte seit der 2. Auflage ein besonderer Abschnitt gewidmet ist), der Esel, das Maultier, die Ziege, sämtliches Geflügel, die Katze. Die Rasse der Haustiere ist eine geringere. Die Wolle des Schafes wird ausgerupft und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, nicht verwebt; dagegen verstehen sich die Weiber darauf, aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde,

und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, Matten und gewebeartige Zeuge, Jagd- und Fischernetze zu flechten, wie auch das rohe Leder der Jagd- und Herdentiere mit steinernen oder hölzernen Nadeln zusammenzunähen.

Die Künste und Gewohnheiten des Ackerbaues, die erst mit dem Ende der Wanderungen ihren Anfang nehmen, sind noch völlig unbekannt. Einer noch späteren Epoche gehört die Zucht und Pflege der Obstbäume an.

Die Nahrung der Urzeit besteht aus Fleisch und Milch, welche letztere zu Käse und Butter noch nicht verarbeitet wird. Der Met, ein Honigtrank, der von den wilden Bienen der ungeheuren Waldungen gewonnen wird, ist das älteste berauschende Getränk der in Europa einwandernden Indogermanen. Bier und Wein sind unbekannt. Die Würze des Salzes fehlt in der asiatischen Urheimat, doch lernen sie die nach Europa wandernden Stämme gemeinsam kennen (vgl. V. Hehn Das Salz, eine kulturhistorische Studie, Berlin 1873, 2te Auflage 1901). Zur Wohnung für den Menschen dient im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höheren Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen musste — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späteren Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Von Metallen war den einwandernden Hirten nur das Kupfer bekannt, ohne dass sie es indes zu Werkzeugen etc. zu verarbeiten verstanden hätten. Die indogermanische Urzeit gehört vielmehr dem Steinalter an. Zum Bogen dient besonders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders und Hartriegels, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwalds, von riesenhaftem Wachstum, werden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer früh erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war, und an welcher Holzpflöcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertreten,

wird die Habe der Wanderer, ihre Melkgefässe, Felle etc., mitgeführt.

Auch aus dem Familienleben der Urzeit blicken uns finstere Züge entgegen. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gehen freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen; ähnlich auch unheilbare Kranke. Dem Häuptling folgen seine Knechte, Weiber, Pferde, die später in halbwildem Zustand in Herden gehalten werden, und Hunde in das Grab nach; die Frau wird geraubt oder gekauft, das Neugeborene vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Aus dem Familienverbande und der Herrschaft des Patriarchen geht in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere des Stammes hervor; aber erst als aus dem halbnomadischen Ackerbauer der ansässige Baumgärtner geworden ist, bildet sich der Begriff des vollen Eigentums, erheben sich Rechts- und Eigentumsfragen mit dem Nachbar, gestaltet sich eine feste politische Ordnung.

Die Sinnesweise eines viehschlachtenden Hirtenvolkes ist blutig und grausam, von Aberglauben erfüllt, von Zauberei geleitet. Die Naturgewalten haben noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Eine erste Regung der Abstraktion offenbart sich in der Ausbildung des Dezimalsystems, dem aber der Begriff tausend noch fehlt. Im übrigen bildet die Sprache einen verhältnismässig intakten, vielgegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude und Bewunderung des Grammatikers ist, und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewusstseins wächst und sich entfaltet."

Die schroffe Stellung, die das Hehnsche Werk gegenüber den bisherigen Aufstellungen der Sprachvergleicher über die indog. Urzeit einnimmt, wird in der öffentlichen Kritik, die sich vorwiegend auf die Besprechung und fast einstimmige Anerkennung der in dem Titel des Buches gestellten eigentlichen Aufgabe und ihrer Lösung erstreckt, in ihrer Bedeutung für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie nicht scharf genug hervorgehoben. Neben G. Curtius, der im Literarischen Zentralblatt 1870 p. 553 die angeblich häufige Nichtberücksichtigung des Sanskrit seitens Hehns, wie bei der Besprechung des Hanfes

(skrt. *çaṇá*), des Salzes (skrt. *sará?*), der Weberei (W. *stâ*, *στήμων*, *ἱστός* etc.) tadelt und ebend. 1874 p. 1751 sich von der Beweisführung des Verfassers, „dass das Ross unsere Vorfahren auf ihrem grossen Zuge durch die Welt noch nicht begleitete", nicht überzeugt fühlt, sind es nur G. Gerland in der Jenaer Literaturzeitung 1875 N. 641 und W. Tomaschek Z. f. d. ö. G. 1875 p. 520 ff., die der von uns charakterisierten Seite der Hehnschen Forschung ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Auch hier fehlt es nicht an Einreden. Ersterer findet, „dass der Verfasser gegen die Indogermanen überhaupt nicht gerecht werde" und den unzweifelhaft richtigen Gedanken, dass vieles, was jetzt allgemeines Eigentum scheine, doch nur Entlehnung sei, auf die Spitze treibe.

Charakteristisch für die sehr ausführliche Besprechung Tomascheks ist der Versuch, zahlreiche Bestandteile des indog. Kulturwörterschatzes nicht sowohl an die semitischen Sprachen, wie es Hehn mit Vorliebe tut, als vielmehr an die Idiome der nördlichen Völker, Finnen, Ugrier und Tataren anzuknüpfen. So soll die Sprache Zeugnis ablegen „für ein uraltes Nebeneinanderhausen und für gegenseitigen Kulturaustausch der nordischen und indogermanischen Stämme" (p. 532).

Im übrigen lässt sich ein Einfluss des Hehnschen Werkes in den nächstfolgenden Arbeiten der linguistischen Paläontologie noch nicht erkennen. Zwar ist dies kaum zu verwundern bei dem der ersten Auflage des Hehnschen Werkes fast gleichzeitigen Buche J. G. Cunos Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde Teil I 1871, in dem p. 22—27 die Frage erörtert wird, ob das indog. Urvolk schon Ackerbau trieb. Cuno beantwortet sie mit grosser Zuversicht in bejahendem Sinne. Seltsamer ist es, dass noch mehrere Jahre nach dem entscheidenden Angriff Hehns auf die ganze Methode der linguistischen Paläontologie ein Werk erscheinen konnte, welches das alte Thema wieder ganz in alter Weise behandelt, ohne die Hehnschen Gedanken auch nur mit einem Worte zu berücksichtigen. Es ist dies das im Jahre 1873 erschienene Buch A. Ficks Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, in dem von p. 266—385 auch ein ziemlich ausführliches Bild der urzeitlichen Zivilisation entworfen wird. Doch hat das Ficksche Buch durch die sorgfältige Sammlung des sich auf die europäischen Sprachen beschränkenden Kulturwörterschatzes, wie wir noch weiter sehen werden, ein

nicht zu unterschätzendes Verdienst um das Verständnis der indog. Urgeschichte sich erworben.

Interessant ist es, die neueren Ansichten Th. Benfeys (vgl. oben p. 30 ff.) über Sprachvergleichung und Urgeschichte kennen zu lernen. Sie lassen sich aus drei kleinen Arbeiten dieses Gelehrten zusammenstellen, einer Rezension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 208 f. (über ein Schriftchen Der Hopfen, seine Herkunft und Benennung; zur vergleichenden Sprachforschung 1874. Vgl. Literarisches Zentralblatt 1875 Nr. 12) und zwei Aufsätzen in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1875, die betitelt sind: Rasiermesser in indogermanischer Zeit Nr. 96 und Die Indogermanen hatten schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau Nr. 208. Bemerkenswert durch seine methodischen Betrachtungen ist der Aufsatz über das Rasiermesser in indog. Zeit. Die Veranlassung zu demselben bot ein von W. Helbig in Rom gehaltener Vortrag Eine uralte Gattung von Rasiermessern (Ein Referat darüber findet sich in der Allgemeinen Zeitung 1874 Beil. Nr. 352 und der Vortrag selbst in Im neuen Reich 1875 p. 14 f.), in dem unter anderem aus dem Umstand, dass in der Nekropole von Alba Longa, die uns „einen Begriff von dem indoeuropäischen Zustand der *Prisci Latini*“ zu geben geeignet ist, Rasiermesser nicht gefunden worden sind, der Schluss gezogen wird, dass diese auch dem Bildungskapital „der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung“ gefehlt haben müssten. Da nun gerade Benfey früher auf die Ficksche Gleichung skrt. *kshurá* = *ξυρόν* hin das Rasiermesser den Indogermanen zugesprochen hatte, so lag es ihm nahe, dasselbe als ein schon urzeitliches Verschönerungsmittel dem Angreifer gegenüber in Schutz zu nehmen. Benfey ist nicht geneigt, auf die blosse Tatsache hin, dass ein Wort nach Form und Bedeutung in mehreren indog. Sprachen übereinstimme, den von ihm bezeichneten Begriff ohne jede weitere Untersuchung der Urzeit zuzuweisen. Er nimmt dafür zunächst nur das Präjudiz seiner Ursprünglichkeit in Anspruch, das aber durch drei Möglichkeiten schon vom rein sprachlichen Standpunkt aus sich als ein irriges oder zweifelhaftes erweisen könne: nämlich erstens, wenn nachzuweisen sei, dass die eine Sprache das Wort aus der anderen entlehnt habe; zweitens wenn beide es einer dritten entlehnt hätten, und schliesslich als zweifelhaft, wenn sich erweisen lasse, dass die Bildung unabhängig

von einander nach der „Besonderung" gestaltet werden konnte. Diese letztere Möglichkeit träte bei allen Wörtern ein, „welche einerseits aus Basen und Formationselementen gebildet sind, die sich in den betreffenden Sprachen so lebensvoll erhalten haben, dass sie auch nach der Trennung sich zu verbinden vermochten, andrerseits zugleich die etymologische Bedeutung einer derartigen Verbindung bewahrt oder wenigstens sich nicht sehr wesentlich von ihr entfernt haben." Als Beispiel eines solchen Falles führt Benfey die Gleichung von griech. *τέρ̣ψις* (aus *τερ̣π-τι*) und skrt. *tŕpti* an, die deshalb nicht als notwendiges Erbgut indog. Vorzeit gelten könne, weil sich sowohl die ursprüngliche Verbalwurzel *tarp* als auch das Abstrakta bildende Suffix *-ti* lebenskräftig im Griechischen und im Sanskrit (*τέρ̣πω*, *tṛpnô'mi*) erhalten habe. Keine dieser drei Möglichkeiten sei nun auf die Gleichung skrt. *kshurá* = griech. *ξυρ̣όν* anwendbar; denn was die dritte, hier einzig zu erwägende anbetreffe, so sei die zu Grunde liegende Verbalwurzel *ksu* nur noch im Griechischen *ξέω* (*ξέF-ω*) bewahrt, das Suffix *-ra* (*-ρ̣ο*) aber in keiner von beiden Sprachen mehr mit lebendiger Bildungskraft begabt.

Aber Benfey macht sich noch einen weiteren Einwand. „Bei der Länge der Zeit nämlich, welche nach der Trennung der Griechen und des Sanskritvolkes vom Grundstamm verflossen ist, ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass auch noch nach derselben im Sanskrit oder dessen nächster Grundlage, dem Arischen, der Reflex des Verbums *ξυ-* und im Griechischen sowohl als Sanskrit auch das Affix *-ra* in seiner kategorischen Bedeutung einige Zeit fortbestand und ihr die unabhängige Bildung beider Wörter angehöre." Allein dieser Einwand wird nach Benfey beseitigt durch die völlige Bedeutungsidentität der beiden Wörter; denn „die Bedeutung „Rasiermesser" oder ursprünglich vielleicht nur „Instrument zum Bartscheren" liegt von der kategorischen oder etymologischen „geschabt" (*ξέω* „schaben") so weit ab, dass es der wunderbarste und unerklärbarste Zufall wäre, wenn beide Sprachen unabhängig von einander von dieser zu jener gekommen wären"[1]).

---

1) **Helbig** hält in seiner Antwort auf den Benfeyschen Vortrag (Allgemeine Zeitung 1875 Beil. Nr. 117) dieser Beweisführung mit Recht die von B. nicht beachtete Möglichkeit entgegen, dass das Wort ursprünglich ein scharfes, zum Abschaben bestimmtes Instrument — etwa

Aber trotz der Argumente, die für die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Rasiermesser sprechen, ist Benfey keineswegs geneigt, den „linguistischen Standpunkt für den einzigen zu halten, von welchem aus derartige Fragen vollständig entschieden werden können." Ja, er würde sogar seinen sprachlichen Beweisen gegenüber einen Zufall für möglich halten, wenn „sich z. B. durch historische Dokumente unabweislich feststellen liesse, dass die Indogermanen vor ihrer Spaltung noch keine Instrumente zum Bartscheren hatten." Was aber soll, so fährt seine Argumentation fort, der Umstand beweisen, dass bei den Ausgrabungen von Alba Longa keine Rasiermesser gefunden worden sind? Sind diese Denkmäler altitalischer Kultur nicht von jener grauen indog. Vorzeit durch einen Zeitraum getrennt, der „lang genug war, um von der indogermanischen Kultur so viel einzubüssen und durch Schöpfung einer neuen so viel zu gewinnen, dass diese Reliquien nichts weniger als die Zustände der indogermanischen Einheit darzustellen vermögen?"

Hiermit aber sind wir bei einer für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie verhängnisvollen Grundanschauung Benfeys angekommen. Derselbe hat mit Aufmerksamkeit, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Angriffe verfolgt, die V. Hehn, gestützt auf die geschichtlich überlieferte niedere Gesittung vieler indogermanischer Völker, gegen die von ihm und anderen vertretene Annahme einer verhältnismässig schon hoch kultivierten Urzeit richtet, verfolgt und versucht dieselben zu parieren, indem er die Behauptung aufstellt: Die historische Überlieferung über die geschichtlichen Anfänge der Einzelvölker kann gar nicht massgebend sein für die Epoche der Urzeit, die von jenen durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt ist, d. h. durch einen Zeitraum, innerhalb dessen durch Einbusse des alten und Erwerbung neuen Kulturkapitals ein völliger Umschwung der Dinge möglich war. Namentlich wird die Möglichkeit des Verlustes alten Kulturguts hervorgehoben. „Wem", heisst es in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 210, „gegen die Annahme jener uralten verhältnismässig hohen Kultur der Umstand zu sprechen scheint, dass wir sie (die

das primitive Werkzeug, mit dem man die Haare von dem Tierfell entfernte — bezeichnete und erst später auf den verwandten Begriff des Rasiermessers übertragen wurde.

Indogermanen), insbesondere den nördlichen Zweig der europäischen Indogermanen, im Anfang ihrer Geschichte in einem, im Verhältnis dazu, keineswegs hervorragenden Kulturzustand finden, der möge bedenken, durch welche unwirtliche Länder sie nach ihrer Abtrennung zu wandern und welche Kämpfe sie zu bestehen haben mochten, bis sie sich neue und stetige Sitze angeeignet hatten. Dass sie dadurch viel von ihrem mitgebrachten Kulturvorrat einbüssen mussten, lässt sich schon vornweg vermuten; über manche dieser Einbussen geben uns aber auch die Sprachen zuverlässigen Nachweis.“ Als Beispiele eines solchen Herabsinkens von einer einst höheren Stufe der Gesittung führt Benfey zwei Fälle an. So sei, wie aus der Vergleichung von griech. *χίλιοι* mit skrt. *sa-hásra* hervorgehe, der Begriff „tausend“ schon dem Urvolk aufgegangen. Diejenigen indog. Völker aber, die das jenen Begriff bezeichnende Wort eingebüsst hätten, seien „nach ihrer Abtrennung in Zustände geraten, in denen sie so selten oder endlich so gar keine Veranlassung fanden, sich dieses Zahlwortes zu bedienen, dass sie das alte Wort ganz aus dem Gedächtnis verloren.“

Auch das Gold und Silber war nach Benfeys Meinung schon dem Urvolk bekannt. Jenes hiess *gharta*, dieses nannten sie *arg-anta* oder *arg-ura*. Aus dem Umstand aber, dass die Griechen und Italer nur die Namen für Silber (*ἄργυρος-argentum*), die Germanen und Slaven nur den für Gold (*gulþ-zlato*) bewahrt haben, folge das allein, dass jene auf ihrer Wanderung zwar Silber, aber nicht Gold, diese umgekehrt Gold, aber nicht Silber antrafen. „So verloren sie die alten Namen aus dem Gedächtnis und mussten, als sie wieder häufiger, jene mit Gold, diese mit Silber in Berührung kamen, für deren vergessene Bezeichnungen sich andere verschaffen, gerade wie dies bei den Römern usw. mit der Bezeichnung der Zahl „Tausend“ geschah.“

In derartigen Erörterungen, die beweisen, wie wenig die Grundgedanken des Hehnschen Buches damals noch durchgedrungen waren, schien das Interesse der vergleichenden Sprachforscher an prähistorischen oder überhaupt kulturhistorischen Fragen für geraume Zeit verklingen zu wollen. Je mehr die siebziger Jahre sich ihrem Ende zuneigten, in um so höherem Grade wurden alle auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik verfügbaren

Kräfte durch den Kampf in Anspruch genommen, den die Behandlung neu auftauchender, weittragender, aber zunächst nur rein grammatische Dinge betreffender Fragen namentlich in Deutschland entzündete. Das erhöhte Interesse an der Sprachform drängte naturgemäss dasjenige am Sprachinhalt für einige Zeit in den Hintergrund. Dazu kam, dass die Ergebnisse, die sich allmählich aus diesem Streit der Meinungen abklärten, die Annahme einer grösseren Ursprünglichkeit des bunten europäischen Vokalismus vor dem einfarbigen der beiden arischen Sprachen, das immer mehr an Anhängern gewinnende Axiom ausnahmslos wirkender Lautgesetze, die Entdeckung neuer Grundlaute in dem System der Ursprache, wie die verschiedener k-Reihen oder der silbenbildenden Nasale und Liquiden, die Ermittlung der Ablautsgesetze auch in den nicht-germanischen Sprachen und anderes die Etymologie, auf der doch alle linguistische Paläontologie beruht, in neue Bahnen drängten. Die Wörterbücher von Pott und Benfey, ja selbst die von Fick und G. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie), begannen rasch zu veralten. Wie überall, ging aber auch hier das Einreissen schneller als das Aufbauen und erst ganz allmählich begannen zuverlässige Zusammenstellungen desjenigen etymologischen Wissens, das nach den heutigen Anschauungen als gesichert gelten kann, für die einzelnen indog. Sprachgebiete zu erscheinen[1]).

1) Gute vergleichende Wörterbücher sind auf indischem Gebiet: Uhlenbeck C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache, Amsterdam 1898/99; auf iranischem: Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch, Strassburg 1904; auf armenischem: Hübschmann H., Armenische Grammatik I. Teil Armenische Etymologie, Leipzig 1897; auf griechischem: Prellwitz W., Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache, Göttingen 1892; auf lateinischem: A. Walde, Lat. etym. Wörterbuch, Heidelberg 1905 (im Erscheinen); auf germanischem: Kluge F. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6te Auflage, Strassburg 1899; Uhlenbeck C. C. Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache, Amsterdam 1896, 2te Aufl.; auf slavischem: Miklosich F., Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, Wien 1886; auf altpreussischem: Berneker E., Die preussische Sprache. Texte, Grammatik, Etymologisches Wörterbuch. Strassburg 1896; auf albanesischem: G. Meyer, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache, Strassburg 1891; auf keltischem: Stokes Wh. und A. Bezzenberger, Urkeltischer Sprachschatz (II. Teil der 4ten Auflage des Vergleichenden Wörterbuchs der indog. Sprachen von A. Fick), Göttingen 1894.

Demgegenüber versuchte der Verfasser in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, die 1883 erschien und der 1890 eine zweite folgte, sich den brachliegenden linguistisch-historischen Studien wieder zuzuwenden. Sein Buch stellte sich durchaus auf den von V. Hehn eingenommenen Standpunkt, dass es unmöglich sei, allein mit Hülfe der Sprachvergleichung vorhistorische Kulturepochen erschliessen zu wollen. Aber während V. Hehn lediglich die historischen Nachrichten der antiken Schriftsteller neben der Sprache als Hilfsmittel bei seiner Rekonstruktion der Urzeit verwendet hatte, wurde hier zum ersten Mal in weiterem Umfange der Versuch gemacht, die Ergebnisse der immer mehr herangeblühten prähistorischen Forschung zur Erläuterung und Richtigstellung der sprachlichen Tatsachen heranzuziehen. V. Hehn selbst hatte dieser Seite der Wissenschaft ein starkes Misstrauen entgegengebracht. Ein Hauptergebnis, zu dem der Verfasser auf diesem Wege gelangte, und das seitdem allgemeine Zustimmung gefunden hat, war, dass diejenige Kulturstufe, die wir an der Hand der sprachlichen Gleichungen als die indogermanische bezeichnen, derjenigen entspricht, die die Prähistoriker die neolithische oder die jüngere Steinzeit nennen.

Ein wichtiger Unterschied gegenüber Hehn bezog sich auch auf die Wirtschaftsform der Indogermanen. V. Hehn hatte diese noch als Nomaden in ihre historischen Wohnsitze einwandern lassen. Der Verfasser aber versuchte, namentlich an der Hand der von August Fick (oben s. p. 41) gesammelten gemeineuropäischen Ackerbaugleichungen, den Nachweis zu führen, dass die europäischen Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit zu einem, wenn auch primitiven Ackerbau übergegangen sein müssten. Dieser Gesichtspunkt zeigte sich auch für die spezielle Geschichte der in V. Hehns Buch behandelten Kulturpflanzen nicht unwichtig, wie der Verfasser in seiner Neubearbeitung des Hehn'schen Werkes (o. p. 34) mehrfach gezeigt hat.

Vor allem aber wurden in Sprachvergleichung und Urgeschichte zahlreiche Seiten des Kulturlebens der indogermanischen Völker behandelt, die V. Hehn entweder übergangen oder nur gestreift hatte, z. B. die Zeitteilung, die Familie, der Staat, das Recht, die Religion. Bei dem allen wurde versucht, die sprachliche Grundlage des Buches den Lautgesetzen, deren Handhabung,

selbst vom Standpunkte der damaligen Zeit, die schwächste Seite V. Hehns gewesen war, sorgfältiger anzupassen.

Die Aufnahme von Sprachvergleichung und Urgeschichte in der wissenschaftlichen Kritik war eine zustimmende, wie die Besprechungen der ersten Auflage[1]) durch K. Brugmann, G. Meyer, W. Geiger, W. Tomaschek und viele andere, die der zweiten durch Bartholomae (Wochenschr. f. klass. Phil. 1890 Nr. 41), Bezzenberger (Deutsche Litz. 1891 Nr. 46), Meringer (Z. f. d. österr. Gymn. 1891 H. 4), Streitberg (Lit. Zentralbl. 1890 Nr. 13), Stolz (Neue Phil. Rundschau 1890 Nr. 8) usw. zeigen. Ein erbitterter Gegner entstand dem Werke in P. v. Bradke, der ein besonderes Buch Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, Giessen 1890, gegen die erste Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte und eine ausführliche Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (15. Nov. 1890) gegen die zweite Auflage desselben Buches schrieb. Ob und inwiefern durch ihn der linguistisch-historischen Forschung ein bleibender Nutzen entstanden ist, mögen andere entscheiden[2]).

Wie man nun auch immer über den Wert oder Unwert von Sprachvergleichung und Urgeschichte denken mochte, auf jeden Fall darf dieses Buch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, an seinem Teil zur Wiederbelebung der linguistisch-historischen Forschung beigetragen zu haben.

Eine einzelne Seite indogermanischer Kulturgeschichte „Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa" stellte zunächst der Verfasser selbst in dem ersten Teil seines Buches Handelsgeschichte und Warenkunde, Jena 1886, dar. Die indogermanische Familienorganisation behandelte B. Delbrück in seiner Arbeit Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde, Leipzig 1890. Er kam hierin u. a. zu dem gleichen Ergebnis wie der Verfasser in der zweiten Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte, dass nämlich in vorhistorischer Zeit bei den Indogermanen das Verschwägerungs-

1) Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der kritischen Besprechungen der I. Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte findet man in Bursians Jahresbericht LVI, 199 ff.

2) Ich selbst habe mich über das Buch v. Bradkes in der Wochenschrift für klassische Philologie 1890 Nr. 50 ausgesprochen.

verhältnis nur hinsichtlich der Beziehungen der jungen Frau zu den Angehörigen ihres Mannes ausgebildet gewesen sei. Hauptsächlich die Wirtschaftsform der Urzeit machte H. Hirt in einer Reihe von Aufsätzen (I. F. V, 395 ff., Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik III. Folge XV, 462 ff., Geographische Zeitschrift, herausgegeben von A. Hettner IV, 1898 S. 369 ff.) zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Er glaubt hier den Nachweis führen zu können, dass der Ackerbau bei den Indogermanen in eine noch höhere Vorzeit zurückgehe, als von dem Verfasser angenommen wurde, und dass auch die Vorfahren der Inder und Iranier ursprünglich an demselben Teil gehabt hätten. Die archäologisch-prähistorische Seite der ganzen Frage suchte M. Much in seinem Buche Die Kupferzeit Jena 1886, zweite Auflage 1893, weiter auszubauen. Er erkannte durchaus das in Sprachvergleichung und Urgeschichte gewonnene Resultat, dass die indogermanische Kultur neolithischen Charakter getragen habe, an; aber indem er einerseits nachwies, dass innerhalb oder am Schlusse dieser neolithischen Kultur eine reine Kupferzeit, d. h. eine Benutzung unvermischten Kupfers auftrete, und er andererseits mit V. Hehn und dem Verfasser bei den Indogermanen die Bekanntschaft mit dem Kupfer voraussetzte, suchte er die indogermanische Urzeit des genaueren als eine Kupferzeit zu charakterisieren.

Nahe lag es auch, dass die vergleichende Rechtswissenschaft, die seit 1878 über eine eigene Zeitschrift verfügte, sich allmählich des Gedankens der proethnischen Einheit der indog. Völker bemächtigte, um durch Vergleichung der Rechtszustände bei den Einzelvölkern bis zu einem indog. Urrecht vorzudringen. Zuerst tritt dieses Bestreben in einem Aufsatz F. Bernhöfts Über die Grundlagen der Rechtsentwicklung bei den indog. Völkern (Zeitschrift II, 253 ff.) im Zusammenhang und deutlicher hervor. Später ist dieser Gegenstand namentlich von B. W. Leist in seinen Büchern Gräco-italische Rechtsgeschichte (1884), Altarisches Jus gentium (1889), Altarisches Jus civile I (1892), Altarisches Jus civile II (1896) behandelt worden, und wenn man auch vielfach zweifelhaft sein kann hinsichtlich der Berechtigung der Schlüsse, die Leist auf die vorhistorische Rechtsgestaltung der Indogermanen zieht, so ist doch in den genannten Werken ein ausserordentlich reiches juristisches Material vergleichend zu-

sammengestellt worden. Genannt sei endlich im Zusammenhang hiermit ein aus dem Nachlass Rudolf v. Iherings herausgegebenes Buch Vorgeschichte der Indoeuropäer (1894). Es will eine Art von Ethnogenie der Indogermanen geben und folgende drei Fragen behandeln: 1. Wodurch ward der Charakter des indogermanischen Muttervolkes anderen prähistorischen Einheiten, vor allem den Semiten gegenüber, bestimmt? 2. Wie erklären sich die den europäischen Indogermanen den Indern und Iraniern gegenüber gemeinsamen Eigenschaften? 3. Wie erklärt sich die neben aller Übereinstimmung des europäischen Volkscharakters doch bestehende Verschiedenheit der einzelnen europäischen Völker? Doch bricht die Veröffentlichung bei der Behandlung der zweiten Frage ab.

Werfen wir hier einen Blick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann seit V. Hehn die Vorstellung, als ob sich lediglich auf sprachliche Gleichungen eine Kulturgeschichte der Indogermanen aufbauen liesse, für aufgegeben gelten. Dieser Wandel der Anschauung zeigt sich nicht am wenigsten in dem Umstand, dass man mehr und mehr die von Pictet erfundene Bezeichnung „linguistische Palaeontologie“ fallen liess und dafür das treffendere „Indogermanische Altertumskunde“ wählte. Gleichwohl bezweifelte man nicht, dass sich den sprachlichen Gleichungen im einzelnen wichtige prähistorische Erkenntnisse entnehmen liessen. Dies drücken die im Jahre 1892 zuerst erscheinenden, von Brugmann und Streitberg herausgegebenen „Indogermanischen Forschungen“, die, wie der weitere Titel der Zeitschrift besagt, zugleich ein Sammelplatz für Arbeiten auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde sein sollten, folgendermassen aus: „Aber noch nach einer andern Seite hin ist die indogermanische Sprachwissenschaft zu wirken berufen, bei der Erschliessung der indogermanischen Kulturgeschichte. Allerdings kann sie hierbei nur den Rang einer Hilfswissenschaft beanspruchen, doch einer Hilfswissenschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Denn seit vor Jahren Jakob Grimm und Adalbert Kuhn zum ersten Male den Gedanken fassten, das Sprachmaterial zur Aufhellung der Lebensverhältnisse längst vergangener Geschlechter zu verwenden, sind die Probleme der indogermanischen Altertumskunde kaum von einer anderen Seite so mächtig gefördert worden, als von der Sprach-

wissenschaft." Indessen ist es eine überall sich bestätigende Erfahrung, dass das Richtige erst dann erkannt oder festgehalten wird, wenn die Extreme nach beiden Seiten zuerst behauptet und dann als irrig erwiesen worden sind. Somit ist es nicht verwunderlich, dass auch in der Frage nach der Heranziehung der Sprachvergleichung für prähistorische Zwecke eine rein nihilistische Richtung hervortrat. Hatte man früher alles von der Sprachwissenschaft erwartet, so warnte man jetzt davor, wie man sich ausdrückte, „aus sprachlichen Gleichungen Kulturgeschichte herausdestillieren zu wollen." Wie wir oben sahen, hatten schon Schleicher (p. 29) und namentlich V. Hehn (p. 37) eine Reihe von indogermanischen Gleichungen, die man sonst als urverwandt bezeichnet hatte, als auf uralter Entlehnung beruhend aufgefasst. Dieser Gedanke wurde nun in jüngster Zeit von zwei Gelehrten, G. Kossinna (Z. des Vereins für Volkskunde VI, 1 ff.) und P. Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, Kap. 2 u. 3) dahin erweitert, dass überhaupt alle indogermanischen Gleichungen im Grunde nichts als Entlehnungsreihen seien, und da nun diese Entlehnungsreihen zu ganz verschiedenen Zeiten und in ganz verschiedener geographischer Ausdehnung sich über das vorgeschichtliche Sprachgebiet verbreitet haben könnten, so sei es unmöglich, durch Addition derselben einheitliche vorhistorische Kulturzustände zu erschliessen. Die Anschauungen Kretschmers berühren sich dabei vielfach mit denen eines dänischen Forschers, H. S. Vodskov (*Sjæledyrkelse og naturdyrkelse. Bidrag til bestemmelsen af den mytologiske metode. Kjøbenhavn* 1890), nach dessen Ansicht die Indogermanen in völlig kulturloser Urzeit sich von dem Persischen Hochland aus allmählich bis in ihre historischen Wohnsitze ausgebreitet hatten, wo sie unter dem Einfluss der verschiedenen Örtlichkeiten sich differenziert haben und zu den geschichtlichen Individualitäten geworden sind. Seine Stellung zu diesen Einwendungen, die auch auf W. Wundt Völkerpsychologie I [2], 2 einen starken Eindruck gemacht zu haben scheinen, hat der Verfasser in der Vorrede zu seinem Reallexikon[1]) der indoger-

1) Von inhaltreicheren Besprechungen dieses Werkes nenne ich die von M. Förster, Beiblatt zur Anglia XIII Nr. VI; von R. Much, Deutsche Litz. 1902, Nr. 34; R. Meringer, Z. f. d. österr. Gymn. 1903 H. V; B. Symons, Museum X, Nr. 4; E. Zupitza, Z. d. Vereins f.

manischen Altertumskunde, Strassburg 1901 dargelegt, und da dieselben Fragen uns in dem zweiten Abschnitt dieses Buches ausführlich beschäftigen werden, braucht an dieser Stelle nicht auf sie eingegangen zu werden. Das genannte Reallexikon selbst will alles auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde Geleistete zusammenfassen; doch handelt es sich dabei weniger um die Erschliessung zusammenhängender prähistorischer Epochen, als um eine Entwicklung der einzelnen kulturhistorischen Begriffe in sprachlicher und sachlicher Hinsicht.

Volkskunde XI, 89 ff. und 342 ff.; A. Brückner, Archiv f. slavische Phil. XXIII, 622 ff.; F. Stolz, Neue Phil. Rundschau 1901 Nr. 8 u. 1902 Nr. 2; V. Henry *Revue critique* 1901 Nr. 4 u. Nr. 33; O. Hoffmann Z. f. Sozialwissenschaft 1902 p. 983 ff.; R. M. Meyer, Z. f. Kulturgeschichte, herausg. v. Steinhausen, IX, 1 ff. Am eingehendsten aber hat sich mit dem Reallexikon M. Winternitz in einer Serie von Artikeln „Was wissen wir von den Indogermanen?“ beschäftigt, die im Okt. und Nov. 1903 in der Beilage zur Allgemeinen Z. erschienen sind. Genannt sei endlich eine Kritik H. Hirts, I. F. Anz. XIII, 5 ff., obgleich mir seine Einwendungen, wie sich noch zeigen wird, wenig begründet erscheinen. Ähnliches gilt auch von W. Streitbergs Ausführungen im Lit. Zentralblatt 1902 Nr. 50.

## III. Kapitel.

# Die Annahmen indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung.

### (Mit einem Anhang über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.)

Es ist schon in unserem ersten Kapitel gezeigt worden, wie der Entdeckung des indog. Sprachstammes die Beobachtung auf dem Fusse folgte, dass innerhalb des Kreises der indog. Sprachen einige durch die treuere Bewahrung alten oder durch die gemeinsame Schöpfung neuen Sprachgutes zu einer engeren Einheit verbunden würden. Zu einer entscheidenden Beantwortung dieser mehr im Vorübergehn behandelten Frage war man indessen noch nicht vorgedrungen. Es war daher wünschenswert, dass man diesem für Sprach- und Völkergeschichte gleich wichtigen Gegenstand seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. A. Schleicher war es, der sich in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen, deren erste 1853 in der Kieler Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur p. 786—787 (Die ersten Spaltungen des indog. Urvolks) erschien, dieser Aufgabe unterzog. Wir werden nun zunächst ein Bild von den Ansichten dieses Forschers gewinnen müssen, und zwar in der Weise, dass es uns in erster Linie auf die Darstellung der geographisch-ethnographischen Anschauungen ankommt, die den Schleicherschen Sprachgruppierungen zugrunde liegen.

Zuvörderst ist hervorzuheben, dass Schleicher den Anfang der sprachlichen Differenzierung bereits in die indog. Urzeit hineinverlegt. Er beschreibt dies in seinem Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft 1863 p. 15 wie folgt:

„Nachdem sie (die Ursprache) von einer Reihe von Generationen gesprochen ward, während dem wahrscheinlich das sie redende Volk sich mehrte und ausbreitete, nahm sie auf verschiedenen Teilen ihres Gebietes ganz allmählich einen verschiedenen Charakter an, so dass endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicherweise könnten es auch mehrere Sprachen gewesen sein, von denen aber nur zwei am Leben blieben und sich weiter entwickelten.“ Es ist hiernach zu betonen, dass Schleicher die Entstehung zweier (oder mehrerer) neuer Spracharten aus der einheitlichen Grundsprache sich allein durch den im Wesen der Sprache liegenden Differenzierungstrieb herbeigeführt denkt, ohne zunächst die Annahme einer räumlichen Trennung des Urvolks zu Hilfe zu nehmen. Nach diesem ersten Auseinandergehen der Sprachen habe allerdings auch ein Auseinandergehen der Völker in geographischer Beziehung stattgefunden. Als Ursachen betrachtet Schleicher (Hildebrands Jahrb. I, 404) „die Zunahme der Bevölkerung, die Entwaldung und Verödung des Bodens, die Verschlechterung des Klimas, kurz, jene unglücklichen Folgen, welche bis jetzt noch stets die als Raubbau betriebene Kultur hatte.“ Die durch die räumliche Trennung der Völker in die Ferne getragenen Sprachgattungen der Ursprache gehen dann wieder in sich durch allmähliche Differenzierung („durch die fortgesetzte Neigung zur Divergenz des Charakters, wie es bei Darwin heisst“) auseinander. Inwieweit Schleicher die Sprachdifferenzierung innerhalb der einzelnen Sprachgattungen, Sprachen, Mundarten, Dialekte von Unterbrechung der geographischen Kontinuität durch Völkerwanderungen etc. sich begleitet denkt, lässt sich mit völliger Gewissheit nicht erkennen. Jedenfalls kann man sich nach Schleicher die Differenzierung etwa der germanischen Grundsprache in ihre Mundarten in ganz derselben Weise verlaufend vorstellen, wie es oben bei der urindogermanischen Grundsprache geschildert ist (vgl. Die deutsche Sprache [2] p. 94 f.). Die geographische Nachbarschaft hebt Schleicher an verschiedenen Stellen (vgl. z. B. *Compendium* [1] p. 4) als zusammenhängend mit näherer Sprachverwandtschaft hervor; es wird ihm nicht einfallen, wie Lottner (vgl. unten) es tut, etwa das Italisch den nordischen Sprachen näher als dem Griechischen zu stellen. Dagegen gruppiert er Germanisch und Litu-Slavisch, Griechisch und Lateinisch, Indisch und Iranisch zu einander.

Das relative Alter der indog. Völker- und Sprachtrennungen sucht Schleicher von zwei Grundsätzen aus zu bestimmen, die er in folgender Weise formuliert:

1. „Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie“ (Compendium [1] p. 6) und

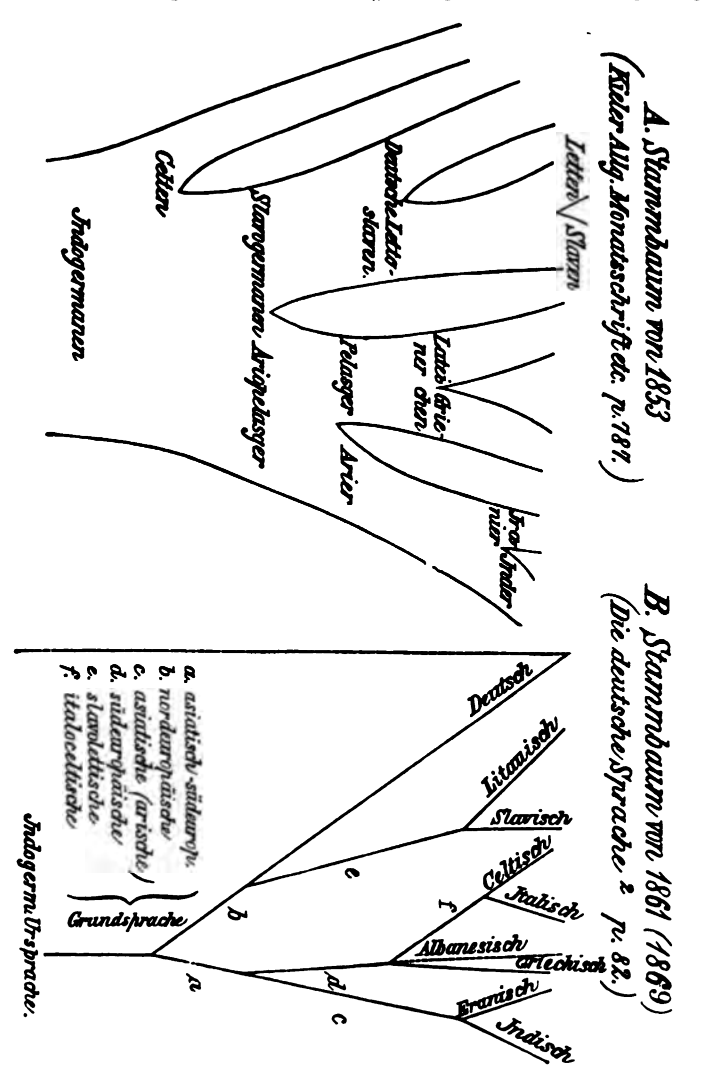
2. „Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto früher riss sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los“ (Kieler Allg. Monatsschrift f. Wissenschaft u. Literatur 1853 p. 787).

Nach diesen Grundsätzen haben also zuerst die Slavo-Germanen, als zweite die Graeco-Italer, zuletzt die Indo-Iranier ihre Wanderungen angetreten. In einer kritischen Lage befindet sich Schleicher dem Keltischen gegenüber. Wegen der am weitesten westlich befindlichen Wohnsitze dieses Volkes ist er genötigt anzunehmen, dasselbe habe am frühesten die Urheimat verlassen. Eine sorgfältigere Betrachtung des Keltischen veranlasst ihn aber schon im Jahre 1858 (vgl. Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung I, 437), dasselbe dem Italischen näher zu rücken, wodurch wieder die angeführten Prinzipien Schleichers in bedenklicher Weise durchbrochen werden.

Bekanntlich hat Schleicher versucht, seine Ansichten über die Spaltungen der Ursprache durch eine Zeichnung zu veranschaulichen, zu der er sich anfangs des Bildes eines „sich verästelnden Baumes“ (Fig. A), später eines einfachen Liniensystems (Fig. B) bediente. In beiden Fällen sollen die sich verzweigenden Äste oder Linien den nach verschiedenen Richtungen verlaufenden Differenzierungstrieb der Sprache darstellen, ohne dass zunächst ein Urteil über Völkertrennungen in geographischer Beziehung abgegeben werden sollte. Der Ausdruck „Stammbaum“, der im Verlauf der Forschung von der Auffassung Schleichers und derer, die ihm folgen, gebraucht wird, scheint erst in dem genannten Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, aus der Ausdrucksweise der Naturforscher entlehnt zum ersten Male im Munde Schleichers vorzukommen.

Ich erlaube mir, die beiden Figuren im Texte abzubilden, um die Ergebnisse der Schleicherschen Forschung *in concreto*

dem Leser vorzuführen. Zu Fig. B [1]) ist zu bemerken, dass die verschiedene Länge der Linien „die grössere oder geringere




Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwicklungspunkten" anzudeuten sucht.

1) Diese ist ausser in der Deutschen Sprache noch im Compendium [1] p. 7 und in Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft am Ende abgebildet.

Genau in demselben Jahre (1853), in dem Schleicher seine oben dargestellte Ansicht über die Spaltungen der indog. Ursprache veröffentlichte, sprach M. Müller in seinem Essay Der Veda und Zendavesta (Essays I, 60 f.) hinsichtlich der indog. Völkertrennungen eine sowohl der Schleicherschen als auch der früher (vgl. p. 21) geschilderten Bopp-Kuhnschen Anschauung entgegenstehende Meinung aus, der er auch in seinen späteren Schriften (vgl. 1859 *A history of ancient Sanscrit literature* p. 12 f., 1863 Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache p. 176 f., 1872 Über die Resultate der Sprachwissenschaft, Strassburger Antrittsvorlesung p. 18 f., 1888 *Biographies of words* p. 85 ff., 137 ff.) treu geblieben ist.

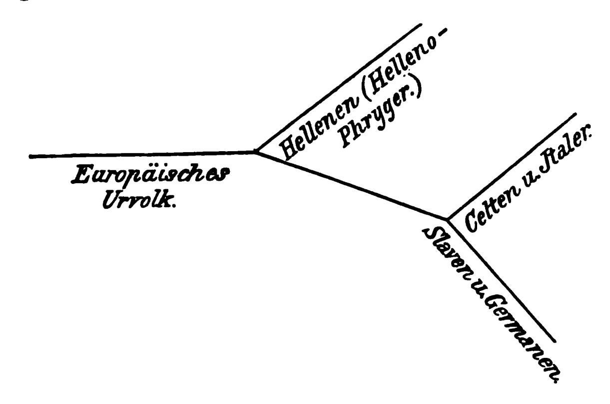
Er nimmt hier überall eine uralte Spaltung des indog. Volkes in eine nördliche (nordwestliche) und südliche Abteilung an, von denen die erstere die heutigen europäischen, die letztere die iranischen und indischen Völkerschaften indog. Ursprungs umfasse. Diese Trennung sei durch eine „weltweite Wanderung" der europäischen Indogermanen in nordwestlicher Richtung entstanden, deren Ursachen zwar verborgen seien, die aber ein grelles Streiflicht auf die ursprünglichen Naturanlagen der scheidenden und bleibenden Völkerschaften werfe. Den Europäern sei die Hauptrolle in dem grossen Drama der Geschichte zugedacht, „sie repräsentieren den Arier in seinem geschichtlichen Charakter". Und die Zurückbleibenden? „Es fordert eine starke Willenskraft oder einen hohen Grad von Trägheit, dem Anprall so nationaler oder vielmehr so völkererschütternder Bewegungen zu widerstehen. Wenn alle gehen, wollen wenige bleiben. Aber seine Freunde ziehen zu lassen und dann sich selbst auf die Reise zu machen — einen Weg einzuschlagen, der, wohin er immer führe, uns nimmermehr zu einer Vereinigung mit denen führen kann, deren Sprache wir reden, deren Götter wir ehren — das ist ein Weg, welchen nur Leute von stark ausgeprägter Individualität und grossem Selbstvertrauen zu verfolgen im stande sind. Es war die Strasse, die der südliche Zweig der arischen Familie, die brahmanischen Arier Indiens und die Zoroastrier Irans einschlugen"[1]).

---

1) Diese Vorstellung von einem bewussten Trennungsprozess der indog. Völker tadelte mit Recht bereits W. D. Whitney (*Oriental and Linguistic studies*, *New-York* 1873 p. 95 f.): „*Had not our author,*

Einer weiteren Gruppierung der europ. Abteilung der Indogermanen in Sprachfamilien steht M. Müller sehr skeptisch gegenüber. Interessant, weil einer später von uns zu besprechenden Auffassung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse nahe liegend, ist die Erklärung, die Müller für die spezielleren Übereinstimmungen z. B. zwischen den slavischen und teutonischen Sprachen in der Annahme sucht, „dass die Vorfahren dieser Rassen von Anfang an gewisse dialektische Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren“ (Vorlesungen [1] p. 178).

Die so von M. Müller zuerst aufgestellte Idee einer europäischen Grundsprache wurde dann weiter von C. Lottner 1858 (Über die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes K. Z. VII, 18—49 und 160—193) durch sprachliche und kulturhistorische Gründe, auf die wir noch zurückkommen werden, gestützt. Lottner versucht auch noch eine weitere Gruppierung der europäischen Grundsprache, an der das bemerkenswerteste ist, dass er die Lateiner zum ersten Mal von einem näheren Zusammenhang mit den Griechen loslöst. Seine Ansicht von den engeren Verwandtschaftsbeziehungen der europäischen Sprachen unter einander würde sich, in der Weise des Schleicherschen Stammbaums ausgedrückt, so ausnehmen (vgl. dazu Lottner Keltisch-italisch, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung II, 321 ff.):




---

*when he wrote this paragraph, half unconsciously in mind the famous and striking picture of Kaulbach at Berlin, representing the scattering*

Den energischsten Verfechter aber hat die Ansicht von einer ursprünglichen Zweiteilung der Indogermanen in eine europäische und eine asiatische Hälfte in A. Fick gefunden, der die seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen zugrunde liegende Auffassung der indog. Völkertrennungen in folgendem Schema zusammenfasst [1]) (vgl. Wörterbuch [2] 1051):

*Urvolk*

*Europäer* — *Arier*

*Nordeuropäer* — *Südeuropäer* — *Iranier* — *Inder*

*Germanen* — *Lituslaven* — *(Kelten)* — *Gräcoitaliker*

*Skandinavier* — *Deutsche* — *Litauer* — *Slaven* — *Italiker* — *Griechen*

So war man denn trotz der darauf verwendeten Mühe zu einem abschliessenden Resultat in diesen Fragen nicht gekommen. Nur in zwei Punkten stimmten alle Forscher überein: in der Annahme einer näheren Verwandtschaft einerseits zwischen Iranisch und Indisch, andererseits zwischen Slavisch und Litauisch. Die Schwierigkeiten begannen, sobald man eine scharfe Scheidung zwischen den Sprachen Europas und Asiens vornehmen wollte. Im Norden erhob sich die Frage, ob man die lituslavischen Sprachen näher an ihre östlichen, arischen oder an ihre westlichen, germanischen Nachbarn rücken sollte. Im Süden waren die Stimmen über das Griechische geteilt. Während A. Schleicher, F. Justi (Hist. Taschenbuch herausg. v. F. v. Raumer IV. Folge, III. Jahrg. p. 316) u. a. die ganze südeuropäische Abteilung dem Arischen für näher verwandt hielten als dem Nordeuropäischen, behaupteten H. Grassmann (1863 K. Z. XII, 119), C. Pauli (Über die Benennung der Körperteile bei den Indog. 1867, p. 1),

*of the human race from the foot of the ruined tower of Babel; where we see each separate nationality, with the impress of its after character and fortunes already stamped on every limb and feature, taking up its line of march toward the quarter of the earth which it is destined to occupy?"*

1) Etwas verändert hat A. Fick seine Ansicht in der IV. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1891). Auch jetzt noch lösen sich von dem Urvolk zuerst die Arier ab, die Europäer aber gehen in Westeuropäer (Griechen, Römer, Germanen, Kelten) und Osteuropäer (Slaven, Litauer etc.) auseinander.

W. Sonne[1]) (1869 Zur ethnologischen Stellung der Griechen, Wismar, Programm), F. Spiegel (Eranische Altertumskunde I, 443) u. a. eine engere Verwandtschaft speziell des Griechischen mit den asiatischen Sprachen. Im Inneren Europas bereitete vor allem das Keltische Verlegenheiten. Bald sollte es dem Norden, bald dem Süden näher stehen. Im Jahre 1861 fasste H. Ebel, damals nach Zeuss der gründlichste Kenner des Keltischen in Deutschland (Beiträge zur vergl. Sprachforschung II, 137—194), das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Stellung des

1) Interessant ist die Art, wie sich Sonne a. a. O. p. 6 die Spaltung der Indogermanen entstanden und verlaufen denkt: „Dass die indog. Völkertrennungen nur allmählich, nur stufenweis stattgehabt, ist oft bemerkt worden, und es ist gewiss, dass Scheidungen wie z. B. die der Germanen in Deutsche und Skandinavier, die der letzteren in Schweden und Dänen sich nur allmählich vollziehn. Dies aber ist ohne Wanderung, eine Scheidung auf gleichem Grund und Boden, das stille Werk der Zeit. Mit der ersten Zerklüftung unseres Urvolks möchte es anders hergegangen sein.

Das Urvolk muss, überaus zahlreich, denn die Vollendung der Sprachform zeugt für eine mehr denn tausendjährige Einheit, nicht bloss im Süden, sondern auch im Norden des Oxus sich über weite Ländermassen Zentralasiens nomadisch gebreitet haben. In diesen letzteren Landen aber sind geschichtlich nur Turanier heimisch, und wie später Attila, wie Dschingiskhan die Welt durchstürmen, ein gewaltsamer Andrang der Turanier war es wohl, welcher die nördliche Hälfte unseres Urvolks nach Westen trieb, eine Flucht zunächst über die Wolga in die pontischen Steppen hinein. Aber im Westen ist gut wohnen, sagt der Russe, dort lasst uns Hütten bauen — und gen Westen rücken die Massen, die Donau weist den Weg; Germanien, Gallien, endlich in südlicher Schwenkung über die Alpen, Italien wird erreicht. Die Massen zerfallen sodann in zwei Hälften, deren westliche sich als Kelten und Italiker, deren östliche sich als Germanen und Slaven weiter individualisiert.

So die eine, die nördliche Hälfte unseres Urvolkes; die andere, daheim geblieben, behauptet sich im Süden des Oxus, und wenn ihr gleich der Norden durch Turan verschlossen ist, beweist sie nach Ost und West die höchste Expansionskraft. Von Baktrien aus, dem eigentlichen Mutterland dieser Arier, gen Osten wird das Pendschab, das Gangestal besiedelt, und Indien bildet eine arische Welt in sich: gen Westen Medien, Persis, weiter Armenien, Phrygien besetzt, endlich Thracien, Macedonien, Hellas in den gleichen Kreis gezogen. So bilden sich die mächtigen Parallelen: die südliche (orientalische) von der Adria zum Ganges, die nördliche (occidentalische) von der Wolga zum westlichen Weltmeer reichend.“

Keltischen in folgender Weise zusammen: „Überall also haben sich mindestens ebenso bedeutsame Analogien desselben (des Keltischen) zum Deutschen (und in zweiter Linie zum Litu-slavischen) ergeben als zum Italischen (und sodann zum Griechischen); eine Art Mittelstellung wird somit kaum zu leugnen sein; doch scheint es, als ob es gerade die Erscheinungen, die am meisten auf das geistige Leben, den inneren Charakter der Sprache hindeuten, mit dem Deutschen gemeinsam hätte.“ Wie sich freilich Ebel diese Mittelstellung der keltischen Sprachen, an deren Annahme er bis zu seinem Tode festhielt (vgl. Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachw. VIII, 472), historisch entstanden denkt, wird nicht gesagt.

So verschieden man nun aber auch im einzelnen über die engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen denken mochte, im allgemeinen hatte sich doch die Überzeugung festgesetzt, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen im kleinen genau in derselben Weise zu erklären sein wie die indog. Sprachverwandtschaft im grossen. Der Gedanke eines europäischen, eines gräco-italischen, eines slavo-germanischen etc. Urvolkes hatte nichts Befremdenderes als die Idee des indog. Urvolkes selbst. Auch die dialektische Verzweigung der einzelnen indog. Sprachen wurde in gleicher Weise aufgefasst. So entwarf z. B. Schleicher in seinem Werke Die deutsche Sprache [2] einen Stammbaum der germanischen Sprachen, der auf eine ursprüngliche Dreiteilung der germanischen Ursprache in Gotisch, Deutsch und Nordisch hinauslief, während K. Müllenhoff und nach ihm W. Scherer Zur Geschichte der Deutschen Sprache 1868/78 und H. Zimmer (Haupts Z. XIX, 393 ff.) einer Zweiteilung in Ost- und Westgermanisch das Wort redeten. Auch von den slavischen Sprachen wurden ähnliche Stammbäume entworfen.

Sollte es nun nicht auch möglich sein, die Kulturverhältnisse dieser Zwischenstufen mit Hilfe ebenderselben Sprachvergleichung aufzuhellen, mit der man die Kultur der Urzeit erschlossen hatte, und konnte so nicht mit der Zeit ein ganzes Gebäude vorhistorischer Kulturgeschichte aufgeführt werden?

Diese Frage lag um so näher, als der Schleichersche Grundsatz, nur den grammatischen Bau als Massstab der engeren Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen gelten zu lassen,

seit Lottner und Ebel aufgegeben worden war, und nunmehr auch der Wortschatz mehr und mehr als massgebend für die Ermittelung der indog. Völkertrennungen herangezogen wurde. So wurde die Kultur der angeblichen europäischen Urzeit von C. Lottner K. Z. VII, 18 ff. und vor allem von A. Fick Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873 dargestellt. Über das Kulturkapital der graeco-italischen Periode handelten Th. Mommsen bereits in der ersten Auflage seiner Römischen Geschichte (1854) p. 12—21 und B. Kneisel Über den Kulturzustand der indog. Völker vor ihrer Trennung mit besonderer Rücksicht auf die Gräco-Italiker (Programm Naumburg 1867). Vor allem wohl durch die gewichtige Stimme Th. Mommsens ist der Glaube an eine engere Verwandtschaft der Griechen und Italer, der, wie wir gesehen haben (oben p. 5), schon in vor-Boppscher Zeit wurzelte, bei Historikern und Ethnographen immer heimischer geworden, worüber ich nur auf die bekannten Werke von Ernst Curtius, Max Duncker, Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie 1871), Heinrich Kiepert u. a. zu verweisen brauche.

Die angebliche slavo-deutsche Einheit wurde zuerst im Zusammenhang erörtert von E. Förstemann in seiner Geschichte des deutschen Sprachstamms 1874 I, 239 ff. (vgl. dazu Germania XV, 385 ff.), sodann von R. Hassencamp in seiner Schrift Über den Zusammenhang des letto-slavischen und germanischen Sprachstammes 1876 S. 54 ff. Über die arische Urzeit haben zuletzt W. Geiger *La civilisation des Aryas, Muséon* 1884 und F. Spiegel Die Arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887 gehandelt.

Ich glaube indessen bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft darauf verzichten zu dürfen, diese und andere Versuche, die Kulturverhältnisse jener hypothetischen Völkergruppen mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschliessen, hier im einzelnen darzustellen.

Einen bleibenderen Wert hatte es, wenn einzelne Forscher aus den Dialekten der Einzelsprachen den gemeinsamen Wortschatz derselben und aus diesem wieder die älteste Kultur der betreffenden Einzelvölker zu erschliessen bestrebt waren, da ja hier zweifellos geschichtliche Einheiten vorlagen. So versuchte Förstemann (Germania XVI, 415 und Geschichte des

deutschen Sprachstamms I, 399) den urgermanischen Sprachschatz in kulturhistorischer Beziehung zu rekonstruieren und an der Hand desselben die angeblichen Fortschritte, die die Urgermanen gegenüber den Slavo-Germanen gemacht hätten, festzustellen. Von ähnlichem Gesichtspunkt aus hat F. Kluge in der Einleitung zu seinem Etymologischen Wörterbuch einen Überblick über den urgermanischen Wortschatz gegeben. Gesammelt ist derselbe in A. Ficks Vergleichendem Wörterbuch III[3]. Besonders eifrig ist in dieser Beziehung auf dem Boden der slavischen Sprach- und Völkereinheit gearbeitet worden. Der erste, der die Methode der Sprachvergleichung auf die slavische Urgeschichte anzuwenden versuchte, war J. E. Wocel, in seinem Werke *Pravěk země české v Praze* 1868 p. 245—260 (ein Auszug davon in den Sitzungsberichten d. k. böhm. Gesellschaft der W. 1864 H. 2). Nach ihm hat Gregor Krek auf dem Wege „der linguistischen Archäologie" die slavische Urzeit zu erforschen gesucht in seinem Werke Einleitung in die slavische Literaturgeschichte, Graz 1874 (2. Auflage 1887). Besonders aber ist hier der Name eines russischen Gelehrten A. A. Kotljarevskij (1837—1881) zu nennen, dessen Schriften von der kaiserl. Akademie der W. in Petersburg neuerdings gesammelt und herausgegeben worden sind (Sbornik der Abt. für russ. Spr. und Lit. Bd. 47—50). In einer für jene Zeit höchst beachtenswerten Weise vereinigen sich in ihnen Sprachwissenschaft, Prähistorie, Geschichte und Volkskunde, um gemeinsam in die älteste Welt der Slaven einzudringen. Den gemeinslavischen Wortschatz findet man gesammelt in F. Miklosichs Etymologischem W. der slav. Spr. Wien 1886.

---

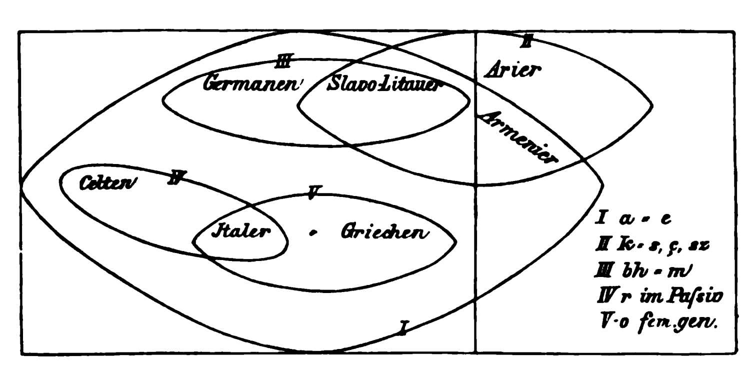
Die Aufstellung prähistorischer, aber zeitlich nach der indog. Urzeit liegender Völkereinheiten war, wie wir oben ausgeführt haben, von der Ansicht ausgegangen, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sich nur durch die Annahme einer ihnen zugrunde liegenden gemeinsamen Ursprache erklären liessen. Wirklich war diese Anschauung die allein herrschende, bis im Jahre 1872 einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten der neueren Sprachforscher, J. Schmidt, zuerst in einem Vortrag auf der Leipziger Philologenversammlung d. J. (vgl. Verhandl. derselben p. 220 ff.), sodann in einer eigenen Schrift Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (vgl.

dazu auch Zur Geschichte des indog. Vocalismus II, 183 ff.) eine neue Hypothese aufstellte, die für den von uns behandelten Gegenstand so wichtig ist, dass wir derselben eine ausführlichere Darstellung widmen müssen.

J. Schmidt unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, dass er seine Untersuchungen nicht auf eine bestimmte Gruppe der indog. Sprachen beschränkt, sondern seinen Blick zu gleicher Zeit auf allen speziellen Übereinstimmungen des gesamten Sprachgebietes ruhen lässt. Ist doch zunächst einleuchtend, dass nach der Theorie des Stammbaums nicht alle die linguistischen Gründe, auf denen die Aufstellung der von uns aufgezählten Spracheinheiten beruht, beweiskräftig sein können. Sind wirklich die slavisch-litauischen Sprachen mit den arischen durch eine engere Verwandtschaft verbunden, so ist dem gegenüber der Gedanke einer europäischen Spracheinheit hinfällig, oder entscheidet man sich etwa für eine nähere Stellung des Griechischen zu den arischen Sprachen, für eine ario-hellenische Periode, so müssen die Koinzidenzpunkte des Lateinischen und Griechischen auf Zufall oder Schein beruhen. Der grosse Vorzug der Schmidtschen Hypothese besteht nun von vornherein darin, dass sie die Möglichkeit bietet, allen sprachlichen Tatsachen auf einmal gerecht zu werden.

Dieselbe lässt sich etwa folgendermassen zusammenfassen: Auf dem noch durch ununterbrochene geographische Kontinuität verbundenen indog. Sprachboden treten schon in der ältesten Vorzeit an verschiedenen Stellen als erste Anfänge der beginnenden Dialektbildung gewisse Lautveränderungen oder überhaupt gewisse sprachliche Neubildungen hervor, die sich von ihrem Ausgangspunkte aus in teils beschränkterer, teils weiterer Ausdehnung über die benachbarten Gebiete — man könnte sagen „wellenförmig“ verbreiten. — So bilden sich in dieser früher einheitlichen Sprachmasse allmählich Differenzierungen, in diesen Differenzierungen aber Zusammenhänge, die das Prototyp der späteren Sprachcharaktere bilden. Um gleich zu konkreten Beispielen überzugehen, so tritt an einer Stelle des indog. Sprachgebietes die Lautneigung auf, die gutturale Tenuis *k* in gewissen Wörtern in Zischlaute zu verschieben. Diese Lautneigung erstreckt sich über das von den Vorfahren der Arier, Armenier und slavo-litauischen Völker bewohnte Gebiet, so dass nun die

Sprachen derselben mit skrt. *çatá*, iran. *sata*, altsl. *sŭto*, lit. *szimtias* scheinbar als eine geschlossene Einheit griechischem *ἑκατόν*, altir. *cét*, lat. *centum*, got. *hund* (= *kunt*) gegenüberstehen. Zu gleicher Zeit aber ist vielleicht an einer andern Stelle des Sprachgebietes der Anfang gemacht worden, das *bh* der Casussuffixe *-bhi*, *-bhis*, *-bhya*(*m*)*s* in *m* zu verwandeln, eine sprachliche Veränderung, welche sich nur über das alte Verbreitungsgebiet der slavo-germanischen Stämme erstreckt. Got. *vulfa-m*, altsl. *vlŭko-mŭ*, lit. *wilka-mus* entspricht griech. *εὐνῆφιν*, altir. *fera-ib*, lat. *hosti-bus*. An einem dritten Punkte setzt sich der Gebrauch eines vielleicht auch anderweitig sporadisch vorhandenen suffixalen *r* zur Bildung eines Passivums und Deponens fest. Hiervon wird das Keltisch und Lateinisch betroffen; vgl. altir. *nom berar* : *fero-r* etc. Andere Spracherscheinungen wieder, wie der Gebrauch sonst masculiner *a* (*o*)-Stämme als Feminina (*ἡ ὁδός*, *fagus*) beschränken sich ausschliesslich auf griechisch-italisches Gebiet. Die Sprachen endlich aller europäischen Stämme (und auch einer asiatischen, des Armenischen) umfasst die Verwandlung des in den iranischen und indischen Idiomen scheinbar rein erhaltenen *a* in einer ganzen Reihe von Wörtern in *e*: lat. *fero*, griech. *φέρω*, irisch *berim*, ahd. *beru*, altsl. *berą*, armenisch *berem*: indisch *bhar* (vgl. J. Schmidt Was beweist das *e* der europäischen Sprachen für die Annahme einer einheitlichen europäischen Grundsprache? K. Z. XXIII, 373). Wollte man die Verbreitungsgebiete dieser gruppenweis auftretenden Übereinstimmungen auf indog. Boden graphisch darstellen, so würde man sich etwa folgenden Bildes bedienen können:



In Worten aber würde diese schematische Zeichnung folgendes besagen: Gleichwie es nicht möglich ist, in derselben das von irgend einer der fünf dargestellten Linien umschlossene Gebiet herauszugreifen, ohne zugleich in den von einer anderen Linie begrenzten Bezirk einzugreifen, so ist es auch im Bereiche der indog. Sprachen nicht statthaft, eine bestimmte Gruppe derselben behufs ihrer Zurückführung auf eine ihnen gemeinsame Ursprache aus dem ganzen loszulösen, weil dann notwendiger Weise die Fäden zerschnitten werden müssten, die jene Gruppe mit anderen Seiten des Sprachgebiets verwandtschaftlich verbinden. Wollte man die slavo-litauischen Sprachen mit den germanischen auf eine besondere Spracheinheit zurückführen, so würde man die Verwandtschaftspunkte ignorieren (Linie II), die jene mit den arischen Sprachen verbinden. Wollte man sich nun aber damit helfen, dass man die nordeuropäischen Sprachen insgesamt näher an die arischen rückte, so würde man wieder das Band zerreissen (Linie I), durch das alle europäischen (und die armenische) Sprache umschlungen werden u. s. w.

Wenn so nach J. Schmidt das gesamte Sprachgebiet der Indogermanen ursprünglich durch eine Kette „kontinuierlicher Varietäten“ mit einander verbunden war, so bleibt ihm nun noch die Frage zu beantworten: Wie kommt es, dass dieses Verhältnis heute nicht mehr besteht, wie kommt es, dass statt der allmählichen Übergänge zwischen Sprachgebieten wie dem slavischen und germanischen, dem keltischen und italischen etc. scharfe Sprachgrenzen vorhanden sind, dass aus „der schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene“ eine „Treppe“ geworden ist (Verwandtschaftsverh. p. 28)? J. Schmidt erklärt sich dies durch das Aussterben gewisser vermittelnder Varietäten. Waren ursprünglich zwei Dialekte des Sprachgebietes A und X durch die Varietäten B, C, D u. s. w. kontinuierlich mit einander verknüpft, so konnte es leicht geschehen, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, der z. B. die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, soziale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Varietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der

anderen unmittelbar an L." Die Sprachgrenze war gewonnen. Als auf historische Beispiele zu dem Gesagten weist J. Schmidt auf die erdrückende Macht der attischen, römischen und neuhochdeutschen Sprache gegenüber den übrigen griechischen, italischen und deutschen Dialekten hin.

Allein die J. Schmidtsche Theorie hat ausser für die Erkenntnis und historische Erklärung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse noch eine andere nicht minder grosse Bedeutung für die ganze Grundlage der linguistischen Erschliessung der Urzeit, für die Rekonstruktion der Ursprache. Die Frage, in wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein müsse, um Anspruch auf indog. Adel zu gewinnen, würde sich vom Standpunkt des Stammbaums, vorausgesetzt, dass derselbe zu einem wissenschaftlichen Abschluss gekommen wäre, nicht schwer beantworten lassen. Entschiede man sich für eine ursprüngliche Teilung der Indogermanen in eine westliche und östliche Hälfte, so würde ein auch nur in einer europäischen und in einer asiatischen Sprache etymologisch verwandtes Wort (z. B. lat. *ensis*+skrt. *así* „Schwert", lit. *dů'na* „Brot" + skrt. *dhânā's* „Getreidekörner") die Übertragung des von ihm bezeichneten Begriffes in die Urzeit gestatten. Oder entschiede man sich für ein längeres Zusammenbleiben der arischen Sprachen mit einer nordeuropäischen oder südeuropäischen Gruppe, so würde schon ein in nur zwei europäischen Sprachen, einer nord- und einer südeuropäischen belegbares Wort (z. B. *κῆπος* + ahd. *huoba* oder *φώγω* + ahd. *bahhu* „backe") auch für die Urzeit seine Geltung haben. In den beiden Fällen würden also alle Sprachen, welche zu den Gleichungen *ensis* + *así*, *dů'na* + *dhânā's*, *κῆπος* + *huoba*, *φώγω* + *bahhu* keinen Beitrag liefern, die entsprechenden Wörter ursprünglich besessen, aber später verloren haben, ein Vorgang, der ja an und für sich nichts Auffallendes hat.

Demgegenüber schwindet vor der J. Schmidtschen Übergangstheorie „auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Rekonstruktion der indog. Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte". Denn es ist offenbar, dass bei denjenigen Wortreihen, die nur in gruppenweisen Übereinstimmungen in den indog. Sprachen sich finden, für den Anhänger jener Theorie die Möglichkeit aufhört, zu erweisen, ob die übrigen Sprachen die betreffenden Entsprechungen verloren oder niemals besessen haben.

Die so in kurzem geschilderte Wellen- oder Übergangstheorie J. Schmidts fusst aber auf Anschauungen von dem allmählichen Differenzierungstrieb der indog. Sprachen, die keineswegs völlig neu und bis dahin unerhört waren. Hatten doch schon vorher M. Müller (p. 58), Ebel (p. 61), Sonne (p. 60), ja sogar A. Schleicher (p. 54), besonders aber A. Pictet[1] und F. Spiegel (vgl. Kap. IV) dem Schmidtschen Gedanken überaus konforme Ansichten mehr oder minder deutlich entwickelt. Immerhin war es natürlich, dass dieselben, von J. Schmidt nunmehr in ein System gebracht und auf die konkreten Verhältnisse der indog. Sprachen angewendet, eine überaus stürmische Diskussion hervorriefen.

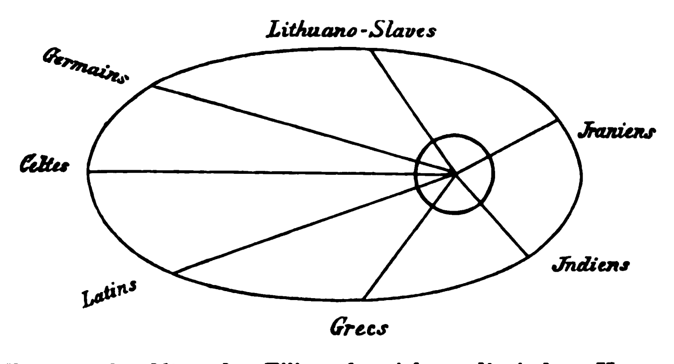
Den ungeteiltesten Beifall fand J. Schmidt bei denjenigen Forschern, welche die Verwandtschaftsverhältnisse der neueren Sprachen zum Gegenstand ihrer Studien machten.

Hier hatte schon geraume Zeit vor J. Schmidt Hugo Schuchardt in seinem Buche Vocalismus des Vulgärlateins Leipzig 1866 (vgl. besonders Kap. IV Die innere Geschichte der

1) Vgl. *Origines Indo-europ.* § 5 p. 48:

*Ce qui est certain, dans l'état actuel des choses, c'est que l'on remarque, entre les peuples de la famille arienne, comme une chaîne continue de rapports linguistiques spéciaux qui court, pour ainsi dire, parallèlement à celles de leurs positions geographiques . . . Les émigrations lointaines auront été précédées par une extension graduelle, dans le cours de laquelle se seront formés peu à peu des dialectes distincts, mais toujours en contact les uns avec les autres, et d'autant plus analogues qu'ils étaient plus voisins entre eux.*

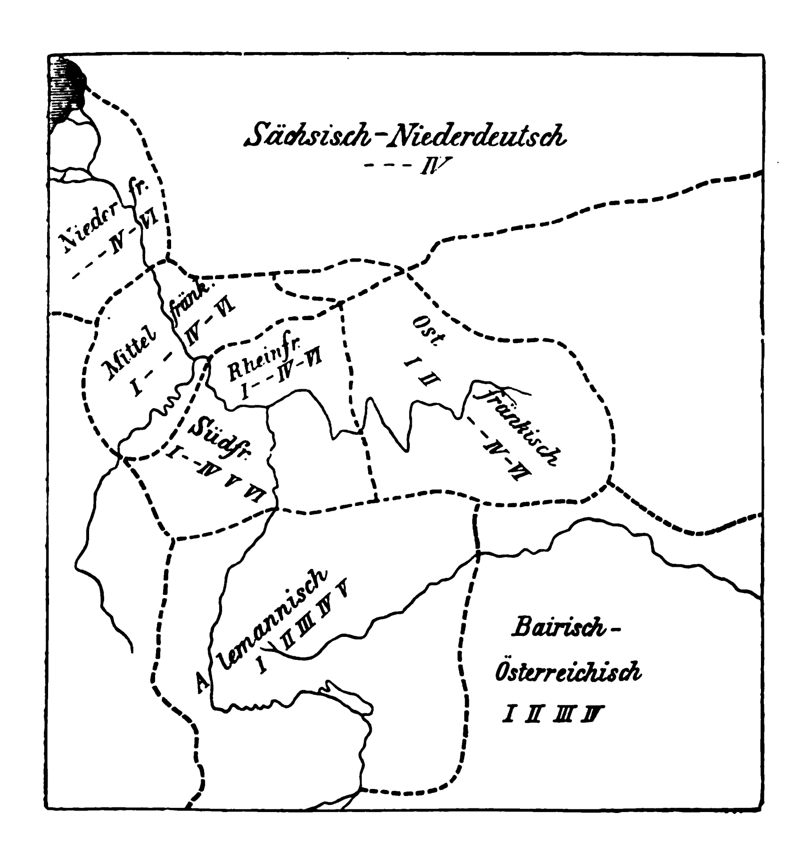
Seine Anschauung illustriert er durch folgende Zeichnung:




Der Kreis in der Mitte der Ellipse bezeichnet die indog. Ursprache.

römischen Volkssprache 1. Dialekte) die neuere Auffassung für die **romanischen** Sprachen angebahnt.

Am deutlichsten zeigte sich dieselbe aber auf dem Felde der **deutschen** Dialektforschung, um die sich in dieser Beziehung W. **Braune** in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift Paul u. Braune Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache (vgl. besonders I, 1 ff. und IV, 540 ff.) ein besonderes Verdienst erworben hat. Um das Gesagte zu veranschaulichen, gestatte ich im Anschluss an die genannten Untersuchungen auch hier mir eine kleine Zeichnung zu entwerfen, welche die Resultate darstellen soll, die auf althochdeutschem Boden einige der wichtigsten, etwa seit dem VI. oder VII. Jahrhundert wirkenden Lautveränderungen am Ende des IX. oder Anfang des X. Jahrhunderts für die Verwandtschaftsverhältnisse der ahd. Dialekte hervorgebracht haben. Von den in unserer Zeichnung eingetragenen Zahlen bezeichnen



I—IV und zwar in chronologischer Reihenfolge die 4 Stufen, in denen die sogenannte II. oder althochdeutsche Lautverschiebung sich über die deutschen Dialekte ausgebreitet[1]) hat. Zahl V kennzeichnet das Verbreitungsgebiet des aus altem *ô* hervorgegangenen *ua* gegenüber sonstigem *uo* (*muat : muot*), Zahl VI den Kreis der fränkischen Dialekte mit Rücksicht auf die völlige Durchführung des Umlautes, der in den oberdeutschen Dialekten durch gewisse Konsonantenverbindungen wie *l* + Kons. aufgehalten wird (fränk. *balg : belgi*, oberd. *palg : palgi*).

Ich glaube, dass unsere Darstellung keines ausführlichen Kommentars bedarf. Sie zeigt, dass sich auch hier nirgends scharfe Trennungsstriche zwischen den einzelnen Dialekten machen lassen. So werden die beiden oberdeutschen Dialekte zwar durch Zahl III scheinbar zu einem Ganzen verbunden, aber mit einzelnen Teilen des Fränkischen doch wieder durch die Zahlen II und V aufs engste verflochten. Auch gegen das Sächsische (Niederdeutsche) gibt es keine feste Abgrenzung gegenüber der Wirkung der von uns geschilderten Lautverschiebungen. Zwar nimmt noch das Mittelfränkische teil an der wichtigsten, Oberdeutschland, Ost-, Rhein- und Südfranken ergreifenden I. Stufe der Lautverschiebung, wenn auch schon mit wichtigen Ausnahmen (*dat, wat, dit, allet*); aber bereits das Niederfränkische (Niederländische) hat ganz niederdeutschen Konsonantenstand. Die IV. Stufe der Lautverschiebung endlich erstreckt sich gleichmässig über alle Dialekte.

Was aber unser besonderes Interesse an den geschilderten

---

1) Diese vier Schichten der Lautverschiebung sind:

I. *t — z*; *p* und *k* nach Vokalen — *f* und *ch*
(ahd. *zît* : engl. *tide*, *kouffen* : engl. *keep*, *suohhan* : engl. *seek*)

II. *p* im Anlaut, Inlaut nach Kons. etc. — *ph*, *f*; *d — t* (oberdeutsch u. ostfr. *pfad*, *pflanzôn*, *tât*, *tiuri* : rheinfr. etc. *pad*, *planzôn*, *dag*, *diuri*; im Innern der Wörter ward auch ein rheinfränk. etc. *d — t* *dâtun* : oberd.-ostfr. *tâtun*, engl. *did*)

III. *k* im Anl., Inl. nach Kons. etc. — *ch*; *b — p*; *g — k* (nur oberd. *chind*, *chuning* : fränk. *kind*, *kuning*, oberd. *kepan* : fränk. *geban*)

IV. sich auch über Niederfränkisch (Niederländisch) und Sächsisch erstreckend

*th — d*
(*drei* : engl. *three*, *dieb* : *thief*).

Vorgängen erregt, ist, dass wir hier wirklich in der Lage sind, bei einigen der hervorgehobenen Lautübergänge den ersten Ausgangspunkt und ihre allmähliche Ausbreitung festzustellen und zu verfolgen. So tritt in Alemannien die Verschiebung des *th*—*d* schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts auf. In dieser Zeit bewahrt aber das gesamte Fränkisch, im Anlaut wenigstens übereinstimmend, die alte Spirans. Erst im Ausgang des IX. Jahrhunderts verschwindet *th* aus Franken und *d* tritt an seine Stelle. In Mittelfranken und weiter nördlich erhält sich *th* noch länger. Es tritt also die allmähliche Ausbreitung einer Lautverschiebung, in diesem Falle von Süd nach Nord, in ein helles Licht.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der slavischen Dialekte endlich suchte J. Schmidt selbst in seinem Buche Zur Geschichte des idg. Vokalismus II, 199 ff. vom Standpunkt der Wellen- oder Übergangstheorie darzustellen.

Die Angriffe gegen die Schmidtsche Theorie, an denen sich besonders Whitney, G. Curtius, Havet, L. Meyer, Jolly, A. Fick und andere beteiligten, richteten sich, wenn wir von den mehr prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten absehen, vor allem auf den Punkt (vgl. unsere Zeichnung p. 65, Linie II), den J. Schmidt als Hauptargument für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien hervorgehoben hatte, auf die den litu-slavischen und arischen Sprachen in einer grossen Zahl von Wörtern gemeinsame Verwandlung eines ursprünglichen *k* in einen Zischlaut (*ç*, *s*, *sz*), vgl. skrt. iran. *dáçan*, altsl. *desętĭ*, lit. *dẽszimtis*: griech. *δέκα*, lat. *decem* etc. Die Kraft dieses Beweises suchte nun A. Fick (Die Spracheinheit der Indogermanen Europas) dadurch aufzuheben, dass er, wie es schon Ascoli vorher gewollt hatte, zu beweisen versuchte, es hätten von jeher in der indog. Ursprache zwei verschiedene *k*-Laute, ein palatal affiziertes *kj* (*k̂*) und ein guttural affiziertes *kv* (*q*) neben einander gelegen, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arischen Sprachen reflektiert werde, das letztere aber in den ebengenannten Sprachen durch *k* (*c*), in den übrigen durch *k*, *p*, *qu* repräsentiert sei.

Es lägen also von Anfang an neben einander: z. B.
*kj* (*k̂*) skrt. *çván*, lit. *szũ*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*,

*kv* (*q*) skrt. *ka*, lit. *kàs*, altsl. *kŭto*, griech. *κότερος*, *πότερος*, lat. *quo-d*, altir. *ca-te*.

Das Gleiche gelte auch von der Media *g* und der Aspirata *gh*.

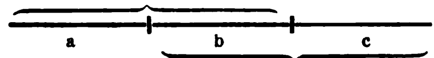
So unzweifelhaft es nun auch ist, dass die Aufstellung zweier *k*-Laute für die indog. Urzeit trotz der anfänglichen Einwendungen J. Schmidts die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidts (Jenaer Literatur-Zeitung 1875 Nr. 201), dass auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Übergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen imstande sei. Denn entscheide man sich für ein *kj* und ein *kv*, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als *k* erhaltenen *kj* zu *ç*, *s*, *sz* unangetastet bestehen.

In den Kreis der arisch-slavo-litauischen Sprachen muss übrigens in dieser Beziehung auch das Armenische, wie schon bemerkt, gestellt werden. Vgl. arm. *tasn* = altsl. *desętĭ*, skrt. *dáçan*, arm. *šun* „Hund“ = lit. *szũ*, skrt. *çvdn* u. s. w. Auf diesen und ähnliche Gründe gestützt, betrachtet H. Hübschmann, einer der besten Kenner dieser Sprache, das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slavo-lettisch zu stellenden selbständigen Sprachzweig“ (K. Z. XXIII, 5 ff.). Das gleiche gilt, wie die albanesischen Studien G. Meyers (Wien 1883 u. 1884, B. B. VIII, 186 ff.) dargetan haben, vom Albanesischen, dem der genannte Gelehrte deshalb eine Stellung näher dem Litu-Slavischen als den südeuropäischen Sprachen zuweist.

In ähnlicher Weise warf man die Frage auf, ob denn wirklich das einheitliche *a* der arischen Sprachen gegenüber dem *a*, *e*, *o* der europäischen (skrt. *aj* = griech. *ἄγω*, skrt. *ásti* = griech. *ἐστί*, skrt. *ávis* = griech. *ὄϊς*) den ursprünglichen Zustand repräsentiere, und nicht am wenigsten durch eine Arbeit J. Schmidts (Zwei arische *a*-Laute und die Palatalen K. Z. XXV, 1 f.) ist es gelungen, ein dem europäischen *e* entsprechendes *á* mit völliger Evidenz in der indog. Grundsprache nachzuweisen. Ein Einwand gegen die Übergangstheorie würde sich aber auch so nicht ergeben. Die Bewahrung des Alten würde dann eben auf seiten des Europäischen und Armenischen liegen, und in dem Zusammenwerfen des ursprünglichen *a* und *á* würde eine gemeinsame

Neuerung der iranischen und indischen Sprachen zu verzeichnen sein [1]).

Von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachtete A. Leskien (Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Leipzig 1876) die Hypothese J. Schmidts. Nachdem er hervorgehoben hat (Einleitung p. X), dass er sich die Ausbreitung der indog. Völker bis zur Okkupation des heute von ihnen besetzten Gebietes nicht ohne wirkliche geographische Trennungen vorstellen könne, meint er, dass die von J. Schmidt postulierten und auf geographischer Kontinuität des indog. Gebietes basierenden Übergangsstufen nur dann verstanden werden könnten, wenn diese Kontinuität vor jede Ausbreitung in ein verhältnismässig enges Gebiet verlegt würde. Hierdurch aber ergebe sich die Möglichkeit einer Kombination der Übergangs- und Stammbaumtheorie. Bezeichne man z. B. innerhalb der indog. Einheit die Vorfahren der Slaven und Litauer mit *b*, die der Arier mit *c*, die der Germanen mit *a*,




so hätten *b* und *c* durch gewisse dialektische Eigentümlichkeiten miteinander verbunden werden können (z. B. arisch *ç* (*s*) = slavo-lit. *s*, *sz*). Nachdem dies geschehen war, konnte es sich ereignen, dass durch Auswanderung von *c* oder durch gemeinsame Abzweigung von *a* und *b* die geographische Kontinuität der Linie *a*—*c* unterbrochen wurde, und sich nun auf der Strecke *a*—*b* neue gemeinsame Eigentümlichkeiten (etwa germ. *m* + slavo-lit. *m* = sonstigem *bh* im Suffix) herausbildeten. So würden sich die Besonderheiten, welche *b* (das Slavisch-Litauische) mit *c* (dem Arischen) teilt, erklären lassen, und doch würde man noch das Recht besitzen, „den Versuch zu machen, ob das Litauisch-Slavische sich mit dem Germanischen (*a*) zu einer besonderen Gruppe mit einer vom Ganzen des Sprachstammes oder anderen Teilen desselben getrennten Entwicklung vereinigen lasse“ (p. XXVII).

1) Neben dem Armenischen teilt noch eine andere asiatisch-indog. Sprache, das Phrygische, die Bewahrung des alten *e* (vgl. Fick Die Spracheinheit der Indog. Europas p. 416). Hübschmann K. Z. XXIII, 49 hält es für wahrscheinlich, dass diese Sprache am nächsten mit dem Armenischen verwandt sei, eine Annahme, die allgemeine Zustimmung gefunden hat.

Die Wichtigkeit der Leskienschen Auffassung besteht ohne Zweifel in der Betonung der für die Erklärung der vorhandenen Sprach- und Völkergrenzen notwendig anzunehmenden geographischen Trennung der einzelnen indog. Völker, die J. Schmidt neben dem an sich auch möglichen Aussterben der vermittelnden Varietäten aus anderen Gründen (vgl. p. 66) nicht genügend hervorgehoben hatte, und mit dieser Einschränkung kann die Übergangstheorie J. Schmidts, wenigstens in theoretischer Beziehung, gegenwärtig wohl für durchgedrungen gelten.

Dies tritt in allen folgenden Arbeiten mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit hervor. So hält es K. Brugmann in seinem Grundriss der Vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen I, 290 (Strassburg 1886) genau wie J. Schmidt für „möglich und nicht unwahrscheinlich", dass die vielgenannte Verschiedenheit der indog. Sprachen in der Behandlung der palatalen *k*-Reihe „eine urindogermanische Artikulationsdifferenz widerspiegelt, dass die ursprünglichen Verschlusslaute in einem Teile des Gebietes der indog. Grundepoche spirantisch affiziert wurden, während sie in dem anderen Teile rein blieben. Dieser dialektische Unterschied pflanzte sich dann in die Einzelentwicklungen fort". Vgl. auch p. 308 bezüglich der velaren *k*-Reihe. Was aber die Frage der indog. Verwandtschaftsverhältnisse im einzelnen anbetrifft, so macht Brugmann an einer andern Stelle (Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft I, 226) mit grosser Schärfe einen Einwand geltend, der sich sowohl gegen die Übergangs- wie gegen die Stammbaumtheorie richtet, indem er darauf hinweist, dass die speziellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sehr oft lediglich auf Zufall beruhen. „Der Gesamthabitus der indog. Sprachen blieb ja auch nach dem Auseinandergehen des Urvolks im wesentlichen derselbe und die psychische und leibliche Organisation der Träger und Vererber der Sprache im ganzen die gleiche, die Anlässe zu Neubildungen waren vielfach dieselben: warum also bei gleichen Ursachen nicht auch gleiche Wirkungen?" p. 31 und ebendaselbst: „Nimmt man es nicht z. B. als ein Spiel des Zufalls hin, dass im Germanischen und Armenischen die ursprünglichen Mediae in gleicher Weise zu Tenues verschoben sind, wie in got. *taihun*, armen. *tasn* gegenüber aind. *dáça*, griech. *δέκα*, u. s. w.? Warum sollte man es also z. B. nicht ebenso als ein zufälliges Zusammentreffen be-

trachten dürfen, dass die urindog. Mediae aspiratae im Griechischen und Italischen zu Tenues aspiratae verschoben wurden, wie in griech. *θυμός*, urital. **thūmos* (*fūmus*) gegenüber aind. *dhūmá-s*" u. s. w.? Bei so bewandten Dingen sind es p. 253 „nicht eine einzelne und nicht einige wenige auf zweien oder mehreren Gebieten zugleich auftretende Spracherscheinungen, die den Beweis der näheren Gemeinschaft erbringen, sondern nur die grosse Masse von Übereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, die grosse Masse, welche den Gedanken an Zufall ausschliesst."

Den Leskienschen Gedanken überträgt, wenn ich ihn recht verstehe, zunächst P. v. Bradke, Beiträge zur Kenntnis der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes, Giessen 1888, auf die Verwandtschaftsverhältnisse einiger indog. Sprachen, indem er die sprachlichen und kulturgeschichtlichen Übereinstimmungen des griechischen und italischen Völkerzweigs in eine gräco-italische Epoche verlegt, aus dieser dann die Italer sich loslösen lässt, um im Verein mit den Kelten eine kelto-italische Epoche zu durchleben. Ebenso steht H. Hirt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen, I. F. IV, 36 ff., im ganzen auf dem Boden der Schmidt-Leskienschen Anschauungen, trägt aber, worin ihm übrigens schon K. Penka (vgl. u.) vorausgegangen war, insofern ein neues Moment in die Erörterung dieser Fragen, als er die Verschiedenheiten der einzelnen idg. Sprachen wesentlich mit aus angeblichen Vermischungen mit vor- und nichtidg. Idiomen zu erklären versucht.

Am ausführlichsten aber hat P. Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, den J. Schmidtschen Gedanken der wellenförmigen Verbreitung der idg. Spracherscheinungen über ein geographisch zusammenhängendes Sprachgebiet auszubauen versucht. Indessen gäbe bei der Beurteilung der Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen die Wellentheorie nicht den einzig möglichen, sondern nur den normalen Verlauf der Dialektentwicklung an. Daneben seien als Ausnahmen auch die Sprachspaltung im Sinne Schleichers und die Sprachmischung zu betrachten.

In ähnlichem Sinne äussern sich auch K. Brugmann in der zweiten Auflage seines Grundrisses (1897) I, 21 ff., R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft, Leipzig 1897, p. 64,

R. Much, Deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900, p. 18 ff., B. Delbrück, Einleitung in das Studium der idg. Sprachen, 4. Aufl., Leipzig 1904 (p. 137: „Die Völkertrennungen") u. a.

## Anhang: Über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.

Neben dem direkten Weg, mit Hilfe der Sprachvergleichung vorhistorische Kulturperioden zu erschliessen, zieht sich aber ein zweiter indirekter, doch zu demselben Ziele führender. In dem Leben einer jeden Sprache gesellt sich bekanntlich allmählich zu dem aus der Urzeit ererbten Teil ihres Wortschatzes ein anderer, aus der Fremde hereingetragener. Keine Sprache ist im Verlauf ihrer Geschichte von Lehnwörtern frei geblieben. Da nun aber, wenigstens im allgemeinen wird man dies sagen können, die Entlehnung eines Wortes zugleich auch die Entlehnung eines Begriffes bedeutet, so ist klar, dass die Sammlung der Lehn- oder Fremdwörter einer Sprache zugleich wichtige Winke über die einem Volk von aussen gewordenen, also nicht aus der Urzeit mitgebrachten Kulturmomente enthalten muss. Es dürfte daher hier am Platze sein, der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Lehnwörter der indog. Sprachen behandeln, in kurzem zu gedenken. Nichts zusammenhängendes ist auf dem Gebiete der arischen Sprachen hier zu nennen. Auch würde das Wörterbuch des Rigveda (wie überhaupt des ältesten Sanskrit), das reinste und unvermischteste auf dem ganzen indog. Völkergebiet, kaum eine irgendwie erhebliche Ausbeute in dieser Beziehung gewähren. Mehr und wichtigeres dürfte schon das Avesta bieten, worüber sich manche Bemerkungen in Justis Handwörterbuch der Zendsprache und bei Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch (1904) finden. Reichlich durchsetzt mit semitischen, türkischen u. s. w. Bestandteilen sind natürlich die modernen iranischen Dialekte; doch ist mir eine erschöpfende Behandlung derselben nicht bekannt geworden [1]. Für das Ar-

1) Hinsichtlich des Neupersischen vgl. P. Horn, Grundriss der neupersischen Etymologie, Strassburg 1893, und dazu H. Hübschmann, Persische Studien, Strassburg.

menische ist auf Paul de Lagardes Armenische Studien, Göttingen 1877, zu verweisen, in denen von p. 166—188 eine tabellarische Übersicht über die Übereinstimmungen dieser Sprache auch mit dem Semitischen gegeben wird, und vor allem auf H. Hübschmann[1]), Armenische Grammatik 1897, I. Teil, Armenische Etymologie (I, 2: Persische W. I, 3: Neupersische und arabische W. II, 2 Syrische W. III, 2 Griechische W. IV Armenische Lehnwörter unsicherer Herkunft).

Sehr früh hat hingegen das Studium der Lehnwörter in den europäischen Sprachen begonnen.

Schon seit dem Wiederaufblühen der philologischen Studien in Deutschland waren die Beziehungen des Hebräischen zum Griechischen ein Gegenstand gelehrter Spekulationen gewesen. Den fruchtlosen Versuchen, die mannigfaltigen Übereinstimmungen beider Sprachen aus einem gemeinsamen Ursprung derselben zu erklären (vgl. z. B. Ernesti, *De vestigiis linguae hebraicae in lingua graeca, Opusc. phil.* p. 177 ff.) folgte, nachdem das genealogische Verhältnis der beiden Sprachen durch die vergleichende Sprachwissenschaft endgiltig festgestellt war, die richtige Auffassung der semitischen Bestandteile des älteren griechischen Wortschatzes als dem phönizischen Kultureinfluss in Griechenland entsprungener Lehnwörter. Eine erste Sammlung derselben bietet Gesenius, der Begründer der semitischen Sprachwissenschaft, in seiner Geschichte der hebräischen Sprache I § 18. Ihm schliesst sich E. Renan, *Histoire des langues sémitiques*, p. 192, an. Kleinere, zerstreute Beiträge liefern Benfey, Fr. Müller, P. de Lagarde u. a. In neuerer Zeit hat in zusammenhängender Darstellung zuerst F. Lenormant die kulturhistorische Bedeutung der semitisch-griechischen Lehnwörter darzulegen versucht in einem Aufsatz Die Kadmossage und die phönizischen Niederlassungen in Griechenland (*Annales de philosophie chrétienne* 1867, dann in Die Anfänge der Kultur, Jena 1875). Es muss indessen bemerkt werden, dass die Lenormantsche Arbeit eine sehr unsolide Basis für weitere kulturhistorische Forschungen abgeben würde, da der französische Anthropologe und Orientalist, mit einer selbständigen sprachwissenschaftlichen Methode auf

1) Ebenderselbe Gelehrte gibt in Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (1887) eine vorläufige Übersicht über die Lehnwörter im Ossetischen (p. 118—136).

indog. Boden nicht vertraut (vgl. oben p. 28), völlig kritiklos die früheren Zusammenstellungen des Semitischen und Griechischen wiederholt und neue produziert.

Es war daher eine sehr dankenswerte Aufgabe, der sich A. Müller in einem Aufsatz Semitische Lehnwörter im älteren Griechisch (Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I, 273 bis 301) unterzog, an der Hand unzweifelhafter semitischer Lehnwörter im Griechischen (p. 281) bestimmte Lautentsprechungen für die Übertragungen der einen Sprache in die andere festzustellen, an denen er die Ahnenprobe der bisher für semitisch erklärten Bestandteile des griechischen Wortschatzes vornehmen konnte. Allerdings schmolz durch diesen Läuterungsprozess die Anzahl von 102 auf ihren Semitismus geprüfter Wörter um ein beträchtliches zusammen (vgl. p. 299 ff.). Eine Anzahl griechischer Wörter, die in den semitischen Sprachen wiederkehren, hält Müller allerdings für Fremdlinge auf griechischem Boden, ohne sich aber über ihre eigentliche Heimat entscheiden zu können. So *κάρπασος* „feiner Flachs", skrt. *kárpâsa*, aram. *karpas*, arab. *kirbâs*; *κῆβος*, *κῆπος* „Affe", skrt. *kapi*, hebr. *qôf*; *σάπφειρος*, skrt. *çanipriya*, hebr. *sappîr*; *σμάραγδος*, skrt. *marakata*, hebr. *bareqet* u. a. m. Die Bestrebungen A. Müllers sind dann von W. Muss-Arnolt, *Semitic words in Greek* and *Latin* (*Transactions of the American philological association* XXIII, 1892) und H. Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen, Berlin 1895, weiter geführt worden.

Eine sehr kühne und heterodoxe Ansicht hat über mehrere der hierhergehörigen Wörter F. Hommel in seinem Werk Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern, p. 260 u. 414 ff. Er fasst dieselben nämlich nicht als verhältnismässig späte Entlehnungen aus den semitischen Sprachen, sondern als uralte, den Ursemiten und Urindogermanen gemeinsame Kulturwörter auf, durch welche die Nachbarschaft der Ursitze beider Völker (vgl. unten Kap. IV) auf das deutlichste bewiesen werde. So urteilt er über *ταῦρος* (indog. *staura* = ursem. *taura*), *λίς*, *λέων* (indog. *liw*, *laiwa* = ursem. *labi'atu*, *lib'atu*), *χρυσός* (indog. *gharata* = ursem. *harûdu*), *οἶνος* (indog. *waina* = ursem. *wainu*) u. a.

Eine wichtige Kontroverse über die Frage, ob ägyptische Lehnwörter (wie ägypt. *barī-t* = griech. *βᾶρις* „eine Schiffsart") im Griechischen volkstümlich geworden sind, hat sich in Bezzen-

bergers Beiträgen VII zwischen Ermann und O. Weise entsponnen.

Eine Sammlung ägyptischer Wörter bei klassischen Autoren bietet A. Wiedemann (Leipzig 1883).

Von den mannigfaltigen Kultureinflüssen, denen die italischen Bewohner der Apenninhalbinsel im Laufe ihrer ältesten Geschichte ausgesetzt gewesen sind, hat nur der griechische als der historisch späteste und intensivste in der lateinischen Sprache deutlich erkennbare Spuren zurückgelassen. Zwar ist es an sich höchst wahrscheinlich, dass, um von den Italien nur streifenden Seefahrten der Phönizier (vgl. Th. Mommsen, Römische Geschichte I [8], 128 und O. Weise, Rhein. Mus. 1883) zu schweigen, das benachbarte Etrurien auf den Gebieten, wo es als Lehrmeisterin Italiens auftritt, im Bauwesen, in gottesdienstlichen Zeremonien, in Volksbelustigungen u. s. w. mit den neuen Begriffen auch die tuskischen Bezeichnungen derselben den italischen Stämmen übermittelt habe; doch können dieselben, so lange die Sprache der etruskischen Inschriften noch unentziffert ist, nur vermutet, nicht erwiesen werden. Einer verhältnismässig späten Zeit gehören die in das Lateinische eingedrungenen Wörter keltischen oder überhaupt nordeuropäischen Ursprungs an, die von L. Diefenbach in dem Lexikon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Kelten und ihrer Nachbarn, insbesondere der Germanen und Hispanier, *Origenes Europaeae*, Frankfurt 1861, gesammelt sind.

Die Bedeutung aber der griechischen Lehnwörter im Lateinischen für die Beurteilung des von Griechenland durch die Vermittelung seiner Kolonien ausgehenden Einflusses auf die italische Kulturentwicklung tritt zuerst in Th. Mommsens Römischer Geschichte (1854 vgl. I, 130 u. I [3], 194 ff.) in ihr rechtes Licht. Nach diesem Gelehrten machte auf die grosse Wichtigkeit dieses Gegenstandes G. Curtius in einem Vortrag auf der Hamburger Philologenversammlung 1855, Andeutungen über das Verhältnis der lateinischen Sprache zur griechischen, aufmerksam. C. geht in demselben namentlich auf die Ausdrücke des römischen Schiffswesens ein, in denen er 3 Schichten unterscheidet, welche die Entwicklung des römischen Seewesens darstellten:

I. eine urindog. Schicht (Wörter wie *navis*, *remus*),

II. eine grosse Schicht griechischer Fremdwörter (z. B.

*gubernare, ancora, prora, aplustre, anquina, nausea, antenna, faselus, contus* u. s. w.),

III. eine beschränkte Zahl echt römischer, doch nicht indog. Wörter (*velum, malus*). Das erste grössere Verdienst um die Sammlung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen erwarb sich A. Saalfeld in zwei Abhandlungen, *Index Graecorum vocabulorum in linguam latinam translatorum* (Berlin 1874), und Griechische Lehnwörter im Lateinischen (Programm, Wetzlar 1877). Hieran schliesst sich eine Arbeit E. Beermanns, Griechische Wörter im Lateinischen (Sprachwissensch. Abhandl. hervorg. aus G. Curtius' grammatischer Gesellschaft, Leipzig 1874 p. 95—110), in der ein kurzer Überblick über die griechischen Kulturelemente des römischen Altertums gegeben wird.

Alle diese Arbeiten aber sind übertroffen worden durch das gründliche und besonnene Werk O. Weises Die griechischen Wörter im Latein (Preisschriften der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, Leipzig 1882). Es zerfällt in drei Teile, von denen der erste besonders von den Erkennungszeichen der Lehnwörter handelt, der zweite die Frage beantwortet: „Auf welchen Gebieten machen sich die Anregungen Griechenlands bemerkbar?“ der dritte ein sorgfältiges Verzeichnis der aus dem Griechischen ins Latein entlehnten Wörter gibt. Hierzu ist im Jahre 1884 der *Tensaurus Italo-graecus*, ausführliches historisch-kritisches Wörterbuch der Griechischen Lehn- und Fremdwörter im Lateinischen von A. Saalfeld, Wien gekommen. Vgl. auch dessen *Italograeca* I. Heft (Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit) 1882, II. Heft (Handel und Wandel der Römer) 1882.

Der umgekehrte, von Italien auf die Balkanhalbinsel ausgehende Kulturstrom zeigt sich, wenn wir von dem Rumänischen hier absehen, am mächtigsten in dem Albanesischen, das „während der Dauer der römischen Herrschaft in Illyrien um ein Haar das Los anderer nicht-römischer Sprachen in anderen Provinzen geteilt hätte und der Romanisierung gänzlich erlegen wäre“. (Vgl. G. Meyer Die lat. Elem. im Albanesischen, Gröbers Grundriss I, p. 804 ff. und Et. W. d. albanesischen Spr., Strassburg 1891.)

Im Norden Europas lässt sich von vornherein annehmen, dass der germanische Sprachboden zahlreiche und bedeutsame

fremdartige Elemente aufzuweisen haben werde. Die germanischen Völker, im Herzen unseres Erdteils gelegen und durch ihre natürliche Veranlagung für die Vorzüge wie für die Schattenseiten fremder Kultur empfänglich, bilden gleichsam ein grosses Bassin, in das die Kulturströmungen Europas, von welcher Seite sie auch kommen mögen, sich sammeln. Ein treuer Spiegel dieses Verhältnisses ist der Lehnwörterschatz der germanischen Sprachen. Nur die Literatur über die ältesten Bestandteile desselben hat uns hier zu beschäftigen.

Keine grössere Arbeit liegt bisher über die Entlehnungen der germanischen Sprachen aus dem Keltischen vor. Auch ist es, da dieselben meistens auf sehr frühzeitige Berührungen beider Völker zurückgehen, schwer, zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung in den einzelnen Fällen zu unterscheiden. Ein Anfang ist gemacht von R. Much Deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900 (S. 41 ff.: Verhältnis zu den Kelten). Grössere und frühere Aufmerksamkeit hat man den germanisch-slavischen Entsprechungen (Wörtern wie got. *kintus*, altsl. *cęta* „Heller“; germ. *pflug*, slav. *plugŭ*, lit. *pliúgas*; got. *dulgs*, altsl. *dlŭgŭ* „Schuld“; got. *plinsjan*, altsl. *plęsati* „tanzen“ und vielen anderen) zugewendet, ohne dass man freilich auch hier einerseits das Urverwandte von dem Entlehnten zu sondern, andrerseits den Ausgangspunkt einer Entlehnung (ob auf slavischem, ob auf germanischem Boden) überall mit Sicherheit festzustellen vermocht hätte. Vgl. H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache p. 9, Lottner K. Z. XI, 174 ff., sowie die unten zu nennenden Sammlungen der slavischen Lehnwörter [1]).

Aber diese Berührungen der Germanen mit ihren nördlichen Nachbarn stehen an Bedeutung weit zurück hinter dem Einfluss, den die Kultur des südlichen Europa, seitdem dieselbe mit dem Germanentum in nähere Berührung getreten ist, auf dasselbe ausgeübt hat. Verhältnismässig gering und in grösserem Umfang nur im Gotischen nachweisbar, sind die direkten Berührungen des Griechischen mit dem Germanischen. Hingegen übernimmt das römische Volk die weltgeschichtliche Aufgabe, die Schätze, die es zum teil selbst erst aus weiter Fremde

1) Vgl. auch meine Bemerkungen über slavische oder durch Slaven vermittelte Lehnwörter im älteren Deutsch, I. F. XVII, 29 ff.

empfangen hat, dem Volke zu überliefern, von dem es einst auf dem Schauplatz der Geschichte verdrängt zu werden bestimmt war. Und so gleichartig in seinen Wirkungen ist der von seinen beiden gewaltigen, Germanien umklammernden Grundlinien des Rheines und der Donau auf alle germanischen Stämme sich erstreckende Einfluss Roms, dass ihm gegenüber die Germanen, doch schon damals dialektisch zergliedert, in sprachlicher Beziehung noch ein grosses einheitliches Ganze auszumachen scheinen. Was das heidnische Rom begonnen, vollendet das christliche, das dem Andrang der lateinischen Sprache am weitesten die Tore öffnet.

Nach diesen Bemerkungen beschränke ich mich darauf, die wichtigste Literatur über die Lehnwörter der germanischen Sprachen in kurzem mitzuteilen:

1845 R. v. Raumer Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart.

1856 H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache (Programm des Erziehungs-Instituts Ostrowo bei Filehne).

1861 W. Wackernagel Die Umdeutschung fremder Wörter (zuerst Programm zu der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel, später Kleinere Schriften III, 252 ff.).

1884 W. Franz Die Lateinisch-Romanischen Elemente im Althochdeutschen. Strassburg.

1888 A. Pogatscher Zur Lautlehre der Griechischen, Lateinischen und Romanischen Lehnworte im Altenglischen. Strassburg.

1889, bezw. 1901 F. Kluge Lateinische Lehnworte im Altgermanischen (in Pauls Grundriss d. germ. Phil. I²).

1895, 1900 F. Seiler Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts I, II.

Wenden wir uns nunmehr zu den östlichen Nachbarn der germanischen Völker, so finden sich die fremden Bestandteile der slavischen Sprachen gesammelt von F. Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen (Denkschriften der phil.-hist. Klasse der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften XV, 71—140, Wien 1867) und Die christliche Terminologie der slav. Spr. (Wien 1876, Denkschr. XXIV). Indem wir das alphabetisch angelegte, stattliche Verzeichnis des ersteren Werks durchlaufen, zeigen sich uns für die ältere Zeit folgende Richtungen, in denen

sich der Einfluss der Fremde auf die slavischen Sprachen vollzieht. Zunächst gehört der grössere Teil dieser Fremdlinge demjenigen Kulturkreis an, der von dem klassischen Boden der Mittelmeerländer ausgehend, den germanisch-slavischen (zum Teil auch keltischen) Norden umschliesst (vgl. Wörter wie griech.-lat. *διάβολος*, ahd. *tiuval*, altsl. *djavolŭ*; griech. *καῖσαρ*, lat. *caesar*, ahd. *kaisar*, altsl. *cěsarĭ* u. s. w.). Dabei ist es nicht selten zweifelhaft, ob die Entlehnung in das Slavische direkt aus dem Griechisch-Lateinischen oder durch die Vermittlung der Germanen erfolgt sei. Bei einigen Wörtern ist beides zugleich der Fall. So ist das altsl. *kaležĭ* „Becher" direkt = lat. *calix*, während neusl. *kelih*, russ. *keljúchŭ* mit ihrem auslautenden *h* unmittelbar aus dem Deutschen (ahd. *chelih* = *calix*) stammen. Ferner ist in das Altslavische eine nicht unbeträchtliche Menge griechischer Kulturwörter direkt vom byzantinischen Boden eingedrungen, die sich auf die slavischen Sprachen beschränken (vgl. altsl. *plinŭta* „Ziegelstein", *πλίνθος*; altsl. *kositerŭ* „Zinn", *κασσίτερος*; altsl. *izvistĭ* „Kalk", *ἄσβεστος*; altsl. *kadĭ* „Krug", *κάδος*, lat. *cadus*; *korablĭ* „Schiff", griech. *κάραβος* und andere).

Scharf unterschieden von dieser eben besprochenen Gattung von Fremdwörtern, die ihren Ursprung im Süden Europas haben, sind die älteren Entsprechungen, welche die slavischen Sprachen mit den germanischen, zum teil auch mit den keltischen (altsl. *lěkarĭ*, got. *lêkeis*, ir. *liaig* „Arzt"; russ. *jabedníkŭ* „*magistratus quidam*", got. *andbahts*, kelt. *ambactus* etc.) gemein haben. Auf die Schwierigkeiten, welche dieselben bieten, haben wir schon oben hingewiesen. Vgl. zuletzt Uhlenbeck im Archiv für slavische Sprachen Bd. XV und F. Braun Untersuchungen auf dem Gebiet der gotisch-slavischen Beziehungen (russisch), I. Petersburg 1899.

Endlich lassen sich auch östliche, namentlich turko-tatarische (z. B. russ. *kazná*, türk. *quazân* „Schatz", vgl. H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes p. 25) Einflüsse in dem slavischen Wortschatz nicht verkennen. Diese werden beleuchtet von F. Miklosich Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen Wien 1884 und 1888 (Denkschr. d. Kaiserl. Ak. d. W. philos.-hist. Kl. XXXIV, XXXV). Hierbei unterscheidet dieser Gelehrte drei Perioden der Wortentlehnung: erstens die ersten Jahr-

hunderte unserer Zeitrechnung, bevor die slavischen Völker von dem Wandertrieb nach dem Westen ergriffen wurden, zweitens den mit der Unterjochung der slavischen Bewohner des rechten Ufers der unteren Donau durch die türkischen Bulgaren beginnenden Zeitabschnitt und drittens die Periode der bleibenden Festsetzung der Türken in Europa (XIV. Jahrh.).

Die slavischen Bestandteile des litauischen Wortschatzes sind gesammelt in dem Buche A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen, Weimar 1877.

Verweilen wir endlich noch einige Augenblicke bei den Kelten, so ist hier für die Sammlung des entlehnten Sprachguts noch wenig geschehen. Die wichtigsten lateinischen Lehnwörter des Altirischen sind zusammengestellt bei Ebel (Beiträge II, 139 f.) und in den *Three Irish glosses by* W. S(tokes) London 1862, *preface* p. XX f. Zu beachten ist ferner Bruno Güterbock Bemerkungen über die lateinischen Lehnwörter im Irischen, Leipzig 1882. Wichtig auch in dieser Beziehung ist Holders Altkeltischer Sprachschatz, Leipzig 1896 ff.

Für die fremden Bestandteile des Wortschatzes der romanischen Sprachen sind die Hauptquellen das etymologische Wörterbuch von Diez (V. Aufl.) und G. Körting Lateinisch-romanisches Wörterbuch, Paderborn 1891 (II. Aufl. 1901). Massgebend für die Beurteilung der keltischen Einflüsse in denselben ist R. Thurneysen Keltoromanisches, Halle 1884, wichtig für die Wechselbeziehungen zwischen Germanen und Romanen F. Kluge in Gröbers Grundriss der romanischen Philologie 1887 I, p. 383 ff. (II. Aufl. 1904) und E. Mackel Die Germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache, Heilbronn 1887. Über die Arabische Sprache in den romanischen Ländern handelte zuletzt Chr. Seybold (Gröbers Grundriss I, p. 398 ff.).

---

IV. Kapitel.

## Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes[1].

Die Frage nach der ursprünglichen Heimat des indog. Urvolkes schien, wie wir in unserem ersten Kapitel gezeigt haben, bereits vor einem halben Jahrhundert zu einer definitiven Entscheidung gelangt zu sein. Die Gründe, welche die Forscher in die Täler des Oxus oder auf die Abhänge des Mustagh und Belurtagh als zu dem ersten Ausgangspunkt der Indogermanen geführt hatten, waren teils allgemeiner Natur, hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als der Geburtsstätte der Menschheit und menschlichen Gesittung überhaupt, teils waren sie eine Verallgemeinerung gewisser Fingerzeige, die die älteste mythische Geschichte der indisch-iranischen Völker für das Urland derselben zu enthalten schien, auf die übrigen indog. Stämme.

Seitdem man damit begonnen hatte, durch die Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Kulturwelt des indog. Altertums einzudringen, verfehlte man auch hier nicht, nach Gründen zu forschen, die geeignet wären, jene Hypothese über den Ursprung der Indogermanen zur geschichtlichen Gewissheit zu erheben. Der erste, der diesen Versuch machte, war wiederum Adolphe Pictet, dessen *Origines Indo-européennes*, wie wir schon oben sahen, in ihrem ganzen ersten Bande (1859) der Beweisführung gewidmet sind, dass die Heimat der Indogermanen in dem alten Baktrien oder genauer in den Gegenden zwischen dem Hindukusch, Belurtagh, dem Oxus und dem Kaspischen Meer zu suchen sei[2].

---

1) Vgl. Salomon Reinach, *L'origine des Aryas, histoire d'une controverse.* Paris 1892.

2) Bis in die hohen Täler des Belurtagh und Mustagh lässt Pictet nur Zweige des arisch-iranischen Stammes hinaufrücken, von wo sie,

Die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus Pictet sich für diese Länder entscheidet, sind im wesentlichen die schon früher besprochenen. Nur darauf wird von Pictet noch ein besonderes Gewicht gelegt, dass gerade die geographische Ausbreitung der Indogermanen, wie sie historisch vorliege, auf Baktrien als auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der zerstreuten Stämme hinweise. Wir haben oben p. 68 gesehen, wie sich derselbe die ältesten Berührungen und das allmähliche Auseinandergehen der indog. Völker theoretisch vorstellt. Dies auf die geographischen Verhältnisse Baktriens und der angrenzenden Länder übertragen, würden nach Pictet (vgl. p. 51 ff.) die Vorfahren der Iranier im Nord-Osten bis zu der Grenze Sogdianas gegen den Belurtagh, die Vorfahren der Inder dagegen im Süd-Osten bis zu den Abfällen des Hindukusch ihre Wohnsitze gehabt haben. Diese von hohen Gebirgsketten umrahmte Lage der beiden Stämme soll zugleich erklären, warum dieselben länger als die übrigen ungetrennt bei einander geblieben sind. Im Süd-Westen des genannten Gebietes stellt sich dann weiter Pictet die späteren Gräco-Italer vor, welche ihre Wanderungsrichtung über Herat, durch Chorasan, Masenderan nach Kleinasien und dem Hellespont zu nahmen. Am weitesten westlich wohnten auch in der Urheimat die keltischen Stämme, die um den Süden des Kaspischen Meeres herum nach dem Kaukasus zogen, hier in den fruchtbaren Landschaften Iberiens und Albaniens [1]) eine längere Rast machten, dann den Kaukasus durchbrachen und nördlich um das Schwarze Meer herum donauaufwärts nach Europa einzogen. Den Norden der Urheimat müssen endlich die Vorfahren der Germanen und Slavo-Litauer mit ihren Sitzen längs dem Laufe des Oxus eingenommen haben. Ihr Weg nach Europa führte dieselben durch die weiten Flächen Scythiens zum Pontus Euxinus.

Wenn so unser Autor durch Erwägungen aller Art nach

---

nachdem die Auswanderung anderer arischer Volkszweige Platz geschaffen hatte, wieder in glücklichere Gegenden hinabzogen (vgl. p. 37).

1) Der Zusammenklang des kaukasischen *Iberia*, spanischen *Iberia*, irischen *Ivernia* (*'Ιέρνη*, altir. *Ériu*, *Érend?*), ebenso wie der des kauk. *Albania* und britischen *"Αλβιον*, auf dem die obige Hypothese beruht, ist ohne Zweifel ein zufälliger. Vgl. H. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 86, 481, 528.

Baktrien als nach dem Ausgangspunkt der Indogermanen geführt wird, so findet er diese seine Ansicht weiterhin auf das „glänzendste“ bestätigt durch eine ganze Reihe anderer Gründe, die er der linguistischen Erschliessung des indog. Kulturlebens entnimmt.

Als von besonderer Wichtigkeit zunächst für die allgemeine Bestimmung der Breitengrade, unter denen die Lage der indog. Urheimat zu suchen sei, betrachtet Pictet die Benennungen, die bereits das Urvolk für die Jahreszeiten und mit ihnen zusammenhängendes hatte. Da er nun für die Urzeit eine dreifache Teilung des Jahres annimmt: den Winter (*hiems*) mit Schnee (*nix*) und Eis (ahd. *îs* = iran. *isi*), den Frühling (*ver*), den Sommer (ahd. *sumar*, cymr. *ham*, iran. *hama*, skrt. *sdmâ*), so wird er nach der von Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie gemachten Bemerkung, dass je weiter nach Norden zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, hervortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden, zu einem gemässigten Klima und einer mittleren Breite geführt. Dies stimme aber aufs beste mit den klimatischen Verhältnissen des alten Baktriens überein, das, obwohl unter gleichen Breiten wie Griechenland und Italien gelegen, doch vermöge seiner Erhebung über den Meeresspiegel in klimatischer Hinsicht dem mittleren Europa entspreche und einen so kalten Winter habe, dass der Oxus oft von einem Ufer zu dem anderen gefriere (p. 89—109).

Eine weitere Bestätigung seiner Ansicht glaubt Pictet aus denjenigen Wortreihen zu gewinnen, die für die Topographie des indog. Urlandes beweiskräftig seien. Zwar können die zahlreichen Übereinstimmungen der indog. Sprachen in den Benennungen der Begriffe Berg und Tal, Strom und Bach etc. nur darauf einen Schluss gestatten, dass die Heimat der Indogermanen kein berg- und wasserarmes Land gewesen sei. Von grösster Wichtigkeit aber ist ihm der Umstand, dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Meer kannten, was Pictet aus der Vergleichung von lat. *mare*, irisch *muir*, got. *marei*, lit. *mārės*, altsl. *morje* mit skrt. *mîra* „Meer, Ozean“ (?) folgert. Ja, indem er diese Wortsippe auf die Wurzel *mṛ* (*mar*, cf. *mors*) „sterben“ zurückführt und zu ihr auch das skr. *maru* „Wüste“ stellt, glaubt er zugleich den Nachweis führen zu können, dass das Meer, das in dem Horizont der Indoger-

manen lag, das Kaspische gewesen sein müsse. Dieses durch weite Sandflächen von dem Kulturboden Baktriens getrennte Meer konnte in der Vorstellung des Urvolkes leicht mit dem Begriff der Wüste (*mîra?* : *marú*) zusammenfliessen.

Es folgt nun weiter die Besprechung der drei Naturreiche, immer mit besonderer Rücksicht auf die Punkte, die geeignet sein könnten, die Hypothese des baktrischen Ursprunges der Indogermanen zu unterstützen, und wer die oben (p. 24 ff.) ausführlich geschilderte Methode unseres Forschers bedenkt, wird nicht erstaunt sein zu sehen, dass es ihm ohne Schwierigkeiten gelingt, an Mineralien, Pflanzen und Tieren dasjenige in die Urzeit zu übertragen, was ihm für die geographische Fixierung derselben nützlich erscheint.

Trotzdem schliesst sich der Pictet'schen Argumentation auch F. Justi in dem oben (p. 28) genannten Aufsatz über die Urzeit der Indogermanen rückhaltlos an, und nicht weniger entschieden sprechen sich die auf Pictet folgenden Forscher für Asien als den Ausgangspunkt der Indogermanen aus, indem sie sich mehr oder weniger den von Pictet bestimmten Gegenden nähern So A. Schleicher, so F. Misteli, so M. Müller, der indes aus *mare* und seiner Sippe gerade den entgegengesetzten Schluss als Pictet zieht, dass nämlich die Indogermanen vor ihrer Trennung das Meer nicht gekannt hätten (vgl. Essays II, 41 ff.), so W. Sonne, der die Indogermanen noch im Urland weit über die Grenzen des Oxus nordwärts sich ausbreiten lässt (vgl. oben p. 60) u. a. m.

Am eingehendsten hat nach Pictet die Frage der indog. Urheimat J. Muir in seinen *Original Sanskrit Texts* II. Band, 1860, zweite Auflage 1871 in dem dritten Kapitel *Affinities of the Indians with the Persians, Greeks and Romans, and derivation of all these nations from Central Asia* behandelt. Allerdings enthalten die Ausführungen dieses Gelehrten, nachdem in Sekt. VI eine ausführliche Widerlegung der oben (p. 9) erwähnten Curzonschen Ansicht von dem indischen Ursprung der Indogermanen gegeben ist, ausschliesslich Referate aus den Werken anderer, für Zentral-Asien eintretender Gelehrten (vgl. Sekt. VII *Central Asia the cradle of the Arians*), ohne dass die Hypothese, zu der sich Muir selbst bekennt, durch neue Argumente gestützt würde. Hingegen verdient unser Interesse

Sekt. VIII des Muirschen Werkes (*on the national traditions of the Indians regarding their own original country*), insofern hier die Punkte zusammengestellt und besprochen werden, die für die Herkunft der Inder aus dem Trans-Himâlaya-Land zu sprechen scheinen. Und zwar sollen für die in Indien fortlebende Erinnerung eines nördlichen Heimatlandes beweisend sein: erstens die Rolle, welche in der Terminologie der Jahreszeiten in den ältesten Hymnen des Rigveda der Winter spielt, der später allmählich von dem Herbste abgelöst wird, zweitens die schon von Lassen (vgl. Zeitschrift für die Kunde d. M. II, 62 ff.) betonte Sage von dem glückseligen, durch die Tradition in den äussersten Norden versetzten Volke der *Uttarakuravaḥ*[1]) (den *'Οτταροκόρραι* des Ptolemäus), drittens eine Stelle des Atharvaveda, nach der die Heilpflanze *kúshṭa* (*κόστος*) auf der andern (nördlichen) Seite des Himâlaya wächst, und viertens ein Passus des *Kaushîtaki-brâhmaṇa*, in dem von der grösseren Reinheit der nördlichen Sprachen die Rede ist. Die schon oben (p. 12 Anm.) erwähnte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* hält Muir in der zweiten Auflage seines Buches, besonders aus sprachlichen Gründen (die Lesart *atidudrâva* „er setzte über" *sc.* diesen nördlichen Berg, ist zweifelhaft) nicht mehr für stichhaltig (vgl. p. 323 Anm. 96).

Die Sekt. IX des Muirschen Werkes (*Wether any tradition regarding the earliest abodes of the Arian race is contained in the first fargard of the Vendidad*) behandelt, hier wieder durchaus referierend, die Frage, ob die bekannte Aufzählung der 16 Landschaften in dem genannten Abschnitt des Avesta Schlüsse auf die Ausbreitung der ältesten Indogermanen im allgemeinen und der Iranier im besonderen zulasse. Wir sehen, dass sich in diesem Punkte die Anschauungen der Forscher seit Rhode und Lassen (vgl. oben p. 9 und 12) wesentlich verändert haben. Bereits im Jahre 1856 hatte H. Kiepert in den Monatsberichten der Berliner Akademie d. W. p. 621—647 die späterhin besonders von M. Haug vertretene Ansicht von der Beweisfähigkeit des ersten Fargards des Vendidâd für die Ausbreitung der Indo-

---

1) Von H. Zimmer (Altind. Leben p. 101 ff.) sind dieselben vielmehr nach Kashmir verlegt worden. Vgl. dagegen W. Geiger Ostiran. Kultur p. 41.

germanen (vgl. Das erste Kapitel des Vend. übersetzt und erläutert, in Bunsens Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte, Schlussband p. 104—137) bedenklich erschüttert, indem er nachwies, dass die Erwähnung der 16 Landschaften, von so grosser historischer und geographischer Wichtigkeit sie sonst sei, doch nur den Umfang der geographischen Kenntnisse der Verfasser des Zendavesta darstelle, von Wanderungen und allmählicher Ausbreitung der Iranier, oder gar der Arier oder Indogermanen dabei absolut nicht die Rede sei. Diese ohne Zweifel richtige Auffassung der Stelle teilten aber mit Kiepert auch namhafte Orientalisten wie M. Müller und M. Bréal (Muir a. a. O. p. 314 und 334), ja selbst Spiegel, der in dem ersten Band seines Avesta p. 59 sich noch für die Auffassung Rhodes und Lassens entschieden hatte, trat schon in dem zweiten Band des genannten Werkes p. CIX zu den Bekämpfern derselben über.

Indessen konnte es auf dieses eine Argument für die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen mehr oder weniger nicht ankommen. Schienen doch noch ausserdem eine Menge ethnographischer, historischer und linguistischer Momente sich zu einer erdrückenden Beweismasse für dieselbe zu vereinigen. So standen die Dinge, als plötzlich der erste Zweifel an dieser fast schon zu geschichtlicher Gewissheit gewordenen Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen in England auftauchte. R. G. Latham war es, der in seinem an heterodoxen Ansichten reichen Werke *Elements of comparative philology* London 1862 die schon früher ausgesprochene (vgl. *The native races of the Russian empire* London 1854 und noch früher Lathams Ausgabe der Germania 1851 LXVII p. CXXXVII) Behauptung wiederholte und näher begründete, dass vielmehr in Europa die ursprünglichen Sitze der Indogermanen zu suchen seien (vgl. *l. c.* p. 611 ff.).

Latham geht von der Annahme einer näheren Verwandtschaft des Sanskrit mit den litu-slavischen Sprachen aus, die er besonders in der Lautlehre durch das oben (p. 65) erörterte Verhältnis der indog. Gutturalreihen für erwiesen erachtet. Demgemäss müsse die ursprüngliche Lage des Sanskrit sich mit der des Slavisch-Litauischen berührt, und das Sanskrit entweder Indien von Europa, oder Litauisch, Slavisch, Lateinisch, Griechisch und Deutsch Europa von Indien aus erreicht haben. Zu einer

Entscheidung für eine dieser beiden Möglichkeiten, die an sich gleich denkbar seien, fehle nun jede Spur eines Beweises. „*What I have found in its stead is a tacit assumption that as the East is the probable quarter in which either the human species, or the greater part of our civilization, originated, everything came from it. But surely, in this, there is a confusion between the primary diffusion of mankind over the world at large and those secondary movements by which, according to even the ordinary hypothesis, the Lithuanic etc. came from Asia into Europe*“ (p. 612). Es komme daher allein auf eine Erwägung ihrer allgemeinen Wahrscheinlichkeit an. Da nun, so fährt Latham in seinem Raisonnement fort, a priori die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, dass die kleinere Klasse dem Verbreitungsgebiet der grösseren entstamme, da auch in der Naturwissenschaft die Species von der Area des Genus und nicht das Genus von der Area der Species abgeleitet zu werden pflege; da ferner nicht das Germanische aus dem Englischen und nicht das Finnische aus dem Magyarischen, sondern umgekehrt hervorgehe, so müsse auch der Ausgangspunkt des Sanskrit in Europa und zwar an der östlichen oder süd-östlichen Grenze des Litauischen gesucht werden. Oder, wie es schon in der angeführten Ausgabe der Germania heisst: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen einer ein grösseres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringern Umfang und grössere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Grossbritanniens von denen Irlands ableiten wollte.“

Einen nicht minder starken Zweifel an der Tragkraft der für die asiatische Herkunft der Indogermanen aufgestellten Argumente äusserte im Jahre 1867 W. D. Whitney (*Language and study of language* p. 201 ff.; vgl. auch 1876 Leben und Wachstum der Sprache, übers. v. A. Leskien p. 203). Er ist der Meinung, dass weder Geschichte noch Sage noch Sprache irgend einen Aufschluss über die Lage der indog. Heimat gestatte. Besonders kann er nicht begreifen, wie man die geographischen Erinnerungen des Avesta (vgl. oben p. 89 f.) als

einen Hinweis auf die Richtung der indog. Wanderung habe ansehen können [1]).

Den Zweiflern schloss sich schon im folgenden Jahre Th. Benfey an, nur dass er nicht den skeptischen Standpunkt Whitneys teilt, sondern mit Entschiedenheit für die Abstammung der Indogermanen aus Europa eintritt. (Vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundsprache von A. Fick 1868 p. VIII ff. und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600.) „Seitdem es“, sagt er Vorwort p. IX, „durch die geologischen Untersuchungen feststeht, dass Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühsten Bildung uns eingeprägten Vorurteilen beruhen, in ihr Nichts.“ Bestimmt aber soll gegen Asien und für Europa die linguistische Tatsache sprechen, dass sich in der urindog. Fauna Namen für die grossen asiatischen Raubtiere Löwe und Tiger ebensowenig auffinden liessen wie für das asiatische Transporttier, das Kamel. „Aus dem Umstand“, wird Geschichte der Sprachwissenschaft p. 600 Anm. hinzugefügt, „dass die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen (*siṁhá*), welches nicht aus einer indog. Wurzel gebildet ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort (*λῖς*, *λέων* aus hebr. *lajiš* etc.), darf man schliessen, dass beide ihn in der Ursprache gar nicht kannten, sondern ihn erst nach ihrer Entfernung von da kennen lernten und ihm höchst wahrscheinlich den Namen liessen, unter welchem er ihnen bei nicht-indog. Völkern bekannt wurde.“ Benfey stellt ein genaueres Eingehen auf die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen in Aussicht, das aber unterblieben ist. Nur aus späteren Andeutungen (vgl. Allgemeine Zeitung 1875 p. 3270) erfahren wir, dass des genaueren Benfey den Schauplatz der indog. Entwicklung fast an die Grenzen Asiens, in die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres, von den Mündungen der Donau bis zum Kaspisee verlegt.

1) Der Übersetzer und Herausgeber J. Jolly (1874) erklärt sich dagegen bestimmt für die östliche Urheimat der Indogermanen, besonders wegen des „immer wahrscheinlicher werdenden ursprünglichen Zusammenhangs der Indogermanen und Semiten“ (vgl. p. 304 ff. d. deutschen Ausg.).

Auch erkläre sich so durch die „reichen Salzsümpfe“ an den Ufern des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres bequem die von Benfey schon dem Urvolk zugeschriebene Bekanntschaft mit dem Salze.

Einen beredten Anwalt fand die Latham-Benfeysche Polemik gegen die Annahme, dass in Asien die Heimat der Indogermanen zu suchen sei, in L. Geiger, der in einem 1869—70 geschriebenen Aufsatz Über die Ursitze der Indogermanen (herausg. in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit 1871 p. 113 ff.) den Nachweis zu führen strebt, dass Deutschland als die Urheimat der Indogermanen, besonders das mittlere und westlichere, betrachtet werden müsse. Unter den Argumenten, die Geiger für seine Hypothese anführt, nimmt der Charakter der Baumvegetation, wie er sich für das Urland der Indogermanen ergebe, eine hervorragende Stelle ein. Neben Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude treten nämlich nach Geiger besonders drei Waldbäume, die Birke (skrt. *bhûrja*, lit. *bérźas*, russ. *berëza*, deutsch *birke*), die Buche (lat. *fagus*, griech. *φηγός* „Eiche“, deutsch *buche*) und die Eiche (skrt. *dru*, got. *triu* „Baum, Holz“, griech. *δρῦς* „Eiche“, altir. *daur* desgl.) besonders deutlich in der Übereinstimmung der Sprachen hervor. Von diesen Bäumen sei nun die Buche besonders geeignet für die Bestimmung der indog. Urheimat. Da nämlich die Heimat dieses Baumes im Westen der preussischen Ostseeprovinz zu suchen sei, andererseits aber „die Buche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung Holland (vgl. Geiger a. a. O. p. 136) und England (*Caesar de bello gall.* V. Kap. 12) noch nicht erreicht hatte, und in der indog. Urzeit wahrscheinlich noch weit weniger nördlich gekommen war, so müssen wir wohl bis in die unbestrittene alte Region dieses Baumes nach Süden hinaufschreiten, was für Deutschland etwa bis zum Thüringerwalde führen würde.“ Mit dieser Hypothese stimme auch überein, dass die „beiden einzigen Getreidearten, deren Anbau die Urzeit kannte“, Gerste und Roggen gewesen seien. Diese Ansicht fusst, was den Roggen anbetrifft, auf ahd. *rocco*, preuss. *rugis*, lit. *rugieĩ*, russ. *rožĭ* etc., das nach Grimms und Pictets Vorgang mit skrt. *vrîhi* „Reis“ verglichen wird. Dass aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortreihe „Roggen“ gewesen sei, gehe aus der Bedeutungsübereinstimmung der nordeuropäischen Sprachen unter sich und mit

dem thrakischen *βρίζα* (*Galenus de alim. facult.* I, 13) hervor. „Ein Strich, auf welchem Roggen und Gerste, und nicht auch Weizen gedeiht, möchte nur in Nordeuropa zu suchen sein; aber für eine sehr frühe Zeit müssen wir ohne Zweifel auch eine südlichere Zone von der Kultur des Weizens ausschliessen" (p. 140).

Hochgeschätzt war in der indog. Urzeit nach Geiger auch das „echt europäische Färbekraut", die Waidpflanze (griech. *ἰσάτις*, lat. *vitrum*, germ. *waid*, aus *waisd*), die den Indogermanen zum Tätowieren des Körpers diente, eine Vermutung, auf die Geiger durch den Bericht des Caesar (*de bello gall.* V Kap. 14) über die indog. Britanner: *se vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem* gebracht wird [1]).

Für Deutschland spricht unserem Autor ferner das, worauf schon Pictet hingewiesen hatte, dass nämlich die indog. Sprachen nur für Frühling, Sommer und Winter einheitliche Benennungen haben, nicht aber für den Herbst. Da nun nach Tacitus Germ.: *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; auctumni perinde nomen ac bona ignorantur,* so wird daraus gefolgert: „Schon um dieser merkwürdigen Stelle willen dürfen wir wohl sagen: wenn der Sitz des indog. Urvolkes nicht Deutschland war, so muss er wenigstens in Beziehung auf Temperatur und Eindruck der Jahreszeiten dem Deutschland des Tacitus ganz ähnlich gewesen sein" (p. 146).

Auch die Fauna der Urzeit sei eine nordische gewesen. Am Meere, das sie vielleicht nur durch Hörensagen kannten, lässt Geiger die Indogermanen nicht wohnen. Ihr Nichtvertrautsein mit demselben werde durch den Mangel eines gemeinsamen Worts für das Salz, für die Muschel, die Auster, das Segel, für Fischarten (ausser der Benennung des Aales) etc. erwiesen.

Schliesslich sei erwähnt, dass auch der bei den Germanen am deutlichsten hervortretende lichte Typus, der als urindogermanisch in Anspruch genommen wird, für Deutschland als Urheimat der Indogermanen sprechen soll.

Auch der bekannte Sprachforscher und Ethnograph F. Müller (vgl. E. Behm, Geographisches Jahrbuch IV, 1872, Probleme der

1) Eingehender wird von Geiger über die Tätowierung der indog. Völker in sachlicher und sprachlicher Beziehung gehandelt in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 71 ff.

linguistischen Ethnographie und Allgemeine Ethnographie, 1873, p. 69) ist mit den Gründen, die Benfey und Geiger für Europa als Urheimat der Indogermanen aufstellten, völlig einverstanden und verlegt mit Benfey den Schauplatz der Trennung der indog. Völker nach dem südöstlichen Europa. Nur will er auch auf diesem Terrain die Indogermanen nicht als Autochthonen gelten lassen. Dieselben seien vielmehr dorthin vom armenischen Hochland in unvordenklicher Zeit eingewandert. Diese Annahme werde durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit Hamito-Semiten und Kaukasiern notwendig gefordert [1]).

Am ausführlichsten aber hat Friedrich Spiegel die Hinfälligkeit der Gesichtspunkte beleuchtet, auf denen die asiatische Hypothese beruhe. Vgl. Ausland 1869 p. 272 ff., Ausland 1871 p. 553 ff. (Das Urland der Indogermanen), Ausland 1872 p. 961 ff., Eranische Altertumskunde I 1871 p. 426 ff. Um aus diesen lehrreichen Aufsätzen nur das wichtigste hervorzuheben, so ist, wie wir schon oben sahen, auch Spiegel der Meinung, dass in dem ersten Kapitel des Vendidâd von einer Wanderung durchaus keine Rede sei, und dass auch in dem *Yima* (Dschemschid) des zweiten Kapitels nur eine mythische Persönlichkeit vorliege. Besonders eingehend beleuchtet unser Autor den Einfall der in chinesischen Quellen erwähnten *Yueti* in das griechisch-baktrische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr., deren Wanderungen von früheren Forschern (vgl. oben p. 13) als die letzten Ausströmungen der Indogermanen aus Zentralasien aufgefasst und deren späterer Name *Yeta* als *Geten* oder gar *Goten* gedeutet worden war. Demgegenüber wird nun von S. mit Recht hervorgehoben, dass die *Yueti* von den Chinesen selbst als Tibetaner angesehen werden, und dass die *Usun*, deren nach chinesischen Berichten blaue Augen und blonde Bärte den ersten Anlass zu jener Hypothese boten, an der Zerstörung des griechisch-baktrischen Reiches gar nicht beteiligt waren, sondern ruhig in ihren Wohnsitzen in der Dsungarei

1) Für Armenien überhaupt als Ursitz der Indogermanen trat später H. Brunnhofer (Über den Ursitz der Indog. Basel 1884) ein, indem er namentlich von den auf indog. Boden weitverbreiteten Flussnamen Kur und Araxes ausging, deren Ursprung nur in Armenien, wo beide Flüsse geschwisterlich vereinigt vorkommen, gesucht werden könne. Vgl. auch Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Urgeschichte 1899 S. 478.

verblieben. Ebensowenig können nach S. die persisch redenden und Ackerbau treibenden Tadschiks um Khasgar, Jarkand etc. etwas für die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen beweisen; denn alles spreche dafür, dass diese Tadschiks von Iran aus nordwärts sich verbreitet haben.

Das aus der grösseren Ursprünglichkeit des Altindischen und Altiranischen für die Heimat der Indogermanen entnommene Argument weist Spiegel mit denselben Gründen wie Whitney zurück.

Besonders aber wird hervorgehoben, dass die Hochebene Pamir, die später besonders noch von Monier Williams (*Nineteenth Century* 1881, vgl. Van den Gheyn a. u. a. O. p. 26) und F. Lenormant, *Les Origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux* II, 40) als Urheimat der Indogermanen angenommen wird, in ihrer Erhebung von 15000′ und mit Randgebirgen, die noch um 7000′ höher sind, kein passender Aufenthalt für ein Urvolk sei. „Und wie hätte jene Gegend es vermocht, die unzählbare Menge Volkes zu fassen, welche wir voraussetzen müssen, wenn wir annehmen, dass diese indog. Völkermassen nicht nur Eran, sowie einen grossen Teil von Indien und Europa den Urbewohnern entrissen, sondern auch diese ungeheuren Landstrecken besetzt und die unterworfenen Urbewohner in der Art mit sich verschmolzen haben, dass kaum eine Spur ihres Volkstums zurückblieb“ [1]). Obgleich nun dem gegenüber Spiegel auch die Herkunft der Indogermanen aus Europa nur als Hypothese gelten lassen will, so ist er doch der Meinung, dass das südliche Europa zwischen dem 45. und 60. Breitengrad zur Erziehung eines Urvolkes geeignet erscheine. In diesem nur von niedrigen Höhen durchzogenen Tiefland gediehen Weizen und Roggen unter einem im ganzen einheitlichen Klima trefflich. Von hier aus lasse sich auch die Ausbreitung der

---

1) Vgl. auch Van den Gheyn *Le berceau des Aryas* (1881) p. 28: *nous pouvons bien accorder que les Aryas primitifs étaient répandus dans les contrées avoisinant le Pamir; mais il nous sera toujours difficile d'admettre que sur ce plateau si déshérité une race ait pu se développer. Cette manière de voir est confirmée par les récits de tous les voyageurs modernes* und von demselben *Nouvelles Recherches sur le Berceau des Aryas* (*Extrait de la revue Précis historiques* 1882) und *Le Plateau de Pamir d'après les récentes explorations* (*Extrait de la revue des Questions scientifiques* 1883).

Indogermanen nach Ost und West am besten denken, bei denen eigentliche Wanderungen nur eine verhältnismässig geringe Rolle spielten. „Indem das indogermanische Urvolk“, heisst es Ausland 1871, p. 557, „sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloss in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mussten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige Existenz, welche sich bei dem Mangel einer Schriftsprache und dem geringen Verkehr mit anderen Stämmen, namentlich mit den entfernter wohnenden, immer fester begründete und die einzelnen Teile endlich ganz von der ursprünglichen Mutter ablöste.“

In demselben Jahre, in dem die oben genannte Arbeit Geigers erschien, machte endlich J. G. Cuno (Forschungen im Gebiete der Völkerkunde, I. Teil: Die Scythen) Front gegen die herkömmliche Ansicht von der zentralasiatischen Herkunft der Indogermanen. Cuno geht von der Voraussetzung aus, dass das indog. Urvolk ein nach vielen Millionen zählendes gewesen sein müsse, eine Anschauung, auf die er durch seine völlig alleinstehende Auffassung der indog. Sprachverwandtschaft und ihrer Gründe geführt wird. Denn nicht durch die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der indog. Sprachen von einer einheitlichen Ursprache erklärt er dieselbe, sondern ist der Ansicht, dass auf einem grossen und gleichmässigen Raume von Uranfang an verschiedene Idiome mit grösserer oder geringerer Ähnlichkeit unter einander emporgewachsen seien. Daher kommt es, dass er in einer Reihe „der tieferen Unterschiede zwischen den Individuen der indog. Sprachfamilie“ nicht „Modifikationen des ursprünglich identischen“, sondern „selbständige Arten derselben Gattung“ erblickt (p. 67). Unter diesen Umständen nun handelt es sich für ihn „um die Auffindung eines grossen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raumes, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden sind, auf dem also ein in sich gleichartiges Volk entstehen und organisch wachsen konnte“ (p. 31). Ein solcher Raum ist nun nach Cunos Meinung nur einmal auf unserem Planeten vorhanden, und zwar umfasst er den Osten Europas im Zusammenhang mit dem nördlichen Deutschland und dem nörd-

lichen und westlichen Frankreich, d. h. das ganze ungeheure Gebiet zwischen dem 45. und 60. Breitengrad vom Ural bis zum Atlantischen Ozean. Seien so Litauer, Slaven, Germanen und Kelten als Autochthonen des Bodens zu betrachten, den sie bewohnen, so sollen die Ursitze der Hellenen nach Ausweis griechischer Sage und Sprache nicht weniger im Norden und zwar den Litauern benachbart zu suchen sein. Dies gehe nicht nur hervor aus den Berichten der Alten, besonders des Herodot (IV, Kap. 108), der von einer griechischen Kultus und griechische Sprache gebrauchenden Stadt der Gelonen im Lande der Budinen zu erzählen weiss, sondern besonders aus der näheren Verwandtschaft des Griechischen mit dem Litauischen, die von Cuno fälschlich behauptet wird (p. 42—45).

Aber Cuno hat noch einen weiteren Beweis für seine Hypothese über den Ursprung der indog. Völker, den ihm die Sprachwissenschaft selbst zu bieten scheint. „Ist nämlich die Urheimat des Volkes und der Sprache der Indogermanen wirklich das Tiefland und das niedrige Gebirgsland von Mittel- und Osteuropa, sind Sprache und Volk dort entstanden, so müssen sich zahlreiche Berührungspunkte zeigen zwischen dem indogermanischen und dem ihm unmittelbar benachbarten finnischen Sprachstamme" p. 50. Und in der Tat weiss Cuno auf dem Gebiete der Zahlwörter, des Fürwortes, der Verwandtschaftswörter eine ganze Anzahl finnisch-indogermanischer Entsprechungen zusammenzustellen, die nicht auf Entlehnung beruhen, sondern in der Periode der Entstehung beider Sprachen Gemeingut geworden sein sollen. Wenn nun hieraus hervorgehe, dass der finnische und indog. Sprachstamm von Anfang an benachbart waren, und es andererseits absurd wäre, etwa eine gemeinschaftliche Einwanderung der Finnen und Indogermanen aus Asien anzunehmen, so folge hieraus mit Bestimmtheit, „dass die ältesten Indogermanen da lebten, wo wir noch heute ihre Hauptmasse finden, und dass von dem südöstlichen Russland durch die turanischen Steppen Einbrüche nach Eran, nicht umgekehrt von Eran nach dem südöstlichen Russland stattgefunden haben."

---

Mochte man nun über die Gründe, die für die Abstammung der Indogermanen aus Europa vorgebracht worden waren, urteilen,

wie man wollte, jedenfalls ist zu konstatieren, dass durch die Einwendungen der genannten Gelehrten die Alleinherrschaft der Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen auf das heftigste erschüttert worden ist. So kann das ganze letzte Menschenalter als eine Zeit des Kampfes der beiden gegenüberstehenden Ansichten bezeichnet werden.

Wir verweilen zunächst bei denjenigen Forschern, die die ältere Meinung aufrecht zu erhalten und durch neue Gesichtspunkte zu unterstützen bestrebt sind.

Unter ihnen ist zeitlich zuerst A. Fick zu nennen, der in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1870—71), indem er stillschweigend gegen die Bemerkungen Benfeys der 1. Auflage Protest erhebt, die Heimat der Indogermanen in die weiten Gründe Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch" verlegt.

Eine eigentliche Polemik gegen die Anhänger der neuen Lehre eröffnet A. Höfer (K. Z. XX, 379—384 Die Heimat des indog. Urvolkes). Der ehrwürdige Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft in Deutschland kann sie überhaupt nur verstehen „bei dem Drängen der heutigen Wissenschaft", jeden Satz, „wenn auch nur versuchsweise und gleichsam zur Abwechslung" einmal auf den Kopf zu stellen. Während er von diesem Standpunkt aus die für Europa vorgebrachten Argumente beurteilt, scheint ihm für die asiatische Heimat der Indogermanen schon das eine hinreichend beweiskräftig zu sein, dass Sanskrit und Zend, weil sie die reinsten und ursprünglichsten Formen bewahrt hätten, auch in der nächsten Nähe der indog. Ursitze geblieben sein müssten[1]).

Einen einzelnen der gegen die Abstammung der Indogermanen aus Asien vorgebrachten Gründe sucht Carl Pauli zu widerlegen in einer besonderen Schrift Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indog. Urvolkes, Münden 1873.

Den energischsten Anwalt aber fand die asiatische Hypothese in keinem geringeren als in Victor Hehn. Dieser vertritt in

1) Diesem Argument gegenüber hatte Whitney (*Language and study of language*) schon 1867 auf das Armenische einerseits, auf das Litauische und Isländische andererseits hingewiesen, die sämtlich in Widerspruch zu demselben stehen.

dem Schriftchen Das Salz (1873) die Ansicht, dass die Gleichung lat. *sal*, griech. *ἅλς* etc. keine indogermanische sei, da sie sich auf die europäischen Sprachen beschränke. Hieraus zieht nun Hehn p. 16 den Schluss, dass die Indogermanen, „als sie noch in ihrem Ursitz, auf dem Scheitel und an den Abhängen des nach dem Meridian streichenden Bolur-Tagh weidend umherzogen", noch nichts von dem Salze wussten. Erst die westlichen Glieder des Muttervolkes, die nach der Abendsonne zogen, lernten, als sie in die an Salzsümpfen und halbtrockenen Salzseen reichen Steppen das Aralsees und Kaspischen Meeres kamen, das bis dahin unbekannte Mineral benennen. Auch von der weiteren Wanderung gibt Hehn eine anziehende Schilderung, die unter dem Text folgen möge[1]).

Die zweite Auflage der Kulturpflanzen und Haustiere (1874) benutzt V. Hehn, um über die Anhänger der europäischen Hypothese die ganze Lauge seines Spottes auszugiessen. „Da geschah es", heisst es Vorrede VIII, „dass in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen liess, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen

1) „Die weitere Wanderung führte von der aralokaspischen Niederung auf dem von der Natur selbst für alle Zeiten vorgezeichneten Völkerwege durch die südrussischen Steppen, wo gegen Nordwesten dichter Fichtenwald, an den Abhängen der Karpathen üppige undurchdringliche Laubwaldung begann. Hier, wo das Gebirge sich vorlagerte, trat eine Zweiteilung ein: am schwarzen Meer, an der Niederdonau, wo das Weideland sich fortsetzte, drängten die Scharen weiter, aus denen später Pelasger-Hellenen und Italer, Thraker und Illyrier wurden; weiter in das heutige Polen, an das baltische Meer, durch die ungeheure Ebene, die sich bis Holland fortsetzt, verbreiteten sich die nachmaligen Kelten, die auch über den Kanal zu den britischen Inseln übersetzten, die nachmaligen Germanen, die über Belt und Sund auch Skandinavien erreichten, endlich die Litauer und Slaven, die letzten Nachzügler, die dem Trennungspunkt am nächsten verblieben. Im Rücken der Fortgezogenen ergoss sich nun auf den freigewordenen unermesslichen Flächen der iranische Strom von den Massageten und Saken bis zu den Sarmaten und Scythen, den Jazygen und Alanen, indes südlich vom kaspischen Meer nach Kleinasien zu ein anderer Arm dieser iranischen Flut die kompakte semitische Masse sprengte, ihre grössere Hälfte südlich liess und in einzelnen Ausläufern bis an die Propontis und das ägäische Meer gelangte." Das Salz, p. 21 u. 22.

Stammes an den Fuss des Taunus und malte die Szenerie weiter aus." Es folgen dann die Gesichtspunkte, von denen aus dieses absprechende Urteil gefällt wird. Freilich sind es dieselben, denen wir gerade bei den älteren Forschern, die für Asien eintraten, von Pott (vgl. oben p. 11), ja von Adelung an, häufig begegnet sind. „Danach also hat Asien, der ungeheure Weltteil, die *officina gentium*, einen grossen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle (?) übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur die älteste und grösste ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermesslicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten, sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen, — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange, zerrüttende Wanderung gelangt wären, — sie klänge uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten."

Erwähnt sei jedoch, dass die Vorrede, in der diese Ausführungen enthalten sind, in den späteren Auflagen des Hehnschen Werkes fehlt[1]).

Dem bedeutendsten Kulturforscher schliesst sich in seiner Entscheidung für die asiatische Herkunft der Indogermanen der namhafteste Vertreter der historischen Geographie in Deutschland, H. Kiepert, an. Dieser (vgl. Lehrbuch der alten Geographie 1878, p. 23 ff.) erblickt in der, namentlich vor der

1) In der VII. Auflage habe ich sie am Schluss wieder abdrucken lassen.

nördlichen Ausbreitung der Germanen und Slaven, zu „ausser ordentlicher Länge gedehnten“ Gestalt des indog. Wohngebietes die Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch die Ausbreitung der Indogermanen in dieser Längenrichtung erfolgt sei. Dass diese Ausbreitung von Ost nach West und nicht umgekehrt erfolgt sei, dafür spricht auch ihm „die allgemeine Analogie“ anderer Wanderungen. War doch auch der Trennungspunkt der arischen Familie mit Sicherheit am östlichen Ende des historischen Verbreitungsgebietes der Indogermanen, in den Tälern des Indus und Oxus.

Was die weitere Wanderung anlangt, so ist Kiepert der Meinung, dass die Völkermasse der Indogermanen dem Zuge der Tauros-Kette gefolgt sei und erst im westlichen Asien sich in eine Hälfte südlich und eine nordöstlich vom Kaukasus gespalten habe. Auch er findet es wahrscheinlich, dass die europäischen Indogermanen als kompakte Masse auf mitteleuropäischem Boden eine lange Zeit gewohnt haben, „da dieselben schon in ältester Zeit viel vollständiger die Mitte und im westlichen Teil selbst den Norden des Erdteils bewohnt haben als die südlichen Halbinseln.“ Die Ausdehnung der italischen und griechischen Stämme von Nord nach Süd lasse sich auch in historisch beglaubigten Zeiten verfolgen. Die ersten der aus Mittel- nach Südeuropa eingewanderten Stämme seien aber Illyrier (letzter Rest die heutigen Albanesen) und Ligurer, von denen erstere dann später durch die Griechen, letztere durch die Italiker durchbrochen worden seien.

Die im bisherigen geschilderten Beweisversuche für den asiatischen Ursprung der Indogermanen gingen im wesentlichen von den indogermanischen Völker-, Kultur- und Sprachverhältnissen selbst aus, und es bleibt uns nun noch einer Argumentation zu gedenken, die zu demselben Ergebnis zu führen schien, indem sie an das angebliche nähere Verhältnis der Indogermanen zu einem anderen Sprach- und Völkerstamm anknüpfte.

Schon in den bisherigen Erörterungen über die Ursprünge der Indogermanen sind wir öfters (vgl. p. 13, 92) der Meinung begegnet, die Indogermanen müssten deshalb aus Asien nach Europa und nicht umgekehrt gewandert sein, weil sie durch eine uralte Sprachverwandtschaft mit dem zweiten Hauptstamm der weissen Rasse, deren Ursitze doch niemand in

Europa werde suchen wollen, mit den Semiten, verbunden würden.

Diese Annahme einer semitisch-indogermanischen Urverwandtschaft muss nun freilich trotz F. Delitzsch Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft Leipzig 1873 (wo p. 3—21 eine geschichtliche Übersicht über diese wichtige Kontroverse gegeben wird) auch heute noch als unbegründet bezeichnet werden, und so würden die altsemitischen Völkerverhältnisse für die Beurteilung der indogermanischen kaum von Interesse sein, wenn man nicht die Ursitze der Semiten denen der Indogermanen noch auf einem anderen Wege nahe zu bringen versucht hätte.

Während nämlich nach der Ansicht namhafter Semitisten (E. Schrader und Sprenger) der Ausgangspunkt der semitischen Völker nach dem Süden ihres historischen Verbreitungsgebietes und zwar nach Arabien zu verlegen wäre, versuchte A. v. Kremer in seinem Aufsatz Semitische Kulturentlehnungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche (Ausland 1875 Nr. 1, 2, 4, 5) durch die Vereinigung sprachvergleichender, sowie pflanzen- und tiergeographischer Forschung darzutun, dass die Einwanderung der Semiten vielmehr von Norden her in die von ihnen besetzten Länder erfolgt sein müsse. Aus der Vergleichung der semitischen Sprachen hinsichtlich der Benennungen ihrer Flora und Fauna gehe nämlich hervor: 1. dass die Semiten schon vor ihrer Trennung das Kamel kannten und 2. dass ihnen zu dieser Zeit noch die Palme und der Strauss unbekannt waren, die doch, Arabien als Urheimat der Semiten vorausgesetzt, ihrer Kenntnis nicht hätten entgehen können. „Das Land aber“, schliesst er weiter, „wo Palme und Strauss fehlen, aber das Kamel seit der Urzeit heimisch ist, kann nur in Zentralasiens unermesslichen Hochebenen gesucht werden, die westlich von der Pamirterrasse zwischen Oxus und Jaxartes liegen und von einem ganz vorurteilsfreien Naturforscher (Schmarda, Geograph. Verbreitung der Tiere) als der Entstehungsherd der *Spezies equina* bezeichnet werden.“ Von hier sei die Wanderung der Semiten, zunächst dem Laufe des Oxus folgend, in südwestlicher Richtung, am Südrand des Kaspischen Meeres hin, durch einen der Elburz-Pässe nach Medien gegangen, von hier aber „durch die Einbruchstelle aller Völkerstämme von und nach Medien, durch die Felsenschlucht von Holwân“ in das tiefe Becken

der assyrisch-mesopotamischen Niederung, wo nun erst allmählich die Differenzierung der semitischen Stämme erfolgt sei.

An die Beweisführung Kremers schliesst sich, dieselbe berichtigend und erweiternd, Fritz Hommel an, sowohl in einem Aufsatz Die ursprünglichen Wohnsitze der Semiten (Beilage z. Allg. Zeitung 1878, Nr. 263) als auch in seinem Werke Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern 1879, p. 406 f.

Für ihn handelt es sich vor allem darum, „die Existenz von Tieren für die ursemitische Fauna nachzuweisen, welche es in Arabien entweder gar nie gab, oder die doch wenigstens nur ganz vereinzelt daselbst vorkommen.“ Zu dieser Kategorie zählt er die ursemitische Benennung des Bären (*dubbu*), des wilden Ochsen (*ri'mu*), des Panthers (*namiru*). Erst in zweiter Linie beweisend ist ihm das Fehlen solcher Tiernamen in der ursemitischen Fauna, deren Träger allein der arabischen Fauna eigen sind, wie des Strausses, der Springmaus und des Wüstenluchses; denn „es kann ja nur Zufall sein, dass das betreffende Wort in der einen semitischen Sprache erhalten blieb, in der andern aber aufgegeben und dann gewöhnlich durch neue, von anderen Stämmen gebildete Wörter ersetzt wurde“.

Die ursprüngliche Verzweigung der Ursemiten stellt sich F. Hommel (vgl. Die sprachgeschichtliche Stellung des Babylonisch-Assyrischen S. A.) in der Weise vor, dass sich aus dem Schosse des Ursemitischen (I) in sehr früher Zeit das Babylonisch-Assyrische loslöste, während Syro-phönico-arabisch (Ursemitisch II) noch geraume Zeit vereinigt blieben. Dies folge, ausser aus der Betrachtung des semitischen Perfectums, aus den Benennungen des Weinstocks, Ölbaums, Feigenbaums, der Dattelpalme und des Kamels, die nur in dem Ursemitischen II übereinstimmten. Zuletzt sassen die Syro-phönico-araber noch in Mesopotamien vereinigt beisammen. Hier fand auch die künstliche Züchtung der vorher nur wild bekannten Dattelpalme statt.

Wenn somit Hommel auf diesem Wege nur bis nach Mesopotamien als zur letzten Station der Ursemiten vor ihrer Trennung geführt wird, so schliesst er sich doch der Ansicht Kremers von der vorgeschichtlichen Wanderung der Semiten aus Zentralasien in das Zweistromland nicht am wenigsten deswegen an, weil er die ursprüngliche Berührung der Indogermanen und Semiten, die auch er im übrigen sprachlich nicht für verwandt hält, durch eine

Reihe seiner Meinung nach beiden Völker- und Sprachstämmen gemeinsamer Kulturwörter für erwiesen hält. Über diese Ursemiten und Urindogermanen gemeinsamen, d. h. durch Entlehnung von den einen zu den anderen gewanderten Kulturbegriffe hat Hommel in einem Aufsatz Arier und Semiten (Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1879 Nr. 7 u. 8) eingehender gehandelt. Es sind nach seiner Meinung folgende:

| | urindog. | ursemitisch | Bedeutung. |
|---|---|---|---|
| 1. | *staura* | *ṯauru* | Stier |
| 2. | *karna* | *ḳarnu* | die Waffe des Stieres, das Horn |
| 3. | *laiwa, liw* | *labi'atu*<br>*lib'atu* | Löwe |
| 4. | *gharata* | *ẖarûḍu* | Gold |
| 5. | *sirpara* | *ṭarpu* | Silber |
| 6. | *waina* | *wainu* | Wein(stock). |

An dieser Anschauung hält Hommel auch noch in einem Aufsatz Neue Werke über die Urheimat der Indogermanen (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* 163 ff.) im wesentlichen fest. Besondere Wichtigkeit legt er in demselben der Übereinstimmung des ursemitischen (II) *wainu* mit dem griech. *ϝοῖνος*, lat. *vînum*, alb. *vene* bei. Dieses Wort hätten aus gemeinsamer Quelle die westlichen Indogermanen kennen gelernt, als sie aus dem Innern Asiens nordwärts des Kaukasus, eines uralten Weinlandes, vorüberzogen, ebenso wie die Semiten, als sie ebenfalls auf dem Wege aus Innerasien nach Ablösung der Babylonier südwärts des genannten Gebirges sassen.

An die Beweisführung F. Hommels schliesst sich eine Arbeit J. Schmidts an „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem" Berlin 1890. Es ist die letzte Arbeit, die mit ausführlicher Begründung für Asien als Urheimat der Indogermanen eintrat. Ausser den oben angeführten angeblichen semitisch-indogermanischen Kulturwörtern, die Joh. Schmidt nicht für beweiskräftig erachtet, hatte nämlich F. Hommel noch auf zwei Kulturwörter hingewiesen, die nach ihm aus der Sprache der Sumerer, der Vorgänger der Semiten in dem Besitz der mesopotamischen Länder, in das Indogermanische übergegangen waren: 1. skr. *lôhás*, *lôhám* „Kupfer", pehl. *rôd*, altsl. *ruda*

„metallum“, lat. *raudus*, altn. *raudi* „rotes Eisenerz“ = sumer. *urud* „Kupfer“. 2. skrt. *paraçús*, griech. *πέλεκυς* „Beil“ = sum. *balag*, babyl.-assyr. *pilakku* „Beil“. In diesen beiden Wörtern erblickt J. Schmidt den einzigen, vielleicht nicht trügerischen Anhalt, der in der gesamten Literatur für die Bestimmung der Urheimat der Indogermanen bisher beigebracht worden sei. Den eigentlichen Beweis aber für seine Ansicht, dass diese letztere in Asien und im Bereich der mesopotamischen Kultursphäre zu suchen sei, sieht J. Schmidt in dem eingehend von ihm versuchten Nachweis, dass das ursprünglich dezimale Zahlensystem der Indogermanen in den europäischen Sprachen durch die Einwirkung des von den Sumerern erfundenen und von den Babyloniern übernommenen Sexagesimalsystems durchbrochen werde. So zeige sich z. B. bei der Zählung der Zehner in den genannten Sprachen überall ein scharfer Einschnitt hinter der Zahl 60, wie griechisch *ἑξήκοντα* gegenüber *ἑβδομήκοντα* oder gotisch *saihstigjus* gegenüber *sibuntêhun* beweise. Diese Spuren „lassen sich mit der alten, freilich ganz unbewiesenen Annahme, dass unser Urvolk einst weit im Nordosten von Babylon, etwa auf der Hochebene von Pamir gesessen hat, vereinigen. Dann wären die nach Westen wandernden nachmaligen Europäer auf ihrem Zuge in die Sphäre des babylonischen Einflusses geraten, welcher die nach Süden rückenden Arier damals noch fern blieben. Sie lassen aber ebensowohl die Möglichkeit offen, dass das Urvolk nicht allzu fern von Babylon heimisch war, aber, als die babylonische Kultur seinen Sitz erreichte, sich schon nach Osten ausgebreitet hatte und nur noch die westlichen Stämme den Ausstrahlungen der fremden Kultur ausgesetzt waren. Die Antwort, welche das Zahlsystem auf die Frage nach unserer Heimat gibt, ist also zwar sehr unbestimmt, engt aber das Gebiet, auf welchem zu suchen ist, erheblich ein. Wo bisher gar nichts fest stand, ist wenigstens ein sicherer Halt gewonnen.“ Zustimmung hat die Beweisführung J. Schmidts auch bei denen, die sich von seiner Annahme einer sumerisch-babylonischen Beeinflussung des europäischen Zahlensystems überzeugt fühlten, nicht gefunden[1]). Der nächstliegende Einwand war der, dass, wenn, worauf J. Schmidt selbst hinweist, jene Ausstrahlungen der sumerisch-

1) Vgl. auch die Polemik zwischen Fr. Müller und J. Schmidt im Ausland 1891 Nr. 23, 27, 31.

babylonischen Kultur sich auch in von Mesopotamien weit entfernten Ländern, z. B. bei den im höchsten Nordosten Europas wohnenden finnischen Syrjänen, zeigen, nicht abzusehen ist, warum jene Durchkreuzung des ursprünglichen Dezimalsystems durch das sumerische Sexagesimalsystem bei den europäischen Indogermanen nicht auch irgendwo in Europa selbst stattgefunden haben könnte.

War es somit immerhin eine stattliche Anzahl von Gelehrten, die an der alten Lehre von der asiatischen Urheimat der Indogermanen festhielt, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, dass die Zahl derjenigen, die die Indogermanen in Europa oder wenigstens an den Grenzen von Asien und Europa lokalisieren wollten, von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so dass diese Anschauung gegenwärtig für die verbreitetere gelten kann. Um über diese Arbeiten eine Übersicht zu geben, wird es gut sein, dieselben nach dem Charakter der Argumente zu gruppieren, mit denen die einzelnen Forscher das unbekannte Land zu bestimmen versuchten. Und zwar lassen sich hierbei drei Richtungen unterscheiden: eine anthropologische, eine prähistorisch-archäologische und eine linguistisch-historische. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass die diesen Gruppen zugewiesenen Forscher ihre Hauptargumente nicht auch gelegentlich mit anderen Gründen zu stützen versuchen.

Mit grosser Wärme und nicht geringerer Bestimmtheit trat zunächst die mächtig aufblühende anthropologische Forschung für den europäischen Ursprung der Indogermanen ein.

Die Zweifel der Naturforscher an der von den Philologen und Historikern allgemein angenommenen Lehre von der asiatischen Herkunft der Indogermanen gehen in sehr frühe Zeiten zurück, und schon im Jahre 1848 hatte der belgische Geologe J. d'Omalius d'Halloy (vgl. *Bulletin de l'Académie de Belgique* 1848, t. XV, p. 549) sehr energischen Widerspruch gegen dieselbe erhoben. Im Anfang des Jahres 1864 legte dann derselbe Gelehrte der Pariser anthropologischen Gesellschaft folgende drei Fragen zur Beantwortung vor: 1. Welches sind die Beweise für den asiatischen Ursprung der Europäer. 2. Haben sich die flektierenden Sprachen, statt von Asien nach Europa überzugehen, nicht vielmehr von Europa nach Asien verbreitet? 3. Sind die heutigen Völker mit keltischen (d. h. indog.) Sprachen, die man infolgedessen als aus Asien eingewandert ansieht, nicht vielmehr Ab-

kömmlinge einer autochthonen Bevölkerung des westlichen Europa? Während der Diskussion, die über diese Fragen eröffnet wurde (vgl. *Bulletin de la Société d'anthropologie* 1864), und an der sich ausser d'Omalius Männer wie Broca, Bertillon, Pruner-Bey und andere beteiligten, trat im Munde Brocas mit bemerkenswerter Deutlichkeit der Gedanke hervor, dass man die beiden Fragen: „Woher stammen die europäischen Völker?" und „Woher stammen die europäischen Sprachen?" von einander trennen müsse. Die ersteren seien zweifellos autochthon, die letzteren durch eine asiatische Einwanderung von vielleicht wenigen Tausenden von Menschen nach Europa verpflanzt worden. D'Omalius selbst vertrat sehr entschieden die Meinung, dass, da in Europa eine blonde Bevölkerungsschicht neben einer dunkel gefärbten lebe, wirklich Blonde in Asien aber nur in dürftigen Spuren gefunden würden, während sie von jeher das Zentrum Europas bevölkert hätten, hier die *officina gentium* des indogermanischen Stammes zu suchen sei.

Im Jahre 1879 beschäftigte sich die Pariser anthropologische Gesellschaft erneut mit der Frage nach der Urheimat und dem Urtypus der Indogermanen, ohne dass man auch jetzt zu einem feststehenden Ergebnis gekommen wäre. Doch ging aus diesen Verhandlungen [1]) eine Arbeit C. A. Piètrement's *Les Aryas et leur première patrie* (*Revue de linguistique et de philologie comparée*, 1879, auch besonders erschienen, Orléans und Paris) hervor, der es vorbehalten blieb, unsere Vorfahren dahin zurückzuführen, von wo sich eine Auswanderung derselben allerdings ohne weiteres erklärt — nach Sibirien. Piètrement geht wiederum von dem *Airyana-Vaējaṅh* des Vendidâd aus, auf das er (völlig willkürlich) eine Stelle des *Bundehesh* (XXV) bezieht, wo es heisst: „Der längste Sommertag ist dort gleich zwei kürzesten Wintertagen, die längste Winternacht ist dort gleich zwei kürzesten Sommernächten." Diese Angabe soll nun ausschliesslich auf den 49° 20′ nördlicher Breite passen, was in Zentralasien in das russische Turkestan, in den Distrikt von Alatau führe.

Doch fand die Hypothese Piètrement's, wie natürlich, wenig Anerkennung, sondern wurde vielmehr in Frankreich selbst in

1) Näheres über dieselben siehe bei Penka *Origines Ariacae* p. 9, 11 und bei S. Reinach L'origine des Aryens S. 59 ff.

zwei besonderen Aufsätzen, erstens von Arcelin *L'Origine des Aryas* (*Revue des Questions scientifiques*, Janvier 1880, p. 331), zweitens von De Harlez (*Les Aryas et leur première patrie. Réfutation de M. Piètrement*) auf das entschiedenste bekämpft. „*L'Avesta*", schliesst der bekannte Zendist seinen Aufsatz sehr richtig, „*ne peut fournir aucun renseignement précis relativement à la patrie primitive des Aryas. Tout y est éranien ou éranisé; tout même y est approprié au zoroastrisme; c'est-à-dire au dualisme mazdéen. On pourrait y découvrir peut-être l'indication de l'Éran primitif; mais on y chercherait en vain celle de la patrie des premiers Aryas asiatiques, bien plus vainement encore celle des Aryas primitifs*" [1]).

Bedeutsamer als die bisher genannten greifen in die Geschichte des Problems der indogermanischen Urheimat zwei deutsche, von anthropologischen Gesichtspunkten ausgehende Forscher ein. Eine ganz bestimmte Örtlichkeit des östlichen Europas suchte Theodor Pösche in seinem Buche Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie Jena 1878, p. 58 bis 74, als Urheimat der Indogermanen zu erweisen, indem er ihre Ursprünge in die südlich des west-russischen Landrückens in ungeheurer Ausdehnung sich erstreckenden, vom Pripet, der Beresina und dem *Dněpr* durchflossenen — Rokitnosümpfe zurückführte. Diese wunderliche Hypothese beruht im wesentlichen auf einer physiologischen Argumentation. In jenen Gegenden soll nämlich nach den Mitteilungen eines russischen Gelehrten [2]),

1) Trotzdem feiert der oftmals (vgl. auch oben p. p. 90, 91) widerlegte Gedanke, als ob im Avesta oder Rigveda Erinnerungen an die Urheimat der Indogermanen, ja an die Urheimat der Menschheit enthalten sein könnten, immer wieder seine Auferstehung. Ich verweise in dieser Beziehung auf W. F. Warren *Paradise found, the cradle of the human race at the north-pole*, London 1885, und auf Bâl Gangâdhar Tilak *The arctic home in the Vedas, being also a new key to the interpretation of many Vedic texts and legends*, Bombay 1903.

2) Mainow auf dem internat. Geographenkongress zu Paris 1875 (Archiv für Anthropologie VIII, 3). Merkwürdig ist, dass v. Fischer, dessen eingehenden Bericht über die Rokitnosümpfe (Mitteil. der naturf. Gesellsch. in Bern 1843 u. 44) Pösche mitteilt, nichts von Albinismus in jenen Gegenden weiss. Er berichtet nur von der Häufigkeit des Weichselzopfes daselbst. Natürlich beeilt sich Pösche, einen Zusammenhang zwischen Albinismus und Weichselzopf zu vermuten. Vgl. auch Pösche Archiv für Anthropologie XIV, 143 ff.

(vgl. p. 67) die Erscheinung der Depigmentation oder des Albinismus eine sehr häufige sein und daselbst an Menschen, Tieren und Pflanzen deutlich hervortreten. Nur in einer solchen Örtlichkeit aber lasse sich das Entstehen der grossen blonden Menschenrasse, d. h. nach Pösche der Indogermanen, denken. Aus diesen prähistorischen Sumpfwohnungen erkläre sich auch die bei den ältesten Indogermanen in der Schweiz, in Italien etc. hervortretende Neigung, ihre Hütten auch dann auf Pfahlwerk zu errichten, wenn die Bodenbeschaffenheit des Terrains es nicht erforderte. Neben der von allen lebenden indog. Sprachen „grössten Ursprünglichkeit" des Litauischen spricht ihm auch der Umstand für die eher nord-östlichen als süd-östlichen Ursitze der Indogermanen in Europa, dass die Kunst des Reitens bei denselben nachweislich eine verhältnismässig späte sei. „Rücken wir nun die Ursitze weiter nach den Steppen des Südostens, so müsste eine sehr frühe Bekanntschaft mit den mongolischen Turkstämmen, den ältesten bekannten Reitern, eingetreten sein, und das Reiten würde dann wohl bei den Ariern weiter zurück datieren" (p. 73).

Die Arbeit Pösches erfuhr in der Presse eine überaus verschiedene Beurteilung. Während die allerdings unzweifelhaft äusserst lückenhafte philologisch-historische, in der Benutzung der Sprachwissenschaft nicht über Grimm hinausgehende Seite des Werkes von den Philologen sehr ungünstig beurteilt wurde (vgl. Literar. Zentralbl. 1878, p. 1221 ff.), wurden die Aufstellungen Pösches dagegen von seiten der Anthropologen mit Freude begrüsst. In diesem Sinne äusserte sich A. Ecker (Archiv für Anthropologie XI, 365 ff.), der zwar auch seine Bedenken gegen das „weichselzopfige Kakerlakengeschlecht" der Indogermanen und ihren Ursprung aus der Rokitnosümpfen nicht verhehlt, aber doch der Meinung ist, dass folgende zwei Sätze des Pöscheschen Buches einen grossen Fortschritt der Wissenschaft bezeichneten:

1. dass die Blonden, nenne man sie nun Arier (wie Pösche) oder bezeichne sie einfach, wie ich (Ecker) vorziehen würde, als Blonde (*Xanthochroi*), einen besonderen, wohl charakterisierten Menschenstamm bilden, und

2. dass die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist.

Auch Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 1880, Einleitung), einer der angesehensten der deutschen Anthropologen und Prähistoriker, äusserte sich in dem Sinne, dass der ursprüngliche Typus der Indogermanen sicher nicht bei den asiatischen Völkern zu suchen wäre. „Selbst bei dem noch so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiss betrachten, dass, wenn ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschiks, Bucharen, Beludschen, Parsen und Osseten zu suchen ist.“ Im übrigen ist L. mit Benfey der Meinung, dass der indog. Wortschatz wegen des Mangels einer gemeinsamen Benennung für den Elephanten, das Kamel, den Löwen und Tiger keinen „unbedingt orientalischen Charakter“ zeige. Während ferner der vermeintliche Völkerzug der Indogermanen nach dem Abendlande jedes historischen Anhalts entbehre, werde der Grundtrieb der indog. Wanderungen durch unzweideutige geschichtliche Tatsachen als nach Osten und Süden gerichtet erwiesen. Hierher zählt er den auf der Inschrift von Karnak erwähnten Zug von Westvölkern nach Ägypten im XIV. Jahrhundert, hierher die Wanderungen der Kelten in der Richtung auf Germanien, Italien, Griechenland, Kleinasien, hierher, wie es auch Spiegel getan hatte (Ausland 1871 p. 557), die Züge der Scythen nach Kleinasien und Iran, hierher die Stammsage der gotischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern in die des Pontus Euxinus u. a. m. Diese Expansionskraft der europäischen Indogermanen aber habe sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die „bis nach Arien und Indien vorgedrungenen Stämme“ durch Vermischung mit anderen bis zur Unkenntlichkeit entfremdet worden seien. „Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, dass bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Tatsachen unbedingt zu gunsten des westlichen Weltteils entscheiden muss.“

Nicht weniger bekannte R. Virchow, der in seinem Vortrag Die Urbevölkerung Europas 1874 noch sehr entschieden

den Satz betont hatte, „dass alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen europäischen Stämme von Osten her eingewandert seien" (p. 17), sich mehr und mehr zu der Ansicht, dass „eine Art von Autochthonie der nach germanischem Typus gebildeten Völker im Norden aufzustellen sei" (Verh. d. Berl. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte 1884, p. 210).

Wenn aber Th. Pösche hauptsächlich in der lichten Komplexion ein Hauptcharakteristikum des indog. Typus gefunden zu haben glaubte[1]), so fügte Karl Penka in zwei umfangreichen Werken *Origines Ariacae* 1883 und Die Herkunft der Arier 1886 (vgl. dazu auch die 1893 erschienene Abh. P.s über die Heimat der Germanen, Mtlg. d. anthrop. Ges. in Wien XXIII, 72ff.) auf Grund der neueren kraniologischen Studien die Dolichokephalie (Langschädligkeit) als das den ursprünglichen Habitus des Urvolks charakterisierende Merkmal hinzu, indem er zugleich den Nachweis zu führen unternahm, dass die Heimat der Indogermanen nur da gesucht werden dürfte, wo Blondheit und Dolichokephalie noch heute am reinsten und schärfsten ausgebildet seien, — in Skandinavien.

Die in diesen Büchern niedergelegten Ansichten lassen sich zu folgendem Bilde vereinigen:

Die einheitlichen Ursprünge des gesamten Menschengeschlechtes sind während der Meiocenperiode in Mitteleuropa zu suchen. Da nahte die Eiszeit, und vor der allmählich sich vollziehenden Vergletscherung des Nordens und der Mitte unseres Erdteils wichen alle übrigen Menschenrassen nach Afrika, Asien, Amerika in angenehmere Wohnsitze. Nur die Urahnen der Arier blieben, und sie brauchten es nicht zu bereuen; denn dem Klima

1) Einen scharfen Widerspruch erhob hiergegen W. Tomaschek Z. f. d. östr. G. XXIX, 859: „Wir unserseits fassen die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge, als eine Abnormität im menschlichen Typus auf, die sich auf mehreren, von einander weit entlegenen Gebieten der Erde unter geeigneten klimatischen Verhältnissen und unter gewissen Lebensbedingungen, die noch weiter erforscht werden müssen, im Laufe der Zeit ausbilden konnten, ohne dass damit ein besonders inniger Zusammenhang aller blonden Stämme in Rasse und Deszendenz sich aussprechen musste. Der Satz Linnés *nimium ne crede colori* gilt auch für den Menschen; namentlich die Farbe der Augen kann im geringsten Grade Anspruch darauf machen, einen Rassencharakter darzustellen."

der Eisperiode und dem Kampf mit ihren Lebensbedingungen verdankten sie die blonden Haare, die blauen Augen, die riesigen Leiber, den dolichokephalen Schädelbau. Aber auch die Eisperiode ging vorüber, und vor dem milder werdenden Klima wanderten die Jagdtiere der alten Arier, namentlich das Ren, nach dem Norden aus. Ihnen folgten die Arier — denn woher sollten sie nun ihre Nahrung nehmen? — selbst. In Skandinavien eröffnete sich ihnen eine neue Heimat, und hier entwickelte sich nun diejenige Kultur, die wir mit Hilfe der Sprachvergleichung als urarisch erschliessen können, und die wunderbar mit dem übereinstimmt, was die geographischen Verhältnisse, die Fauna und Flora Skandinaviens uns erwarten lassen. Nur hier lässt sich, und zwar in den Kjökkenmöddinger, ein Übergang nachweisen von der paläolithischen Kultur (etwa der belgischen Höhlenbewohner) zu der neolithischen (etwa der Schweizer Pfahlbauten), während im ganzen übrigen Europa zwischen beiden Perioden ein „Hiatus" klafft.

Während dies im Norden vor sich ging, waren in das entvölkerte Mitteleuropa zwei grosse Völkereinbrüche erfolgt: von Südwesten her die Einwanderung der Völker des dolichokephalen, aber dunkelen Cro-Magnon-Typus, zu dem die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Siziliens, Griechenlands, aber auch die Bevölkerung Nord-Afrikas und die Semiten gehörten, von Osten her der Einbruch einer brachykephalen, dunklen, mongolenartigen Menschenrasse. Auf französischem und belgischem Boden waren beide zusammengetroffen und hatten sich mit einander gekreuzt.

So standen die Dinge, als vom Norden her der Siegeszug der „weissen Rasse" — das bedeutet nämlich *Ârya* — erfolgte. Überall traten sie als Herren und Meister auf, bauten Burgen und zwangen den unterworfenen Stämmen ihre Sprache und ihre Kultur auf. Aber je weiter sich das arische Element von seinem nordischen Ausgangspunkt entfernte, um so mehr unterlagen seine charakteristischen Eigenschaften in dem Mischungsprozess mit den allophylen Völkern. So entstand das Völkergemisch, das durch die Einheit seiner Sprache so lange die Welt über die Verschiedenheit seiner Leibesbeschaffenheit getäuscht hat. Die Slaven sind nichts als arisierte Mongolen, die Griechen nichts als pelasgische Hamito-Semiten, die arisch gelernt haben u. s. w.

Andererseits gibt es auch Arier, die ihre Sprache aufgegeben, aber ihre körperlichen Merkmale bewahrt haben, wie die blonden und dolichokephalen Finnen.

Wenn nun auch die von Penka [1]) vorgetragenen Gedanken keineswegs durchaus neue waren, und wenn auch, ganz wie bei dem Poescheschen Buch, die historisch-philologischen Anschauungen des Verfassers vielfach gänzlich hinfällige waren [2]), so muss doch gesagt werden, dass das von ihm aufgestellte, in klarer und überzeugender Sprache entwickelte anthropologische System eines gewissen Eindrucks bei den Mitforschern nicht verfehlte, ja zum Teil begeisterte Anhänger fand. Unter ihnen nenne ich Rendall *The cradle of the Aryans*, London 1889, L. Wilser Herkunft und Urgeschichte der Arier, Heidelberg 1899, De Lapouge *L'Aryen, son rôle social*, Paris 1899. Unter den Philologen fand Penka Zustimmung für seine skandinavische These wohl nur bei A. H. Sayce (*Report of the British association for the advancement of science* 1887, p. 889) und F. Justi (Berl. phil. W. 1884, p. 36; 1887, p. 652). In gewissem Sinne kann man sagen, dass die Penkaschen Bücher den Höhepunkt der auf die Erschliessung der indog. Urheimat gerichteten anthropologischen Bestrebungen darstellen, den Höhepunkt, — freilich auch zugleich den Wendepunkt.

Lag es doch auf der Hand, dass die Penkasche Theorie von der Herkunft der Indogermanen aus Skandinavien nur für diejenigen etwas überzeugendes haben konnte, die an die Wahrheit der beiden Sätze glaubten:

1) Ganz ähnliche Anschauungen wie Penka hatte im Jahre 1875 Régis Géry (vgl. S. Reinach a. a. O. p. 59) und noch viel früher J. Kruger, Urgeschichte des indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen wiederhergestellt, Bonn 1855 (vgl. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Spr. p. 33) ausgesprochen.

2) Von bedeutsameren Besprechungen des Penkaschen Buches *Origines Ariacae* nenne ich diejenige von A. Bezzenberger (Deutsche Lz. 1883, Nr. 44), von A. H. Sayce (*Academy* 1883 Nr. 605), von W. Tomaschek (Literaturbl. f. orient. Phil. I, 133), von F. Hommel (Archiv f. Anthrop. XV *Suppl.* p. 163), von van den Gheyn *Revue des Questions scientifiques* 1884), von A. Kirchhoff (Literar. Zentr. 1884, p. 427). Am schärfsten äussert sich gegen die linguistischen Ausführungen Penkas J. Schmidt in seiner oben genannten Schrift über die Urheimat der Indogermanen, p. 13 ff.

1. Der *homo europaeus dolichocephalus flavus* ist eine von anderen scharf unterschiedene nördliche Menschenrasse,

2. die ältesten Indogermanen waren blond und dolichokephal, so dass die unter den historischen Indogermanen sich findenden dunklen und brachykephalen Elemente von jenen ältesten Indogermanen unterworfene Urvölker darstellen.

Nun stiess aber dieser letztere Satz doch auf sehr entschiedenen Widerspruch, namentlich bei französischen Gelehrten, die nicht ohne eine gewisse nationale Empfindlichkeit gegenüber der Penkaschen Lehre gerade umgekehrt in den Brachykephalen die echten Indogermanen und die wahren Träger aller indogermanischen Kultur erblickten. Unter den hierher gehörigen Schriften will ich die von Ch. de Ujfalvy, *Le berceau des Aryas d'après des ouvrages recents, Paris* 1884, nennen.

Die besonderen Verdienste dieses Forschers bestehen darin, eine zuverlässigere Kenntnis der nordiranischen, an das Pamir grenzenden Länder und Völker durch eigene Reisen in diese Gegenden uns vermittelt zu haben. Er findet p. 13 unter den arisch redenden Stämmen zwei ganz verschiedene Rassen vertreten: „*Ce peuple irano-hindou était avant sa séparation une race mélangée de deux types bien distincts: un type châtain, petit (ou moyen) et brachycéphalique et un type brun, grand et dolichocéphalique. Les brachycéphales sont encore aujourd'hui au nord de l'Hindou-Kouch, tandis que les dolichocéphales occupent les vallées au sud de ce massif montagneux.*“ Gegenüber der oben p. 111 mitgeteilten Anschauung Lindenschmits, der in seiner Begründung eines westlichen Ursprungs der Indogermanen sich auf die starken bei Hindus, Tadschiks, Parsis, Osseten etc. uns entgegentretenden Völkermischungen berufen und dem Typus dieser Völker gegenüber den nordeuropäischen als den ursprünglichen bezeichnet hatte, weist Ujfalvy auf die nach seiner Meinung sehr wenig gemischten, brachykephalen, kastanienbraunen Galtschas[1]) des Pamir hin, die „*occupent depuis une haute antiquité leur patrie actuelle, le départ en tout cas des Irano-Indiens.*“ Im übrigen hält er p. 11 die dem Pamir benachbarten Täler für

1) Vgl. auch *Quelques observations sur les Tadjiks des montagnes appelés aussi Galtschas par Ch. E. de Ujfalvy* (*Extrait des b. de la société d'anthropologie* 1887).

im Besitz aller Bedingungen, welche die linguistische Paläontologie an die Urheimat der Indogermanen stelle.

Auf den Schultern dieses Gelehrten steht der italienische Anthropologe G. Sergi in seinem Buche *Gli Arii in Europa e in Asia*, Torino 1903 (vgl. auch *Arii e Italici*, Torino 1898). Er hält Kelten, Germanen und Slaven für rassenhaft verwandt mit den von Ujfalvy, wie wir sahen, als kastanienbraun, mittelgross und brachykephal geschilderten Tadjiks und Galtschas, von denen sie sich in prähistorischer Zeit getrennt hätten, um indogermanische Sprache und Kultur in das von anderen vorindogermanischen Rassen (darunter eine den blonden Dolichokephalen Penkas entsprechende) bewohnte Europa einzuführen. Auch jene mongolischer Herkunft verdächigten Tadjiks und Galtschas aber hätten ihre indogermanische Sprache erst von jenem zweiten von Ujfalvy als braun, gross und dolichokephal beschriebenen Völkerelement, den Vorfahren der Perser und Inder, übernommen. Diese seien somit die „echten“ Arier. Einen schrofferen Gegensatz zu Penka kann man sich also nicht denken.

Ganz und gar nicht von den Ausführungen dieses Gelehrten überzeugt fühlten sich auch van den Gheyn *L'origine européenne des Aryas*, Anvers 1885 (1881: *Le berceau des Aryas, étude de géographie historique*, Bruxelles) und Max Müller *Biographies of words and the home of the Aryas*, London 1888.

Wichtiger als alles dieses aber ist es, dass, was den ersten der beiden oben angeführten Penkaschen Leitsätze anbetrifft, die Anthropologie und vor allem die Kraniologie selbst immer mehr zu der Überzeugung gekommen ist, dass sie mit ihren Mitteln überhaupt nicht imstande sei, scharf umgrenzte Menschenrassen in der Geschichte oder Vorgeschichte Europas zu unterscheiden, sondern dass vielmehr, wohin wir uns auch in der Gegenwart oder Vergangenheit wenden, überall uns Übergangs- und Mischungsverhältnisse entgegentreten, eine Entwicklung, über die P. Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896, p. 29 ff. eine vortreffliche Übersicht gegeben hat. Ja, es ist hinzuzufügen, dass eine anthropologische Richtung immer mehr an Boden zu gewinnen scheint, die in den Verschiedenheiten des menschlichen Schädels überhaupt nicht uralte Rasseneigentümlichkeiten, sondern durch mehr oder weniger äusserliche Umstände herbeigeführte Veränderungen erblickt. Vgl. zuletzt A. Nyström

Formenveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen, Archiv für Anthropologie XXVII, 1902.

An die Stelle der Anthropologie, die somit den Schauplatz der indogermanischen Frage fast kampfunfähig verlassen hat, nicht ohne jedoch klarere Vorstellungen von den Begriffen „Völkerverwandtschaft" und „Sprachverwandtschaft" zu hinterlassen, ist nun in neuerer Zeit eine ihr nahverwandte Disziplin, die prähistorische Archäologie, getreten. Ihre Beziehungen zu der indogermanischen Altertumskunde sind bereits an mehreren Stellen dieses Buches (p. 32, 42, 47) hervorgehoben worden, und niemand wird bezweifeln, dass die Prähistorie, im richtigen Mass und in der richtigen Weise herbeigezogen, der Erforschung des indog. Altertums vorzügliche Dienste leisten könne. Der Gedanke musste daher nahe liegen, ob nicht eben diese prähistorische Archäologie auch imstande sein werde, das vielumstrittene Problem der indogermanischen Urheimat endgiltig zu lösen. Und in der Tat sind in einem und demselben Jahre zwei Arbeiten erschienen, die dieser Absicht dienen: M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, Berlin 1902 (2. Auflage Berlin 1904), und G. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Z. f. Ethnologie 1902. Beide Forscher kommen zu dem Ergebnis, dass die Heimat der Indogermanen identisch mit derjenigen der Germanen sei, „und in den westlichen Küstenländern der Ostsee sowie in den angrenzenden Gebieten der Nordsee, also in Südskandinavien, Dänemark und Norddeutschland bis zur Aller, Magdeburg und Odermündung zu suchen sei"[1]). Dieses Ergebnis ist an sich nicht neu. Schon J. d'Omalius d'Halloy (oben p. 108) hatte auf die germanischen Länder als *officina gentium* hingewiesen. L. Geyer (oben p. 93) hatte diesen Gedanken weiter ausgesponnen. Auch von Löher, Über Alter, Herkunft und Verwandtschaft der Germanen (Sitzungsb. d. philos.-philol.-hist. Klasse d. k. b. Ak. d. W. München 1883) liess die Indogermanen aus dem Herzen Deutschlands hervorquellen. Ernst Krause (Carus Sterne) hatte in einem phantastischen

1) Früher hatte Kossinna das Gebiet der mittleren Donau für das Ursprungsland der Indogermanen erklärt (vgl. Z. des Vereins f. Volkskunde VI, 1 ff. 1895). Es ist daher ein Unikum in der Geschichte des Prioritätenzanks, dass K. die vor der seinen erschienene Arbeit Muchs kurz gesagt des Plagiats beschuldigt. Vgl. darüber Much Z. f. Ethnologie 1903. H. 1.

Buche „Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat“ (1891) die Mythen der Ilias und Odyssee auf die Einwanderung germanischer Stämme im Süden zurückgeführt. Über Penka und seine Anhänger, die sich auf das südliche Schweden beschränkten, ist oben ausführlich gesprochen worden.

Neu ist an den Arbeiten Muchs und Kossinnas also nicht das Ergebnis, sondern die Methode, mittels deren sie zu ihrem Ergebnis gekommen sind, und in der beide Forscher insofern übereinstimmen, als sie der Ansicht sind, dass gewisse in prähistorischer Zeit in Europa hervortretende Kulturerscheinungen ihre geographische Verbreitung nicht dem Handel oder anderer Kulturübertragung, sondern Völkerwanderungen verdanken, die ihren Ausgangspunkt eben in Norddeutschland gehabt hätten.

So sei nach dem ersten Abschnitt des Muchschen Buches, zu dem wir uns zunächst wenden, die Hinterlassenschaft des jüngeren Steinalters an Waffen und Werkzeugen in ganz Europa so gleichartig, dass sie einen einheitlichen Ausgangspunkt haben müsse. Dieser sei da zu suchen, wo neben den einfachsten, auch schon vollkommenere und formschöne, vor allem aber, wo die meisten derartigen Artefakte gefunden würden. Es bestehe kein Zweifel, dass „dies die Küsten sind, welche Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen“. Hierher führe auch (Abschnitt III) die in Europa häufig erscheinende Spiraldekoration der Gefässe zurück, die nicht aus dem Orient entlehnt sei, sondern sich organisch aus der von M. als indogermanisch bezeichneten Bandverzierung der Tongefässe entwickelt habe. Wiederum aber würden die einfachsten und darum ältesten dieser Spiralverzierungen in den Ländern nördlich und östlich des Harzes gefunden. Von Norddeutschland aus sei durch die wandernden Scharen der Indogermanen ferner der Bernstein (Abschnitt IV) über Europa verbreitet worden, von hier (Abschnitt V) stamme auch die Sitte, den Toten jene grossen Steingräber zu errichten, die unter den Namen der Dolmen, Hünenbetten, Riesengräber usw. bekannt sind, und die sich bis Syrien und Palästina, bis Nordpersien und Indien verfolgen lassen; denn die Indogermanen waren nach Much auch kühne Seefahrer, und wenn es heisst, dass die Wikinger Amerika erreicht haben, warum sollten da die Indogermanen nicht zu Schiff bis Indien gelangt sein? Den II. Abschnitt

(Nephrit, Jadeit, Chloromelanit und Türkis) und den an sich sehr lehrreichen VI. Abschnitt (die Haustiere) übergehe ich, weil sie höchstens für einen europäischen Ursprung der Indogermanen im allgemeinen, nicht für ein bestimmtes Land beweisend sein können. Abschnitt VII handelt von der Rasse, Abschnitt VIII von der geographischen und physikalischen Beschaffenheit des Heimatlandes und ihrem Einfluss auf die Bewohner.

Schwieriger ist es, in Kürze ein Bild der Kossinnaschen Anschauungen zu geben:

Zwischen Nord- und Mitteldeutschland bestehen in den ersten Perioden der jüngeren Steinzeit sowohl im Hinblick auf die Grabanlagen wie auch in der Ornamentik der Tongefässe die schroffsten Gegensätze, die nur auf einer Verschiedenheit der Bevölkerungen beruhen können. Die Träger der ersteren Kultur waren die Vorfahren der Germanen, d. h. die Indogermanen (vgl. auch den Aufsatz Kossinnas, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Z. d. V. f. Volkskunde VI, 1), die Träger der letzteren allophyle Völker. In den letzten Perioden der jüngeren Steinzeit ist nun eine starke Südwärtsbewegung jener nordisch-indogermanischen Kultur zu bemerken, die in zwei Zügen, einem westlichen die Saale aufwärts und einem östlichen zwischen der Oder und Weichsel von der Küste bis nach Galizien und weiter östlich verläuft. Jener westliche Zug zwischen Harz und Saale oder Mulde wird durch die geographische Verbreitung dreier Gefässarten, der sog. Kugelamphoren, der Gefässe des Bernburger und derjenigen des Rössener Typus bewiesen. Die letztere Kulturgruppe ist durch die Einwanderung von Indogermanen in das von Kossinna im Gegensatz zu Much als nichtindogermanisch angenommene Gebiet der Bandkeramik Nord-Thüringens entstanden und erobert von Thüringen aus das westliche Mittel-Deutschland und das Land aufwärts zu beiden Seiten des Rheins bis zum Bodensee. Aus den Trägern dieser westmitteldeutschen und süddeutschen Gruppe des Rössener Gefässtypus haben sich die Vorväter der Kelten und Italiker entwickelt, von denen die letzteren, zunächst mit dem Stamm der Umbrer, in späterer Zeit Italien besiedelten. Der östliche Zug der Indogermanen geht von dem Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder aus und wird wiederum durch die Kugelamphoren charakterisiert, die sich in Hinterpommern, Westpreussen und

Posen finden, sich aber auch die Oder aufwärts bis Ost-Galizien und wenigstens in einem Exemplar bis an den Dnĕpr erstrecken. Diese Kugelamphorenträger waren die Vorväter der Slaven (die Litauer sprechen nach Kossinna nur ein verdorbenes Slavisch) und Arier (Inder und Iranier).

Soweit war die Ausbreitung der Indogermanen während der jüngeren Steinzeit gediehen.

In dem Anfang der Bronzezeit, etwa zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr., setzt alsdann eine neue Völkerbewegung von Norden nach Süden ein. Sie betrifft die Vorväter der Illyrier und Griechen und verläuft von der Elbe und Saale her über Nord-Österreich (Böhmen, Mähren, Niederösterreich) südwärts bis nach Bosnien. Ihr Charakteristikum bilden die Gräber des Aunjetitzer Typus, der so nach einem bekannten Fundort Böhmens benannt ist. Das eigentliche Stammvolk der Indogermanen, die Germanen, haben ihre Eigenart in den Sitzen zwischen Weser und Oder herausgebildet und nach dem Ende der ersten Periode der Bronzezeit zunächst keine weiteren Scharen ausgeschickt; denn das Land östlich der Oder ist erst zum Beginn der Eisenzeit von aus Skandinavien herübergekommenen Germanen (vgl. auch Kossinna I. F. VII, 276) besetzt worden.

Doch hatten Indogermanen während der ersten Periode der Bronzezeit auch in Schlesien, Posen, Westpreussen, Hinterpommern und der Neumark gesessen, wo sie aber in der zweiten Periode der Bronzezeit verschwunden sind. Es scheint, dass Teile derselben sich in Ungarn mit anderen Siedelungsgebieten entstammenden Volksbestandteilen zusammengefunden haben, um das noch ausstehende Volk der Thraker, der nächsten Stammverwandten der Phryger und Armenier, zu bilden.

So sehen wir in der Muchschen und Kossinnaschen Arbeit ein ganzes Gebäude prähistorischer Ethnologie auf urgeschichtlicher Grundlage errichtet. Wird es sich dauerhafter erweisen als das von Penka auf anthropologischer Basis erbaute?

In dieser Beziehung könnte es zunächst ein günstiges Vorurteil erwecken, dass beide Forscher auf dem gleichen Wege der Urgeschichte zu dem gleichen Ergebnis gekommen sind. Allein der Wert dieser Übereinstimmung verschwindet, wenn wir sehen, dass Kossinna, und zwar zum Teil in überzeugender Weise, sämtliche Beweismittel seines Vorgängers für hinfällig zu erweisen

sucht, ja der Meinung ist, „dass die Muchsche Art der Forschung den unfruchtbaren und beschränkten Spötteleien über archäologische Ethnologie neue Nahrung geben werde". Auch M. Winternitz, der in seiner schon oben p. 52 genannten Reihe von Artikeln über die Frage: „Was wissen wir von den Indogermanen?" auch die Arbeiten Muchs und Kossinnas ausführlich besprochen hat, hält das Buch Muchs „für ganz und gar verfehlt". Namentlich erhebt er Widerspruch gegen die von Much vorgenommene Gleichsetzung von „neolithischer" und „indogermanischer" Kultur, für die es an jeder Unterlage fehle. Mir will scheinen, dass selbst, wenn man diese Gleichsetzung zugeben würde, für die deutsche Herkunft dieser neolithisch-indogermanischen Kultur keineswegs der Umstand spräche, dass in den Ländern der Ostsee die zahlreichsten und schönsten Feuersteinwaffen und -werkzeuge gefunden werden, denn dieser Reichtum dürfte in ganz natürlicher Weise einerseits in dem häufigen Vorhandensein des Rohmaterials, andererseits in der längeren Dauer der metallosen Zeit in diesen Gegenden wurzeln. Doch darf nicht verschwiegen werden, dass das Muchsche Buch auch, namentlich in nicht-philologischen Kreisen[1]), warme Aufnahme gefunden hat, selbst wenn man von der geradezu enthusiastischen Aufnahme desselben seitens Schriftsteller wie Dr. Georg Biedenkapp, Babylonien und Indogermanien, ein Geistesflug um die Erde, Berlin 1903, absieht.

Anerkennung verdient es, dass Much seine Erörterung des indogermanischen Problems von allen Seiten der Urgeschichte und Anthropologie aus in Angriff nimmt, während Kossinna seine Beweise fast ausschliesslich auf prähistorische Töpfe, ihre Form und Ornamentierung stellt. Töpfe aber dürften denn doch noch zerbrechlicher als Köpfe sein.

Allerdings ist bei der Behandlung der Frage über die Unterscheidung und Eingliederung der prähistorischen Artefakte in bestimmte Gruppen wesentlich durch das Verdienst A. Goetzes

1) Ich nenne die Besprechungen von K. Penka, Mitteilungen d. anthrop. Ges. in Wien 1902 Bd. XXII, 168 ff., von O. Ammon, Deutsche Welt 16. Nov. 1902, von H. Schurtz, Petermanns Mitteil. 1902 H. 5, von C. Michaelis Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, I, Heft 4. Ziemlich ablehnend verhält sich F. Ratzel, Petermanns Mitteil. 1904, Nr. 5. Von Philologen hat sich, abgesehen von Winternitz (s. o.), so viel ich sehen kann, nur H. Hirt (Liter. Zentralbl. 1902, Nr. 50) — und zwar günstig — über das Buch ausgesprochen.

(Über die Gliederung und Chronologie der jüngeren Steinzeit, Verh. d. Berliner Gesellschaft f. Urgeschichte 1890) die Keramik in neuerer Zeit mehr und mehr als für diese Zwecke bedeutungsvoll hervorgetreten. Aber die Diskussion, die über die von Götze unterschiedenen keramischen Kulturgruppen sich entsponnen hat, zeigt doch, mit welcher Unsicherheit die Forschung hier auf jeden Schritt zu kämpfen hat. Ist es schon überaus schwierig, mit irgend welcher Bestimmtheit zu behaupten, ob ein gewisse Abweichungen des schematischen Typus zeigendes Gefäss in diese oder jene Gruppe einzugliedern ist, so wächst die Schwierigkeit, sobald man versucht, die relative Chronologie der unterschiedenen Kulturgruppen festzustellen. So basiert z. B. ein Teil der Kossinnaschen Ausführungen auf der Anschauung, dass die sogenannte Schnurkeramik (Gefässe mit Schnurverzierung) älter wie die sogenannte Bandkeramik (Gefässe mit Bandverzierung) sei; aber schon eine Nachschrift des Vf.s zu seiner Arbeit belehrt uns, dass nach seiner neueren Ansicht vielmehr das umgekehrte Verhältnis anzunehmen sei. Am allerschwierigsten aber ist die Frage nach der historischen Entstehung jener Kulturgruppen zu entscheiden. An und für sich sind drei Fälle möglich: die geographische Verbreitung eines keramischen Typus kann durch den Handel herbeigeführt worden sein, der z. B. unzählige Namen südlicher Gefässformen über den Norden verbreitet hat (griech. *ἀμφορεύς*, lat. *amphora*, ahd. *ambar*, altsl. *ąborŭ*). Er kann zweitens durch Kulturübertragung entstanden sein; d. h. eine neue Mode tritt an einer bestimmten Stelle eines gewissen Gebietes auf, um sich von da „wellenförmig“ von Stamm zu Stamm zu verbreiten, ohne an bestimmte Völkergrenzen irgendwie gebunden zu sein. Er kann drittens allerdings auch die Folge von Völkerbewegungen und Völkerschiebungen sein. Während nun für Kossinna alles darauf angekommen wäre, den zwingenden Nachweis zu führen, dass bei den von ihm herangezogenen Kulturgruppen ausschliesslich an die letzte der drei hervorgehobenen Möglichkeiten gedacht werden könne, wie dies A. Götze (Z. f. Ethnologie 1900, S. 154) hinsichtlich der Kugelamphoren zu zeigen wenigstens versucht hat, ist das einzige, was wir bei Kossinna in dieser Beziehung finden der folgende Satz: „Einer der klarst erkennbaren methodischen Leitsätze war für mich, dass die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungs-

wellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerwanderungen zu halten sind." Also eine Behauptung, und noch dazu eine sehr unwahrscheinliche Behauptung an Stelle eines Beweises oder des Versuchs eines solchen.

Ein weiterer Mangel der Kossinnaschen Arbeit ist der Umstand, dass die weittragendsten Hypothesen über Völkerwanderungen und Völkerzusammenhänge oft auf einer geradezu verblüffend geringen Zahl von Fundgegenständen aufgebaut ist. So hatte A. Götze die Ausbreitung der Kugelamphoren östlich der mittleren und der oberen Oder noch bezweifelt. Nun scheint es, dass einige vielleicht hierhergehörige Gefässe wirklich in Posen, Galizien und bis zum Dněpr, etwas über $^1/_2$ Dutzend auf diesem beträchtlichen Gebiet, nachgewiesen worden sind. Sie müssen die Annahme der steinzeitlichen Ausbreitung der Slaven und Arier bis zum Dněpr tragen. Jener „Aunjetitzer Typus", mit dem, wie wir sahen, die Griechen und Illyrier in Verbindung gebracht werden, erstreckt sich in südöstlicher Richtung nur bis Niederösterreich nördlich der Donau und in ein angrenzendes ungarisches Komitat. Von hier bis zur Balkanhalbinsel ist noch immer ein hübscher Sprung. Um diese Kluft zu überbrücken und zu den historischen Illyriern und Griechen zu gelangen, dienen vier angeblich auf den Norden hinweisende sogenannte Manschettenarmbänder, die in Glasinac in Bosnien gefunden wurden usw.

Unter solchen Umständen werden wir uns nicht wundern, wenn sowohl Urgeschichtsforscher wie Philologen die Aufstellungen Kossinnas, mit so ungewöhnlichem Selbstvertrauen sie auch auftreten, mit ungeteiltem Misstrauen aufnehmen. In diesem Sinne erklärt M. Hoernes in einer durchaus ablehnenden Besprechung der K.schen Schrift (Globus Bd. 83, Nr. 10, p. 161): „Es wäre der Ruin der Prähistorie, wenn sie der ohnehin starken Versuchung, statt von den wirklichen Gegenständen ihrer Forschung überall gleich von Rassen und Völkern zu reden, nicht mannhaft widerstünde", und M. Winternitz a. o. a. O. bemerkt: „In dieser ganzen Abhandlung ist eigentlich nur von prähistorischen Tongefässen und deren Ornamentik, von Schnurkeramik, Bandkeramik

und Kugelamphoren und deren Verbreitung in neolithischen Fundstätten Europas die Rede, und in geradezu grotesk-komischer Weise werden diese Dinge mit Völkern gleichgesetzt. Dabei nimmt er in unglaublich naiver Weise das, was er erst beweisen soll, dass nämlich die von ihm behauptete Heimat der Germanen auch die Heimat der Indogermanen sei, als selbstverständlich oder — wie er sich ausdrückt — als „methodischen Leitsatz“ an.“

Soviel ist über diesen ersten Ausflug der prähistorischen Archäologie nach dem unbekannten Land der indogermanischen Heimat zu berichten.

Wenn es aber somit weder der Anthropologie noch der Urgeschichte bis jetzt gelungen ist, irgend welche entscheidende Gesichtspunkte für die Beantwortung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen beizubringen, so bleibt als der einzige Weg, auf dem man sich z. Z. mit der Hoffnung auf Erfolg der Lösung des schwierigen Problems nähern kann, immer noch der linguistisch-historische, d. h. die Verbindung sprachwissenschaftlicher mit historischen und geographischen Erwägungen übrig. Da ich von diesem Standpunkt aus die Frage nach der Heimat der Indogermanen, die ich in dem Steppengebiet des südöstlichen Europa lokalisiere, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, ob sie sich nicht auch in benachbarte Teile Asiens erstreckt habe, wiederholt behandelt habe (1890 in der zweiten Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte, 1901 in meinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, s. u. Urheimat), und dies auch in dem vorliegenden Buche tun werde, wobei sich Gelegenheit bieten wird, der Arbeiten Mitforschender ausführlicher zu gedenken, wird es an dieser Stelle genügen, nur eine kurze Übersicht über die neuere linguistisch-historische Literatur auf dem Gebiet der Heimatsfrage zu geben.

Zunächst wenden wir uns zu einer Reihe von Bestrebungen, die indog. Urheimat von einem ähnlichen Gesichtspunkt aus in Europa zu fixieren, wie es andere (vgl. oben p. 103 ff.), gestützt auf einen angeblichen Zusammenhang der Semiten und Indogermanen, für Asien versucht hatten.

Mit besonderer Wärme trat nämlich der als Ethnograph und Sprachforscher wohlbekannte W. Tomaschek für den Gedanken ein, die Heimat der Indogermanen sei in den Osten

Europas zu verlegen, und dies folge aus einer uralten Nachbarschaft, durch welche die Indogermanen mit den Finnen verbunden würden; diese wieder ergebe sich aus zahlreichen prähistorischen Entlehnungen, die aus dem Indogermanischen in das Finnisch-Ugrische stattgefunden hätten. Diese Anschauung begegnete uns schon in der p. 41 erwähnten Besprechung des Hehnschen Buches durch Tomaschek. Sie tritt deutlicher hervor in der ebenfalls schon erwähnten Rezension der Pöscheschen Arbeit, wo es p. 862 heisst: „Ich getraue mir, speziell aus der Sprache der Mordwas an der mittlern Wolga, den Nachweis zu liefern, dass unmittelbar an den südlichen Grenzmarken dieser finnischen Völkerschaft die meisten Arier, zumal die Litauer und der Sanskrit sprechende Stamm, ihre Heimat gehabt haben." Endlich ist Tomaschek dieser Anschauung auch in einem lehrreichen Aufsatz Ethnologisch-linguistische Forschungen über den Osten Europas (Ausland 1883 No. 36) treu geblieben.

Einen kühnen Schritt über diese Argumentation für den osteuropäischen Ursprung der Indogermanen hinaus, worin ihm übrigens schon Cuno (vgl. oben p. 98) vorausgegangen war, tat Canon Isaak Taylor in einem Vortrag *The origin and primitive seat of the Aryans* (*Journal of the Anthropological Institute, February* 1888), in dem er die Hypothese einer Urverwandtschaft der Finnen und Indogermanen sowohl in anthropologischer wie linguistischer Hinsicht aufstellte. Zu dieser Annahme führte ihn einmal die Übereinstimmung in dem körperlichen Habitus der Finnen, Liven und Esthen mit dem blonden, dolichokephalen Typus der Indogermanen, den also auch Taylor als den ursprünglichen anzuerkennen scheint, das andere Mal die von verschiedenen Schriftstellern, namentlich von Donner (Vergleichendes Wörterbuch der Finnischen Sprachen, 1874 und 76) und Anderson (Studien zur Vergleichung der indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachen, 1879) gemachten Versuche, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen finnischen und indogermanischen Sprachen nachzuweisen.

Denselben Gedanken erörtert Taylor auch in seinem Buch *The origin of the Aryans* (1889), nur dass hier, so viel ich sehen kann, die Brachykephalen als echte Träger des indogermanischen Typus angenommen werden. Die gleiche Tendenz verfolgt ferner die Schrift Th. Köppens, Beiträge zur Frage

nach der Urheimat und der Urverwandtschaft des indo-europäischen und finnisch-ugrischen Volksstammes, St. Petersburg 1886 (russisch), in der ein grosses sprachliches Material zusammengebracht, und über die ausführlich von Stieda im Archiv für Anthropologie B. XX berichtet worden ist. Leider stehen aber sowohl Taylor wie Köppen den Anforderungen sprachwissenschaftlicher Methode fast durchaus als Laien gegenüber. Bedeutsamer ist es daher, dass neuerdings ein bekannter englischer Sprachforscher Henry Sweet *The history of language* (1899) mit voller Entschiedenheit für den gemeinsamen Ursprung des Finnisch-Ugrischen und Indogermanischen eingetreten ist, und auf jeden Fall dürfte die endgiltige Ermittlung der Beziehungen zwischen den genannten Sprachen und Völkern zu den wichtigsten Aufgaben gehören, die der vergleichenden Sprachwissenschaft noch bevorstehen.

Eine zweite Gruppe von Arbeiten geht von gewissen Tatsachen der Pflanzen- und Tiergeographie aus, ein Weg, den, wie wir gesehen haben, die linguistische Paläontologie von jeher mit Vorliebe eingeschlagen hatte. Eine besonders wichtige Rolle haben dabei die Baumnamen gespielt. Hier ist zunächst H. Hirt, Die Urheimat der Indogermanen in den I. F. I, 464 ff. (vgl. dazu derselbe: Die Urheimat und Wanderungen der Indogermanen, Geogr. Z. herausg. v. Hettner I, 649 ff.) zu nennen. Er sucht nachzuweisen, dass den Indogermanen die Weide, Birke, Fichte und Eiche bekannt gewesen seien, Bäume, die vergesellschaftet nur in dem europäischen Waldgebiet gefunden würden. Hinsichtlich der Buche (lat. *fagus* = ahd. *buohha*) schwankt er, ob dieses Wort schon dem urindogermanischen Wortschatz zugewiesen werden dürfe. Da aber die Ostgrenze dieses Baums von Königsberg nach der Krim verlaufe, so müsse die Urheimat entweder östlich oder westlich oder zu beiden Seiten dieser Grenze, jedenfalls aber im nordeuropäischen Waldland gesucht werden. Beifall haben die Ausführungen Hirts bei W. Streitberg, Die Urheimat der Indogermanen (Feuilleton der Frankfurter Z. v. 8., 10. und 15. März 1903), gefunden, der wegen der Altertümlichkeit des Litauischen namentlich an Litauen als Ausgangspunkt der Indogermanen denkt, Widerspruch dagegen bei C. C. Uhlenbeck *Waar werd de Indogermaansche stamtaal gesproken* (*Tijdschrift voor Neder-*

*landsche Taal-en Letterkunde* 1895, S. 69 ff.). Eine vermittelnde Stellung nimmt F. Seiler Die Heimat der Indogermanen, Hamburg 1894, ein, der einerseits von den Folgerungen Hirts aus den europäischen Baumnamen, andererseits aber auch durch meine Ausführungen über die südosteuropäische Steppenheimat der Indogermanen überzeugt, ihren Ausgangspunkt in das Übergangsgebiet zwischen Steppe und Waldland des östlichen Europa verlegt. Auf eine interessante tiergeographische Einzelheit macht ferner der schon oben genannte Fr. Th. Köppen in einem Aufsatz Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen (Ausland 1890, Nr. 51) aufmerksam. Er geht von der Tatsache aus, dass der Honig (indog. **medhu* = finn. *mesi*, Stamm *mete*) ein gemeinsamer prähistorischer Besitz der Indogermanen und Ugrofinnen gewesen ist. Da nun die Honigbiene in Sibirien, Turkestan und der Mongolei ursprünglich gefehlt habe und in Asien überhaupt nur in einer schmalen Zone, die über Kleinasien, Syrien, Persien, Afghanistan, das Himalayagebirge, Tibet und China verlaufe, spontan sei, so sei zu schliessen, dass die Heimat der Ugrofinnen nicht in Sibirien, die der Indoeuropäer nicht in Turkestan gesucht werden dürfe. Und da ferner niemand die Ursitze eines der beiden Urvölker in der bezeichneten asiatischen Zone vermuten werde, so müsste die Heimat beider überhaupt nicht in Asien, sondern in Europa (am Mittellauf der Wolga) fixiert werden.

Auch in rein grammatischen Tatsachen hat man Argumente für die geographische Fixierung der Indogermanen oder von Teilen derselben zu finden versucht. Ich nenne hier eine Reihe von Aufsätzen des Oxforder Linguisten M. Rhys[1]) in der *Scottish Review* 1890 und einen Vortrag von J. W. Bruinier, Die Heimat der Indogermanen und die Möglichkeit ihrer Feststellung (Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Metz 1896). Der erstere geht von der den Sprachforschern wohlbekannten Erscheinung aus, der zufolge im Keltischen, Italischen und Griechischen gewisse Gutturallaute in den einen Dialekten unverändert bleiben, in anderen zu Labiallauten werden (ir. *ech*

1) Vgl. Reinach a. a. O. S. 108 ff., aus dessen Angaben allein ich die Arbeit von Rhys kenne.

„Pferd": gall. *epo*, lat. *quattuor*: umbr. *petur*, ion. *κότερος*: att. *πότερος*). Diese Verschiedenheit der Behandlung eines und desselben Lautes müsse auf verschiedenen Völkerschichten beruhen, die sich nach einander über die betreffenden Länder ausgebreitet hätten. Dabei könnten jene Labiallaute nur durch Verderbung des echt indogermanischen Zustands durch die Sprache nichtindogermanischer Urvölker entstanden sein (warum?). Der Ausgangspunkt jener P-Laute sei (warum?) in den Alpen zu suchen. Auch bei Bruinier spielen die uns unbekannten Sprachen der nichtindogermanischen Urvölker eine wichtige Rolle. Da sei nach ihm die Urheimat zu suchen, wo die geringsten Einflüsse solcher vorindogermanischen Sprachen sich zeigten. Das aber sei (warum?) bei den Germanen der Fall.

Bedeutsamer als diese, ebenso wie die vorindogermanischen Ursprachen, mit denen sie operieren, einigermassen in der Luft schwebenden Ausführungen haben sich zwei andere Arbeiten für die Erörterung der Heimatsfrage gezeigt. Es ist dies erstens P. Kretschmer in seiner Einleitung in die griechische Sprache (1896) und zweitens F. Ratzel in zwei Aufsätzen über den Ursprung und die Wanderungen der Völker (Berichte der Kgl. sächsischen Ges. d. W. phil.-hist. Kl. 1898 und 1900). Beide Gelehrte stimmen darin überein, dass sie, worin ihnen übrigens vom anthropologischen Standpunkt aus schon Huxley (Nineteenth Century 1890, t. XXVIII) vorausgegangen war, die Annahme eines sehr grossen Schauplatzes für die vorhistorische Entwicklung der Indogermanen fordern. Und zwar bezeichnet Kretschmer als solchen „einen schmalen und langgestreckten Länderstreifen, welcher von Frankreich durch ganz Mitteleuropa und die Kirgisensteppen Asiens bis nach Iran reicht", während Ratzel als vorhistorisches Verbreitungsgebiet der Indogermanen den ungeheuren Raum bezeichnet, der „vom 35. Grad n. Br. an südost- nordwestlich bis gegen den Polarkreis zieht, von der Abdachung zum Persischen Meerbusen bis zur Ostsee". Da aber beide Gelehrte, vor allem F. Ratzel, innerhalb des von ihnen bezeichneten Gebietes die Steppengegenden als von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung der Indogermanen ansehen, so glaube ich, dass ihr Standpunkt wohl mit dem meinigen zu vermitteln ist, worüber später noch näheres zu sagen sein wird.

Für dieses von mir als Ausstrahlungsgebiet der Indogermanen

angenommene Steppengebiet sind in neuerer Zeit auch eingetreten: Stuart Glennie (*Aryan origins, The Contemporary Review* 1892, p. 833), E. Meyer (Geschichte des Altertums II, 1893, p. 40 ff.), O. Bremer (Ethnographie der germanischen Stämme in Pauls Grundriss der germ. Phil. 1900 III [2], 735 ff.), mit gewisser Reserve auch van den Gheyn (*Revue des Questions scientifiques, Louvain* 1890, April), während R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft (1897), und B. Symons, *Het Stamland der Indogermanen* (*Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden* 1898—1899) mehr auf Kretschmers Standpunkt stehen.

Den Abschluss dieser geschichtlichen Übersicht bilde das ausgezeichnete Werk von E. de Michelis, *L'origine degli Indo-Europei*, Torino 1903. Es ist die umfangreichste und eingehendste Veröffentlichung, die auf dem Gebiet der indogermanischen Heimatsfrage bis jetzt erschienen ist, und in der mit grosser Belesenheit und wohltuender Ruhe alle in dieser Frage hervorgetretenen Richtungen sorgfältig geprüft werden. Was die eigene Meinung des Verfassers betrifft, so sieht auch er sich in den Südosten unseres Erdteils geführt, doch fasst er im Gegensatz zu mir als ältestes Verbreitungsgebiet der Indogermanen mehr die westlichen Gegenden, das Gebiet des alten Dacien und Thracien, das Land von der Mitteldonau bis zum Dněpr, ins Auge.

---

Nachtrag: Nach Abschluss dieser Darstellung erschienen Karl Helm Die Heimat der Indogermanen und Germanen (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. III, Heft 1, 1905) und Johannes Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905 (IV. Kap.: Die Baumnamen und die Heimat der Indogermanen, VIII. Kap.: Die Kulturpflanzen der ungetrennten Indogermanen, IX. Kap.: Rückschlüsse auf die Lage der Heimat der Indogermanen).



# II.

# ZUR METHODIK UND KRITIK

DER

# LINGUISTISCH-HISTORISCHEN FORSCHUNG.



I. Kapitel.

# Die indogermanische Spracheinheit.

**Die Ursprache. Ihre bedingte Erschliessbarkeit. Ihr Zerfall. Zur Chronologie der Sprachveränderungen. Räumliche Ausdehnung der Ursprache. Sprachveränderung und Geschichte. Ursprache und Einzelsprachen.**

Wenn wir Wort- und Formenreihen, wie scrt. *mâtá*, griech. *μάτηϱ*, lat. *mater*, altir. *mathir*, ahd. *muoter*, altsl. *mati* „Mutter" oder scrt. *tráyas*, griech. *τϱεῖς*, lat. *três*, ahd. *drî*, altsl. *trîje* „drei" oder scrt. *bhárati*, aw. *baraiti*, ir. *berid*, ahd. *birit*, altruss. *beretĭ* „er trägt" überschauen, so können wir uns das Verhältnis dieser Wörter und Formen zueinander nicht anders erklären als dadurch, dass wir annehmen, sie seien aus jetzt nicht mehr vorhandenen Urwörtern und Urformen, die wir mit Hilfe der Sprachvergleichung als **mâtḗ(r)*, **tréjes* und **bhéreti* rekonstruieren können, hervorgegangen. Die Summe derartiger Urwörter und -formen stellt das dar, was man als indogermanische Ursprache bezeichnet. Während nun A. Schleicher und seine Zeitgenossen glaubten, dass es einfach der Zusammensetzung derartiger Urwörter, wie sie oben gegeben worden sind, bedürfe, um ein zusammenhängendes Stück der indogermanischen Ursprache zu gewinnen, so dass der genannte Gelehrte es sogar wagte, eine Fabel in der indogermanischen Ursprache niederzuschreiben („das Schaf und die Pferde", Beiträge V, 207), ist man in neuerer Zeit immer skeptischer gegen die Möglichkeit geworden, die Ursprache als ein Ganzes wieder herzustellen. Man hat nämlich erkannt, dass die einzelnen Grundformen, auf die die Sprachvergleichung zurückgeht, nicht immer einheitliche, sondern nach Raum und Zeit verschiedene Spracherscheinungen

darstellen oder wenigstens darstellen können, so dass ein aus ihnen zusammengesetztes Stück menschlicher Rede etwa einem Texte gliche, der aus alt-, mittel- und neuhochdeutschen Wörtern und aus alemannischen, bayrischen, fränkischen etc. Formen bestünde (vgl. Brugmann Grundriss I², 24). So ist es z. B. schwer zu sagen, wie das Zahlwort „eins" in der Ursprache lautete, da dasselbe in den Einzelsprachen auf ganz verschiedene, nur gruppenweis übereinstimmende Grundformen: **oino-* (lat. *ûnus* = got. *ains*), **oivo-* (altpers. *aiva* = griech. *οἶος*), **sem-* (griech. *εἷς* = lat. *semel*) zurückführt. Für den Nom. Sing. des Mutternamens müssen zwei, wohl zeitlich voneinander verschiedene Urformen, **mâtḗr*: griech. *μάτηρ*, lat. *mâter* und **mâtḗ*: scrt. *mâtá*, altsl. *mati* angesetzt werden, da die beiden letzteren Formen sich nicht durch speziell indische oder slavische Lautgesetze aus **mâtḗr* ableiten lassen. Hinsichtlich der 2. Pers. Sing. des Verbum substantivum kann man zwischen dem Ansatz von **essi* (altlat. *ess*, griech. *ἐσσί*) und **esi* (scrt. *ási*, griech. *εἶ*, lat. *es*) schwanken usw. Gleichwohl bezweifeln die Sprachforscher auch heute nicht, dass hinter den dialektischen und zeitlichen Verschiedenheiten der indogermanischen Grundsprache, bis zu denen wir mit den Mitteln der Sprachwissenschaft mehrfach nur vorzudringen vermögen, als notwendiges Postulat für die Erklärung der indogermanischen Spracheinheit, eine völlig einheitliche und dialektlose Grundsprache anzunehmen sei. Selbst P. Kretschmer, der in neuerer Zeit in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache sich am schärfsten gegen die Rekonstruktionsversuche der indog. Ursprache ausgesprochen hat, nimmt p. 92 doch, wenn auch „in für uns nebelhafter Ferne" ein Urvölkchen an, das, wie nach materieller Kultur, Religion und Sitten, so auch nach seiner Sprache „absolut einheitlich" war, und auch Brugmann a. a. O. p. 22 erklärt, „dass in der früheren engeren Urheimat die Indogermanen eine Sprache geredet haben mögen, die noch etwa in dem Sinne einheitlich war, in dem wir heute eine deutsche Mundart, wie die bairische, als eine Einheit bezeichnen". Diese Auffassung wird man als die zur Zeit herrschende bezeichnen können. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der in dieser Frage ins Rollen gekommene Stein schon endgiltig zur Ruhe gelangt ist. Zwar dass wir die mit unseren Mitteln erschliessbare Ursprache als eine bereits

dialektisch gespaltene auffassen, hat in abstracto, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass jede sprachliche Gemeinschaft, ob klein oder gross, mehr oder weniger in sich differenziert ist, nichts bedenkliches. Wenn wir also z. B. annehmen, dass die palatalen *k*-Laute in einem Teil der Ursprache als reine Verschlusslaute (lat. *centum*), in einem anderen Teil mit einem sibilantischen Nachschlag, der sich später zu einem eigentlichen Zischlaut verdichtete (lit. *szim̃tas*) gesprochen wurde, so steht nichts im Wege, dass wir derartige Verschiedenheiten als „dialektische Unterschiede" der indog. Ursprache bezeichnen. Fraglich aber ist es, ob dieser Ausdruck, der doch immer auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer, wenn auch nicht mehr nachweisbaren ursprünglichen Einheit hinweist, noch ausreicht, wenn wir z. B. die mit *m* anlautenden Kasussuffixe des Germanischen und Slavisch-Litauischen gegenüber den *bh*-Suffixen der übrigen Sprachen (got. *vulfam*, lit. *wilkáms*, altsl. *vlŭkomŭ* gegenüber scrt. *vṛ́kêbhyas*, griech. *θεόφι*, lat. *hostibus* usw.) ins Auge fassen, oder wenn wir die Bildung des Gen. Sing. der *o*-Stämme in den einen Sprachen auf *-sio* (scrt. *vṛ́kasya*, griech. *λύκοιο* aus **λυκοσιο*) der desselben Kasus auf *î* (lat. *viri*, ir. *fir* aus **feri*) in anderen Sprachen gegenüberstellen. Sollte es sich hier nicht empfehlen, statt mit Kretschmer S. 16 und anderen von „uralten Dialektdifferenzen" zu reden, vielmehr von „uralten morphologischen Unterschieden" der einzelnen indogermanischen Sprachen auszugehen? Wenn wir aber einmal so tief liegende Unterschiede der indog. Sprachen, wie immer wir sie bezeichnen mögen, zugeben müssen, so, scheint es, verlieren wir auch das Recht, in zahlreichen anderen Verhältnissen nach einheitlichen Grundformen und zwar oft mit sehr gewaltsamen Mitteln zu suchen. Betrachten wir z. B. die Bildungen des Futurums in den indog. Sprachen, so herrscht eine unleugbare Übereinstimmung zwischen Sanskrit und Litauisch (scrt. *dâ-syá-ti*, lit. *dů́-siu*) und zwischen Italisch und Keltisch (lat. *vidê-bo*, altir. *no charub*). Die germanischen und slavischen Sprachen stimmen darin überein, dass sie, abgesehen von periphrastischen Bildungen, gar kein besonderes Futurum haben, sondern den Futurbegriff durch das Präsens mit bezeichnen. Die gewöhnliche Auffassung ist nun die, dass auch das Germanische und Slavische das *sio*-Futurum einmal besessen und später verloren hätten (vgl. K. Brugmann, Grund-

riss II, 1270, 1101). Ich sehe aber nicht ein, wie man mich widerlegen will, wenn ich behaupte: die indog. Sprachen haben, ganz ebenso wie die finnischen, ein besonderes Futurum überhaupt nicht besessen, diesen Zustand haben die Germanen und Slaven[1]) bewahrt, und die indisch-litauische und italisch-keltische Futurbildung stellen uralte Sprachschöpfungen der betreffenden Gruppen dar, an denen die übrigen indog. Sprachen niemals teil hatten. Denkt man diesen Gedanken bis zu Ende, so wäre es möglich, dass nicht wenige der jetzt nur mit einiger Willkür auf eine Einheit zurückgeführten Verschiedenheiten der indog. Sprachen uns den Blick in eine Zeit eröffneten, in denen eine Anzahl von Stämmen, die wir als Indogermanen zu bezeichnen noch kein Recht hätten, und die sprachlich von Anfang an nicht ganz einheitlich gewesen zu sein brauchten, unter äusseren Verhältnissen, die uns natürlich auf ewig verschleiert sein werden, sich durch die allmähliche Ausbildung der Eigenart des indog. Sprachbaues von anderen, ehemals ihnen nahestehenden (ural-altaischen?) Stämmen abgrenzten, ohne indessen hierbei überall die gleichen Wege einzuschlagen, mit einem Worte, dass wir in die Genesis des indog. Sprachbaus hineinschauten. Indessen dürfen wir, worauf auch P. Kretschmer p. 28 Anm. 1 aufmerksam macht, ein tieferes Verständnis dieser Verhältnisse erst erhoffen, wenn es möglich sein wird, die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen mit denjenigen anderer Sprachstämme, wie der Semiten, der Semiten und Hamiten, der Finno-Ugrier, der Turko-tataren usw. zu vergleichen; denn es ist doch *a priori* anzunehmen, dass die Beziehungen der indog. Sprachen untereinander wohl dem Grade, nicht aber der Art nach von denjenigen anderer Sprachfamilien verschieden sein werden. Leider ist aber zu sagen, dass die indogermanische Sprachwissenschaft zur Zeit für derartige Erörterungen weder vorbereitet noch ihnen besonders geneigt ist.

Wenn so der Anfang der indog. Ursprache noch von zahlreichen Rätseln umgeben ist, so knüpfen sich nicht minder

1) Die vereinzelte altsl. Form *byšąšteje* „*τὸ μέλλον*“, die man als Überrest eines *sio*-Futurums (**byšą*) im Slavischen auffasst, würde dann vielmehr als unfruchtbar gebliebener Ansatz zur Bildung eines solchen Tempus zu gelten haben. Auf der andern Seite sind futurisch gebrauchte Präsentien bekanntlich auch ausserhalb des Germanischen und Slavischen nachweisbar: z. B. griech. *εἶμι*, *ἔδομαι*, *πίομαι*, *χέω* u. a.

schwierige Fragen an ihr Ende. Die erste Überlieferung der einzelnen indog. Sprachen fällt bekanntlich in sehr verschiedene Zeiträume. Das Altindische kennen wir am frühsten aus dem Rigveda (um 2000 v. Chr.), das Griechische aus Homer (um 1000 v. Chr.), das Germanische aus der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas (um 400 n. Chr.), das slavische aus der altbulgarischen Übersetzung der Bibel (um 900 n. Chr.) usw. In den angegebenen Jahrhunderten waren also die einzelnen indog. Sprachen bereits ausgebildete und deutlich voneinander verschiedene Individualitäten, oder mit anderen Worten: diejenigen Sprachveränderungen, welche diese Individualisierung bewirkt haben, fallen vor die angegebenen Zeitgrenzen. Wann aber sind sie auf den einzelnen Sprachgebieten eingetreten? Haben wir ein Recht zu glauben, dass in der Zeit der ältesten vedischen Hymnen das Griechische bereits eine Sondersprache bildete? Oder dürfen wir in der Epoche, da Homer dichtete, bereits von Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch oder nur von Teilen der Ursprache reden, aus denen später Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch hervorgingen?

Im ersten Augenblick könnte es unmöglich scheinen, eine Antwort auf derartige Fragen zu geben; denn wie soll es sich bewerkstelligen lassen, Sprachveränderungen in Zeiten, in denen es keine Sprachdenkmäler gibt, chronologisch zu fixieren? Glücklicherweise liegen die Dinge nicht ganz so hoffnungslos, und wenigstens was die nordeuropäischen Sprachen betrifft, ist es möglich, das tiefe Dunkel, das in chronologischer Beziehung auf ihrer vorliterärischen Sprachgeschichte lastet, an einigen Stellen zu erhellen. Und zwar bieten sich uns hierzu vier verschiedene Wege dar. So beweisen z. B. eine Reihe inschriftlicher Sprachüberreste des Altkeltischen in Italien, Gallien, Irland etc. (Stokes B. B. XI, 112 ff.) aus den letzten vor- und ersten nachchristlichen Jahrhunderten, dass damals eine Reihe tief einschneidender Auslautgesetze, die später die keltischen Sprachen in hohem Masse verstümmelt haben (vgl. ir. *coic* = vorhist. ir. **genque* : lat. *quinque*, ir. *fer* „Mann“ = vorhist. ir. **viro-s*, vgl. griech. *λύκο-ς*, ir. *asbiur* „sage“ = vorhist. ir. **beru* : lat. *fero*, griech. *φέρω*), ihre Wirkung damals noch nicht ausgeübt hatten, indem wir in jenen Inschriften auf Formen stossen, die nach ihrem Auslaut mit den entsprechenden griechischen und lateinischen

noch auf gleicher Stufe stehen. Ähnliches gilt von den germanischen Runeninschriften (z. B. ***horna*** : got. ***haúrn***, ***gastiʀ***: got. *gasts*). Andere nordeuropäische Sprachüberreste, die uns in sehr frühe Sprachepochen zurückführen, sind uns, namentlich in Orts-, Völker- und Personennamen, von griechischen und römischen Schriftstellern überliefert. So sind auf dem Gebiet des Vokalismus in den keltischen Sprachen die beiden indog. Diphthonge *eu* und *ou* in einen Laut zusammengeschmolzen, während die altgallischen Eigennamen (vgl. z. B. ***Teutomatus*** gegenüber ***Roudus***) den alten Unterschied noch treu bewahrt haben. Ähnlich ist im Keltischen die Lautverbindung ***ev*** über *ov* zu *û* geworden: indog. **nevios*, dann ****novios***, ir. ***nûe*** „neu". Wohl zeigt sich der Ansatz hierzu schon in dem altgall. ***Novio-dûnum*** „Neustadt", doch finden sich daneben auch noch verschiedene Zusammensetzungen mit ****nevio-*** (vgl. Brugmann, Grundriss I², 125), so dass dieses altgallische ***nevio-s*** „neu" direkt die indog. Urform darstellt und altertümlicher als das vedische *návya-s* oder das altgriechische *νέος* oder das lat. ***novus*** ist. Im Litu-Slavischen ist jenes indog. *eu* zu *au*, bezüglich zu ***u*** geworden (vgl. lit. *tauta* aus ****teuta*** „Volk, Land" und altsl. ***pluti***, ***plovą***: griech. *ἔπλευσα*), der älteste Völkername aber, unter dem die Slaven oder Litu-Slaven in der Geschichte auftreten, das schon von Herodot bezeugte *Νευροί* hat, wie man sieht, den alten Diphthong *eu* noch unversehrt bewahrt. In ihrem Konsonantismus sind die keltischen Sprachen in historischer Zeit durch den Verlust mehrerer Laute, wie des indog. ***p*** und des indog. ***s*** zwischen Vokalen (vgl. ir. *áthir* „Vater" = lat. ***pater***, ir. ***siur*** „Schwester" = scrt. *svásar*) charakterisiert. Was den ersteren Lautwandel anbetrifft, so zeigt sich der Schwund des ***p*** auch in den altgallischen Eigennamen (z. B. ***ritum*** „Furt" in ***Augusto-ritum*** = lat. *portus*), so dass er zunächst nicht chronologisch fixierbar erscheint. Fasst man aber mit Recht den alten Namen unseres Erzgebirges, *Fergunna*, als eine germanische Umgestaltung des keltischen *Hercynia* d. i. **Percunia* auf, so muss zu der verhältnismässig späten Zeit des Eintritts der germanischen Lautverschiebung — worüber unten mehr — der Laut ***p***, wenigstens in gewissen Teilen des ursprünglich keltischen Sprachgebiets, noch unversehrt gewesen sein. Das intervokale ***s*** aber zeigen die altgallischen Sprachüberreste (z. B. in *gaesum*, ir. *gae* „Spiess")

überhaupt noch unverändert. Eine weitere wichtige Handhabe für die chronologischen Zwecke, die uns hier beschäftigen, bieten die Lehnwörter, die von irgendwoher ins Keltische, Germanische oder Litu-Slavische eingedrungen sind, und dadurch, dass sie an einer Lautveränderung dieser Sprachen teil genommen oder nicht teil genommen haben, beweisen, ob sie vor oder nach dieser Lautveränderung aufgenommen worden sind. Wenn es nun möglich ist, aus anderen Gründen zu bestimmen, wann die betreffende Entlehnung ungefähr erfolgt ist, so ist damit zugleich ein Anhalt für die Chronologie des fraglichen Lautwandels gegeben. So haben z. B. einige germanische Wörter, die frühzeitig ins Slavische übergegangen sind, den Wandel dieser Sprachen von *au* (*ou*) in *u* (altsl. *suchŭ* „trocken" = griech. *αὖος* aus **sauso-s*) und von *a* in *o* (altsl. *nosŭ* „Nase" = ahd. *nasa*) noch mitgemacht: vgl. altsl. *bugŭ* „Armband" aus ahd. *boug*, altsl. *kupiti* „kaufen" aus got. *kaupôn* und altruss. *opica* aus altn. *api* „Affe", altsl. *kotĭlŭ* aus got. *katils*. Da nun auch die ältesten germanischen Entlehnungen ins Slavische nach allem, was wir wissen, nicht älter als die ersten nachchristlichen Jahrhunderte sind, so scheint auch der in Frage stehende Lautwandel nicht früher stattgefunden zu haben. Auch Entlehnungen aus den genannten Sprachen können sich in diesem Zusammenhang als sehr wichtig erweisen. So sind zahlreiche germanische, slavische, litauische Wörter in die finnischen Sprachen übergegangen und haben sich unter dem Schutz eigenartiger finnischer Lautverhältnisse hier oft mit grosser Treue erhalten. So heisst z. B. die Seife im Finnischen *saippio* aus ahd. *seiffa* und beweist, dass zu der Zeit, als diese Entlehnung stattfand — nach W. Thomsen wäre dies in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewesen —, die Germanen noch die sehr altertümliche Form **saipiô(n)* gebrauchten.

Mit allen diesen Mitteln können wir nun zwar keineswegs in allem einzelnen beweisen, aber doch im allgemeinen es in hohem Grade wahrscheinlich machen, dass die nordeuropäischen Sprachen ausserordentlich lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sind.

Ich will versuchen, dies noch an einem weiteren Beispiel zu verdeutlichen. Die germanischen Sprachen haben bekanntlich einen ihrer charakteristischsten Züge durch die erste Laut-

verschiebung erhalten, und die Germanisten streiten darüber, ob dieselbe im III. oder IV. vorchristlichen Jahrhundert durchgeführt worden sei. Weiter verlegt sie, soviel ich sehen kann, niemand zurück. Tatsächlich finden wir auch in den germanischen Sprachen bereits Lehnwörter, die vor der Lautverschiebung aufgenommen worden sein müssen, weil sie dieselbe mitgemacht haben, und die aus kulturhistorischen oder anderen Gründen schwerlich über das Zeitalter Herodots hinausgehen. Ein solches ist z. B. agls. *hænep* „Hanf" aus thrak. *κάνναβις*; denn da noch Herodot bei der Beschreibung dieser Kulturpflanze die Unbekanntschaft seiner Leser mit derselben voraussetzt, so ist nicht wahrscheinlich, dass sie schon vor ihm der germanische Norden gekannt habe, was auch direkt dadurch bewiesen wird, dass sie in älteren prähistorischen Funden nicht nachgewiesen werden kann (vgl. G. Buschan Vorgesch. Botanik p. 115). Ferner wissen wir, dass in den germanischen Sprachen noch zur Zeit der ersten Lautverschiebung der indogermanische freie, im Sanskrit und in einigen slavischen Sprachen noch in historischer Zeit herrschende Akzent lebendig gewesen sein muss, so dass es also damals z. B. noch **brâ'þar* = griech. *φρήτηρ*, scrt. *bhrâ'tâ* gegenüber **fadár* = griech. *πατήρ*, scrt. *pitá'* und **téhan* = griech. *δέκα*, lat. *decem*, scrt. *dáçan* gegenüber **sebdn* = griech. *ἑπτά*, scrt. *saptá* hiess. Übertragen wir diese Erkenntnisse auf zwei der im Eingang dieses Kapitels angeführten indog. Urformen, den Nom. Sing. des Wortes für Mutter: **mâté'r* = altn. *môđer*, ahd. *muoter* und den indog. Ausdruck für „er, sie trägt": **bhéreti* = got. *bairiþ*, ahd. *birit*, so ergibt sich, dass dieselben damals, d. h. im Zeitalter Herodots, sowohl was ihren Konsonantismus wie auch ihren Akzent betrifft, noch völlig unverändert waren. Dasselbe gilt aber auch von ihrem Vokalismus. Das *â* von **mâté'r* hat sich bis in die Zeit Caesars erhalten, wie der von diesem überlieferte Ortsname *Silva Bâcenis*, eigentl. „Buchenwald" (ahd. *buohha* = lat. *fâgus*) zeigt (vgl. Brugmann Grundriss I², 151), das *ê* desselben Wortes bewahrte jedenfalls seine Länge so lange, als der Akzent darauf ruhte. Was **bhéreti* = ahd. *birit* anbetrifft, so galt das *é* und *e* der ersten und zweiten Silbe noch während der Römerzeit, in der es mit *i* zu wechseln beginnt (vgl. das ältere *Segimerus* bei Tac. gegenüber dem jüngeren *Sigimerus* bei Vell. Pat., das ältere *Cannenefates* bei Plin. gegenüber dem

jüngeren *Canninefates* bei Vell. Pat., Brugmann a. a. O. p. 128, 127). Für den Abfall des auslautenden *i* von **bhéreti* kann ich zwar einen unanfechtbaren chronologischen Anhalt nicht finden; allein es wird — aus allgemeinen, hier nicht zu erörternden Gründen — kaum einen Sprachforscher geben, der annähme, dass die erste Lautverschiebung in den germanischen Sprachen bereits die Form **bhéret* vorgefunden hätte.

Es ist also, will mir scheinen, eine vollkommen beweisbare und sichere Tatsache, dass „die Mutter trägt" im Zeitalter des Herodot an den Ufern der Elbe und Oder noch ganz wie in der Ursprache **mâtḗr *bhéreti* lautete, während man in Griechenland bereits ein halbes und in Indien ein ganzes Jahrtausend früher mit z. T. ausserordentlich starken Abweichungen *μήτηρ φέρει* und *mâtá' bhárati* sagte.

Diese Beobachtung, dass die nordeuropäischen Sprachen sehr lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sein müssen, führt nun noch zu zwei weiteren Bemerkungen über den Charakter der letzteren.

Wenn es richtig ist, dass noch auf dem historischen Boden der Einzelvölker oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache erkannt und Formen nachgewiesen werden, die mit den postulierten Urformen durchaus identisch sind, so folgt hieraus, dass die indog. Ursprache, sei es als Ganzes, sei es in einzelnen Teilen, über ein geographisch sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet gewesen sein muss, ohne, trotz dialektischer Verschiedenheiten im einzelnen, ihre Homogenität im ganzen zu verlieren. Durch eine ähnliche Stabilität sind z. B. die turko-tatarischen Sprachen ausgezeichnet, die „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren" einander noch immer so nahe stehen, „dass der Ostfriese und der Schweizer sich mit dem Zipser oder dem Siebenbürger Sachsen wohl schwerer verständigen wird, als dies etwa zwischen Jakuten und Teleuten mit dem Türken aus Anatolien oder Rumelien der Fall sein kann" (vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes p. 14 f.). Unter den einzelnen indogermanischen Sprachen hat das Grossrussische im Laufe der Zeit in Europa und Asien eine ungeheure räumliche Verbreitung erlangt, ohne dass es dabei zu mehr als dia-

lektischen, und dabei nicht einmal sehr erheblichen, Unterschieden gekommen wäre. Auch Kleinrussisch und Weissrussisch können nach dem Urteil ausgezeichneter Slavisten wie z. B. dem Sobolevskij's (Vorlesungen z. Gesch. d. russ. Spr.[3] p. 2) nicht als selbständige Sprachen dem Grossrussischen gegenüber gelten.

Von der ältesten Stufe ihrer Entwicklung ist zweitens die indog. Ursprache in den einen Teilen ihres ausgedehnten Territoriums früher, in den anderen später herabgesunken. Während wir oben sahen, dass es um das Jahr 2000, ja vielleicht noch um das Jahr 1000 v. Chr., die europäischen Nordsprachen, Keltisch, Germanisch, Litu-Slavisch wahrscheinlich noch gar nicht gegeben hat, sehen wir, dass das Altindische des Rigveda oder das Griechische des Homer bereits alle diejenigen sprachlichen Veränderungen aufweisen, die das Indische zum Indischen, das Griechische zum Griechischen gemacht haben. So muss z. B. im Indischen damals schon längst der bunte Vokalismus der indog. Grundsprache in einem monotonen *a*, *â* zusammengeflossen sein (griech. *ἐστί* „ist", *ὄϊς* „Schaf", *ἄγω* „ich führe": scrt. *ásti*, *dviṣ*, *ájâmi*; griech. *ἔθηκα* „ich setzte", lat. *vôx* „Stimme", *frâter* „Bruder": scrt. *ádhâm*, *vâk*, *bhrâ'tâ*). Ähnlich muss im Griechischen damals schon längst der indog. Laut *j* zu *ζ* geworden (lat. *iugum* „Joch" = griech. *ζυγόν*) oder das zwischenvokalische *s* ausgefallen sein (scrt. *jánas-as* „des Geschlechts" = griech. *γένεος*). Auch das Lateinische weist in seiner ältesten Überlieferung bereits die wichtigsten Abweichungen von dem ursprünglichen Zustand, wie z. B. die Verwandlung der ursprachlichen *Mediae aspiratae* erst in *Tenues aspiratae*, dann in tonlose Spiranten (**bhérô*, erst **phérô*, dann *fero*) auf. Es ergibt sich also, dass diejenigen Sprachen, die am frühsten derartige einschneidende Veränderungen aufzuweisen haben, denjenigen Völkern angehören, die, wie Inder, Iranier, Griechen, Römer am frühsten in den Bann des Orients eingetreten sind und damit die Bahn geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung beschritten haben. Es erhebt sich damit die wichtige Frage, ob ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung besteht, oder, da ein solcher Zusammenhang, wie aus dem bisherigen hervorgeht, ohne Zweifel anzunehmen ist, wie derselbe zu erklären sei. In dieser Beziehung ist zunächst auf W. Wundt zu verweisen, der in

seiner Völkerpsychologie I, 1, 1[2] p. 488 ff. die Ansicht vertritt, dass Kulturentwicklung ein schnelleres Tempo der Rede erzeuge, und dass dieser gesteigerte Redefluss für zahlreiche Sprachveränderungen, z. B. auch für die Erscheinungen der germanischen Lautverschiebung, verantwortlich zu machen sei. Indessen ist es nach den Einwendungen, die B. Delbrück Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie p. 102 gegen diese Auffassung erhoben hat, mehr als fraglich, ob dieser Faktor des rascheren Redeflusses, wenngleich ihm eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen sein dürfte, doch einen derartigen Einfluss im Leben der Sprache ausgeübt hat, wie ihn Wundt annimmt. Ferner hat man den Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung aus dem Moment der Sprachmischung erklären wollen, der die indog. Völker bei ihrer vorgeschichtlichen und geschichtlichen Ausbreitung in immer steigendem Masse ausgesetzt waren. Wir werden über diesen Gegenstand im folgenden Kapitel, in dem von der Vermischung der indog. Völker und ihren Folgen die Rede sein wird, ausführlicher zu sprechen haben und beschränken uns daher hier auf die Bemerkung, dass auch die Sprachmischung in älterer Zeit einen grösseren Einfluss auf die Differenzierung der indog. Sprachen schwerlich ausgeübt hat.

Vielleicht wäre es, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung richtig zu verstehen, gut, die Frage nach den letzten Ursachen des Sprachwandels möglichst bei Seite zu lassen und sich mit der Beantwortung der Frage zu begnügen, inwiefern konnte durch geschichtliche Verhältnisse eine Steigerung und Beschleunigung der im übrigen jederzeit möglichen sprachlichen Veränderungen herbeigeführt werden? Alle sprachlichen Veränderungen — darüber herrscht unter den Linguisten erfreuliche Übereinstimmung — gehen ungewollt von einzelnen Individuen aus, von denen sie sich auf dem Wege unbewusster Nachahmung in teils weiteren, teils engeren Kreisen verbreiten, je nachdem der persönliche Einfluss jener einzelnen Individuen ein grösserer oder geringerer war[1]). Fragt man nun, worauf in letzter Linie

1) Vgl. Paul Prinzipien der Sprachgeschichte[2] p. 30: „Aus dem anfänglich nur individuellen bildet sich ein neuer Usus heraus“, Delbrück Grundfragen p. 98: „Unter diesem andern Weg [der eine wäre

alle geschichtliche oder kulturgeschichtliche Entwicklung gerichtet ist, so kann die Antwort nur lauten: auf die Erschaffung von Individualitäten, von Persönlichkeiten. Nach allem, was wir wissen, müssen wir uns die Kultur der Urzeit so einförmig wie möglich vorstellen. Stämme, Sippen und Grossfamilien bildeten die monotone Grundlage der Gesellschaftsordnung, die auch nach Ständen und nach dem Besitz (vgl. mein Reallexikon u. Stände und u. Reich und arm) noch kaum gegliedert war. Selbst die Götter, in denen sich das Leben der Sterblichen abspiegelt, waren noch keine umfassenden und markanten Persönlichkeiten, sondern beschränkten sich auf die einzelnen Begriffe, denen sie entstammten (vgl. mein Reallexikon u. Religion). Je nachdem nun die einzelnen indog. Völker vom Strom der Weltgeschichte ergriffen werden, schlagen ihre Sprachen ein schnelleres Tempo der Differenzierung ein, aus keinem andern Grund, als weil sich nunmehr in ausgeprägten Individualitäten wirksame Ausbreitungszentren der sprachlichen Veränderungen bilden. Gegen diesen Differenzierungstrieb stemmen sich auf den einzelnen

---

nach D. der der Sprachmischung] aber kann man sich, soviel ich sehe, nur vorstellen, dass eine Neuerung bei einem Einzelnen beginnt, und sich von ihm aus in immer weitere und weitere Kreise fortsetzt. Den hauptsächlichsten Grund, warum die Mehreren den Wenigen nachahmen, darf man wohl in dem persönlichen Einfluss der Wenigen suchen", R. Meringer Indogermanische Sprachwissenschaft p. 88: „Zusammenfassend können wir also sagen, die sprachlichen Änderungsversuche in bezug auf die Laute gehen von den einzelnen aus, übertragen sich aber bloss dann auf einen grösseren Kreis, wenn der Einfluss der ändernden Person ein entsprechender ist", Sievers Phonetik [4] p. 243: „Die Bildung neuer Aussprachsformen geht daher von einzelnen Individuen oder auch von einer Reihe von Individuen aus, und erst durch Nachahmung werden solche individuellen Neuerungen allmählich auf grössere Teile einer Sprachgenossenschaft oder auch auf deren Gesamtheit übertragen". Widerspruch erhebt nur W. Wundt Sprachgeschichte und Sprachpsychologie p. 60, und es kann ihm soviel zugegeben werden, dass die mitgeteilten Anschauungen der Sprachforscher mehr ein notwendiges Postulat sind, als auf im einzelnen beweisbaren Tatsachen beruhen. Tatsache ist, dass die Lautveränderungen (vgl. oben p. 70 f. über die zweite Lautverschiebung) in bestimmten Gegenden und in räumlicher Beschränkung hervortreten und sich von da über die Nachbarschaft allmählich verbreiten. Da nun die Sprache an Menschen gebunden ist, so kann man sich für den geschilderten Vorgang keine andere Erklärung als die oben angegebene denken.

Völkergebieten erst in verhältnismässig später Zeit andere Kulturprodukte wie das Aufkommen eines Nationalitätsbewusstseins und die Einführung einer Schriftsprache, beides Faktoren, die natürlich aber für die Beurteilung der älteren und ältesten Sprach- und Völkerverhältnisse nicht in Betracht kommen können. Mit Recht hat schon P. Kretschmer Einleitung p. 412 darauf hingewiesen, dass z. B. zwischen altgriechischem und altgermanischem Sprachgebiet uns ein Unterschied insofern entgegentritt, als das erstere von Anfang an dialektisch stark zerklüftet erscheint, während wir auf letzterem bis zu einheitlicheren „urgermanischen" Sprachzuständen vorzudringen vermögen. Auf den gleichen Gegensatz hätte er hinsichtlich der italischen Sprachverhältnisse (Oskisch, Umbrisch, Lateinisch) einer- und der slavischen andererseits sich beziehen können. Allein den Grund dieser Verschiedenheit hat er schwerlich richtig angegeben, wenn er meint, dass einmal ein differenzierendes, das andere Mal ein assimilierendes Prinzip gewirkt habe, was im Grunde doch nur Worte sind. Die Ursache ist vielmehr lediglich eine historische: die Griechen und Italiker sind früher in die Geschichte eingetreten und darum früher dialektisch zerspalten, während bei den europäischen Nordvölkern, in Sonderheit bei Germanen und Slaven, die „ursprachlichen" („urgermanischen" oder „urslavischen") Verhältnisse länger andauerten. Erst mit dem Zurückdrängen des keltischen Elements in West- und Mitteldeutschland, d. h. etwa im IV. oder III. vorchristlichen Jahrhundert machen sich die Germanen in der Geschichte bemerkbar, und es ist sicherlich kein Zufall, dass erst in dieser Zeit die in der ersten Lautverschiebung sich offenbarende grosse Abweichung der germanischen Sprachen vom indogermanischen Lautbestand sich Bahn bricht.

Aus dem bisherigen ergibt sich ferner, dass man von einer „Periode der Auflösung der indog. Grundsprache" in keiner Weise reden kann. Nicht um einen einzelnen Akt, sondern um eine unendliche Reihe verschiedener, durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennter Akte handelt es sich. Ebensowenig lässt sich irgendwo ein Strich zwischen der Ursprache und den Einzelsprachen machen. Man könnte zwar z. B. sagen, dass die speziell germanische Sprachentwicklung mit der Lautverschiebung anhebt; aber einerseits können schon vor ihr speziell germanische Sprachänderungen, z. B. die Ausbildung des sogenannten schwachen

Präteritums (got. *nasida*), vorhanden gewesen sein, und andererseits dauerten doch die von der Lautverschiebung nicht betroffenen indog. Urformen auch nach der Lautverschiebung auf germanischem Boden zunächst fort. Auch von einem Ende der Ursprache kann man eigentlich nicht reden, da indog. Urformen gelegentlich, z. B. im Litauischen (*sūnùs* „Sohn", *ẽsti* „er ist", *tù* „du") bis auf den heutigen Tag weiterleben. Das Problem der Auflösung der indog. Ursprache und der Herausbildung von Einzelsprachen kann daher nur im engsten Zusammenhang mit ethnologischen Fragen seiner Lösung näher gebracht werden, zu deren Erörterung überzugehen es nunmehr an der Zeit ist.

II. Kapitel.

# Die indogermanische Völkereinheit.

Das indogermanische Urvolk. Sprachverwandtschaft und Rassenverschiedenheit. Völkermischung. Sprachmischung. Der Urtypus des indog. Stammes. Urvolk und Einzelvölker. Ursprache und Einzelsprachen. Nationen.

Wenn auch nicht alle Verschiedenheiten der indog. Sprachen auf eine Einheit zurückgeführt werden oder auf Grund einer solchen verstanden werden können, so wird doch, wer die Lebensarbeit eines Bopp, Schleicher, Brugmann überschaut, darüber nicht zweifelhaft sein können, dass die indog. Sprachen im Ganzen andern Sprachen und Sprachfamilien als eine geschichtliche Einheit gegenüberstehen, und da die Sprachen selbstverständlich nichts in der Luft schwebendes, sondern etwas an sprechende Menschen gebundenes sind, so hat der Schluss von der Einheit der indog. Sprachen auf die Einheit der indog. Völker in der Tat nahe genug gelegen. Auch ist derselbe lange Zeit anstandslos und ohne Einschränkung gezogen worden, bis die Anthropologie immer deutlicher darauf hinwies (vgl. oben p. 107 ff.), dass keine der bisher auf Grund somatischer Merkmale versuchten Klassifikationen der Menschheit sich mit dem Begriff Indogermanisch irgendwie deckt. Dieselben sind entweder zu weit, indem mit den Indogermanen völlig heterogene Sprachelemente wie Basken und Kaukasier zu einer weissen, mittelländischen, kaukasischen oder arabisch-europäischen Rasse vereinigt werden, so dass man genötigt gewesen ist, diese Einheit auf den *homo alalus* „den stummen Menschen“ (vgl. F. Müllers Probleme der linguistischen Ethnologie, E. Behms Geographisches Jahrbuch IV, 302) zurückzuführen, der, wie man wird zugestehen müssen, für

den Sprachforscher ein recht geringes Interesse hat. Oder jene Klassifikationen sind zu eng, wie dies mit dem auf die Längen- und Breitenverhältnisse des menschlichen Schädels gegründeten Retzius'schen System der Fall ist. Vergegenwärtigen wir uns z. B. die Karte, auf der J. Deniker-Paris mit grosser Sorgfalt die Verteilung des Schädelindex in Europa dargestellt hat (*J. Deniker Les races de l'Europe I, l'indice céphalique en Europe. Association française pour l'avancement des sciences. Congrès de St. Étienne* 1897. Paris 1899), so zeigt sich, dass die westlichere Hälfte Europas — der Osten weist noch sehr viele auf die Kopfform nicht untersuchte Gebiete auf — im Norden ebenso wie im Süden hauptsächlich von Lang- und Mittelschädligen besetzt ist, zwischen denen sich, im Anschluss an das Alpengebiet, ein stellenweis sehr breiter Gürtel von mehr oder weniger Kurzschädligen hindurchzieht. Bedenken wir nun, welche Sprachen und Völker auf diesem Gebiete herrschen, so ergibt sich, dass nicht nur die Indogermanen im ganzen, sondern auch die einzelnen Zweige des Indogermanischen durch eine Einteilung in Lang- und Kurzschädel völlig auseinander gesprengt werden. Ähnlich steht es mit den Merkmalen der Blondheit und Brünettheit. Die Bevölkerung Deutschlands zerfällt in eine blonde und brünette Schattierung. Dasselbe gilt von den Grossrussen, die nach den sorgfältigen Untersuchungen Sografs in den Gouvernements Zentralrusslands, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma deutlich einen kleinen subbrachykephalen bis brachykephalen Typus mit braunen Haaren und grauen Augen neben einem hochgewachsenen subbrachykephalen bis mesokephalen, ja dolichokephalen Typus mit blonden Haaren und ebenfalls grauen Augen aufweisen. Ähnliches wurde schon oben (p. 115) von den Iraniern des Pamirgebietes berichtet. Gleich grosse somatische Verschiedenheiten kehren übrigens auch auf anderen Sprachgebieten wieder: der Jakute an der Lena ist ein total anderer als der Türke am Bosporus, der Lappe völlig verschieden von dem sprachverwandten Finnen usw.

Sind nun diese Umstände geeignet, den auf der Verwandtschaft der indog. Sprachen beruhenden Glauben an eine prähistorische Einheit der indog. Völker zu erschüttern? Ich glaube, dass sehr einfache Betrachtungen zeigen, dass dies nicht der Fall ist.

Wir sprechen deutsch, weil wir von deutschen Eltern

stammen, und unsere Verwandten in fremden Ländern, soweit sie nicht in anderen Nationalitäten aufgegangen, sind ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, weil sie oder ihre Vorfahren aus Deutschland gekommen sind. In England herrscht eine germanische Sprache, weil dieselbe von einem germanischen Stamme nach jenem Eiland gebracht worden ist. Diese Beispiele zeigen aber auch, in welchem beschränkten Sinne die Einheit der indog. Völker verstanden werden muss. Denn gleichwie der Bau der englischen Sprache zwar ohne weiteres sich durch die Einwanderung der Angelsachsen als ein germanischer erklärt, die englische Nationalität aber nicht verstanden werden kann ohne Berücksichtigung der keltischen, römischen, normannischen Elemente, die mit jenem angelsächsischen Stamm verschmolzen sind, ebenso fordert die vergleichende Sprachwissenschaft auch nicht, dass die indog. Völker in ihrer Totalität auf eine ursprüngliche Einheit und Gleichheit zurückgehen, sondern sie verlangt nur die Annahme, dass in den einzelnen indog. Völkern ein einheitlicher indog. redender Kern vorhanden gewesen sei, von dem aus die Übertragung der indogermanischen Sprache auf heterogene, mit ihm verschmelzende Völkerbestandteile möglich war.

Dass die indogermanisch redenden Stämme bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat Mischungsprozesse mit einer daselbst vorher ansässigen Urbevölkerung durchzumachen gehabt haben, kann gar nicht bezweifelt werden, da zum Teil auf diesen Vorgängen das volle Licht der Geschichte ruht. Blicken wir z. B. auf die indischen Arier, deren Vordringen von den Ufern des oberen Induslaufes in südlicher und südöstlicher Richtung in fortgesetztem Kampfe mit den Ureinwohnern des Landes die vedischen Lieder uns schildern (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 100 ff.)! Die arischen Stämme, deren Hautfarbe ausdrücklich als eine weisse bezeichnet wird (Rg. I 100, 18), treten hier den Ureinwohnern Indiens, den „schwarzhäutigen" *Dasyu*, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Götter haben, in einem Streit auf Tod und Leben entgegen, der damit endigt, dass die unterworfenen Barbaren endlich als vierte Klasse, als *Çûdra* in den indischen Staat aufgenommen werden. Das indogermanische Element hat gesiegt, aber, „dass in dem langen Zeitraum bis dahin vielfach Mischungen arischen Blutes mit dem der Ureinwohner stattgefunden haben, ist nicht zu bezweifeln. Dasyu-Jungfrauen und -Weiber kamen in das Haus

der arischen Männer als Sklavinnen; die eine oder die andere mag es wohl zur Herrin gebracht haben" (Zimmer a. a. O. p. 117). Zu den degenerierenden Folgen dieser Vermischungen, die später durch skythische, mongolische, europäische Elemente aller Art gesteigert wurden, kam dann weiter der Einfluss des den physischen Organismus des Menschen mächtig umgestaltenden tropischen Klimas Indiens, so dass nur noch die Brahmanenfamilien gewisser Distrikte heute den edleren „mittelländischen" Rassencharakter bewahrt haben sollen (vgl. F. Müller Allg. Ethnographie p. 457 ff.). Nicht weniger ziehen sich durch das Awesta alte Nachrichten von dem Kampf der iranischen Bevölkerung mit einer eingeborenen, unarischen Urrasse (*anairyâo danhâvô*), und auch hier leben in den Häusern der Mazdaverehrer die Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 176 ff.).

In neuerer Zeit lassen sich diese Verhältnisse besonders schön an der Ausbreitung der Russen, speziell der Grossrussen, studieren. Diese stellen von Haus aus eine kleine Zahl zur Zeit der grossen slavischen Wanderungen in der slavischen Urheimat am Mittellauf des Dněpr zurückgebliebener Stämme dar, die nun im Laufe der Jahrhunderte sich über das ganze europäische Russland bis zum Ural verbreitet und die finnische und tatarische Urbevölkerung dieser Länder verdrängt, vernichtet oder, besser gesagt, sich assimiliert haben, überall russische Eigenart und russische Sprache verbreitend. Lebendige Zeugen dieser einstmaligen Urbevölkerung sind die mordvinischen, tschuwaschischen, tscheremissischen, wotjakischen, permjäkischen, syrjänischen usw. Sprach- und Völkerinseln, die noch heute vorhanden sind. Diese Kulturarbeit ist dann von den Russen jenseits des Ural fortgesetzt worden. In Sibirien fassten sie zuerst im Jahre 1582 festen Fuss, und schon im Jahre 1880 kamen auf $4^1/_2$ Millionen Russen, d. h. russisch redender Menschen nur noch etwa 1 Million Inorodzy oder „Fremde", wie man bald die eigentlichen Herren des Landes, Burjäten, Jakuten, Wogulen, Tungusen, Samojeden, Kalmyken, Ostjaken etc. etc. nannte. Mit diesen Völkern hat sich, fast vor unseren Augen, eine Vermischung der langsam von Westen nach Osten vorrückenden Russen vollzogen, aus der in somatischer Beziehung zahlreiche neue Typen entsprungen sind. Schon in der Mitte des vorvorigen Jahrhunderts wurde man auf

den asiatischen Typus vieler Sibirier-Russen aufmerksam. Am unteren Laufe des Jenissei wird diese Erscheinung von den dortigen Kosaken „Smješiza" d. h. „Gemisch" genannt. Man kann geradezu von einer Jakutisierung der Russen Ostsibiriens reden (weiteres bei A. Brückner Die Europäisierung Russlands Gotha 1888 p. 161 f.).

Überschauen wir diese klar vorliegenden Verhältnisse und bedenken wir weiter, dass auch im westlichen und südlichen Europa in Pikten, Iberern, Ligurern, Etruskern usw. ansehnliche Reste nichtindogermanischer Völker sich bis in die geschichtlichen Zeiten gerettet haben, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass auf dem indog. Völkergebiet überall oder doch in weiter Ausdehnung starke Mischungen und Verschmelzungen heterogener Völker stattgefunden haben. Warum hierbei das indogermanische Element über die sich ihm assimilierenden Völkerbestandteile in sprachlicher Beziehung den Sieg davongetragen habe, ergibt sich aus den angeführten Beispielen fast von selbst. Es sind in Indien wie in Iran und Russland die kulturhistorisch höher stehenden Völker, die ihre Sprache auf die niedriger stehenden Ureinwohner übertragen haben, und es liegt daher nahe, aus diesen Erwägungen den Schluss zu ziehen, dass die indogermanische Bevölkerung Europas und Asiens schon zur Zeit ihrer Ausbreitung im Vergleich mit der vorindogermanischen eine relativ höher gesittete gewesen sein müsse, und dass hierdurch zugleich die weite Ausdehnung des indog. Sprachstamms sich erklärt.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob diese ohne Zweifel stattgehabte Mischung der Völker auch von einer Mischung ihrer Sprachen begleitet gewesen ist, oder, mit anderen Worten, ob auch die indog. Idiome, die die Einwanderer in ihre neuen Wohnsitze mit sich brachten, bedeutsame Veränderungen durch den Mund der Ureinwohner erfahren haben. Tatsächlich wird dieser Gesichtspunkt gegenwärtig häufig geltend gemacht (vgl. oben p. 75), um die Unterschiede der indog. Sprachen zu erklären. Auch lässt sich nicht leugnen, dass in neueren Sprachepochen und in bestimmten Teilen des indog. Völkergebietes, wie namentlich auf der Balkanhalbinsel, im Bulgarischen, Rumänischen, Albanesischen auch in der Laut-, Wortbildungs- und Flexionslehre (ganz abgesehen vom Wortschatz) „mischsprachliche" Er-

scheinungen nachgewiesen werden können[1]. Allein etwaigen Schlüssen hieraus auf die erste Ausbreitung der Indogermanen in Europa stehen doch andere Tatsachen im Wege. Was wir, falls Völkermischung überall Sprachmischung bedingte, nach den obigen Ausführungen in der russischen Sprache erwarten müssten, wäre ihre Durchsetzung mit finnischen Elementen. Hören wir nun, wie sich über diesen Punkt einer der besten Kenner des Russischen, Sobolevskij, in seinen Vorlesungen zur Geschichte der russischen Sprache (3. Ausg. Moskau 1903) äussert: „Das russische Volk stellt in linguistischer Beziehung ein Ganzes dar. Das fremde, finnische Blut, das im Laufe vieler Jahrhunderte im Überfluss in den grossrussischen Stamm eingedrungen ist und noch jetzt in den nordöstlichen Zweig des russischen Volkes eindringt, hat die russischen Nordländer nicht zu Finnen oder zu Finno-Russen gemacht. . . . Es hat nicht den geringsten Einfluss auf die Einheit der russischen Sprache ausgeübt. Ausser einigen Worten, die in grossrussischen nördlichen und östlichen Grenzdialekten bestehen und der russischen Literatursprache fremd sind, haben die Finnen der russischen Sprache nichts zugeführt. Man dachte zwar früher, dass wir den Finnen unsere Vokalentfaltung [*polnoglasie*, z. B. russ. *borodá* „Bart" statt ursl. **barda*] und die Aussprache des *o* als *a* etc. [*ákanie*, z. B. *Moskvá*, sprich *Maskvá*] verdankten; aber an dieser Meinung hält gegenwärtig in Anbetracht ihrer offenbaren Unhaltbarkeit kaum noch jemand fest: die Vokalentfaltung besteht überall, wo das russische Volk lebt, z. B. diesseits und jenseits der Karpaten, wo die Geschichte auch in den ältesten Zeiten keine finnischen Siedelungen kennt, und die Aussprache des *o* als *a* fehlt gerade bei den Russen, in deren Adern besonders viel finnisches Blut fliesst, bei den nördlichen Grossrussen." Dazu kommt, dass es bis jetzt noch nicht gelungen ist, in den älteren Phasen des indog. Sprachlebens, weder im Sanskrit, noch im Griechischen, noch im Italischen usw. derartige Beeinflussungen durch die Sprachen der Urbewohner mit irgendwelcher Sicherheit nachzuweisen. Auch begriffe man nicht, wie die im ersten Kapitel

---

1) Vgl. weiteres bei Kretschmer Einleitung p. 120 ff., wo auch die Literatur über die Frage der Sprachmischung zu finden ist. Hinzugekommen in neuerer Zeit, die slavischen Sprachen betreffend, V. Jagić Einige Streitfragen 3—4, Archiv f. slavische Sprachen XXII, 11 ff.

betonte lange Bewahrung der indog. Grundformen in den nordeuropäischen Sprachen möglich gewesen sein sollte, wenn die doch schon bei der ersten Besitzergreifung der betreffenden Länder durch Indogermanen mit Ureinwohnern stattgehabte Vermischung zu Modifikationen der indog. Ursprache geführt hätte. Das einzige, was man daher bis jetzt mit einiger Bestimmtheit sagen kann, ist, dass in dem Wortschatz der einzelnen indog. Sprachen ein gewisses Kapital von Ausdrücken vorhanden sein kann, das man nie aufindog. Grundformen zurückzuführen imstande sein wird, weil es vor- und nichtindog. Sprachen entstammt. Auch können, wie wir noch sehen werden, derartige Elemente schon in der indog. Grundsprache selbst vorhanden gewesen sein.

In jedem Falle ist nach den bisherigen Ausführungen die vielbesprochene Frage nach dem Urtypus der Indogermanen auf die Frage zu reduzieren, welches der ursprüngliche Typus desjenigen indog. Völkerkerns gewesen sei, von dem auf den einzelnen Völkergebieten die Übertragung der indog. Sprache auf allophyle Bestandteile ausging.

Aber auch diese Fragestellung ist wahrscheinlich eine falsche, insofern ihr die Voraussetzung zugrunde liegen würde, dass der Habitus des indog. Urvolkes überhaupt ein einheitlicher gewesen sein müsse. In der Tat gehen viele Anthropologen und Ethnographen stillschweigend oder ausgesprochenermassen von dieser Annahme aus. So sagt Penka Die Herkunft der Arier p. 20 wörtlich: „Ein Urvolk aus zwei verschiedenen Rassen bestehend anzunehmen, heisst der Natur zumuten, zu gleicher Zeit und unter denselben äusseren Umständen ein und dieselbe Grundform nach verschiedenen Richtungen hin umzugestalten, eine Annahme, deren Absurdität in die Augen springt.“ In Wirklichkeit liegen die Dinge aber anders. Man darf die Ursprünge der Indogermanen und die Ursprünge des Menschen nicht chronologisch zusammenwerfen, und die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ nicht miteinander verwechseln. Wir haben oben gesehen, dass die indog. Völker in der Gegenwart keine körperliche Einheit darstellen, und die Ausgrabungen haben mit immer steigender Gewissheit dargetan, dass auch in der Vergangenheit von der jüngeren Steinzeit an in Europa uns nirgends Bevölkerungen von völlig homogener Zusammensetzung, sondern überall Mischungen von Dolicho-, Meso- und Brachykephalen

entgegentreten. So weisen die Schweizer Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit unter 25 Schädeln 13 von brachykephalem, 8 von dolichokephalem und 4 von mesokephalem Typus auf. In England findet man in derselben prähistorischen Epoche in den sogenannten *„long barrows“* Dolichokephale und Mesokephale, in den *„round barrows“* Kurzschädel und Langschädel nebeneinander. In Dänemark kommen auf 34 steinzeitliche Schädel 10 brachy-, 16 meso-, 8 dolichokephale, während die schwedischen Schädel des Steinzeitalters allerdings vorwiegend dolichokephal sind (vgl. Kretschmer a. a. O. p. 40 und mein Reallexikon u. Körperbeschaffenheit der Indog.) usw. Unter diesen Umständen hat Virchow schon im Jahre 1883 (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie p. 144) einen einheitlichen kraniologischen Typus der Indogermanen direkt in Abrede gestellt und angenommen, dass 2 Reihen, eine dolichokephale und eine brachykephale, in demselben von jeher nebeneinander hergegangen seien. Dabei braucht nicht geleugnet zu werden, dass der ganze Habitus der Indogermanen, worunter ja ausser den kraniologischen Verhältnissen noch sehr viel anderes zu verstehen ist, in den ältesten Epochen ein einheitlicherer gewesen sein wird, als in der geschichtlichen Zeit, nachdem die oben erörterte Vermischung mit autochthonen Völkern stattgefunden hatte. Was sich aber hierüber bis jetzt sagen lässt, ist trotz allem, was in neuerer Zeit darüber geschrieben worden ist, kaum mehr, als was schon V. Hehn (Kulturpflanzen [7] p. 521) so ausdrückt: „Von welcher Komplexion das Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht. In der Epoche, wo wir es kennen lernen, ist es längst in Zweige gespalten, deren Haar-, Haut- und Augenfarbe zwei verschiedene Typen zeigt. Asiaten, Griechen, Römer sind schwarz, Kelten und Germanen blondlockig, blauäugig, hellfarbig; die ersteren dabei von kürzerer Statur, mit lebhaften Gesten, kundige, kluge, braune Zwerge : Kelten und Germanen hochaufgeschossene, rotwangige Riesengestalten mit wallendem Haar. . . . In welchem von beiden Typen aber, dem dunkeln oder hellen, dürfen wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Abbild der Urzeit erkennen? Alles spricht dafür, dass diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem

der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunklen Rasse sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen.“ Ob aber dieser ältere und einheitlichere Habitus der Indogermanen mehr dem altslavischen oder altthrakischen oder altgermanischen oder altkeltischen ähnlich war, darüber kann in der Gegenwart, und wie zu befürchten ist, auch in der Zukunft nichts mit irgendwelcher Zuversicht behauptet werden.

In dem hier erörterten Sinne können und müssen wir also an der einstigen Existenz eines indog. Urvolks als Trägers der indog. Spracheinheit festhalten.

Wie diese urvolkliche Einheit entstanden sei, darüber können wir uns zur Zeit freilich ebensowenig ein Urteil erlauben, wie über die Frage nach der Entstehung der indog. Ursprache selbst. Beide Probleme können nur im engsten Zusammenhang miteinander, durch Vergleichung mit anderen Sprach- und Völkereinheiten und durch Erwägungen allgemeinerer Art, wie sie etwa F. Ratzel[1]) (oben p. 128) angestellt hat, ihrer Lösung näher gebracht werden.

Ich wende mich daher unmittelbar zu der letzten der hier zu erörternden Fragen, nämlich zu der, wie aus jenem zu postulierenden Urvolk die einzelnen indog. Völker hervorgegangen sind, eine Erörterung, die uns zugleich zu dem im I. Kap. nur gestreiften Problem der Entstehung der indog. Einzelsprachen zurückführen wird.

Wir haben oben gesehen, dass die Indogermanen in vorhistorischer Zeit über ein geographisch bereits sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet waren, ohne dass die gemeinsame Ursprache wesentlichen Veränderungen unterlag, und die gleiche Einförmigkeit wie in der Sprache wird man auch in der Kultur jener Epoche voraussetzen müssen, da die Zustände, die wir bei den alten Germanen oder Slaven finden, wie in diesem Buche des öfteren gezeigt werden wird, im ganzen dieselben sind, wie wir sie noch bei den Griechen zur Zeit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel voraussetzen müssen. Über diese erste vorhistorische Ausbreitung der Indogermanen können wir natürlich etwas sicheres niemals ermitteln, und nur auf dem Wege des

1) Vgl. dazu auch Karl Helm Die Heimat der Indogermanen und Germanen in den Hessischen Blättern für Volkskunde III. Heft 1. 1905.

Rückschlusses aus späteren Völkerbewegungen wird es möglich sein, sich ein ungefähres Bild jener Vorgänge zu machen. Betrachten wir nun dieses verhältnismässig späte Eintreten der einzelnen Zweige des indog. Sprachstamms in die geographischen Positionen, die wir sie bei dem ersten Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung einnehmen sehen, so erfolgt dieses in einer Reihe von durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende voneinander geschiedener Akte, die man am ehesten als ein sich Aufrollen der einzelnen Teile des Urvolks bezeichnen kann, ein Prozess, dessen Anfang und Ende wenigstens in Europa noch ziemlich übersehbar sind.

Den Anfang machen die später Thraker genannten Stämme, die in sehr früher Zeit, nach P. Kretschmers (Einleitung p. 181) Argumentation schon im III. vorchristlichen Jahrtausend von ihren Stammsitzen an beiden Ufern der unteren Donau in unermesslicher Ausdehnung — noch Herodot nennt sie das grösste aller Völker — den Norden der Balkanhalbinsel überfluten und von hier aus einen grossen Teil des von allophylen Völkern besetzten Kleinasiens überschwemmen, wo sich die Phryger und Armenier von ihnen abzweigen. Den letzten Akt dieses grossen Völkerdramas bilden die später als Slaven bezeichneten Indogermanen, deren vom II.—VII. nachchristlichen Jahrhundert verlaufende Ausbreitung in einem westlichen und südwestlichen Strom verläuft, von denen der erstere dem heutigen Polen, den zwischen Oder und Elbe gelegenen Landschaften, Böhmen und Mähren ihre slavischen Bevölkerungen gibt, der letztere zu den Völkerbildungen der Bulgaren, Serben, Kroaten und Slovenen führt. Noch vor die thrakische Wanderung wird man die Ausbreitung der Arier (Inder und Iranier) anzusetzen haben. Die übrigen Stämme der Indogermanen rollen sich in teils mehr, teils weniger deutlich erkennbarer Weise innerhalb des von Thrakern und Slaven gebildeten zeitlichen Rahmens ebenfalls in grossen Zeitabständen voneinander auf. Dass bei diesem Prozess auch ein häufiges sich Schichten einzelner Zweige des indog. Sprachstammes selbst über einander stattgefunden hat, wie wir es im Verhältnis von Germanen und Slaven, Kelten und Germanen, Illyriern und Griechen usw. auf das deutlichste beobachten können, sei beiläufig bemerkt.

Mit diesem Eintreten der einzelnen Teile des indog. Urvolks

in ihre weltgeschichtlichen Stellungen war, wie oben (p. 144) gezeigt ist, eine raschere Veränderung ihrer Sprachen als bisher verbunden, die natürlich mit anderen Veränderungen auf dem Gebiete der äusseren und inneren Kultur, der Sitte, des Rechts, des Glaubens Hand in Hand ging. So mussten sich an verschiedenen Stellen des indog. Völkergebiets sowohl in sprachlicher wie in kultureller Beziehung grössere oder kleinere Abweichungen von dem ursprünglichen Typus bilden.

Mit der geschilderten Ausbreitung der Indogermanen war aber — und zwar, wenn wir von dem geschichtlich erkennbaren auf das nicht mehr erkennbare zurückschliessen dürfen, von der frühsten Zeit an — noch ein zweites verbunden, was die zwischen den einzelnen Gruppen sprachlich und kulturgeschichtlich sich einander näher stehender Stämme bestehenden festen Grenzen statt der rein theoretisch zu erwartenden allmählichen Übergänge nun erst zu erklären geeignet ist: der allmähliche Abbruch der zwischen jenen Gruppen ursprünglich anzunehmenden geographischen Kontinuität. Und wer bekannte Völkerbewegungen wie den Einbruch der Slaven in die Balkanhalbinsel, die Wanderung der Cimbern und Teutonen, den Einfall der Dorier in Mittelgriechenland und im Peloponnes usw. in Zusammenhang betrachtet mit dem durch zahlreiche Gebirge, einst unwegsame Wälder, reissende Ströme reich gegliederten Charakter unseres Erdteils, wird sich eher darüber wundern, dass diese Unterbrechung der geographischen Kontinuität und damit die Herausbildung mehr oder weniger scharfer Völker- und Sprachgrenzen nicht häufiger, als dass sie überhaupt geschehen ist.

Dazu kommt, dass der Begriff der Wanderung keineswegs der einzige Gesichtspunkt ist, der uns die zwischen den einzelnen Gruppen näher verwandter Stämme bestehenden Grenzen begreiflich macht.

Als der Vorhang der Geschichte aufgeht, finden wir eine Anzahl von Gruppen untereinander sich zwar objektiv näher stehender Stämme, die sich aber dessen subjektiv entweder gar nicht oder nur in schwächster Weise bewusst sind, so dass ihre Zusammengehörigkeit eher draussen stehenden, d. h. anderen Völkern als ihnen selbst bekannt ist. Mögen wir uns nun zu den ältesten Hellenen, Kelten, Germanen usw. wenden, überall nehmen wir wahr, dass sie untereinander in fortwährende Fehden

verwickelt sind, die dem Charakter der Zeit entsprechend mit furchtbarer Grausamkeit geführt werden. In Griechenland bringen es erst die durch religiöse Bedürfnisse ins Leben gerufenen Amphiktyonien zu Beschlüssen wie denen, dass die zum Bund gehörige Stadt nicht verwüstet, ihr das Wasser nicht abgegraben, ihre Baumpflanzungen nicht zerstört werden dürfen. Die Gallier (vgl. *Caesar De bell. gall.* VI, 17) opfern alles Lebendige, was sie im Krieg erbeuten, gemäss vorhergegangenem Gelöbnis ihrem Mars. Der von Tacitus (*Ann.* XIII, 57) berichtete wütende Krieg der benachbarten Chatten und Hermunduren um die Salzquellen an der Werra endigt mit der völligen Ausrottung der ersteren. Wie sollten auch auf diesem Wege infolge der Vernichtung einstiger Übergangsstämme nicht häufig Sprach- und Völkergrenzen entstanden sein?

Endlich verdient in diesem Zusammenhang auch erwogen zu werden, was Caesar erst von den Sueben im besondern, dann von den Germanen im allgemeinen berichtet: *Publice maximam putant esse laudem, quam latissime a suis finibus vacare agros: hac re significari, magnum numerum civitatum suam vim sustinere non posse. Itaque una ex parte a Suebis circiter milia passuum sescenta agri vacare dicuntur* (IV, 3) und: *Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato* (VI, 23). Selbst wenn wir nicht annehmen, dass diese barbarische Sitte der Brachlegung weiter Grenzgebiete einstmals auch bei anderen Indogermanen verbreitet war, so wird sie doch jedenfalls verwertet werden können, um die Abgrenzung der im Zentrum Europas hervortretenden Germanen gegenüber Kelten, Slaven, Thrakern usw. mit zu erklären.

Das also sind die Grundstoffe, welche die Urgeschichte für die Bildung der auf indog. Völkerboden erwachsenen Nationalitäten darbietet: eine Reihe einander nahestehender, aber weder nach Sprache, noch nach Sitte, noch nach Körperbeschaffenheit völlig einheitlicher Stämme, die infolge längerer Unterbrechung der geographischen Kontinuität mit anderen Indogermanen sich zu relativen Einheiten zusammengeschlossen haben. Wie diese in ihrer Gesamtheit oder in grösseren Teilen sich zu Nationen

entwickelt, ein Nationalitätsbewusstsein ausgebildet und zuletzt in der Regel auch eine gemeinsame Schriftsprache geschaffen haben, das sind rein historische, auf den verschiedenen Gebieten verschieden verlaufende Vorgänge, deren Erörterung ausserhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

---

In dem Wortschatz der Sprachen und Völker, deren Beziehungen zueinander wir bisher im allgemeinen betrachtet haben, findet sich nun eine grosse Menge von etymologischen Übereinstimmungen kulturhistorischer Begriffe, die man, seitdem es eine indog. Sprachwissenschaft gibt, benutzt hat, um aus ihnen Schlüsse auf die kulturgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zu ziehen. Diese kulturgeschichtlichen Gleichungen werden uns daher nunmehr in den Kap. III—VII des näheren zu beschäftigen haben.

---

## III. Kapitel.

# Der Verlust alten Sprachguts.

**Die Wahrscheinlichkeit grosser Verluste innerhalb des indog. Wortschatzes. Folgen aus derselben. Bedenklichkeit der negativen Schlüsse auf die Kultur der Urzeit. Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen im Zusammenhang hiermit. Zuweilen ist der Mangel einheitlicher Namen dennoch beweisend.**

Der Fall, dass eine etymologische Gleichung sich aus allen uns überlieferten indog. Sprachen oder Sprachfamilien belegen liesse, ist, wie jeder weiss, einer der allerseltensten. Selbst in der Kategorie der überaus zähen und weitverbreiteten Verwandtschaftswörter kommt es nicht gerade selten vor, dass eine oder die andere Sprache gegenüber der urzeitlichen Benennung eines Familienwortes versagt. So fehlt der indog. Name des „Vaters" den slavischen Sprachen, der der „Schwester" dem Griechischen, der des „Sohnes" dem Lateinischen, der der „Tochter" ebenfalls dem Lateinischen usw. Niemand wird bezweifeln, dass in allen diesen Fällen jene Wörter in den betreffenden Sprachen einmal vorhanden waren und im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden sind.

Denn der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur e i n e Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes aufschlägt, findet auf ihr eine ganze Reihe von Wörtern, die heute nicht mehr im Gebrauche oder wenigstens nicht mehr in selbständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnismässig kurzen Zeit, die uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Teil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit

anheimfallen konnte, muss nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachguts bei den kulturgeschichtlichen Umwälzungen und lokalen Veränderungen, denen die indog. Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nötigt aber den Kulturforscher, der mit sprachlichen Argumenten operiert, zur grössten Vorsicht. Es ist nämlich erstens überaus misslich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Kulturbegriffen ohne weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Prinzip von allen anerkannt, im einzelnen aber häufig ausser acht gelassen wird. Richtig sagt daher schon A. H. Sayce *The principles of comparative philology*[2] 1875 p. 203: „Ganz wie der moderne Geolog von der Unvollkommenheit des geologischen Materials abhängig ist, so sollte sich auch der Sprachforscher erinnern, dass nur die Trümmer und Fragmente der alten Sprache durch einen glücklichen Zufall uns erhalten worden sind."

Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insofern man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Tier- und Pflanzennamen in dem indog. Wortschatz hat erschliessen wollen.

Der indog. Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Kontinents, ein jedes mit einer ihm eigentümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, dass die ursprünglichen Tier- und Pflanzennamen bei der allmählichen Ausbreitung der indog. Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesamten Pflanzenwelt ast nur die gottgespendete Somapflanze, deren irdischer Repräsentant nur mit Schwierigkeit zu bestimmen ist (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 680—92), mit einem einheitlichen Namen bei beiden

Stämmen benannt, ohne dass man sich diese Tatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird. Es genügt daher ein sehr einfacher Akt der Überlegung, um einzusehen, dass Umstände wie die, dass sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kamels etc. nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, weder für noch gegen die europäische oder asiatische Hypothese von der Urheimat der Indogermanen entscheidend in die Wagschale fallen können.

Nun soll aber damit keineswegs gesagt sein, dass dem Abhandensein urverwandter Gleichungen für die Erschliessung der Urzeit jeglicher Wert abzusprechen sei. Im besonderen wird man nicht an ein zufälliges Aussterben einst vorhandener Ausdrücke denken dürfen, wenn es sich um ganze Begriffskategorien handelt.

So ist das Fehlen etymologisch verwandter Namen der Fischarten auf indog. Sprachboden in die Augen fallend. Auch für das ganze Geschlecht finden sich nur gruppenweis sich entsprechende Benennungen (wie scrt. *mátsya*, aw. *masya*; lat. *piscis*, ir. *iasc*, got. *fisks*; lit. *żuwìs*, altpr. *zukans*, armen. *jukn*). Was die einzelnen Fischarten betrifft, so scheint eine übereinstimmende Benennung des Aales durch die europäischen Sprachen zu gehen (lat. *anguilla*, griech. ἔγχελυς, lit. *ungurýs*, russ. *ugrĭ*); doch ist einerseits der etymologische Zusammenhang dieser Sippe überhaupt nicht sicher, und andererseits dürfte, wenn in ihr ein urverwandter Kern vorliegt, die älteste Bedeutung desselben „Schlange" (lat. *anguis*, griech. ἔχις, lit. *angìs*), nicht „Aal" gewesen[1]) sein. Auch im Altirischen wird der Aal, der selbst bei Homer noch nicht unter die Fische gerechnet zu werden scheint (ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες, vgl. E. Buchholz Die homerischen Realien I, 2, 104 ff.) *esc-ung* (*-ung* = *anguis*), d. h. Sumpfschlange genannt. Andere Entsprechungen wie ahd. *lahs* = russ. *lososĭ*, lit. *lasziszà*, mhd. *wels* = altpr. *kalis*, altn. *síld* = russ. *selĭdĭ*, *selëdka*, lit. *silkė*, u. a. beschränken sich auf ein engeres Sprach-

1) Vgl. das etymologische Material bei A. Walde Lat. et. W. s. v. *anguis*. H. Hirt I. F. Anz. XIII. H. 1 p. 14 gibt, wie man bei W. sehen kann, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens unrichtig an, wenn er die Verwandtschaft von ἔγχελυς und *anguilla* für eine ausgemachte Sache erklärt.

gebiet oder beruhen auf Entlehnung. Eine andere Frage ist, wie dieser Mangel gemeinsamer Fischnamen zu erklären sei.

Auf keinen Fall können die Indogermanen ausschliessliche Fischesser gewesen sein, wie die *Ἰχθυοφάγοι*, die Herodot am Arabischen Meer nennt, und die wilden Völker an der Rheinmündung, *qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur* (Caes. IIII, 10), oder auch nur dem Fischfang und dem Fischgenuss eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Am richtigsten wird man vielmehr den indog. Zustand so auffassen wie den des homerischen Zeitalters, in dem Fische nur in den Zeiten äusserster Not (Od. XII, 330; IV, 368) den Helden zur Speise dienen[1]).

Ebenso bezeichnend wie die Armut einer urverwandten Terminologie auf dem eben erörterten Gebiete der Fischerei erscheint mir die gleiche Erscheinung auf dem der Schiffahrt gegenüber dem des Wagenbaus, dem der Blumenzucht gegenüber dem des Ackerbaus, dem der Verschwägerungsbezeichnungen des Mannes gegenüber denen des Weibes, auf dem Gebiet der Götternamen gegenüber dem der Personennamen usw.

Aber auch bei einzelnen Begriffen treten doch oft linguistische Begleiterscheinungen hinzu, die es unwahrscheinlich

1) Man hat mir privatim eingewendet, „dass es kaum denkbar sei, dass die Griechen, ein Seevolk par excellence, nicht von Alters her Fische gegessen hätten". Auch weise das Vorkommen der Angel bei Homer auf gewerbsmässige Fischerei hin. Hierbei sei auf die Ausführungen von Wilamowitz (Homerische Untersuchungen p. 292) verwiesen, nach denen gegenüber der Epoche der Fixierung des epischen Stils, der die Heroen nicht reiten, schreiben, Suppe kochen und Fische essen etc. liess, das Zeitalter unseres Homer ein relativ junges gewesen sei, in dem schon veränderte kulturhistorische Verhältnisse herrschten. Die Beweiskraft solcher Züge des altepischen Stils aber dafür, dass es eine Zeit auf griechischem Boden gegeben hat, in der die Helden wirklich nicht ritten, schrieben, Suppe kochten und Fische assen (weil sie eben damals noch kein Seevolk par excellence waren), wird dadurch ebensowenig geschmälert wie die Beweiskraft der uralten Sprachformen des epischen Stils, deren sich die Sänger bedienen. Die Angel (ἄγκιστρον) wird übrigens nur an den obigen zwei Stellen der Odyssee IV, 368 und XII, 330 genannt, von denen die letztere noch dazu allgemein als aus der ersteren übernommen angesehen wird. Direkt in jenes vorhomerische Zeitalter führen uns jetzt die Ausgrabungen in Mykenae und Tiryns, wo nirgends weder Fischereigeräte noch Fischgräten gefunden worden sind (vgl. *Tsountas and Manatt The Mycenaean age* p. 334).

machen, dass eine urverwandte Bezeichnung für sie einst vorhanden gewesen und dann verloren gegangen sei. So scheint es W. Wundt Völkerpsychologie I, 2, 643 in methodischer Beziehung zu tadeln, dass ich in meinem Reallexikon die Unbekanntschaft des indog. Häuserbaus mit dem Fenster u. a. aus dem Nichtvorhandensein einer indog. Gleichung für den letzteren Begriff gefolgert habe. Er übersieht dabei, dass ich zugleich ausdrücklich (vgl. Vorrede p. XIV) auf eine Reihe von jüngeren Kulturbegriffen eigenen Erscheinungen in der Terminologie des Fensters, wie auf die Entlehnung (lat. *fenestra*), die Komposition (got. *auga-daúrô*), und andere (russ. *oknó*, eigentl. „Auge") hingewiesen habe, die den von mir gezogenen Schluss wohl zu unterstützen geeignet sind [1]). In

1) Ähnlich rügt es Hirt I. F. Anz. XIII H. 1 p. 8, dass ich annehme, die Indogermanen hätten ursprünglich keinen sprachlichen Unterschied zwischen Zehen und Fingern gemacht. „Ich muss gestehen", sagt er, „dass mir die I. bedenklich idiotisch vorkämen, wenn sie nicht zwischen Fingern und Zehen unterschieden hätten". Hirt weiss also nicht, dass noch die Griechen und Slaven so „bedenklich idiotisch" sind, dass sie ihr δάκτυλος und *pálecŭ* in beiderlei Sinn gebrauchen. Hirt sieht auch nicht, dass meine Bemerkung sich aufs beste in den Rahmen meiner Beobachtung einfügt, derzufolge die Benennungen der menschlichen Körperteile sich allmählich aus denen der tierischen entwickelt haben.

Diese kulturhistorisch nicht unwichtige Beobachtung entlehnt Hirt aus meinen Büchern, belustigt sich aber gleichzeitig über meine Bemerkung, dass die Indogermanen in der Urzeit schon eine ziemlich eingehende Kenntnis des menschlichen oder tierischen Körpers gehabt haben müssen: „In Wirklichkeit", sagt H., „ist „menschlich" ganz zu streichen, denn ich wüsste nicht, wie die Indogermanen, falls sie nicht Menschenfresser waren, zu dieser Kenntnis ihres Körpers hätten kommen sollen." Vielleicht erinnert sich aber Hirt, vor Zeiten in seiner Ilias von den schweren Verwundungen der homerischen Helden gelesen zu haben, wie der eine in die Eingeweide (ἔντερα), der andere in die Leber (ἧπαρ), der dritte ins Herz (κῆρ) usw. geschossen wird, um es auch ohne die Annahme von Menschenfresserei begreiflich zu finden, dass auch die Indogermanen in ähnlichen Fällen auf Grund ihrer Kenntnis des tierischen Leibes imstande gewesen sein werden, gewisse innere Teile ihres Körpers zu benennen.

„Wie wenig mir die Sprache sage", fährt Hirt a. a. O. fort, „zeige, dass ich bei Besprechung des griech. πέδη, lat. *pedica*, agls. *feter* (: **ped* „Fuss") nicht bemerkt habe, dass sich dieser Ausdruck auf die tierische Fesselung beziehe, „da es wohl sehr töricht gewesen wäre, den Menschen an den Füssen zu fesseln". Hirt weiss wiederum nicht, dass die Fussfesselung gerade die älteste Form der Fesselung

demselben Werke habe ich auf das Auseinandergehen der verwandten Sprachen in der Bezeichnung des Begriffes „Eltern" hingewiesen und gemeint, dass es nicht zufällig sein werde. Wer nun die Dinge oberflächlich betrachtet, wird sagen: „Wie? Die Indogermanen hatten ein Wort für „Vater" und eins für „Mutter", und ein Ausdruck für „Eltern" sollte ihnen gefehlt haben?" Bedenkt man aber, dass sich ebensowenig wie ein Wort für „Eltern", ein solches für „Ehegatten", für „Ehe", für den „Witwer" (im Gegensatz zu der Witwe) in der Ursprache nachweisen lässt, so erklären sich alle diese Erscheinungen ungezwungen aus den Anschauungen einer Zeit, in der die Stellung von Mann und Frau, Vater und Mutter so fundamental verschieden war, dass es noch fern lag, die beiden Personen sich als ein miteinander verbundenes Paar vorzustellen.

Es zeigt sich also, dass die Lage der Dinge auf diesem Gebiet nicht ganz so einfach, aber auch nicht ganz so hoffnungslos ist, als sie P. Kretschmer[1]) Einleitung p. 68, „der jedes lexikalische *argumentum ex silentio*" als „*ad absurdum* geführt" bezeichnet, und H. Hirt (Beilage zur Allg. Z. 1898 No. 51 p. 3), der meint, dass „aus dem Fehlen von Worten überhaupt niemals etwas zu erschliessen sei", hinstellen.

---

ist, die wir auch beim Menschen kennen. Vgl. z. B. russ. *kolódka* „zwei Bretter mit einem Ausschnitt, für den Fuss des Sträflings" (Dahl), *kolódnikŭ*, ein gewöhnliches Wort für Verbrecher. Dazu mein Reallexikon p. 836. Warum derartiges eine Nachahmung der Tierfesselung sein soll, ist mir, da auch menschliche Gefangene auf ihren Füssen davonzulaufen pflegen, nicht ersichtlich.

1) Übrigens schreckt Kretschmer selbst vor derartigen Schlüssen nicht zurück, z. B. wenn er p. 108 es für „ausgeschlossen" erklärt, dass die Gleichungen ahd. *lahs* = russ. *lososĭ* und got. *gulþ* = slav. *zlato* einst gemeinindogermanisch gewesen seien, da es keine gemeinindog. Fischnamen und nur äusserst wenige gemeinindog. Metallnamen gäbe. Sieht das einem *argumentum ex silentio* nicht sehr ähnlich?

## IV. Kapitel.

# Geographische Verbreitung und Chronologie der indog. Gleichungen.

Die partiellen Gleichungen und der Verlust alten Sprachguts. Ihre Auffassung im Lichte der Übergangstheorie. Die indog. Gleichungen brauchen nicht untereinander gleichzeitig zu sein, gehen aber in frühe, vorhistorische Zeiten zurück. Der Ausdruck „Indogermanisch". Die Einwendungen Kretschmers.

Wir sahen, dass die uns hier beschäftigenden Gleichungen sehr selten in allen Sprachen unseres Stammes zu belegen sind, sondern in der Regel sich auf einen grösseren oder geringeren Teil derselben beschränken, oder mit anderen Worten, dass die „partiellen" Gleichungen weit häufiger als die „gemeinindogermanischen" sind. Wie ist dieser Zustand zu erklären? In dieser Beziehung muss zunächst an die im vorigen Kapitel erörterte Tatsache des häufigen Verlustes alten Sprachguts erinnert werden, durch den sich die beschränkte Verbreitung einer Wortreihe in vielen Fällen ohne weiteres verstehen lässt. Auch hat die Erweiterung unseres etymologischen Wissens und vor allem die Urbarmachung neuer Sprachgebiete wie des Albanesischen, des Armenischen, der neueren iranischen Mundarten usw. tatsächlich oft das Verbreitungsgebiet urverwandter Gleichungen erweitert. So hat man z. B. das bis vor nicht langer Zeit nur im Germanischen, Litu-Slavischen und Indischen belegbare Wort für „Fleisch" : got. *mimz*, altsl. *męso*, scrt. *mâṁsá* jetzt auch im Albanesischen und Armenischen (*miš*, *mis*) nachgewiesen, das früher für ausschliesslich europäisch gehaltene lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želądĭ* „Eichel" hat man ebenfalls im Armenischen (*kalin*), das ger-

manische und litu-slavische Wort für „Hand, Pfote“ : got. *lôfa*, altsl. *lapa* auch im kurdischen (*lapk*) wiedergefunden usw.

Nur in seltenen Fällen wird in den einzelnen partiellen Gleichungen selbst ein Anhalt zur Entscheidung der Frage gegeben sein, ob die Übereinstimmung von Anfang an auf ihr historisch bezeugtes geographisches Verbreitungsgebiet beschränkt war oder nicht. Es wird das erstere namentlich dann der Fall sein, wenn die betreffende Übereinstimmung auf der speziellen Bedeutung zweier Wörter beruht, und derselbe Wortstamm in allgemeinerer Bedeutung auch in anderen Sprachen vorkommt. Hierher gehört es z. B., wenn die Kelto-Germanen den Begriff des Erbes (ir. *orbe*, got. *arbi-numja*) als „verwaistes Gut“ (lat. *orbus*, griech. *ὀρφανός*) bezeichnen oder einen gemeinsamen Namen der Butter (ir. *imb*, ahd. *anche*) aus einem Stamm hervorgehen lassen, der ursprünglich allgemein „Salbe“ (skrt. *añjana*, lat. *unguentum*) bedeutete. Hierher auch, wenn z. B. im Arischen das Gold (skrt. *hiraṇya*, aw. *zaranya*) mit einem Wort benannt wird, das anderwärts noch in der Bedeutung „gelb“ (altsl. *zelenŭ* „grün-gelb“) vorliegt.

Abgesehen von derartigen Fällen kann man hinsichtlich der partiellen Gleichungen, wenn man sie einzeln betrachtet, niemals mit Bestimmtheit sagen, ob einstmals auch andere indog. Sprachen an ihnen teil hatten oder nicht. Erst wenn auf gewissen Gebieten derartige Übereinstimmungen in Masse auftreten, fangen sie an, für die Ermittlung der Beziehungen der einzelnen indog. Völker zu einander, für ihre Verwandtschaftsverhältnisse usw. einen gewissen Wert zu erhalten. Diesen Wert sollte man nicht zu gering anschlagen. Man pflegt zwar zu sagen, dass gegenüber den partiellen Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre den speziellen Berührungen des Wortschatzes deswegen eine geringere Bedeutung innewohne, weil Wörter leichter wanderten und ihr Austausch bei einer minderen Intensität des sprachlichen Verkehrs möglich sei. Dies ist in gewissem, unten näher zu erörterndem Sinne richtig. Auf der anderen Seite aber sollte man das folgende nicht vergessen. Man hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr daran gewöhnt, die Bestimmung der engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen nicht sowohl von der partiellen Bewahrung alten Sprachguts als von der partiellen Erscheinung gemeinsam vollzogener Neuerungen

abhängig zu machen. Gerade aber gegen diese letzteren Argumentationen lässt sich mit Brugmann (vgl. oben p. 74) der Einwand geltend machen, dass sich sehr oft nicht beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen lässt, dass diese gemeinsamen Neuerungen wirklich auf einem historischen Zusammenhang und nicht vielmehr auf voneinander unabhängiger Entwicklung der einzelnen Sprachen, d. h. auf Zufall beruhen. Wenn z. B. die indog. Mediae Aspiratae *bh*, *dh*, *gh* in allen indog. Sprachen mit Ausnahme des Indischen, Griechischen und Lateinischen zu Mediae geworden sind (skrt. *bhárâmi* = got. *baira*), oder wenn dieselben Laute nach allgemeiner Annahme im Griechischen und Italischen zunächst übereinstimmend zu Tenues Aspiratae geworden sind (scrt. *bhárâmi* = griech. *φέρω*, lat. *fero*, zunächst **phérô*), so fehlt in beiden Fällen ein zwingendes Kriterium für die Annahme, dass der angeführte Lautwandel in den genannten Sprachen auf einem faktischen Zusammenhang beruhe. Demgegenüber ist bei zahllosen Gleichungen des Wortschatzes (vgl. näheres Kap. V) der störende Begriff des Zufalls so gut wie ganz ausgeschlossen. Wenn wir in den europäischen Sprachen den Begriff des Pflügens durch die Sprachreihe griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, got. *arjan*, lit. *árti*, altsl. *orati* bezeichnet finden, oder wenn der Pfeil, bezügl. der Bogen agls. *earh* = lat. *arcus* heisst, so wird niemand auf den Gedanken verfallen, dass die betreffenden Sprachen „zufällig" gerade diese Wortstämme für diese Begriffe ausgewählt hätten. Unter allen Umständen können diese Gleichungen — sei es in früherer, sei es in späterer Zeit — nur bei geographischer Kontinuität der betreffenden Sprachgebiete und unter der Wirkung eines kausalen Zusammenhangs entstanden sein.

Die Hauptfrage ist daher: Lassen sich in bestimmten Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen des Wortschatzes in verhältnismässig grosser Anzahl nachweisen? und welche Teile des indog. Sprachgebiets sind das? Der Beantwortung dieser Frage, bei deren Erörterung wir von den allgemein anerkannten Spracheinheiten des Indischen und Iranischen (Arischen) sowie des Litauischen und Slavischen absehen dürfen, ist die Schrift J. Schmidts Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (1872) gewidmet (vgl. oben p. 63 ff.). Das in ihr erzielte Ergebnis geht dahin, dass immer die noch in historischer Zeit einander geographisch am nächsten liegenden Sprachen auch in ihrem Wortschatz

die relativ meisten partiellen Übereinstimmungen aufweisen. So hat, nach der Zählung J. Schmidts, z. B. das Arische 99 besondere Übereinstimmungen mit dem Griechischen, aber nur 20 mit dem Lateinischen, 61 besondere Übereinstimmungen mit dem Slavo-Litauischen, aber nur 14 mit dem Germanischen. Bei seinen Ausführungen hat J. Schmidt zweierlei Sprachbeziehungen ausser Acht gelassen. Er hat einmal das zu jener Zeit noch wenig bekannte Keltisch, das in historischer Zeit auf dem westlichsten Flügel des indog. Sprachgebiets steht und somit den Gegenpol zu den arischen Sprachen bildet, nicht berücksichtigt, und auch heute noch dürfte es schwer sein, eine genaue Statistik der keltischen Sprachen hinsichtlich ihrer partiellen Übereinstimmungen mit den übrigen zu entwerfen. So viel aber dürfte ohne weiteres klar und allgemein zugestanden sein, dass das Keltische mehr partielle Gleichungen mit dem Germanischen als mit dem Litu-Slavischen und mehr ebensolche mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen gemeinsam hat, so dass es sich also in das System J. Schmidts aufs beste fügt. Zweitens hat der genannte Gelehrte die näheren Beziehungen der nordeuropäischen zu den südeuropäischen Sprachen nicht weiter verfolgt. Holt man dies nach, so ergibt sich — und auch dies dürfte allgemein zugestanden werden —, dass das Lateinische (Italische) den nordeuropäischen Sprachen näher steht als das Griechische. Dies hat hinsichtlich der Beziehungen des Lateinischen zu dem Germanischen schon Lottner K. Z. VII, 163 ff. richtig erkannt, und neuerdings hat Kretschmer Einleitung S. 146 zahlreiche besondere italisch-lituslavische Übereinstimmungen zusammengestellt. Das Bild, das wir durch J. Schmidts Ausführungen von den gegenseitigen Beziehungen des Wortschatzes der einzelnen indog. Sprachen gewinnen, wird auch hierdurch weniger verschoben als ergänzt.

Nun hat aber P. Kretschmer a. a. O. noch einen zweiten Nachweis zu führen versucht (p. 124 ff.), nämlich den, dass auch die italisch-keltischen und arischen Sprachen durch eine weit grössere Zahl besonderer Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Grammatik und des Wortschatzes mit einander verbunden würden, als man bis jetzt geahnt habe. Ist dies richtig, so muss man sagen, dass dadurch das System J. Schmidts bedenklich erschüttert wird; denn die Wahrscheinlichkeit desselben gründete sich, wie wir sahen, ja gerade auf den statistischen Nachweis,

dass immer nur nach Ausweis ihrer geschichtlichen Lagerung benachbarte oder doch wahrscheinlich früher einmal benachbarte Sprachen durch eine relativ grosse Zahl partieller Übereinstimmungen verbunden würden. Wird nun diese Argumentation nicht völlig durchbrochen, wenn wir plötzlich sehen, dass auch der äusserste westliche zusammen mit dem äussersten östlichen Flügel der Indogermanen die gleiche Erscheinung aufweist? In der Tat hat Kretschmer, der im übrigen ganz auf dem Boden der J. Schmidt'schen Anschauungen steht, die Konsequenz seiner eigenen Ausführungen dadurch zu umgehen versucht, dass er für die Erklärung der von ihm angenommenen italisch-keltisch-arischen Beziehungen einen durchaus anderen Faktor verantwortlich macht wie für die übrigen. Er nimmt nämlich (p. 142) an, dass in der „Urheimat", die sich nach ihm von den Ufern des atlantischen Ozeans bis in die russisch-sibirischen Steppen erstreckte, ein westindog. Stamm durch Auswanderung nach dem äussersten Osten des indog. Gebietes (wohlgemerkt durch alle übrigen Indogermanen hindurch) verschlagen worden und in den dortigen Völkern aufgegangen sei, denen er nun dialektische Eigentümlichkeiten der westlichen Idiome zuführte.

Indessen glaube ich nicht, dass wir zu einer derartigen gewaltsamen Annahme unsere Zuflucht nehmen müssen, um die J. Schmidt'sche Theorie zu retten. Allerdings ist es Kretschmer gelungen, die Zahl der besonderen Übereinstimmungen des Italischen und Arischen, wofür J. Schmidt nur 20 Nummern angesetzt hatte, auf circa 30 zu erhöhen (p. 132 ff.); allein er hat nicht bedacht, dass auch die Zahl der partiellen Gleichungen zwischen Griechisch und Arisch in demselben Masse emporschnellen würde, wenn wir die hierauf bezügliche Liste J. Schmidts jetzt nach einem vollen Menschenalter einer ebenso genauen Revision unterwerfen und *up to date* bringen würden[1]). Es ergibt sich also, dass das relative Verhältnis zwischen italisch-arischen und

1) Vgl. z. B. griech. *ξυρόν* = scrt. *kshurá* „Rasiermesser", *δεσπότης* = *dámpati* „Herr", *μένος* = *mánas* „Geist", *κέστρος* = *çastrá* „schneidendes Werkzeug etc.", *δόρυ* = aw. *dâuru* „Holz", *βιός* = scrt. *jyá'* „Bogen, Bogensehne" (lit. *gijà* „Faden"?), *πενθερός* = *bándhu* „Verwandter", *ἅγιος*, *ἁγνός*, *ἅζομαι* = *yájati*, *yajñá* „heilig, verehren, Opfer", *ἄλθομαι* = *ṛdhắti* „gedeihen", *τίνομαι*, *τίσις* = *cáyate*, *-citi* „rächen, Vergeltung" und viele andere, die in der Liste J. Schmidts (VI Worte und Wurzeln, welche bisher nur im Griechischen und Arischen nachgewiesen sind) fehlen.

griechisch-arischen Gleichungen — und in diesem Punkte ruht das Schwergewicht der J. Schmidt'schen Argumentation — auch heute noch im wesentlichen dasselbe geblieben ist. Auch ist es dem Verfasser schwerlich gelungen, für einige inhaltlich besonders wichtige keltisch-italisch-arische Übereinstimmungen den schon oben als sehr schwierig bezeichneten Nachweis zu erbringen, dass die übrigen indog. Sprachen niemals daran Teil gehabt haben könnten. Dies gilt z. B. von der Gleichung scrt. *râj*, lat. *rêx*, kelt. *rí* „König", die den Verfasser (p. 126) zuerst auf die „eigentümliche Natur der zwischen den indisch-iranischen und italisch-keltischen Sprachen herrschenden Beziehungen" aufmerksam gemacht hat. Er verweist dabei auf das scrt. *rā́jati* „er herrscht", das er (mit Recht oder Unrecht) für identisch mit scrt. *r̥ñjáti* „streckt sich, erstrebt" hält und hebt hervor, dass das Verbum nur in der Grundbedeutung „ausstrecken" gemeinindog., dagegen in der abgeleiteten „lenken, leiten, herrrschen" auf dieselben Idiome beschränkt sei, die das zugehörige Wurzelnomen **rēg-* „Lenker, Leiter, Herrscher" besässen. Bei dieser Sachlage scheine es ausgeschlossen, dass letzteres Nomen jemals im Griechischen, Germanischen, Slavischen, Litauischen bestanden habe: denn dadurch, dass diese Sprachen das Verbum kennten, aber nur in seiner primären Bedeutung, hätten wir eine Gewähr dafür, dass sie die Bedeutungsentwicklung von „ausstrecken, richten" zu „lenken, herrschen" überhaupt nicht mitgemacht hätten. Unverständlich ist mir aber, wie sich der Verfasser die keltischen Verhältnisse hierbei denkt, wo ir. *rí* „Herrscher" neben ir. *rigim* steht, das, soviel ich weiss, niemals etwas anderes als „ausstrecken" bedeutet. Warum konnte nun z. B. im Griechischen nicht ebenso einmal **rēg-* „Herrscher" (verdrängt durch *βασιλεύς*) neben *ὀρέγω* „ich strecke aus" liegen? Auf rein grammatischem Gebiet hebt Kretschmer das Vorkommen des *r* in den Personalendungen des Arischen, Keltischen und Lateinischen (z. B. scrt. *duhúr* „sie melken", lat. *sequitur*, ir. *-sechethar* „er folgt") als besonders beweisend für die engere Zusammengehörigkeit dieser Sprachen hervor. Allein jeder Sprachforscher weiss (vgl. Brugmann Grundriss II, 1388 ff.), dass eine erkennbare nähere Übereinstimmung dieses *r*-Typus sich nur im Keltischen und Italischen zeigt, während man von den arischen Sprachen eben nur das eine sagen kann, dass auch sie *r* in den Personalendungen

aufweisen. Es ist im Grunde nicht viel anders, als wenn von den oben (p. 135) erwähnten *m*-Casus des Germanischen und Litu-Slavischen gewisse Spuren doch auch in einigen Adverbialbildungen anderer Sprachen (scrt. *sanémi* „vor Alters", lat. *olim*, *interim*) sich vorzufinden scheinen.

Es ergibt sich also, dass auf die oben gestellte Frage, ob auf gewissen Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen in grösserer, das Walten des Zufalls ausschliessender Masse auftreten, die wahrscheinlichste Antwort noch immer lautet: „Es ist dies, von der indisch-iranischen und litu-slavischen Spracheinheit abgesehen, der Fall bei benachbarten oder, nach Massgabe ihrer geschichtlichen geographischen Lage, früher einmal benachbarten Sprachen." Es folgt hieraus zugleich, dass die Ausbreitung des indog. Sprachstamms bei allen Verschiebungen im einzelnen doch in der relativen Lagerung der einzelnen Völker zu einander keine allzugrossen Veränderungen hervorgebracht hat, ein Umstand, auf den bekanntlich auch die noch in historischer Zeit geltende, einen wahrscheinlich sehr alten dialektischen Unterschied der Grundsprache wiederspiegelnde Gruppierung der indog. Sprachen in Satem- und Centumsprachen (vgl. oben p. 71 ff., 135), d.h. des Indischen, Iranischen, Armenischen, Phrygischen, Thrakischen, Illyrisch-Albanesischen und Slavo-Litauischen im Osten, des Griechischen, Italischen, Keltischen und Germanischen im Westen mit grosser Deutlichkeit hinweist. Ein nicht aus der Welt zu schaffender Übelstand fast aller partiellen und damit der meisten indog. Gleichungen überhaupt aber bleibt es, dass es im einzelnen Falle nur ausnahmsweise möglich ist zu sagen, ob die betreffende Gleichung von jeher auf die Sprachen, in denen sie bezeugt ist, beschränkt war oder nicht.

Eine zweite, gerade in jüngster Zeit viel erörterte Hauptfrage ist die nach der relativen Chronologie der indog. Gleichungen, der partiellen wie der allgemeinen. Angenommen, dass scrt. *dádhi* = altpr. *dadan*, griech. *γάλα* = *lac*, Bezeichnungen der Milch, oder scrt. *ajá-* = lit. *ožýs*, armen. *ayts* = griech. *αἴξ*, lat. *haedus* = got. *gaits*, Ausdrücke für die Ziege, von jeher ausschliesslich den hier genannten Sprachen eigneten, wie sind diese besonderen Übereinstimmungen entstanden zu denken, und wie verhalten sie sich zeitlich zu einander? Es liegt auf der Hand, dass das Zustandekommen derartiger partieller Gleichungen

an sich nicht anders beurteilt werden kann, wie dasjenige geographisch weiter reichender Wortreihen wie etwa scrt. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peką* für „kochen" oder des wirklich einmal bei allen indog. Hauptvölkern bezeugten Wortes für Bruder: scrt. *bhrā́tar*, aw. *brâtar*, armen. *ełbair*, griech. *φρήτηρ*, lat. *frâter*, ir. *brâthir*, got. *brôþar*, altpr. *brote*, altsl. *bratrŭ*, d. h. das betreffende Kulturwort hat sich auf einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebiets sprachlich fixiert und sich von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitet (vgl oben p. 143). Wann dies geschehen ist, das zu bestimmen, bietet sich keine Möglichkeit dar, da die Ausbreitung der genannten Wortreihen vor der Wirksamkeit der einzelnen Lautgesetze erfolgt ist, die, wie wir (Kap. I) sahen, auf den einzelnen Sprachgebieten in ganz verschiedener Zeit aufgetreten sind und chronologisch nur selten fixiert werden können. Nur soviel ist klar, dass in der Epoche, in der jene Gleichungen sich verbreitet haben, das Sprachgebiet derjenigen Völker, bei denen sie überliefert sind, oder — noch vorsichtiger ausgedrückt — das Sprachgebiet je zweier dieser Völker (s. u.), noch geographisch miteinander zusammengehangen haben muss, dass also z. B. lat. *haedus* = got. *gaits* auf eine Zeit hinweist, in der in Folge eines geographischen Zusammenhangs noch ein sprachlicher Austausch zwischen Italikern und Germanen möglich war. Vergegenwärtigen wir uns nun, was in Kap. II über die Ausbreitung der Indogermanen in Europa und Asien gesagt worden ist, und wie dieselbe ohne die Annahme frühzeitiger Wanderungen und einschneidender Völkertrennungen nicht denkbar ist, so kann man wenigstens soviel behaupten, dass die Entstehung derartiger Gleichungen, wie sie oben aufgeführt worden sind, in eine sehr frühe vorhistorische Zeit zurückgehen muss, und es steht nichts im Wege, jene partiellen Gruppen wenigstens zum teil als dialektische Verschiedenheiten der indog. Grundsprache aufzufassen, von denen in Kap. I die Rede gewesen ist.

Damit ist nicht gesagt, dass sie untereinander gleichzeitig sein müssten oder wahrscheinlich nur wären. Zu der Zeit, als eine Sprachreihe wie das oben genannte scrt. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peką* sich ausbreitete, brauchte z. B. die Gleichung lat. *haedus* = got. *gaits* noch nicht bestanden zu haben, die sich erst gebildet haben könnte, bevor die Italer sich von ihren nörd-

lichen Sprachgenossen ablösten. Ja, auch die Reihe scrt. *pac* usw. könnte in zeitlich und räumlich verschiedenen Staffeln ihre Verbreitung erlangt haben. Es liesse sich z. B. eine Epoche denken, in der dieses Wort auf dem indogermanischen Sprachgebiet nur bei den Vorfahren der Inder, Slaven und Griechen verbreitet war, dann konnten sich die Inder von ihren Sprachverwandten trennen, und nun erst konnte das Wort, etwa von den Vorläufern der Griechen, zu denen der Italer übergehen. Da nun aber die indog. Gleichungen, in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet, eine unendliche Fülle derartiger Möglichkeiten darbieten, so ergibt sich, dass ihre Erörterung mehr ein Spiel des Witzes als ein ernsthaftes Problem darstellt, und dass nur derjenige einen wirklichen Einblick in diese ewig uns verschleierten Verhältnisse zu gewinnen erwarten wird, der, wie man zu sagen pflegt, das Gras wachsen zu sehen und die Fliegen husten zu hören hofft.

Wir müssen uns also mit der Erkenntnis begnügen, dass uns aus sehr früher Zeit gemeinschaftliche Benennungen bestimmter Kulturbegriffe, für die uns hierdurch ein verhältnismässig hohes Alter verbürgt wird, überliefert sind, ohne dass wir sagen könnten, ob dieselben sämtlich räumlich und zeitlich auf einer Stufe stehen, genau so wie dies mit den grammatischen Grundformen der Fall ist, aus denen die Sprachforscher ursprachliche Paradigmen zusammenzusetzen gleichwohl keinen Anstand nehmen. Man hat öfters die Frage aufgeworfen, in wie vielen und welchen Sprachen denn eine Wortgleichung bezeugt sein müsse, um als „indogermanisch" gelten zu können, ohne dabei, wie nunmehr begreiflich, zu einem abschliessenden Ergebnis gekommen zu sein. Mir scheint dabei die Sache so zu stehen, dass, wenn ein Wort wenigstens in einer arischen und in einer europäischen, oder wenigstens in einer nord- und in einer südeuropäischen, oder auch nur wenn es im Griechischen und Lateinischen nachgewiesen werden kann, darin eine Garantie seines hohen Alters liegt, nicht als ob jene Sprachen (etwa Arisch + Litu-Slavisch oder Arisch + Griechisch oder Griechisch + Lateinisch usw.) jemals eine Spracheinheit im Sinne des früher angenommenen Stammbaums der indog. Sprachen gebildet hätten, sondern deswegen, weil aus allgemeinen Gründen anzunehmen ist, dass die geographische Kontinuität, die Voraussetzung aller sprachlichen Zu-

sammenhänge, zwischen den betreffenden Sprachen frühzeitig zerrissen ist. Auf derartige Gleichungen würde ich die Bezeichnung „Indogermanisch" beschränken und darunter nichts anderes verstehen, als dass der von solchen Gleichungen bezeichnete Kulturbegriff innerhalb des vorhistorischen Sprachgebiets der Indogermanen in grösserer oder geringerer Ausdehnung, in früherer oder späterer Zeit seine sprachliche Ausbildung gefunden hatte[1]). Speziell arische (indisch-iranische), litu-slavische, keltisch-germanische, germanisch-slavische, keltisch-germanisch-slavische Gleichungen wird man hingegen nicht ohne weiteres zum Erschliessen der „indog. Urzeit" benutzen dürfen, nicht weil sie an sich nicht ebenfalls uralt sein könnten — das können auch Ausdrücke sein, die sich auf eine einzige Sprache beschränken —, sondern, weil ihnen bei der anerkannten engeren Verwandtschaft der beiden ersteren Gruppen und der ununterbrochenen oder sehr frühzeitig wieder hergestellten geographischen Kontinuität der letzteren keine oder eine geringere Gewähr eines hohen Alters innewohnt.

Durch diese Ausführungen erledigen sich die Einwände, die Kretschmer a. a. O. gegen die Benutzung der sprachlichen Gleichungen für kulturhistorische Schlüsse geltend macht, zum grössten Teil von selbst. Überschauen wir drei in dem oben erörterten Sinn „indogermanische" Gleichungen wie etwa scrt. *gáv*, aw. *gav*, armen. *kov*, griech. *βοῦς*, lat. *bôs*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *gověędo* „Kuh"; scrt. *rátha*, lat. *rota*, ir. *roth*, lit. *rătas*, ahd. *rad* „Wagen, Wagenrad"; scrt. *dáma*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ* „Haus", so hatte der einfältige Sinn der Früheren hieraus geschlossen, dass schon die „Indogermanen" die Kuh, den Wagen, das Haus gekannt hätten. „Halt!" ruft Kretschmer, „dieser Schluss ist nicht richtig. Die angeführten Gleichungen können sich zu ganz verschiedener Zeit, in ganz verschiedener Ausdehnung und von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus auf dem indog. Sprachgebiet verbreitet haben. Es ist also nicht möglich, durch Addition derselben die Kulturverhältnisse einer

---

1) Diese Auffassung habe ich schon in der Vorrede zu meinem Reallexikon, p. XIII deutlich ausgesprochen und bin ihr in dem Buche selbst gefolgt. Es ist daher nicht meine Schuld, wenn H. Hirt in seiner Anzeige des Reallexikons I. F. Anzeiger XIII, 9 bemerkt, dass er nicht habe „entdecken" können, welche Grundsätze mich bei dem Gebrauch des Wortes „indogermanisch" geleitet hätten.

bestimmten fernen Periode der Urzeit zu ermitteln. Das einzige, was aus ihnen folgt, ist, dass die Bekanntschaft mit der Kuh, dem Wagen, dem Häuserbau auf indog. Gebiet von einem Punkte ausgegangen ist." Derselbe Gelehrte aber, der diese Skepsis so eindringlich und scheinbar so überzeugend verkündet, fügt in demselben Atemzug hinzu, dass er sich die Entstehung solcher Gleichungen wie der oben angeführten nur in einer Zeit denken könne, da „andere sprachliche und ethnische Zustände, eine andere geographische Verteilung der indog. Stämme bestand, als sie uns im Beginn der Geschichte entgegentritt". Da nun dieses „andere" der sprachlichen und ethnischen Zustände nach den obigen Auseinandersetzungen in erster Linie eben darin bestanden haben muss, dass damals der in historischer Zeit längst zerrissene geographische Zusammenhang zwischen den in Betracht kommenden Sprachen und Völkern noch bestand, so kommt Kretschmer, will mir scheinen, in seiner Weise zu demselben oder doch zu einem überaus ähnlichen Ergebnis wie die Früheren, nämlich dem, dass die indog. Völker in früher, vorhistorischer Zeit, vielleicht in gewissen Zwischenräumen nach einander, in den Besitz der Kuh, des Wagens, des Hauses gelangt sind[1]. Noch einmal werden wir zu diesen Fragen in Kap. VII (das Lehnwort) zurückkehren.

1) Ganz in diesem Sinn äussert sich über die Einwände Kretschmers auch B. Symons in der Besprechung meines Reallexikons Museum 1903 Nr. 4.

V. Kapitel.

# Wortform.

Die lautliche Gestalt der kulturhistorisch verwertbaren Gleichungen. Benutzung der in der Wurzel- oder Suffixbildung auseinandergehenden Wörter. Gleichungen mit nachweisbarer Wurzel und Gleichungen ohne solche. Onomatopoetische Bildungen.

Wir haben bis jetzt hauptsächlich die geographische Verbreitung der kulturhistorisch wichtigen Gleichungen und die Schlüsse im Auge gehabt, die man aus ihr zu ziehen berechtigt oder nicht berechtigt ist, und müssen uns nun dazu wenden, die lautliche Gestaltung des benutzbaren Materials etwas eingehender zu erwägen.

Wir haben gesehen, dass schon A. Kuhn (vgl. oben p. 23) die Forderung aufstellte, dass die Wortreihen, auf die die Annahme der Existenz eines Kulturbegriffes in der indog. Urzeit zu gründen sei, nicht nur in ihren Wurzel-, sondern auch in ihren Suffixsilben etymologisch verwandt sein müssten, und niemand wird in Abrede stellen, dass in der Tat Gleichungen wie scrt. *áçva*, lat. *equus* etc. (indog. **ek̂-vo*), aw. *kaênâ*, griech. *ποινή* etc. (indog. **qoi-nâ*), scrt. *ájra*, griech. *ἀγρός* etc. (indog. **aĝ-ro*) usw., die bis in die Suffix- und Stammsilben auf das genaueste miteinander übereinstimmen, zu den unanfechtbarsten Bestandteilen des indog. Wortschatzes gehören. Jeder weiss aber auch, dass solche Fälle nicht zu den häufigsten gehören, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob alle etymologisch verwandten Wortreihen, in denen sich gewisse Verschiedenheiten in der Wurzelsilbe oder in der Suffixbildung oder in beiden zeigen, für die Erschliessung der indog. Urzeit bedeutungslos sind. Zunächst wird man dies nicht von denjenigen Gleichungen

behaupten wollen, deren Verschiedenheiten insofern gesetzmässige sind, als sie lediglich auf der in den Einzelsprachen erfolgten Verallgemeinerung der Stamm-, resp. Suffixabstufungen (Ablaut) eines indog. Paradigmas beruhen. So liegen in den Einzelsprachen die Stämme got. *fôtu-*, griech. *ποδ-* (*πόδ-α*), lat. *ped-* (*ped-em*) nebeneinander, ohne dass diese Tatsache anders zu erklären wäre, als dass in dem indog. Vertreter dieses Wortes die Stämme *pôd-*, *pod-*, *ped-* noch die regelmässigen Deklinationsabstufungen darstellten. Dasselbe gilt von got. *hairtô* gegenüber griech. *καρδία*, lat. *cord-* (indog. *k̑erd-* : *k̑r̥d-*). Ebenso wird sich das Nebeneinander von got. *gulþ* (**ĝhl̥to*) und altsl. *zlato* (**ĝholto*) erklären. Das ursprüngliche Paradigma mag **ĝhólto-m* (altsl. *zlato*), **ĝhl̥t-éso* (got. *gulþis*) usw. flektiert haben.

Weit in ihrer Suffixbildung scheinen altsl. *jelenĭ* „Hirsch“ und griech. *ἔλ-αφος* voneinander zu liegen. Führt man aber letzteres auf eine Grundform **el-n̥-bho* zurück, so zeigt sich, dass auch im Griechischen ein Stamm **el-en* : **el-n̥* vorhanden gewesen sein muss, der dann durch das Tiersuffix *-φο* erweitert wurde. Ähnlich vereinigen sich die verschiedenen Formen des indog. Wortes für „Winter“ in einem indog. Paradigma, dessen Ablautstufen wahrscheinlich **ĝhi-ŏm-* (griech. *χιών*), **ĝhi-em-* (lat. *hiems*), **ĝhei-m-* (scrt. *hḗman*) und **ĝhi-m-* (altsl. *zima*) waren (vgl. Brugmann Grundriss II, 453) usw.

Aber auch gegen solche in dem Leben der Sprache alltäglichen Fälle braucht der Kulturhistoriker keine Bedenken zu hegen, in denen ein einfacher Übergang aus einem Geschlecht in das andere oder aus einer Deklination in die andere oder ähnliches stattfindet, wie dies z. B. bei Wörtern der Fall ist wie lit. *szirdìs Femin.* : lat. *cor Neutr.* „Herz“, griech. Stamm *νυκτ-* : scrt. *nákti-* (und *nakt-*), lat. *nocti-* „Nacht“, griech. Stamm *ἀξον-* : scrt. *áksha-*, lat. *axi-* „Achse“ etc. Alle diese Fälle sind also für den Kulturhistoriker unbedenklich verwendbar, und kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, lässt sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa lit. *ožỹs* : scrt. *ajá-* „Ziege“, „Bock“ oder griech. *χήν*, scrt. *haṅsá-s*, lat. *anser* etc. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Kulturhistoriker von der Annahme abschrecken, dass in der indogermanischen Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, für ein

ziegen- und für ein gansartiges Tier (vgl. Kap. VI) vorhanden waren.

Ferner ist hier der Platz, auf einen nicht unwichtigen Unterschied der urverwandten Gleichungen, wenigstens insofern sie sich auf nominale Begriffe beziehen, hinzuweisen. Wie man sich auch immer das Verhältnis von „Wurzel" und „Stamm" vorstellen möge — ein Punkt, über den bekanntlich die Meinungen heute weiter auseinandergehen als früher —, geleugnet kann doch nicht werden, dass es solche Gleichungen gibt, die aufs engste mit einem Verbalbegriff verbunden sind (z. B. scrt. *damá* = griech. δόμος, lat. *domus* : griech. δέμω „ich zimmere") und solche, bei denen dies nicht der Fall ist (z. B. scrt. *ávi* = griech. ὄϊς, lat. *ovis* „Schaf"). Hinsichtlich der ersteren wird es sich darum handeln, in jedem einzelnen Fall besonders darüber zu entscheiden, ob es wahrscheinlich ist, dass zwei oder mehr Sprachen zufällig in der Benennung eines Begriffs aus derselben Wurzel zusammengetroffen sind. Dass zahlreiche indog. Bezeichnungen des Bettes aus einer gemeinsamen Wurzel *ster* „ausbreiten" oder *kei* „ruhen" und zahlreiche Benennungen des Stuhles aus einer und derselben Wurzel *sed* „sitzen" hervorgegangen sind (vgl. A. Pictet *Origines*[2] II, 346 ff.), diese Erscheinungen haben etwas so natürliches, dass man unmöglich aus ihnen auf das Vorhandensein jener Benennungen in der Ursprache schliessen darf. Auch wenn die Amme im Griechischen τι-θή-νη, im Sanskrit *dhâ-trî́* heisst, so wird, bei dem lebendigen Vorhandensein der Verba θή-σασθαι und *dhâ* in beiden Sprachen niemand für diesen Begriff ein indog. Prototyp voraussetzen. Ja, selbst wenn eine völlig einheitliche Bildung in den Wurzel- wie in den Suffixsilben nachzuweisen ist, kann, worauf schon Benfey (oben p. 42 ff.) mit Recht hingewiesen hat, eine gewisse Vorsicht in der Benutzung auch derartiger Gleichungen nicht entbehrt werden. Die Suffixe einer Sprache zerfallen bekanntlich in solche, welche, aus der Vorzeit ererbt, in den historischen Epochen der Sprache erstarrt sind, und in solche, welche in denselben noch ein bildungsfähiges Leben führen. Trifft es sich nun, dass in zwei oder mehreren Sprachen dasselbe Suffix seine lebendige Kraft bewahrt hat, so kann es leicht geschehen, dass durch dieselben, das Vorhandensein etymologisch gleicher Wurzeln vorausgesetzt, in verhältnismässig später Zeit Bildungen zustande kommen, die durch die vollkommene

Identität ihrer Laute und Silben den Schein indogermanischen oder urzeitlichen Ursprungs erwecken. So könnte eine Gleichung wie scrt. *paktár* „der Koch“ : W. *pac* = lat. *coctor* : *coquo* zu dem Glauben Veranlassung geben, dass die Meister der Küchenkunst schon in der Urzeit eine bestimmte Klasse von Gewerbetreibenden gebildet hätten. Wer aber bedenkt, dass sowohl die beiden genannten Verba wie auch die Suffixe *tar* und *tor* im Sanskrit und Lateinischen noch ein frisches, blütentreibendes Leben führen, wird nicht zweifeln, dass wir es hier mit einer zufälligen Übereinstimmung zu tun haben, was in diesem Falle ausserdem noch durch die späte Überlieferung des genannten Wortes wenigstens im Lateinischen bewiesen wird. Dasselbe gilt von einer Wortreihe wie scrt. *jñâtár* : *jñâ*, griech. *γνωστήρ* : *γιγνώσκω*, lat. *nôtor* : *nosco* „Kenner, Bürge“, durch die, wenn sie stichhaltig wäre, ein wichtiger juristischer Begriff in die Urzeit käme. Auch von einem anderen Rechtsausdruck scrt. *ápaciti* „Vergeltung“ : W. *ci* = griech. *ἀπότισις* : *τίνω* ist es sehr wahrscheinlich, dass das in beiden Sprachen noch lebendige Suffix *ti*, *σι* ein zufälliges Zusammentreffen geschaffen[1]) hat.

Anders schon steht die Sache bei zwei Gleichungen wie etwa griech. *πενθερός* „Schwiegervater“ (auch „Schwiegersohn“) : scrt. *bándhu* „Verwandter“ und griech. *τάλαντον* „Wage“ : scrt. *tulá'* *id.* Die Wurzeln sind in dem einen Falle unser *binden* = scrt. *bandh* „fesseln“ (der durch die „Bande“ der Verwandtschaft verbundene), in dem anderen wahrscheinlich scrt. *tul* (*tôláyati*), lat. *tuli* „in die Höhe heben“; denn das Aufheben eines Gegenstandes wird der erste Versuch, ihn zu wiegen gewesen sein. Von diesen beiden Verben ist nun im Griechischen das erstere nur in Spuren (*πεῖσμα*, **πενθ-σμα* „Tau“), das andere nur in übertragener Bedeutung (*τλῆναι* „erdulden“) vorhanden. In jedem Falle muss also die Bildung von Wörtern wie *πενθερός*, *τάλαντον* in eine vorhistorische Zeit fallen, in der im Griechischen noch

---

1) Bei einigen Gleichungen mit dem Suffix *-ti* lässt sich die zufällige Übereinstimmung auch lautgeschichtlich beweisen. Entspräche z. B. griech. *τέρψις* (*τερπ-σι*) direkt dem scrt. *tṛp-ti*, so müsste, da ein Grund für den Übergang des *τ* in *σ* hier nicht vorhanden ist, das griechische Wort **τερπ-τι-ς* oder **ταρπ-τι-ς* lauten; *τέρψις* ist also offenbar nach Analogie der zahlreichen Nomina auf *-σι* erst auf griechischem Boden von *τέρπω* (≑ *tṛp*) abgeleitet.

die Wurzeln *πενθ- und *ταλ- (in dem Sinne von „tragen") zeugungskräftig erhalten waren.

Noch zuverlässiger kann über die Ursprünglichkeit einer Gleichung wie sert. *tákshan* = griech. τέκτων „Zimmermann" geurteilt werden. Die verbale Wurzel *taksh* ist im Sanskrit noch vorhanden, im Griechischen erloschen, während das Suffix *-ân*, *-an* = -ων, -ον (vgl. Bopp Vgl. Grammatik III[3], 287), als unmittelbar von der Verbalwurzel *nomina agentis* bildend, weder im Griechischen noch im Sanskrit lebendig genannt werden kann. Es sind hier also alle Kriterien vorhanden, welche die Gleichung sert. *tákshan* = griech. τέκτων zu einer indogermanischen stempeln, und es wäre eine auf die Spitze getriebene Skepsis (vgl. auch oben p. 43), wollte man gegen die Annahme, dass somit schon für die älteste Epoche der indog. Entwicklung das Vorhandensein einer bestimmten Handwerkerzunft vorauszusetzen sei, die Möglichkeit geltend machen, dass in urgriechischer Zeit die Verbalwurzel τεκτ- noch gelebt, und dass in den uns nicht überlieferten Epochen der griechischen und indischen Sprache das oben genannte Suffix noch bildende Kraft besessen haben könnte.

Alle derartigen Erwägungen sind natürlich bei der zweiten Klasse der beiden oben unterschiedenen Arten von indog. Gleichungen, nämlich bei denen, die einer nachweisbaren Wurzel entbehren, überflüssig. Bei Gleichungen, wie griech. βάλανος = lat. *glans*, lit. *gìlė* „Eichel" oder sert. *ṛ́ksha* = griech. ἄρκτος „Bär" usw., wird natürlich niemand auf den Gedanken verfallen, dass dieselben zufällig übereinstimmende, einzelsprachliche Bildungen seien. Andrerseits wird bei ihnen die schon oben angedeutete Möglichkeit vorliegen, dass die eine oder andere dieser Gleichungen vielleicht keine eigentlich indogermanische, sondern schon in indog. Urzeit von Nachbarn oder Ureinwohnern aufgenommene Schöpfung sei, wie man dies etwa bei dem indog. Wort für Honig und Met (sert. *mádhu* = griech. μέθυ usw.) vermuten könnte, das ebenso in allen finnischen Sprachen wiederkehrt. Vielleicht ist dieser Fall aber häufiger gewesen, als wir ahnen[1]).

1) Nur in diesem Sinne habe ich in meinem Reallexikon p. 936 auf einige wurzelhaft nicht deutbare indog. Baumnamen hingewiesen, die deswegen aus nichtindog. Sprachen übernommen sein könnten, nicht etwa müssten. Ganz dasselbe tut Brugmann Grundriss I[2], 1,

Endlich haben wir hier noch solcher Gleichungen zu gedenken, die ihre Entstehung wahrscheinlicher- oder möglicherweise dem zufälligen Zusammentreffen onomatopoetischer Bildungen verdanken. Vor allem gehört hierher eine Reihe von Vögelnamen wie lat. *ulucus* : scrt. *úlûka* „Eule“, scrt. *kôkilá* : griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukû'ti*, ir. *cói* und andere, die sehr wohl erst in den Einzelsprachen durch gleiche Schallnachahmung entstanden sein können. Vielleicht erklären sich auch einige übereinstimmende Benennungen des Haushahnes, der in der Urzeit kaum bekannt gewesen sein kann, wie *kṛka-vâ'ku* „der *kṛka* sagende“ (vedische Benennung des Haushahns) : griech. *κέρκος* (Hesych) oder *kukkuṭá* (ebenfalls vedisch) : altsl. *kokotŭ* in gleicher Weise. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass in einer oder der anderen Sprache durch auftretende Lautgesetze eine ursprünglich onomatopoetische Bildung ganz oder teilweis in den Rahmen regelmässiger Substantiva hineintritt. Vgl. got. *hruk* „Hahnenschrei“ : *κέρκος*, ir. *cercdae* „*gallinaceus*“ etc., ahd. *hehara*, griech. *κίσσα* (**kikja*) : scrt. *kikidîvi* „blauer Holzhäher“ u. a. Ähnlich steht es mit einer Reihe onomatopoetischer Bildungen auf dem Gebiete der Verwandtschaftsnamen, auf die wir später zurückkommen.

162, wenn er das Gleiche hinsichtlich des indog. Wortes für Salz (griech. *ἅλς*) vermutet. Auch hier wäre eine solche Vermutung unmöglich, wenn es sich um eine wurzelhaft deutbare indog. Gleichung wie scrt. *damá* = *δόμος*, W. *dem* handelte. Dieses Verhältnis hat Bartholomae in seiner Polemik gegen mich (Literaturblatt für germ. und rom. Phil. 1905 Nr. 6) nicht klar erkannt.

VI. Kapitel.

# Wortbedeutung.

**Die ursprüngliche Bedeutung der etymologisch verwandten Wortreihen. Schwierigkeit dieselbe festzustellen. Die einer Gleichung zu Grunde liegende Wurzel nicht brauchbar für die Erschliessung der Urzeit. Verwandtschaftswörter. Fälschliche Übertragung eines modernen Sinnes auf alte Wörter. Verba für die Ausübung gewisser Gewerbe. Tier- und Pflanzennamen der Ursprache. Kultus- und religionsgeschichtliche Gleichungen.**

Wenn eine kulturhistorisch wichtige Gleichung somit, bevor sie als Baustein zu dem Gebäude einer indog. Kulturgeschichte verwendet werden kann, einer sorgfältigen Erwägung hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung und der Ursprünglichkeit ihres grammatischen Baues bedarf, so sind hiermit die Möglichkeiten, die den Kulturforscher in der Benutzung sprachlichen Materials irre zu führen geeignet sind, noch keineswegs erschöpft. Die etymologischen Untersuchungen, die sich auf die Erschliessung des indog. Wortschatzes beziehen, begnügen sich fast ausschliesslich damit, die ursprüngliche grammatische Form einer Wortreihe zu ermitteln, während die Frage nach ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nur obenhin behandelt wird. Und doch wird jedermann zugestehen, dass für kulturgeschichtliche Zwecke auf diesen Punkt alles ankommt.

Schon A. Kuhn (vgl. oben p. 24) hob die Schwierigkeit der Entscheidung hervor, wenn die Glieder einer etymologischen Kette in den Einzelsprachen eine verschiedenartige Bedeutung

aufweisen. Dass griech. *δρῦς* „Eiche“, altir. *daur* „Eiche“, scrt. *drú* „Baum“, got. *triu* „Baum“ etc. verwandte Wörter sind, ist sicher, und doch wird sich die Frage, ob „Baum“ oder „Eiche“ ihre ursprüngliche Bedeutung sei, kaum je mit Sicherheit entscheiden lassen. Ebenso decken sich griech. *ὄρνις* „Vogel“ und got. *ara* „Adler“, agls. *earn* (vgl. altsl. *orĭlŭ*, lit. *erĕlis*, auch *eri-s* „Adler“); ob aber „Vogel“ oder „Adler“ die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war, lässt sich ebenfalls kaum ermitteln[1].

Einzelne Kategorien des indog. Wortschatzes sind in besonders hohem Masse Bedeutungsveränderungen ausgesetzt gewesen. So die Baumnamen, wie z. B. ahd. *forha* „Eiche“, dann „Föhre“ = lat. *quercus*, griech. *ἐλάτη* „Fichte“ = ahd. *linta* „Linde“, ahd. *îwa* „Eibe“ = slav. *iva* „Weide“ u. viele andere zeigen. Auch aus diesem Grunde (vgl. oben p. 161) erweisen sich die für die Bestimmung der indog. Urheimat vielgeplagten indog. Baumnamen (vgl. oben p. 126) immer deutlicher als hierfür wenig geeignet, und es ist daher eine etwas kühne Behauptung Bartholomae's (Litbl. für germ. und rom. Phil. 1905 No. 6), wenn er mit Rücksicht auf ein von ihm als vielleicht zu lat. *fâgus*, ahd. *buohha* „Buche“, griech. *φηγός* „Eiche“ gehörig erwiesenes kurdisches *bûz* „eine Art Ulme“ behauptet, dass dieses linguistische Argument alle jene anderen schlage, die man zugunsten der Annahme ins Treffen führe, dass die Urheimat der Indogermanen in der südrussischen Steppe (vgl. oben p. 124) zu suchen sei. Allerdings ist Bartholomae vorsichtig genug zu sagen, dass jenes kurdische *bûz* diese bedeutende Wirkung nur dann übe, wenn „Buche“ der Sinn des Urworts sei. Gerade das aber wird er schwerlich jemals beweisen können.

Aber auch diejenigen Wortreihen, die in allen ihren Gliedern eine übereinstimmende Bedeutung zeigen, dürfen nicht ohne Kritik zu kulturhistorischen Bestimmungen benutzt werden.

Allzu zuversichtlich hat man lange Zeit die Bedeutung der

---

1) Vgl. H. Osthoff Parerga p. 171 ff., der die Ansicht vertritt, dass in solchen Fällen die besondere Bedeutung der allgemeinen vorausgegangen sei; doch kommt auch der umgekehrte Weg oft genug vor Vgl. z. B. lat. *frumentum* „Getreide“ — frz. *froment* „Weizen“, rom. *auca* „Gans“, eigentl. „Vögelchen“, slav. *pivo* „Bier“, eigentl. „Getränk“ usw.

einer Gleichung zugrunde liegenden Wurzel als charakteristisch für die Gesittung und Kultur der Urzeit angesehen, ein Beginnen, in dem Justi (vgl. oben p. 29), M. Müller (vgl. oben p. 30), besonders aber A. Fick (vgl. oben p. 41), am weitesten gegangen sind. In erster Linie sind die indog. Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, die den Vater zum „Schützer", die Mutter zur „waltenden Hausfrau", die Tochter zur „kleinen Melkerin", den Bruder zum „Ernährer", den Schwager (*δαήρ*) zu dem „spielenden" (als jüngeren Bruder des Mannes), die Schwester zu der „mit ihm (dem Bruder) wohnenden" usw. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige Deutungen überhaupt sind. Ob *mâtár* die „waltende Hausfrau" oder „die Bildnerin" (des Kindes), ob *duhitár* „die Melkerin", „den Säugling" oder „die Säugende", ob *sû'nu* „den Erzeugten" oder „den Erzeuger" usw. bedeutet, das alles wird sich nie entscheiden lassen.

Ferner aber lehrt eine einfache Erwägung, dass diese Bildungen, selbst wenn sie richtig gedeutet sind, nur für die Zeit, in der sie entstanden, bedeutungsvoll sein können. Gehört z. B. *bhrâ'tar* „der Bruder" wirklich zu der Wurzel *bher* und bedeutete den „Erhalter" (*scil.* der Schwester), so musste diese Auffassung des geschwisterlichen Verhältnisses doch schon in derjenigen Sprachperiode gelten, in welcher der angeführte Name des Bruders gebildet wurde, in welcher also (nach der gewöhnlichen Auffassung) die „Wurzelsprache" allmählich in den Charakter einer „Flexionssprache" überging. Dieser Zeitraum kann aber um viele Tausende von Jahren von dem, was wir unter „prähistorischer Einheit der indog. Völker" zu verstehen haben, entfernt gewesen sein, und durch nichts kann bewiesen werden, dass den Indogermanen vor ihrer Trennung der grammatische und begriffliche Zusammenhang des Brudernamens und der Wurzel *bher* nicht ebenso unbekannt gewesen sei, wie den Griechen das Verhältnis von *φρήτηρ* : *φέρω*, oder den Römern von *frâter* : *fero*, den Deutschen von *bruder* : (*ge*)*bären* etc. Übrigens gibt es, wenigstens für den Vater- und Mutternamen, eine viel ansprechendere Erklärung, die schon von O. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (1851) p. VII aufgestellt worden ist, als die Deutung aus einer sinnvollen Sprachwurzel. Erwägt man nämlich die Wahrscheinlichkeit, dass Namen für Vater und Mutter und

namentlich für die letztere in allen Phasen der Sprachbildung vorhanden waren, und bedenkt man, in wie eigentümlicher Weise die volltönenden und scheinbar sinnvollen indog. *p(ĕ)-tér* und ***mâ-tér*** an die durch fast alle Sprachen des Erdballes sich ziehenden mehr onomatopoetischen Gebilde wie *papa* und *mama* anklingen, so wird man den Verdacht kaum unterdrücken können, dass jene indog. Wortformen nur sprachlich vervollkommnete Umbildungen unendlich viel früherer Vater- und Mutternamen sind[1]).

Ein anderer Fehler, der in der kulturhistorischen Ausbeutung sprachlichen Materials häufig begangen zu werden pflegt, liegt darin, dass man nur zu oft einen modernen Sinn auf alte Wörter gepfropft, jungen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Wie dies gemeint sei, zeige zunächst ein Beispiel neuerer Sprachentwicklung. Das englische Zeitwort *write* „schreiben" ist bekanntlich identisch mit agls. *wrîtan*, altn. *rîta*, ahd. *rîzan* „einritzen, eingraben", und es ist nicht zweifelhaft, dass dieses Zeitwort vorwiegend zur Benennung des Vorganges verwendet wurde, welcher von Tacitus in dem X. Kapitel der Germania geschildert wird, wo von dem Einritzen gewisser Zeichen (Runen) zu Zwecken des Loses auf hölzerne Stäbchen die Rede ist. Niemand wird nun zweifeln, dass es töricht wäre, auf die moderne Bedeutung des englischen Verbums hin, die moderne Kunst des Schreibens in die germanische Urzeit zu verlegen.

In ähnlicher Weise aber sind oft die indog. Gleichungen missverstanden worden. So hat das griech. *πόλις* „Stadt" = scrt. *pûr*, *purî*, *pura* (nachvedisch) „Stadt" zu der Meinung veranlasst (vgl. oben p. 34), dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung in Städten mit Strassen gewohnt, Wall und Graben gehabt hätten. Und doch kann nichts verkehrter als das sein. In den vedischen Gesängen sind nämlich, wie H. Zimmer Altindisches Leben p. 142 ff. schlagend gezeigt hat, die *pûr-as* weiter nichts als „auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdaufwürfe und Gräben geschützte Plätze, in denen man zur

---

1) Vgl. das Petersburger Sanskritwörterbuch unter *pitár* und H. Sayce *The principles of comparative philology*² 1875 p. 224; dazu auch Sir J. Lubbock Die Entstehung der Zivilisation 1875 (übers. v. A. Passow) p. 360 und W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 490.

Zeit der Gefahr (im Krieg oder bei Überschwemmungen, sonst standen sie leer) sich mit Hab und Gut barg". Von Städten ist im Veda durchaus nicht die Rede. Ähnliches gilt von dem Zeitalter des Awesta (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 412 ff.), und auch von dem griech. *πόλις* lässt es sich wahrscheinlich machen, dass dieses Wort ursprünglich ausschliesslich den Sinn von *ἀκρό-πολις* hatte. Für Germanen und Slaven wird überdies durch völlig unzweifelhafte sprachliche, historische und archäologische Beweise die Unbekanntschaft dieser Völker mit Städtebauten und Steinbauten überhaupt bestätigt. So würde also aus der Gleichung *πόλις* = *púr* im besten Fall nur folgen, dass die Indogermanen vor ihrer Trennung zu ihrem Schutze Erdaufwürfe in der Art der vedischen *púras* aufzuführen gelernt hatten, nichts weiter.

Eine andere Gleichung, aus der man viel mehr geschlossen hat, als darin liegt, ist scrt. *pátnî* = griech. *πότνια* „Herrin, Gattin, Hehre". Von ihr sagt A. Fick Spracheinheit p. 266: „Wie Benfey (vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundspr. von A. Fick p. VIII) zuerst erkannt hat, liegt in dieser Benennung die völlig gleiche Stellung der Frau ausgesprochen; Vielweiberei und Knechtung des Weibes ist also den Indogermanen durchaus fremd" usw. Zugegeben nun, dass diese ario-hellenische Gleichung für die indog. Urzeit beweisend sei, zugegeben auch, dass sie damals wirklich die Herrin und Gattin bezeichnete[1], wie es im Sanskrit der Fall ist, so kann darin doch kein Argument gegen die Annahme der Polygamie in der indog. Urzeit, auf die, wie wir später sehen werden, viele historische Momente hinweisen, gefunden werden. Bedeutet doch im vedischen Zeitalter *pátnî* ganz unzweifelhaft „Herrin, Gattin", und ist doch **trotzdem** die Vielweiberei in diesem Zeitalter sicher nachweisbar und rechtlich gestattet. Involvierte daher *potnia* in der Ursprache

---

1) Im Griechischen lassen sich nur die Bedeutungen „Gebieterin" z. B. *Ἄρτεμις πότνια θηρῶν* Il. XXI, 470 und „die Hehre" (als ehrendes Beiwort), *πότνια Ἥρη*, *πότνια μήτηρ* etc., nicht aber die Bedeutung „Gattin" nachweisen. Vgl. *δέσποινα* (**δεσποτνια*) „Hausfrau, Herrin" bei Homer und *δεσπίνας · γυναῖκας · Θεσσαλοί* Hesych. Vgl. zu der Gleichung *pátnî* = *πότνια* auch noch v. **Bradke** Gött. gel. Anz. 1890 No. 23 p. 910 ff, **Delbrück** Verwandtschaftsnamen (*passim*), mein Reallexikon p. 155 und **Symons** Museum 1903 p. 107[1].

einen ehrenden Begriff und war nicht wie das lit. *patì* : *pàts* „Ehefrau“ : „Ehemann“ damals noch eine bedeutungslose Femininbildung : *potis*, die einfach bedeutete „einen Herrn habend“ (vgl. scrt. *sapátnî* „denselben Herrn habend, Nebenfrau“ B. R.), so konnte unter polygamischen Verhältnissen möglicherweise die erste oder die Lieblingsfrau des Herrn damit benannt werden. So enthält z. B. Rigveda X, 159 (Zimmer Altind. Leben p. 159) einen Zauberspruch, in dem eine Frau eines Königs die Nebengattinnen unschädlich zu machen sucht, damit sie beim Gatten am meisten geehrt sei.

Besonders aber sind es zwei Kategorien von Wörtern, die am meisten einer modernen Deutung ihres alten Sinnes ausgesetzt sind. Es sind dies erstens eine Anzahl von Tätigkeitswörtern, die schon in der Urzeit geübte Fertigkeiten bezeichnet zu haben scheinen, wie scrt. *pac*, slav. *peką*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo* „kochen“; scrt. *vabh* (*vap*), griech. *ὑφαίνω*, ahd. *weban* „weben“; scrt. *siv*, lat. *suo*, slav. *šiją*, got. *siuja* „nähen“ u. a. m. Dass die in den angeführten Wurzeln liegenden Tätigkeiten in der Urzeit ausgeübt wurden, liegt auf der Hand; aber fragt mich nur nicht, wie? Wohl „kocht“ die Hausfrau, die eine vortreffliche Suppe in ihrem Papinschen Kochtopf bereitet; es „kocht“ aber auch der schmutzige Eskimo, der, weil seine hölzernen oder steinernen Gefässe die Hitze des Feuers nicht ertragen, so lange erhitzte Steine ins Wasser wirft, bis es siedet (vgl. Sir J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit II, 195). Welches sprachliche Moment gibt es denn nun, das uns darüber belehren könnte, auf welcher Stufe zwischen den beiden angedeuteten Extremen sich unsere Ahnen vor ihrer Trennung befunden haben? Wir werden, so hoffe ich, im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit haben, mehrere der angeführten Gleichungen für die Urzeit auf ihr rechtes Mass zurückzuführen.

Die zweite Klasse von Wörtern, die hier zu besprechen wäre, bildet eine Anzahl von Tier- und Pflanzennamen, die durch ihre Übereinstimmung in den Einzelsprachen zwar ihre urzeitliche Existenz beweisen, bei denen aber, worauf, wie wir schon oben sahen (vgl. p. 35), V. Hehn nachdrücklichst aufmerksam gemacht hat, die Sprachwissenschaft ausserstande ist, den Nachweis zu führen, ob dieselben schon als Haustiere und Kulturpflanzen den Indogermanen bekannt waren. Da wir indessen auch auf diesen

Punkt im Verlaufe unserer Arbeit noch eingehend zu sprechen kommen werden, begnügen wir uns hier damit, hervorzuheben, dass lediglich kulturhistorische, nicht sprachwissenschaftliche Momente zu einer annähernden Gewissheit in diesen Fragen führen können.

Entnahmen wir die bisher gegebenen Beispiele im wesentlichen der Geschichte der materiellen Kultur der Indogermanen, so ist die Gefahr einer Modernisierung des ursprünglichen Wortsinns nicht minder gross bei solchen Gleichungen, die sich auf die sittliche, rechtliche oder religiöse Zivilisation des Urvolks zu beziehen scheinen.

Das indische *dhâ'man* und das griech. *θέμις* haben miteinander gemein, dass sie von der Wurzel *dhê* (*τίθημι*), übrigens in ganz verschiedener Weise, abgeleitet sind und das indische Wort zuweilen (Satzung des Mitra-Varuna), das griechische gewöhnlich, das über dem menschlichen stehende göttliche Recht (lat. *fas*) bedeuten. Diesen Umstand aber mit als einen Anhalt zu benutzen, um, wie es Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 205) tut, den Begriff des *fas* schon der Urzeit zuzuschreiben, heisst dem Charakter sprachlicher Argumente zu viel vertrauen. Viel zu leichten Herzens hat man auch urzeitliche Göttergestalten aus Gleichungen wie scrt. *dyâús*, griech. *Ζεύς*, lat. *Jov-em*, ahd. *Zio* erschlossen. Ich billige in dieser Beziehung den Einwand O. Gruppes (Wochenschrift f. kl. Phil. 1884, p. 487, Die griechischen Kulte und Mythen p. 79 ff.), der betont, dass — rein sprachlich genommen — eine solche Gleichung ursprünglich ebensowohl nur den über der Erde sich wölbenden Himmel bezeichnet haben könne.

Ebenso steht es mit vielen der angeblichen Kultusbezeichnungen der Indogermanen. Griech. *χέω* „giessen" (auch vom Opferguss) gehört wohl zu scrt. *hu* „ins Feuer giessen, um zu opfern", auch zu lat. *fundo* und got. *giutan*. Ob aber diese Wurzel schon in der Urzeit einen Kultusgebrauch bezeichnete, ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung durch die sprachliche Gleichung keineswegs präjudiziert wird. Auch lat. *crêdo* (aus **cred-do*) ist sicherlich identisch mit scrt. *çraddhâ'* „Vertrauen, Zuversicht, Glaube, Treue, Aufrichtigkeit". Eine ganz willkürliche Annahme aber ist es, dass dieses Wort schon in der Urzeit ein Ausdruck der *religio* gewesen sei. Ebenso ist lat.

*pûrus* „rein" unzweifelhaft abgeleitet von scrt. *pû* „reinigen". Wie aber Leist Altarisches *Jus gentium* p. 258 hieraus folgern kann, dass der „historische Zusammenhang" der indischen und italischen Reinigungslehre „schon sprachlich" hierdurch „sicher gestellt" werde[1]), ist mir nicht ersichtlich.

---

1) Vgl. hierzu noch Leist Altarisches Jus civile I, 373 Anm. 1 und meine Antwort darauf in der Deutschen Litz. 1893 No. 19 p. 597. Derselbe Gelehrte sagt Altarisches *Jus gentium* p. 3: „Den Kern der Beweisführung muss bei allen Untersuchungen über indo-gräco-italische Zusammenhänge immer die Sprache bilden. Wenn es sich z. B. um die Institution der Namengebung (an das neugeborene Kind) handelt, so wird die indo-gräco-italische Gemeinsamkeit des sakralen Brauches schon daraus geschlossen werden können, dass das Fest in den Sûtras das *nâmadhêya* (*nominis datio*) heisst". Wir können sprachlich nichts anderes erschliessen, als dass es ein indog. Wort für den Namen gab.

Wir machen auf derartige Fälle schon hier aufmerksam, weil Leist mit durch sie zu der Annahme einer sehr hohen sittlichen Kultur der Indogermanen geführt wird, worin wir ihm nicht folgen können.

VII. Kapitel.

# Das Lehnwort.

Urverwandtschaft und Entlehnung. Benutzung der Lehnwörter für kulturhistorische Schlüsse.

Wir haben uns bisher mit solchen kulturgeschichtlichen Gleichungen beschäftigt, die man als „urverwandte" oder als „Erbwörter" zu bezeichnen pflegt, und von denen man annimmt, dass sie in die Zeit vorhistorischer Zusammenhänge der Indogermanen zurückgehen. Ihnen. stehen solche Wortreihen gegenüber, die man durch den Ausdruck „Lehnwörter" zu charakterisieren gewohnt ist, indem man annimmt, dass sie zu einer Zeit, in der die Indogermanen bereits in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung und Wanderung der Wörter von Volk zu Volk zustande gekommen seien. Die Reihe scrt. *açva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus*, alts. *ehu* usw. enthält Erbworte, ahd. *pferit* „Pferd" aus lat. *paraverêdus* ist ein Lehnwort. Die erstere sagt etwas über den vorhistorischen Besitz der Indogermanen, das letztere etwas über die ältesten historischen Beziehungen der Römer und Germanen aus. Die Formen der ersteren entsprechen den Lautgesetzen, die man als massgebend für das Verhältnis der indog. Sprachen zueinander erkannt hat, das letztere entzieht sich denselben, indem die lautgesetzliche Entsprechung eines alten *p* im Hochdeutschen *f* (*fater* : *πατήρ*), nicht aber *pf* (ahd. *pferit*) ist.

Dieser fundamentale Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort ist nun neuerdings durch gewisse Anschauungen ins Schwanken geraten, denen P. Kretschmer und W. Wundt am

schärfsten Ausdruck gegeben haben. „Aus der Gleichung scrt. *yugám*, griech. *ζυγόν*, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jùngas*“, sagt Kretschmer Einleitung p. 21, „folgt weiter nichts, als dass sich einmal von einem unbekannten Ausgangspunkt aus das Wort **jugom*, vermutlich mit dem Gegenstand selbst, den es bezeichnet, über das ganze indog. Sprachgebiet verbreitet hat .... Die indische Bezeichnung des Pfeffers, *pippalī́*, bezw. **pipparī́*, ist mit dem Gewürz selbst etwa im IV. vorchristlichen Jahrhundert zu den Griechen gewandert (griech. *πέπερι*), von diesen zu den Römern (lat. *piper*) und, Jahrhunderte später, zu den Germanen (agls. *pipor*), Slaven (altsl. *pĭprŭ*) und Litauern (lit. *pipìras*). Dieser Vorgang steht mit der Verbreitung des Wortes für Joch im Prinzip genau auf einer Linie .... Der Unterschied zwischen den prähistorischen und historischen Entlehnungen ist zunächst lediglich ein chronologischer“. Fast noch uneingeschränkter drückt sich W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 642 aus: „Dazu kommt, dass mit den Werkzeugen und Erzeugnissen der Kultur auch die Bezeichnungen wandern, die sie in der Sprache gefunden haben. Wenn uns Märchen- und Fabelstoffe bei den entlegensten Völkern der Erde, bei den Bantustämmen Südafrikas wie bei Indern und Griechen übereinstimmend begegnen, warum sollten dann nicht auch die Bezeichnungen für Tätigkeiten, Geräte und Wohnstätten mit der Kultur, deren Träger sie waren, gewandert sein? Niemand wird aus der Verbreitung des Wortes „Sack“ auf die Existenz eines handeltreibenden indogermanisch-semitischen Urvolks zurückschliessen. Nicht viel sicherer ist es aber, wenn man die Übereinstimmung der Wörter für „Haus“ bei östlichen und westlichen Indogermanen auf ein Urvolk deutet, das Häuser gebaut habe.“

Ich möchte auf diese Ausführungen zunächst mit einer einfachen Frage antworten. Wenn die beiden genannten Forscher sehen, dass z. B. die Gans im Spanischen *auca*, im Portugiesischen *oca*, im Französischen *oie* heisst, oder wenn sie wahrnehmen, dass das Pferd im Russischen *konĭ*, im Čechischen *kůň*, im Serbischen *konj*, oder wenn der Hase im Althochdeutschen *haso*, im Angelsächsischen *hara*, im Altnordischen *here* genannt wird, sind sie der Ansicht, dass diese Wörter durch „Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ gemeinromanisch, gemeinslavisch und gemeingermanisch geworden seien?

Ist es nicht eine ausgemachte Tatsache, dass die Gans im Französischen *oie* heisst, weil das lateinische *auca* von den römischen Kolonisten s. Z. nach Gallien gebracht worden ist, oder dass die Serben das Pferd *konj* und die Angelsachsen den Hasen *hara* nennen, weil sie diese Wörter bei ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel, bezüglich nach England mit sich führten? Wenn dem aber so ist, mit welchem Recht setzen Kretschmer und Wundt, von denen namentlich der erstere nicht genug hervorheben kann, dass man die vorhistorischen Verhältnisse nach den historischen beurteilen müsse, für Gleichungen wie scrt. *jugá* = griech. *ζυγόν* oder scrt. *damá* = griech. *δόμος* eine gänzlich verschiedene Art der Verbreitung voraus? Sie tuen es meines Erachtens, weil sie zwei verschiedene Prozesse nicht genügend auseinanderhalten. Man kann sich dies an der Ausbreitung des eben genannten lat. *auca* und slavischen *konĭ* deutlich machen. Das erstere — in der römischen Schriftsprache nicht bezeugt — hat zu einer gewissen Zeit in der Volkssprache statt der vorauszusetzenden Bedeutung „Vogel" (*avis*) die Bedeutung von „Gans" angenommen. Dies muss natürlich zuerst an einer bestimmten Stelle des Sprachgebiets geschehen sein, von der aus die neue Bedeutung sich eine geraume Zeitlang „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm" allmählich über die Sprachgenossen ausgebreitet hat. Nachdem dies aber geschehen war, ist das Wort durch die römische Kolonisation in alle Welt getragen worden.

Ganz ebenso liegen die Dinge bei dem slavischen *konĭ*. Das Wort ist wahrscheinlich nicht slavischen Ursprungs (vgl. mein Reallexikon u. Pferd), hat sich aber von dem Punkt, an dem es aufgenommen wurde, in der slavischen Ursprache „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm" verbreitet. Dann haben ihm die slavischen Wanderungen seine historische Ausbreitung gegeben.

Und nicht anders ist es mit den urverwandten Gleichungen ergangen. Sie haben sich in der Urheimat, deren geographische Ausdehnung wir uns als eine verhältnismässig grosse vorstellen dürfen, „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm" in grösserer oder geringerer Ausdehnung verbreitet, aus dem einfachen Grunde, weil wir uns in anderer Weise die Herrschaft einer Spracherscheinung auf einem be-

stimmten Gebiet überhaupt nicht erklären können. Dann aber sind sie durch die Wanderungen der Indogermanen in die Ferne getragen worden.

Dazu kommt, dass der Hinweis Kretschmers auf das Wort „Pfeffer", dem Wundt das Wort „Sack" substituiert, weder in dem einen, noch in dem anderen Falle ein besonders glücklicher ist; denn bei beiden hat man es mit ausgesprochenen Handelswörtern zu tun, die unter historischen Verkehrsbedingungen zusammen mit der Ware, bezüglich ihrer Umhüllung, geschäftsmässig und bewusst von Volk zu Volk getragen wurden und so eine gemeinindogermanische Verbreitung erlangt haben. Dass dasselbe auch bei der grossen Masse der sogenannten urverwandten und meist ganz anders gearteten Kulturgleichungen unter den Verkehrsbedingungen der Urzeit möglich gewesen sei, sind durch nichts erwiesene, an sich höchst unwahrscheinliche Behauptungen der beiden Forscher. Wie unglaublich ihre Anschauungen *in concreto* aussehen, zeigen die Fälle, in denen sie gezwungen sind, ihre Theorien auf bestimmte Beispiele der Wortverbreitung anzuwenden. So schreckt Wundt davor zurück (p. 643), auch die Verbreitung der Verwandtschaftswörter aus seiner Entlehnungstheorie zu erklären. Sie, meint er, müssten doch wohl als „ursprüngliches Gemeingut" betrachtet werden. Also eine Gleichung wie scrt. *bhrā́tā* = griech. *φρήτηρ*, lat. *frāter* usw. „Bruder" ist nach ihm Erbgut, eine Gleichung aber, wie etwa scrt. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* usw. „Pferd", die die Spuren nicht minder alter Lautgesetze an sich trägt, Lehngut. Für Kretschmer ist die Behandlung der Wörter charakteristisch, die übereinstimmend im Italischen, Keltischen, Germanischen und Litu-Slavischen das Meer bezeichnen (p. 65). Da es zur Zeit seiner „Urheimat" (vgl. o. p. 128) noch keine Nord- und Ostsee gab, die erst in der postglazialen Periode hervortraten, so muss das Wort bei den Kelten (*mori*) aufgekommen sein, ursprünglich also den Atlantischen Ozean bezeichnet haben und von hier aus zu Germanen und Litauern gewandert sein, die vermutlich einer Benennung des Meeres bedurften, als sich die Nord- und Ostsee vor ihren Blicken auftaten. In Verlegenheit aber gerät er hinsichtlich der Italiker (lat. *mare*). Er möchte offenbar nicht gern sagen, dass auch das lat. Wort von den Küsten des Atlantischen Ozeans über die Alpen (denn am Meere sassen die Ligurer) von

Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm an die Küsten des tyrrhenischen Meeres gedrungen sei. So erklärt er p. 66 Anm., dass ihm unklar sei, wie sich lat. *mare* zu gall. *mori* lautlich und sachlich verhielte. Ist denn nun derartigen, wie mir scheint, ganz uferlosen Konstruktionen gegenüber die ältere Annahme nicht, schon als die einfachere, vorzuziehen, dass das indog. Urvolk oder wenigstens grosse Teile desselben an einem Meere sassen und dafür natürlich einen Namen hatten, der dann durch wandernde Scharen in neue Wohnsitze übertragen und auf dort vorgefundene, neue Meere oder Meeresteile angewendet wurde?

Je energischer wir aber die Versuche, den Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort zu verwischen, Versuche, die schon allzuviel Verwirrung[1]) angerichtet haben, zurückweisen, um so bereitwilliger können wir zugeben, dass es im einzelnen Falle oft sehr schwierig, ja unmöglich ist, zu beweisen, ob ein Erbwort oder Lehnwort vorliegt. Der Grund hierfür liegt teils in dem Umstand, dass Wörter aus einer Sprache in die andere in sehr frühen Sprachepochen entlehnt sein können, in denen auf dem entlehnenden Sprachgebiet wichtige, den Lautbestand der Sprache umgestaltende Gesetze, wie die deutsche Lautverschiebung, der Verlust des *p* im Irischen, der Übergang des intervokalen *s* in *r* im Lateinischen usw. noch nicht eingetreten waren. Indem nun der neue Ankömmling in den Mechanismus der einheimischen Lautgesetze hineingezogen wurde, konnte er sein fremdländisches Gepräge leicht ganz oder teilweis verlieren. Beispiele hierfür sind oben p. 139 angeführt worden. Auch ist unsere Kenntnis der Lautgesetze, die bei der Entscheidung zwischen Erbgut und Lehngut unser erstes Hilfsmittel sind, vielfach noch nicht tief und fein genug, um eine sichere Stellung zu ermöglichen. Ob z. B. lat. *rosa* aus griech. *ῥόδον*, *ῥοδέα* entlehnt oder mit ihm urverwandt ist, bleibt eine offene Frage. Endlich fehlen in gewissen Gleichungen, z. B. in dem Verhältnis von lat. *mālum* : griech. *μῆλον* „Apfel" solche lautliche Kriterien gänzlich, die uns zwingen würden, uns dahin oder dorthin zu entscheiden. Allein so zahlreich auch derartige Fälle sein mögen, sie können selbstverständlich nicht dazu dienen, den in hundert

1) Auf die widerspruchsvolle Stellung H. Hirts in dieser Frage hat mit Recht Symons Museum 1903 p. 110 Anm. hingewiesen.

und aber hundert Beispielen klar am Tage liegenden Unterschied zwischen Erbwörtern und Lehnwörtern illusorisch zu machen.

Über die Benutzung der letzteren für kulturhistorische Zwecke sind nun noch einige Bemerkungen zu machen.

Wir haben oben (vgl. p. 76) gesagt, dass ein in einer Sprache vorhandenes Lehnwort im allgemeinen den Schluss gestatte, dass auch der von ihm bezeichnete Begriff durch das betreffende Volk aus der Fremde entlehnt sei, und gewiss ist dies im grossen und ganzen richtig. Wie wir aus unseren Wörtern „Tabak", „Kartoffel", „Champagner" usw. ersehen, von wo oder durch welche Vermittlung diese wichtigen Kulturgegenstände uns überbracht worden sind, so lehren uns die aus lat. *murus* „Mauer" entlehnten irisch *múr*, ahd. *mûra*, *mûri*, neusl. *mir*, kleinruss. poln. *mur*, lit. *múras*, alb. *mur* usw., wer die Lehrmeister des nördlichen Europas im Stein- und Mauerbau gewesen sind. Oder so führt uns das lat. *mina* durch das griech. *μνᾶ* nicht nur bis zu dem hebräisch-assyrischen *maneh*, *mana*, von wo wieder das ägyptische *mn* ausgegangen ist, sondern bis in die vorsemitische Sprache Babylons, zu dem akkadischen *mana*, den Weg uns weisend, auf dem in grauer Vorzeit die Erfindung von Mass und Gewicht von Volk zu Volk sich Bahn gebrochen hat.

Trotzdem aber müssen wir uns erinnern, dass weder überall das Vorhandensein eines Lehnworts eine Entlehnung des Begriffs, noch eine Entlehnung des Begriffs allemal das Vorhandensein eines Lehnworts voraussetzt. Was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, so pflegen in Zeiten, in denen ein Volk starker kulturhistorischer Beeinflussung durch ein Nachbarvolk ausgesetzt ist, auch solche Wörter aus dem einen Sprachschatz in den andern übernommen zu werden, welche längst geläufige Dinge oder Begriffe bezeichnen.

Es kann die Mode entstehen, irgend einen Begriff mit einem fremdländischen, statt mit einem einheimischen Ausdruck zu bezeichnen, und gegen derartige Unsitten ist die Tätigkeit unserer Sprachvereine mit Recht gerichtet. Ich muss indessen gestehen, dass, je mehr und je genauer ich derartige Entlehnungsreihen in alten oder neueren Sprachen beobachte, ich in immer gesteigertem Masse zu der Erkenntnis komme, dass doch in der Mehrheit der Fälle die Entlehnung, wenn nicht auf die Einführung eines neuen Begriffes, so doch auf die irgend einer

neuen Nuance hinweist, die an dem betreffenden Begriffe haftet. Wenn wir unser „Pferd“ aus lat. *paraverēdus* oder unser „kaufen“ aus lat. *caupo*, oder wenn die Römer ihr *murtus* aus griech. *μύρτος* entlehnt haben, so folgt daraus nicht, dass die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern keine Pferde und keinen Handel gekannt hätten, oder dass die Myrte nicht in Italien einheimisch sein könne. Wohl aber dürfen wir aus diesen Entlehnungen schliessen, dass die Germanen die Bekanntschaft mit dem Postpferd (*paraverēdus*) und mit dem gewerbsmässigen Handelsmann (*caupo*) den Römern verdanken, und dass die veredelte Myrte hauptsächlich durch griechische Kulte in Italien verbreitet wurde. Bei nahen Völker- und Kulturberührungen pflegt es ferner zu geschehen, dass gewisse Benennungen unsittlicher Personen oder Verhältnisse von dem einen Volk aus dem Sprachschatz des anderen übernommen werden: Das phönizisch-hebräische *pîlegeš* „Buhle“ ist wahrscheinlich in das Griechische (*παλλακίς*) und in das Lateinische (*pelex*) eingedrungen, das griech. *πορνικός* in das armen. *pornik* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), das röm. *meretrix* in das irische *mertrech* (Windisch I. T. p. 687) und altengl. *miltestre*, ein romanisches **pûtâna* (it. *puttana*) in das Altnordische (*púta*) und Niederdeutsche (mndd. *pûte*), das germanische *huora* wahrscheinlich in das Slavische (*kurŭva*) usw. Die Finnen haben sogar drei Bezeichnungen des Freudenmädchens (*huora* : schwed. *hora*, *portto* : altn. *portkona*, *kurva* : slav. *kurŭva*) von ihren Nachbarn entlehnt. Trotzdem ist es natürlich nicht gestattet, aus diesem Tatbestand auf das einstmalige Nichtvorhandensein unerlaubter Geschlechtsverbindungen bei jenen Völkern zu schliessen. Wohl aber scheint mir in den angeführten Tatsachen das internationale Element (Mädchenhandel) deutlich zum Ausdruck zu kommen, das der Prostitution offenbar zu allen Zeiten angehaftet hat.

Ich habe neuerdings in den Wissensch. Beiheften des Allg. D. Sprachvereins Reihe IV, 1. Nov. 1903, 23. und 24. H. eine erste Übersicht über die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturhistorische Bedeutung gegeben. Diesen Aufsatz hat A. Brückner in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ 1904 H. 3 einer im ganzen zustimmenden Kritik unterzogen, es aber getadelt, dass ich in jener Arbeit auch so „nichtssagende“

Entlehnungen wie *počtámtŭ* „Postamt“ und *pakgduzŭ* „Packhaus“ angeführt habe. Ich kann ihm aber in der geringschätzigen Beurteilung solcher Wörter wie dieser beiden nicht folgen. Natürlich dürfen wir aus dem ersteren nicht schliessen, dass die Russen die Post erst von den Deutschen kennen gelernt haben. Woher vielmehr der älteste russische Postdienst stammt, zeigt das aus dem Tatarischen entlehnte russ. *jamŭ* „die Poststation“, *jamščíkŭ* „der Postbauer“ usw. (vgl. a. a. O. p. 108) auf das deutlichste an. Demgegenüber bringt das gerügte, aus dem Deutschen entlehnte *počtámtŭ* auf diesem kulturhistorisch wichtigen Gebiet die Abkehr der russischen Welt vom Osten und ihre Zukehr zum Westen, wie mir scheint, augenfällig zum Ausdruck. Auch *pakgduzŭ* „Packhaus“ (*pakgáuzny* „der Wächter“) ist ein durchaus volkstümliches Wort und weist mit zahlreichen Genossen auf die ungeheure Bedeutung hin, die der deutsche Handel während der letzten Jahrhunderte in Russland erlangt hat.

So ist das Lehnwort, was ja auch glücklicherweise im allgemeinen nicht verkannt wird, eine unerschöpfliche Quelle kulturhistorischer Erkenntnis, und es bleibt nur noch ein Wort über die oben berührte Möglichkeit zu sagen, dass die Sprache einen entlehnten Kulturbegriff aus eigenen Mitteln zu benennen unternimmt. Offenbar verhalten sich die verschiedenen Sprachen, vor die gleiche Aufgabe gestellt, fremdes Kulturkapital zum sprachlichen Ausdruck zu bringen, verschieden. Während die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee den kulturhistorisch wichtigen Sprachschatz ihrer Nachbarn, sozusagen mit Haut und Haaren verschlungen haben, während die nordeuropäischen Sprachen indog. Stammes aus den klassischen Sprachen, das Römische aus dem Griechischen ganze Wörterbücher voll Entlehnungen aufweisen, haben sich die Griechen selbst in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dem Orient gegenüber eigenartig und schöpferisch gezeigt. Während ihre Sprache in älterer Zeit nicht 100 deutlich nachweisbare Lehnwörter aus dem Semitischen enthält (nach A. Müller, vgl. oben p. 78), haben sie zur Bezeichnung ausländischer Dinge, wie es scheint, weit häufiger als andere Völker eigene und echt griechische Ausdrücke wie *ὕαινα* „Hyäne“ ( : *ὗς*), *ῥινοκέρως* „Rhinoceros“ ( : *ῥίς* u. *κέρας*) und viele andere gebildet, die dann gewöhnlich im griechischen Kleid durch das übrige Europa gewandert sind. Die Gründe dieses sowohl im einzelnen Fall als

auch im grossen und ganzen verschiedenartigen Verhaltens der Sprachen sind offenbar mannigfaltige. Der grössere oder geringere Grad geistiger Begabung oder kulturgeschichtlicher Entwicklung des empfangenden Teils, die plötzliche oder allmähliche und stete Einwirkung des gebenden Teils, der Umstand, ob ein neuer Kulturgegenstand zuerst in fremdem Land geschaut oder von Fremden in das eigene Land gebracht ward, alles das mögen Faktoren sein, die hierbei zu berücksichtigen sein werden. Jedenfalls verdienen diese Fragen, denen O. Weise in einem trefflichen Aufsatz „Wortentlehnung und Wortschöpfung" zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet hat (Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. XIII, 233 f.), eine eingehende Untersuchung.

---

VIII. Kapitel.

# Die kulturhistorische Begriffsentwicklung.

Kulturwandel und Bedeutungswandel. Das Merkmal oder die Zelle des Wortes. Lat. *pecunia.* Höhere und abstraktere Begriffsbildung: Gesellschaft, Kunst, Religion.

Allzusehr hat man bei der Erörterung der Frage, welche Dienste die Sprachwissenschaft der Altertumskunde zu leisten imstande sei, die sprachlichen Gleichungen, sei es nun die auf Urverwandtschaft, sei es die auf Entlehnung beruhenden, im Auge gehabt. Und doch war dies schwerlich die Meinung J. Grimms, wenn er (vgl. oben p. 8) sagte, dass der Geschichte von seiten der Sprache das Bett stärker aufgeschüttelt werden könnte. Ihm schien vielmehr der gesamte Wortschatz einer Sprache der Spiegel, aus dem uns die kulturgeschichtliche Entwicklung eines Volkes entgegenblicke. Und in der Tat, wenn man bedenkt, dass jede der tausendfachen Neuerwerbungen auf dem Gebiete der äusseren oder inneren Kultur eines Volkes irgendwie nach einem sprachlichen Ausdruck drängt, und andererseits die Sprache so gut wie niemals neue Wurzeln und Stämme schafft und immerhin nur verhältnismässig selten zur Bezeichnung eines Neuerwerbs sich eines der im vorigen Kapitel besprochenen Entlehnungen bedient, so erhellt, dass jene Kulturveränderungen zumeist an den Sprachveränderungen des vorhandenen und einheimischen Wortschatzes zum Ausdruck kommen müssen und also an ihnen studiert werden können. Es ist das grosse Kapitel des Bedeutungswandels, das somit den Kulturhistoriker interessiert, und das er gleichsam von rückwärts zu lesen hat, um an der Hand der historischen Überlieferung und, wo diese abbricht, an der Hand der etymologischen Forschung die Stationen festzustellen, die die kulturhistorisch bedeutsamen Wörter — und welchem Worte wohnte nicht schliesslich irgend eine kulturhistorische Bedeutung bei? — durchlaufen haben. Auf diesem Wege rück-

wärts schreitend, wird er schliesslich bei demjenigen ankommen, was man als die „Zelle" oder das „Merkmal" eines Wortes bezeichnen kann, d. h. bei derjenigen dominierenden Vorstellung, welche einem Begriff seine sprachliche Bezeichnung gegeben hat. Man kann sich diesen Prozess und seine kulturgeschichtliche Bedeutung gut an der Geschichte des lat. *pecunia* deutlich machen, das oft, z. B. von Wundt Völkerpsychologie I², 2, 460, zu diesem Zwecke gebraucht worden ist, freilich ohne dass man seinen Weg weiter als über einige seiner letzten Stationen verfolgt hätte. Das lateinische Wort bedeutet bekanntlich „Geld", „Vermögen", und die Römer der klassischen Zeit haben sich darunter schwerlich etwas anderes als Gold und Silber vorgestellt. Ursprünglich aber bezeichnete das Wort, wie wir aus der Vergleichung mit *pecus* und *pecudes* = scrt. *páçu*, got. *faihu* usw. „Vieh" ersehen, soviel wie „Viehherde". Der Bedeutungswandel von „Viehherde" zu „Geld" erklärt sich, „weil der bewegliche Besitz des Römers in ältester Zeit zum grössten Teil in Vieh bestand, und das Vieh die allgemeine Tauschware im Handel war. Als später an die Stelle des Tauschverkehrs der Geldverkehr trat, ging der Name des allgemein gebrauchten Tauschobjekts auf das gemünzte Geld über." Soweit Wundt über die Bedeutungsgeschichte unseres Wortes, die er leider abbricht da, wo sie gerade am interessantesten wird. Es lässt sich nämlich unschwer zeigen (vgl. mein Reallexikon u. Schaf und dazu Osthoff Parerga I, 215 ff.), dass die älteste Bedeutung dieser Wortsippe nicht „Vieh, Viehherde", sondern vielmehr „Schaf, Schafherde" (vgl. altn. *fǽr*, kurd. *pez*, osset. *fus* „Schaf") war. Wir werden damit in eine Zeit zurückgeführt, in der, wie es bei nomadischen oder halbnomadischen Völkern der Fall zu sein pflegt, der Hauptbesitz der Indogermanen an Vieh in Schafen, nicht etwa in Rindern bestand, eine Voraussetzung, unter der allein der Bedeutungsübergang von „Schaf" in „Vieh" sich erklärt. Auch hiermit sind wir aber noch nicht am Anfang unserer Entwicklungsreihe angekommen. Noch älter als „Schaf" ist nämlich bei unserer Wortsippe die Bedeutung „Wolle, Vliess": griech. *πέκος* „Vliess" = lat. *pecus*, zu verbinden mit griech. *πέκω* = lit. *peszù* „ich raufe, zupfe", wobei man zweifelhaft sein kann, wie in allen ähnlichen Fällen, ob der Verbalbegriff dem Nominalbegriff oder der Nominalbegriff dem Verbalbegriff vorausging,

oder ob beide von jeher gleichzeitig an demselben Stamme *pek-x* hafteten. So gewinnen wir die an kulturhistorischen Ausblicken reiche Entwicklungsreihe: „Wolle" (ausraufen), Wollträger = „Schaf", dann „Vieh", „Geld". An derartigem kulturhistorischen Material ist jedes etymologische Wörterbuch der indog. Einzelsprachen überreich. Es gilt die einzelnen Fälle zu sammeln und nach kulturhistorischen Rubriken zu ordnen, wie ich es in meinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (oben p. 51) zum ersten Mal versucht habe. Freilich sind die Bedeutungsübergänge, um die es sich hierbei handelt, wenn man sie vom psychologischen Standpunkt betrachtet, untereinander keineswegs gleichartig. Es ist offenbar etwas anderes, wenn ein Wort, das „Wolle" bedeutet, wie wir soeben sahen, die Bedeutung von „Schaf" („Wollträger", vgl. etwa 1000 „Gewehre" = Gewehrträger) annimmt, und wenn dasselbe Wort dann im Sinne von „Vieh" und später von „Geld" gebraucht wird. Es ist auch etwas anderes, wenn z. B. häufig neue Metallnamen durch Adjektiva bezeichnet werden, die auf das schon früher vorhandene indog. **aios* (scrt. *áyas* = lat. *aes*) „Kupfer" bezogen werden (scrt. *hiraṇya* „Gold", eigentlich „gelbglänzendes" sc. *áyas*) und wieder etwas anderes, wenn z. B. das spätere Glas zufolge der Ähnlichkeit nach dem früheren Bernstein (*glêsum*) benannt wird usw. Ordnung in die *rudis indigestaque moles* des Bedeutungswandels zu bringen, hat zuletzt W. Wundt in seiner Völkerpsychologie (vgl. dazu B. Delbrück Grundfragen Kap. VIII) versucht. Glücklicherweise brauchen uns diese Fragen aber hier nicht zu beschäftigen. Es genügt für unsere Zwecke vollkommen, zu sehen, dass die Assoziationen, auf denen nach Wundt jeder Bedeutungswandel beruht, in sehr vielen Fällen entweder die Folge kulturhistorischer Veränderungen sind oder sonst in irgend einer Weise ein kulturhistorisches Interesse darbieten.

Man könnte einwenden, dass der Bedeutungswandel, der somit den Kulturwandel zu begleiten pflegt, uns oft nichts neues lehren könne, da wir über den letzteren auch auf anderem Wege unterrichtet seien, und da in zeitlicher Hinsicht natürlich überall die Kulturveränderung der Sprachveränderung vorausginge, die letztere nur eine ausschliesslich den Linguisten interessierende Begleiterscheinung des ersteren darstelle. Der Linguist könne also nur von dem Kulturforscher, der Kulturforscher aber nicht

von dem Linguisten lernen. Und in der Tat werden wir im folgenden Kapitel auf einige der materiellen Kulturentwicklung entnommene Beispiele hinweisen, bei denen derartigen Einwendungen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Gerade derartige Fälle aber, sollte ich meinen, sind aufs beste geeignet, die Berechtigung der auf den Bedeutungswandel gegründeten Schlüsse auch für solche Gebiete der kulturgeschichtlichen Entwicklung nachzuweisen, bei denen eine sachliche, d. h. aus der historischen Überlieferung geschöpfte Beweisführung ganz oder nahezu ganz versagt, also auf dem Gebiete der höheren und abstrakteren Begriffsbildung, wie sie z. B. die Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens, der Künste, der religiösen Vorstellungen usw. erzeugt. Diesen Sphären sollen daher im Folgenden noch einige weitere Beispiele für die kulturgeschichtliche Bedeutung der sprachlichen Begriffsentwicklung entnommen werden.

Die Gesellschaftsordnung der Urzeit beruhte auf verwandtschaftlichen Verbänden, die man als Grossfamilien oder Sippen bezeichnen kann, und deren urverwandte Namen soviel wie „Niederlassung“, Versammlung“, „Erzeugung“ „Bruderschaft“ usw. bedeuten (vgl. mein Reallexikon p. 778). Von nicht geringerer Bedeutung für das Verständnis jener alten Organisationen sind aber auch zahlreiche Ausdrücke für dieselben, die sich auf die einzelnen indog. Sprachen beschränken. So das lat. *prôsâpia* „Sippschaft“, „Geschlecht“ (vgl. Osthoff Beiträge XX, 93; Archiv f. Religionsw. VIII, 2). Es weist, als vom lat. *sôpio* = scrt. *sâpas* „penis“ abgeleitet, deutlicher als vieles andere, auf die uralt-agnatische Struktur der lateinischen Gens, d. h. auf das Glied des Stammvaters, nicht etwa auf den Schoss einer Stammesmutter hin. So das griechische *καδεστάς*, in Kreta „Blutsfreunde bei Männern und Frauen“ (vgl. Verf. I. F. XVII, 18). Es bezeichnet ursprünglich so viel wie „Fürsorgegenossenschaft“ besonders mit Rücksicht auf die Totenbestattung und rückt die Bedeutung des Ahnenkultus, als einer der vornehmsten Aufgaben der alten Familienverbände, in das rechte Licht. So der germanische Stamm **hîwa* (got. *heiwa-fraujis* „Hausherr“). Er gehört zu scrt. *çivá, çêvá* „lieb“ und kennzeichnet die Familie als „Verband der Freunde“. Der gleiche Bedeutungsübergang zeigt sich in ahd. *wini* „Freund“ = ir. *fine* „Grossfamilie“. Überhaupt kann man sich in alten Zeiten den Begriff

der Freundschaft nur in Zusammenhang mit dem der Verwandtschaft denken, indem jeder, der ausserhalb der Sippe und des Stammes steht, als lat. *hostis* = got. *gasts*, altsl. *gosti* „Feind, Fremder" gilt. Nur dadurch kann der letztere zum „Gast" werden, dass er für eine gewisse Zeit in einen Familienverband eintritt, was sich wiederum in Wortreihen wie lit. *swēczias* aus **svet-jas* „Gast" : griech. *ἔτης* „Angehöriger" und lit. *wiészēti* „zu Gaste sein" von *wiécz-* = griech. *οἶκος*, lat. *vīcus* aufs deutlichste abspiegelt. Zu dem oben genannten scrt. *çivá* „lieb" gehört auch lat. *cīvis*, dessen Bedeutungsentwicklung sich daher folgendermassen darstellt: der „Liebe", der „Verwandte" — dann (nach Aufgang des alten Geschlechterstaats in der politischen Staatsgemeinschaft) der „Bürger", „Mitbürger". Und noch ein weiterer wichtiger Begriff findet in der Zugehörigkeit zu einem Sippenverband seine Erklärung, der der politischen Freiheit. „Frei" ist in der grossen Mehrzahl der indog. Sprachen, wer zum Stamme (vgl. aw. *âzâta* : *zan* „gebären", eigentl. „*ingenuus*", griech. *ἐλεύθερος* : ahd. *liut* „Volk"), oder — in demselben Sinne — wer zu den „Lieben" (vgl. got. *freis* : scrt. *priyá* „lieb", cymr. *rhydd* „frei") gehört, eine Vorstellung, geboren ohne Zweifel in solchen Epochen der Urgeschichte, in denen indogermanische mit nichtindogermanischen, vielfach zu Sklaven herabgedrückten Völkerbestandteilen zusammenstiessen (vgl. oben p. 151). So öffnen sich auf Schritt und Tritt Ausblicke in die Anschauungswelt längst vergangener Zeiten, über die wir ohne die Sprachwissenschaft nichts, aber auch gar nichts wissen würden. Dies hat mit Rücksicht auf die ja ebenfalls aus dem gesellschaftlichen Leben erspriessenden sittlichen Ideen schon F. Nietzsche scharf erkannt, als er in seiner Genealogie der Moral zur Stellung einer Preisaufgabe aufforderte: „Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?" Leider ist aber von zuverlässigen Vorarbeiten für die Lösung einer solchen Aufgabe noch so gut wie gar nichts zu nennen. Eine Ausnahme macht Osthoffs schöner Aufsatz „Eiche und Treue" in den Et. Parerga I, 98 ff.

Auf dem Gebiete der Kunst will ich auf die Terminologie des Singens und Tanzens sowie auf diejenige der Farben verweisen. Hinsichtlich des ersteren Punktes lässt sich zeigen,

dass es urverwandte Ausdrücke für Singen und Tanzen nicht gibt, dass sich vielmehr erst in den Einzelsprachen besondere Bezeichnungen des Singens aus Wörtern für Schreien oder emphatisches Reden (z. B. got. *saggws* : *siggwan* = griech. ὀμφή „Stimme, besonders die der Götter, also die laute Stimme") und besondere Bezeichnungen des Tanzens aus Wörtern für leidenschaftliche oder feierliche Bewegung (z. B. lat. *saltare* : lat. *salio* = griech. ἅλλομαι „springe") entwickelt haben (vgl. mein Reallexikon u. Dichtkunst, Dichter und u. Tanz). Ich möchte glauben, dass auch in diesem Falle in der Sprache die Entstehungsgeschichte des Gesangs und Tanzes deutlich vor uns liegt, und dass namentlich bei dem ersteren eine exaktere Terminologie erst nötig wurde, nachdem die Erfindung und das Vorbild musikalischer, die Rede oder das Geschrei begleitender Instrumente diesen die für den Gesang charakteristischen Eigenschaften, wie Qualität oder Timbre, Weite und Wechsel der Intervalle usw. eingeprägt, oder, soweit sie schon vorhanden waren, erhöht hatte.

Bei den Farbenbezeichnungen sind es namentlich zwei Erscheinungen, die eine Erklärung fordern, nämlich einmal der Umstand, dass dieselben Wortstämme sehr häufig ganz verschiedene Farben bezeichnen, z. B. die Ableitungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* bald „gelb" (lat. *helvus*, *fulvus*, *flâvus* = ahd. *gelo*), bald „grün" (altsl. *zelenŭ*) oder der Stamm **melino* bald „schwarz" (scrt. *malina*, griech. μέλας), bald „blau" (lit. *mėlynas*), bald „gelb" (cymr. *melyn*), und zweitens die Tatsache, dass eigentlich nur eine Farbe, nämlich das Rot (scrt. *rudhirá*, griech. ἐρυθρός, lat. *ruber*, altsl. *rŭdrŭ*, lit. *raudūnas*, ir. *rúad*, got. *rauds*) bei allen oder nahezu allen Indogermanen dieselbe feste Bezeichnung hat. Man hat hieraus auf eine allmähliche Entwicklung des Farbensinns bei den Indogermanen geschlossen, und eine grosse Literatur[1]) hat sich über diese Frage

1) Vgl. O. Weise Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen B. Beitr. z. Kunde der indog. Spr. II, 273 ff. Andere sprachwissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand findet sich bei L. Geiger Über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung (Zur Entwicklungsgeschichte d. Menschheit 1871 p. 45 ff.), A. Bacmeister Keltische Briefe 1874 p. 112 ff., Pole *Colour blindness in relation to the homeric expressions for colour*, *Nature* 1878 p. 676, H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes 1879 p. 224, Grant Allen Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur

für und wider angehäuft. Im allgemeinen dürfte man gegenwärtig die Vorstellung, als ob die Indogermanen ganz oder teilweis farbenblind gewesen seien, aufgegeben haben. In der Tat möchte ich glauben, dass hiervon keine Rede sein kann, und dass die Indogermanen vielmehr im Gegenteil sehr zahlreiche Farbenbezeichnungen besessen haben, nur dass diese, abgesehen von gewissen Ausdrücken für hell und dunkel, in der Mehrzahl der Fälle nur spezielle Farbentöne oder Farbennuancen, und zwar meist mit Beziehung auf ein bestimmtes diese Färbung tragendes Objekt zum Ausdruck brachten. So dürften die Ableitungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* ursprünglich nur das gelblich-grüne der jungen Saat (z. B. griech. *χλόη* „Gras"), der Stamm **melino* nur die undefinierbare Färbung eines blauen Flecks am Körper (altpr. *melne*), der Ausdruck scrt. *pṛ́çni* = griech. *περκνός* nur das Getüpfelte wie es in der Farbe des Rehs (griech. *πρόξ*) oder auch der Forelle (ahd. *forhana*) zutage tritt, bezeichnet haben. Dabei kann man wiederum zweifelhaft sein, ob zuerst die Farbenbezeichnung oder der Name des gefärbten Objekts da waren, wenn auch die Analogie neuerer Farbenausdrücke wie „orange", „violett", „purpur" usw. (vgl. Wundt a. a. O. p. 543) für letzteres spricht. Die weitere, schon in der Urzeit anhebende, besonders aber auf dem Boden der Einzelsprachen verlaufende Entwicklung ist nun auf die Herausbildung allgemeiner Farbenbezeichnungen wie unser „rot", „gelb", „grün", „blau" gerichtet, ein Prozess, bei dem man sich naturgemäss mit Vorliebe jener ältesten Ausdrücke für bestimmte Farbennuancen bedient, die man jedoch bei ihrem oft vieldeutigen und schillernden Charakter nicht immer in gleicher Weise verwendete. So kommt es, dass die Bildungen von den Wurzeln *ĝhel* und *ghel* in den einen Sprachen mehr das gelb, in den andern mehr das grün bezeichnen, oder dass **melino* hier schwarz, dort blau und wieder wo anders gelb ausdrückt. Dass in unserem „rot", welches nach einer freilich nicht sicheren Deutung die spezielle Färbung des Kupfers (lat. *raudus*, altn. *raudi*, slav. *ruda*) bezeichnet haben könnte, wohl sich zuerst ein solcher allgemeiner

---

vergleichenden Psychologie. Mit einer Einleitung von Dr. E. Krause. Leipzig 1880. Vgl. auch E. Veckenstedt Geschichte der griechischen Farbenlehre 1888 sowie W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 543 ff. und ganz neuerdings W. Schultz Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. Leipzig 1904.

Farbenname festgesetzt hat, wird in der Beliebtheit dieser ja selbst auf gewisse Tiere wirkenden Farbe bei primitiven Völkern seinen Grund haben. Noch heute sind z. B. bei den Russen die Ausdrücke für „schön“ (*krasivy*) und „rot“ (*krásnyj*) von demselben Stamme abgeleitet.

Von grösster Bedeutung endlich sind Begriffsentwicklungen wie die hier versuchten auf dem Gebiete der Religionsgeschichte. Als die Überlieferung anhebt, stehen auf den einzelnen Völkergebieten grosse Göttergestalten wie Agni, Indra, Varuna oder Apollo, Hermes, Athene oder Saturnus, Janus, Ceres oder Wuotan, Saxnot, Tanfana in grosser Anzahl beinah fix und fertig vor uns. Und doch müssen sie alle eine vieltausendjährige Geschichte durchgemacht haben, vor der derjenige Forscher, welcher sich allein auf die geschichtliche Überlieferung stützt, sich verzweifelt abkehrt. Nur die Fäden der Sprache führen in jene grauen Zeiten zurück. Freilich hat auch die Sprachforschung hier lange genug geirrt, indem sie in der Mehrzahl jener Göttergestalten bereits indogermanische Gebilde mit urindogermanischen Namen nachzuweisen hoffte. Es ist eine für die Religionsgeschichte fruchtbare Erkenntnis, dass die Ursprünge jener einzelvolklichen Götter meist auch auf dem Boden der Einzelsprachen zu suchen und hier nach der „Zelle“ ihres Wesens zu forschen sei. Auf diesem Wege enthüllt sich *Ἀπέλλων* als „der von der Hürde“ (*ἀπέλλα*, nach Robert), *Ἑρμείας* ist nichts als „der vom Steinhaufen“ (*ἕρμα*, ebenfalls nach Robert), lak. *Πηρεφόνεια*, Persephoneia ist „die Spelttöterin“[1]) (*φῆρον · ἡ τῶν ἀρχαίων θεῶν τροφή*, vgl. mein Reallexikon p. 870 f.), *Janus* ist der Türgott (so zuletzt Wissowa), *Volcanus* (**volca* = scrt. *ulkấ*) „der vom Feuerbrand“ usw. Es steht zu hoffen, dass das tiefe Dunkel, das zur Zeit noch über den meisten mythologischen Namen lagert, sich so, wenigstens teilweis, allmählich lichten wird. Aber auch die Terminologie der allgemeinen religionsgeschichtlichen Begriffe wie Gott und Schicksal, Traum und Tod, Opfer und Gebet usw. müsste gesammelt und entwicklungsgeschichtlich untersucht werden, wie ich dies teils in meinem Reallexikon, teils in einer grösseren Abhandlung über Arische Religion in J. Hastings demnächst erscheinenden *Dictionary of Religion* zu tun versucht habe.

1) Beistimmung bei J. Hoops Waldbäume u. Kulturpflanzen p. 360.

## IX. Kapitel.

# Sprach- und Sachforschung.

**Zusammenfassung der Bedenken gegen die einseitige Benutzung der Sprachwissenschaft zu urgeschichtlichen Rekonstruktionen. Realien und Institutionen. Die prähistorische Archäologie. Die „oberirdische" Urgeschichte. Kongruenz der Sach- und Sprachentwicklung. Institutionenvergleichung. Versuch einer Methodik derselben. Die vergleichende Völkerkunde.**

Die sprachgeschichtlichen Erörterungen, die uns im bisherigen beschäftigt haben, hatten den ausschliesslichen Zweck, etwas über die Geschichte der Sachen zu ermitteln, auf die sie sich bezogen. Wie sollte es möglich sein, bei einem solchen Beginnen, die Sachen selbst, um die es sich handelt, ausser acht zu lassen? Wird der Maler, der das Bildnis eines Menschen zu entwerfen beabsichtigt, sich auf Photographien beschränken, wenn er des Menschen selbst habhaft werden kann? In der Tat darf in unserem realitätenfrohen Zeitalter die Vorstellung Früherer, als ob es möglich sei, die vorgeschichtliche Entwicklung der Völker unseres Stammes ausschliesslich auf sprachlichen Gleichungen aufzubauen, für aufgegeben gelten. Auch haben wir ja genugsam gesehen, wie die Sprachwissenschaft, soviel kulturhistorischen Gewinn wir ihrer besonnenen Benutzung verdanken, doch uns bei der Entscheidung wichtiger Fragen nicht selten im Stiche lässt. Zwar haben wir gesehen, dass an der Unterscheidung von Erb- und Lehnwörtern im Prinzip durchaus festgehalten werden muss; allein es lässt sich doch nicht leugnen, dass einerseits die urverwandten Gleichungen nicht immer in dieselbe Epoche vorgeschichtlicher Entwicklung zurückzuführen und für das ganze vorgeschichtliche Kulturgebiet gegolten zu haben brauchen, so dass

dem Ausdruck „indogermanisch" immer etwas dehnbares und nicht scharf definierbares innewohnen wird, und dass andererseits der Zweifel, ob eine etymologische Entsprechung auf Urverwandtschaft oder alter Entlehnung beruhe, oft in wichtigen Fällen nicht beseitigt werden kann.

Auch bleiben wir nicht selten im unklaren darüber, ob eine in Wurzel- und Suffixsilben identische Wortreihe wirklich auf ein einheitliches Prototyp zurückgeht, oder ob die Übereinstimmung nicht durch gleiche Sprachvorgänge erst innerhalb des Lebens der einzelnen Sprachen erzeugt worden ist. Ist aber nun auch eine Gleichung derart, dass wir mit Recht das Vorhandensein irgend eines bestimmten Wortes in der Ursprache folgern zu können glauben, so erhebt sich aufs neue die Frage, welches die urzeitliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sei, und gerade hier zeigt sich die Sprachwissenschaft besonders häufig ausserstande, eine befriedigende Antwort zu geben.

Es wird sich nun zeigen, dass in zahlreichen Fällen die Vereinigung von Sprach- und Sachforschung zu wesentlich sichereren Ergebnissen führt, als dies allein mit Hilfe der Sprachforschung möglich ist, indem einerseits die Sachforschung bedeutsame Fehlerquellen der Sprachforschung verschliesst, andererseits aber diese wieder zahlreiche Mängel, die, wie wir noch sehen werden, der Sachforschung ihrer Natur nach anhaften, ausgleicht.

Wir wenden uns damit den Altertümern selbst zu, die wir zur besseren Übersicht in Realien und Institutionen einteilen wollen. Dabei werden wir unter „Realien" die meist in natura uns bekannt gewordenen Sachen, unter „Institutionen" die im wesentlichen nur durch schriftliche oder mündliche Überlieferung uns zugänglichen Bräuche des Rechtes, der Sitte und des Glaubens verstehen.

Am unmittelbarsten berührt sich hinsichtlich der ersteren mit der linguistischen Paläontologie diejenige Wissenschaft, die die Hinterlassenschaft vergangener Zeiten selbst aus dem Erdboden hervorholt, die prähistorische Archäologie. Aus einer Gleichung wie scrt. *carú* = ir. *core*, altn. *hverr* „Topf, Kessel" oder scrt. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* „Pferd" oder griech. *μελίνη* = lat. *milium*, lit. *malnos* „Hirse" schliessen wir, dass Töpfe, Pferde und Hirse schon den Indogermanen bekannt waren. Der Prähistoriker bietet uns, ohne dass irgend ein Schluss-

verfahren notwendig wäre, Topfscherben, Pferdeknochen und Hirsekörner längst vergangener Zeiten selbst dar, an denen wir nun studieren können, wie die ältesten Töpfe hergestellt wurden, und wie sie aussahen, ob die Pferdeknochen auf das wilde oder gezähmte Tier hinweisen, zu welcher Hirsengattung die aufgefundenen Körner gehören, alles Dinge, über die wir durch die Sprache so gut wie nichts erfahren. Befindet sich so die Prähistorie durch diese Unmittelbarkeit ihrer Wahrnehmungen in einem unleugbaren Vorteil gegenüber der Sprachwissenschaft, so ist sogleich auf einen erheblichen Mangel derselben hinzuweisen. Die angeführten Gleichungen, so viel oder so wenig sie aussagen mögen, berichten doch in jedem Fall etwas über kulturhistorische Zusammenhänge indogermanischer Völker, der prähistorische Fund aber steht, in je ältere Zeit er zurückgeht, in um so höherem Grad zunächst ausserhalb aller ethnologischen Verhältnisse.

Es ist daher seit der ersten Auflage dieses Buches mein Bestreben darauf gerichtet gewesen, die Ergebnisse der linguistischen und archäologischen Paläontologie in Beziehung zueinander zu setzen. Die Prähistoriker unterscheiden in der Urgeschichte unseres Erdteils bekanntlich zunächst eine paläolithische Epoche oder ältere Steinzeit, in der der Mensch noch keinen Ackerbau und keine Viehzucht, keine Tongefässe und keinen Hüttenbau kannte, sondern als Jäger seinen Unterhalt suchte, in Höhlen und unter Felsen wohnte und seine Waffen und Werkzeuge nur aus Stein und lediglich durch Zuschlagen des Rohmaterials herstellte. Von dieser paläolithischen Zeit durch eine breite, bis jetzt kaum überbrückbare Kluft (Hiatus) getrennt, ist die neolithische oder jüngere Steinzeit[1]. Jetzt ist der Mensch Ackerbauer und Viehzüchter, er spinnt und webt, formt Gefässe, baut Hütten. Seine Waffen und Werkzeuge sind noch vorwiegend aus Stein, den er aber jetzt zu schärfen und durch Formung zu verschönen versteht. Auch die ersten Sachen aus reinem, d. h. unvermischtem Kupfer treten in Gestalt von Beilen, Pfriemen, Dolchen jetzt auf. An diese neolithische Zeit

1) Die Frage, ob die neolithische Kultur Europas sich allmählich aus der paläolithischen entwickelt hat, oder ob die erstere durch neue Völkereinwanderungen unserem Erdteil zugeführt worden ist, harrt noch der Entscheidung, und ein halbwegs gesichertes Resultat liegt noch in keiner Weise vor.

schliesst sich, allmählich in die historischen Epochen übergehend, das Zeitalter der Bronze und das des Eisens an, beide zugleich mit neuen Haustieren und Kulturpflanzen, mit neuen Waffen und Werkzeugen. Es kann nun, wie mir scheint, als ein gesichertes Ergebnis der Sprach- und Sachvergleichung betrachtet werden, dass diejenige Kultur, die aus den urverwandten indog. Gleichungen zu uns spricht, in allen wesentlichen Punkten mit der zweiten der oben genannten prähistorischen Epochen, d. h. mit der jüngeren Steinzeit, insonderheit mit ihrer letzten durch den Besitz des Kupfers ausgezeichneten Phase übereinstimmt[1]). Ist dies aber richtig, so erhalten wir ein Recht, unsere oft sehr allgemeinen und lückenhaften, auf sprachliche Gleichungen gegründeten Erkenntnisse mit Hilfe der Urgeschichte zu verfeinern und zu ergänzen. Die Gleichung scrt. *hamsá* = lat. *anser*, ahd. *gans* lehrt uns, dass die Gans den Indogermanen bekannt war, die Urgeschichte, dass sie damals noch ein wildes Tier war; die Gleichung scrt. *dyas* = lat. *aes*, got. *aiz* bezeugt die Bekanntschaft der Indogermanen mit einem Nutzmetall, die Urgeschichte macht es wahrscheinlich, dass dieses Nutzmetall das Kupfer war usw. Wenn wir so zu der Ansicht gelangen, dass das, was wir „indogermanische Urzeit“ oder „Zeit der vorhistorischen Zusammenhänge der indogermanischen Völker“ nennen, sich innerhalb der neolithischen Kulturperiode abgespielt hat, wodurch der weite Begriff „Indogermanisch“ (vgl. oben 174 f.) zugleich eine gewisse zeitliche Begrenzung erhält, so darf man doch diesen Satz keineswegs umkehren und alles, was in Europa neolithisch ist, als indogermanisch in Anspruch nehmen. Vielleicht gelingt es einmal, innerhalb des weiten Begriffs der jüngeren Steinzeit, an der Hand sachlicher Kriterien bestimmte ethnische Gruppen der Altertümer zu unterscheiden und eine derselben den Indogermanen zuzuweisen. Aber zur Zeit sind wir von diesem Ziel noch weit entfernt, und nur bei den der Geschichte am nächsten liegenden Altertümern kann man mit einiger Sicherheit ethnische Grundlagen bestimmen und z. B. von slavischen oder keltischen Funden sprechen. Wie sehr die kühnen Konstruktionen Muchs und

1) Vgl. darüber näheres in meinem Reallexikon p. XXIII f. Seine Zustimmung äussert jetzt auch M. Winternitz, Beilage z. Allg. Z. 1903, Nr. 239 p. 140. Vgl. auch M. Kříž Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit Mährens, Steinitz 1903 p. 521 ff.

Kossinnas[1]) (oben p. 117 ff.) über das zur Zeit erreichbare hinausgehen, braucht daher nicht noch einmal gesagt zu werden. Auch der Gedanke R. Forrers, die Verbreitung der „Hockersitte“, d. h. der Sitte, die Toten in Hockerstellung zu beerdigen (Achmim-Studien I, Strassburg 1901, p. 52), mit dem Verbreitungsgebiet der Indogermanen zu identifizieren, scheint mir noch nicht ausreichend begründet. Zuerst müsste doch, ehe man zu derartigen Versuchen zurückkehrte, das ganze in frühhistorischer Zeit von Indogermanen besetzte Gebiet archäologisch durchforscht sein, ehe man sich die Frage vorlegen könnte, was von den auf diesem zutage getretenen Altertümern etwa als spezieller und charakteristischer Besitz gerade der Indogermanen in Anspruch genommen werden könnte. Wie wenig aber ist z. B. zur Zeit noch von der Urgeschichte des Ostens, besonders Russlands bekannt, oder das, was in dieser Beziehung durch russische Forscher in russischen Werken niedergelegt ist, in den Besitz der deutschen Wissenschaft übergegangen![2])

Unberührt hiervon bleibt die hohe Bedeutung der Urgeschichte für das Verständnis und die Entwicklungsgeschichte der Realien, und es kommt dabei wenig darauf an, ob die Denkmäler, an denen wir die Vorzeit studieren, immer aus dem Schosse der Erde selbst entnommen sind; denn es gibt auch eine oberirdische Urgeschichte, die nicht die Tiefen der Erde, sondern die von der grossen Heerstrasse der Zivilisation abgelegenen Winkel der indog. Welt nach Altertümern durchforscht und in der Hütte des russischen, galizischen oder serbischen Bauern oft Zustände und Einrichtungen entdeckt, die von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, ein treues Bild der Urzeit in der Gegenwart uns enthüllen.

Es ist, wie ich glaube, ein erheblicher Fortschritt der etymologischen Forschung, dass sie mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen ist, dass die genaue Kenntnis der Realien unentbehrlich für den Sprachforscher sei. Besonders ist es das Verdienst R. Meringers in Graz, durch eine Reihe vortreff-

---

1) Ganz in unserem Sinne spricht sich jetzt auch Karl Helm (Hessische Blätter für Volkskunde Bd. III, H. 1, p. 4) über die Arbeiten der genannten beiden Gelehrten aus. Vgl. auch A. Fick in B. B. 29, 228 ff.

2) Wichtig in dieser Beziehung sind die Referate L. Stiedas aus der russischen Literatur im Archiv für Anthropologie (passim).

licher Aufsätze[1]) auf die Bedeutung dieses auch meinem ganzen Reallexikon zugrunde liegenden Gedankens mit allem Nachdruck hingewiesen zu haben. Vielleicht ist es erlaubt, aus einem Briefe des genannten Gelehrten die Mitteilung zu machen, dass er in Graz den Anfang zur Errichtung eines Museums für Indogermanische Altertumskunde gemacht hat.

Einige Beispiele mögen von dieser Kongruenz der sprachlichen und sachlichen Entwicklung Zeugnis ablegen.

Wir beginnen mit dem ahd. *want* „die Wand", das zunächst rein lautlich betrachtet, eine Nominalbildung zu *wintan* „winden" (Wand = „gewundenes") darstellt; aber noch F. Kluge in der VI. Auflage seines Et. W. bemerkt, dass eine solche Zusammenstellung keinen vernünftigen Sinn ergebe. Das ist nun, wie wir jetzt wissen, nicht richtig. Wir erkennen jetzt, dass die althochdeutsche Wortbildung in einer Zeit wurzelt, in der man die Wände der Häuser lediglich aus Flechtwerk (vgl. got. *wandus* „Rute"), das man mit Lehm bewarf, herstellte, so dass die Wand also wirklich etwas „gewundenes" war. Daher kann man noch im Angelsächsischen geradezu sagen „eine Wand *windan*" (wie lat. *texere*), und im Russischen heisst der Zimmermann noch heute *plótnikŭ* von *plesti* „flechten", eigentlich „der Flechter".

Ein ähnliches sachliches Interesse bieten z. B. die beiden russischen Wörter *oknó* „das Fenster" und *mostavája* „das Pflaster". Das erstere bedeutet eigentlich „Auge" (vgl. lat. *oculus*), und dieser Begriff kehrt auch in anderen Bezeichnungen des Fensters, z. B. im got. *auga-daúrô* wieder. Man meinte nun früher, dass das Fenster mit einer Art poetischer Metapher als „Auge" des Hauses bezeichnet worden sei. Meringer zeigt dagegen, dass vielmehr sowohl das alte geflochtene wie auch das aus Blockstämmen gezimmerte Haus ihrer Konstruktion nach augenförmige Fenster hatten und haben mussten, dass somit got. *auga-daúrô* soviel wie „Tür von der Gestalt eines Auges" be-

---

1) Etymologien zum geflochtenen Haus, Festgabe für Heinzel p. 173, Die Stellung des Bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat, Sitzungsb. d. Kais. Ak. d. W. in Wien, phil.-hist. Kl. CXLIV, Wien 1901, Wörter und Sachen I. F. XVI, 101 ff., XVII, 100 ff. Doch möchte ich mich natürlich nicht im einzelnen mit allen von Meringer vorgetragenen Etymologien einverstanden erklären.

zeichnete, russ. *oknó* aber von der äusseren Ähnlichkeit des Fensters mit einem Auge benannt worden ist. Russ. *mostavdja* ist das gewöhnliche Wort für das Strassenpflaster. Ursprünglich aber bedeutete es „die mit Brettern (russ. *mostŭ* „Brücke“, klruss. *pomôst* „Diele“) überdeckte“ sc. Strasse. Kann man sich eine bessere sprachliche Illustration zu dem denken, was A. Brückner Die Europäisierung Russlands p. 106 über die Wege des alten Russland berichtet: „Manche Strassen waren mit Brettern belegt, der Strassenkot war so arg, wie er in den Dörfern Russlands zu gewissen Jahreszeiten sich auch jetzt noch vorfindet. In Moskau half man sich vor ein paar Jahrhunderten wie heute noch in den Dörfern mit über die Strasse gelegten Brettern“ (vgl. hierzu auch Ewers Ältestes Recht der Russen p. 65 und Meringer Z. f. d. östr. Gymn. 1903 H. 3 p. 16 Anm. 1 sowie die Nachträge).

Man könnte sagen, dass in Fällen wie den angeführten, die Sprachwissenschaft im Grunde nur bestätige, was wir auch auf andere Weise wüssten, und im vorigen Kapitel ist gesagt worden, dass dies in gewissem Sinne richtig sei. Allein auf der anderen Seite ist doch zu bedenken, dass die sprachlichen Vorgänge, ganz abgesehen davon, dass sie den Vorzug haben, auf speziell indogermanische Verhältnisse hinzuweisen, den ihnen zugrunde liegenden kulturhistorischen Tatsachen oft eine erhöhte und allgemeinere Bedeutung geben, als sie ihnen sonst innewohnt. Dass zahlreiche Völker einstmals in unterirdischen Wohnungen hausten, wissen wir durch Funde und historische Nachrichten, und von den Germanen berichtet Tacitus Germania Kap. 16 wenigstens soviel, dass sie als Zufluchtsstätte für den Winter und als Behälter für Früchte *subterranei specus* eröffnet hätten. Wie viel grösser, als aus diesen Worten hervorgeht, muss aber die Bedeutung dieser Wohnungsart auf germanischem Boden gewesen sein, wenn wir bedenken, dass ein weitverbreitetes altgermanisches Wort für Haus **kufa, *kuba* (altn. *kofi* „Hütte“ etc.), das sogar der altgermanischen Benennung des Hausgeistes **kuba-walda* (mhd. *kobolt*) zugrunde liegt, wie nach meinem Vorgang jetzt allgemein angenommen wird, dem griech. *γύπα* „die unterirdische Wohnung“ genau entspricht.

Es hat also keinen erheblichen Zweck, die Frage breitzutreten, ob hier mehr die Sprachforschung, dort mehr die Sachforschung der allgemeinen Aufgabe kulturhistorischer Auf-

klärung besser dient. Beide sind aufeinander angewiesen und müssen gemeinsam an die Arbeit gehen.

Wir wenden uns nunmehr dem weit schwierigeren Kapitel der Institutionenvergleichung zu, d. h. der Vergleichung der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, die wir bei den indog. Völkern auf dem Gebiete des Rechts, der Gesellschaft, des Glaubens finden, und für deren Kenntnis wir fast ausschliesslich auf Überlieferung angewiesen sind. Bei der Benutzung dieser Überlieferung haben natürlich zunächst die allgemeinen Grundsätze historischer Quellenkritik zu gelten. Gleichwohl würde es nicht unwichtig sein, eine Reihe hierhergehöriger, für die Urgeschichte besonders wichtiger Fragen — wie die „Inwieweit muss von den Nachrichten der Griechen und Römer über die europäischen Nordvölker die zweifellos im Altertum hervortretende Tendenz, die bei jenen Völkern vorgefundenen Zustände zu idealisieren[1], in Abzug gebracht werden?" oder „Welcher Wert ist bei der Rekonstruktion der Urzeit der Sagenwelt, die vielfach andere kulturhistorische Verhältnisse als die älteste geschichtliche Zeit voraussetzt, beizumessen?" oder „Inwieweit darf die Literatur[2]) eines bestimmten Zeitalters als der Spiegel seiner Kultur betrachtet werden?" und anderes hier zu erörtern, wenn dies nicht bei weitem den solchen methodologischen Erörterungen hier zustehenden Raum überschreiten und von unserer eigentlichen Kernfrage zu weit abseits führen würde.

Diese Kernfrage lautet: „Was folgt daraus, wenn wir einund dieselbe Institution bei allen oder mehreren der indog. Völker wiederkehren sehen?" Auf den ersten Blick bieten sich drei verschiedene Möglichkeiten einer Erklärung dieser Tatsache dar: die betreffende Institution kann erstens in die indog. Urzeit zurückgehen und von den einzelnen indog. Völkern in ihre historischen Wohnsitze mitgebracht worden sein; sie kann zweitens später, als die einzelnen indog. Völker schon in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sein, und sie kann drittens selbständig auf den einzelnen Völkergebieten aus einer gewissen gleichen Beanlagung

1) Vgl. A. Riese Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Literatur (Frankfurt a. M. 1875).

2) Vgl. Richard M. Meyer Archiv f. Kulturgeschichte, herausg. von Steinhausen, III, 2. p. 239.

des menschlichen Geistes entstanden sein (vgl. auch oben p. 122).

Haben wir Mittel, um zu entscheiden, welche von diesen an sich möglichen drei Erklärungen in jedem einzelnen Falle anzuwenden ist? Da ist denn zunächst zu sagen, dass wir in der Erörterung dieser wichtigen Fragen überhaupt noch in den Anfängen stehen, und dass erst allmählich die Herausbildung gewisser methodischer Grundsätze zu erhoffen ist. Keinesfalls aber werden sich jemals derartig feststehende und allgemein giltige Regeln ermitteln lassen, dass nach ihnen jeder einzelne Fall in gleicher Weise beurteilt werden könnte. So verwickelt und vieldeutig sind vielmehr die Verhältnisse, um die es sich hierbei handelt, und so sehr wird immer das Einzelne vom Ganzen und das Ganze wieder vom Einzelnen sein Licht erhalten, dass im Grunde jeder Fall seine eigene Regel haben wird.

Immerhin möchte ich glauben, dass schon jetzt eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte sich geltend machen lassen. Zunächst wird nämlich eine Übereinstimmung auf dem Gebiete der Institutionen dann die Gewähr indog. Herkunft an sich tragen, wenn zugleich sprachliche Kriterien in ihr enthalten sind, die auf dieselbe hinweisen. So habe ich in meinem Reallexikon u. Brautkauf den Satz aufgestellt, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Tatsachen: a) sachliche: Die Kaufehe ist bei allen indog. Völkern im Beginn ihrer Überlieferung noch nachweisbar, und erst allmählich tritt an die Stelle des Kaufs eines Mädchens ihre Ausstattung mit einer Mitgift, b) sprachliche: 1. Zahlreiche Wörter für die Mitgift sind aus alten Bezeichnungen des Kaufpreises hervorgegangen, z. B. griech. *ἕδνον*. 2. Es gibt auf mehreren Sprachgebieten Ausdrücke für den Kaufpreis, die dadurch den Eindruck hohen Altertums hervorrufen, dass der Verbalstamm, zu dem sie gehören, auf dem betreffenden Sprachgebiet selbst nicht mehr besteht, z. B. lit. *krieno* : scrt. *krīṇā́mi* = griech. *πρίαμαι* „ich kaufe“. 3. In der von unsern ersten Grammatikern und Etymologen (J. Schmidt, K. Brugmann, F. Kluge u. a.) aufgestellten Gleichung griech. *ἕδνον* = ahd. *wituma* liegt eine indog. Bezeichnung des Kaufpreises selbst vor.

Gegen diese, wie mir scheint, demnach wohlbegründete Annahme, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe,

hat sich in neuerer Zeit ein jüngerer, wohlunterrichteter Gelehrter, E. Hermann, in einer besonderen Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indog. Völkern (Wiss. Beilage zum XXI. Progr. der Hansa-Schule zu Bergedorf bei Hamburg 1903/04) gewendet, die in folgenden Sätzen gipfelt: „Es erhebt sich nunmehr die Frage, wie alt die Sitte des Brautkaufs bei den indog. Völkern sein mag. Dass unser Material nicht ausreicht, sie bestimmt zu beantworten, mag folgende Überlegung zeigen. Nehmen wir einmal an, die Überlieferungen der verschiedenen indog. Völker begännen alle erst in der Zeit, in welcher die Kaufehe nicht mehr üblich war, und die Braut schon eine Mitgift erhielt. Dann könnte ein Gelehrter in Jahrhunderten etwa folgenden Schluss ziehen: 'Die Mitgift erscheint bei allen indog. Völkern bereits zu Beginn ihrer Überlieferung; die Mitgift ist also schon urindog. gewesen; eine Stütze erhält der Schluss durch den erhaltenen urindog. Stamm für Mitgift: agls. *weotuma* [slav. *véno*], griech. *ἕδνα*.' Diese Schlussfolgerung wäre, wie wir wissen, verkehrt" usw. Er fügt dann auf Grund dieser Überlegung die Mahnung hinzu, dass „die indog. Altertumskunde sich hüten müsse, voreilig Schlüsse zu ziehn". Mir scheinen aber vielmehr die Einwendungen des Verf. zu einer anderen Warnung Veranlassung zu geben. Es dürfte doch einigermassen bedenklich sein, eine wissenschaftliche Annahme dadurch zu bekämpfen, dass man sich die Beweisgründe, auf denen dieselbe beruht, einfach hinwegdenkt und sich dann ausmalt, welche Fehlschlüsse wir ohne das Vorhandensein dieser Beweisgründe etwa ziehen würden. Diese Skepsis scheint mir denn doch noch über diejenige P. Kretschmers (vgl. oben p. 51), in dessen Bahnen E. Hermann im übrigen wandelt, hinauszugehen und die Warnung, die in Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 91, N. F. LV, 83) offenbar mit Rücksicht auf den ersteren ausgesprochen wird: „In der übergrossen Skepsis, die auf diesem, wie auf anderen Forschungsgebieten in den letzten Dezennien des XIX. Jahrhunderts sich bemerklich machte, lässt sich ein Nachlassen der wissenschaftlichen Kraft gegenüber den grossen geistigen Errungenschaften aus der ersten Hälfte und der Mitte des Jahrhunderts erkennen", für den letzteren besonders beherzigenswert zu machen.

Glücklicher scheint mir E. Hermann in seinen methodischen Erwägungen der indog. Hochzeitsbräuche (I. F. XVII,

373 ff.) zu sein. In der Tat dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe wir imstande sein werden, ein indog. Hochzeitszeremoniell zu rekonstruieren, und E. H. hätte nicht verschweigen sollen, dass das in meinem Reallexikon u. Heirat zusammengestellte Material lediglich auf eine Reihe von Punkten hinweisen sollte, „bei denen die Übereinstimmung innerhalb der indog. Völkerwelt eine so weitgehende ist, dass sie zu ihrer Erklärung die Annahme einer gemeinsamen historischen Grundlage zu fordern scheint". Über solche Zusammenstellungen des Gleichen oder Ähnlichen werden wir ja vorläufig in vielen Fällen überhaupt nicht hinauskommen. Jedenfalls aber sind sie die Vorbedingungen für alle weiteren Erörterungen, bei denen, wie gesagt, immer die Berücksichtigung der sprachlichen Tatsachen eine wichtige Rolle wird spielen müssen. So wird die Sitte der Brautverhüllung schon deshalb auf indog. Boden sehr alt sein, weil das lat. *nubo* „ich heirate" auf diese in historischer Zeit längst vergessene Grundbedeutung zurückgeht. Dasselbe gilt von der hochzeitlichen Zeremonie der Handergreifung, weil nur unter ihrer Herrschaft der uralte Übergang des germanischen *munt* = lat. *manus* von der Bedeutung „Hand" zu der von „Schutz oder Gewalt über ein Mädchen" sich erklärt. Dasselbe gilt auch von dem Brauche der Heimführung, da die Ableitungen von der Wurzel *vedh*, eigentl. „führen" in zahlreichen indog. Sprachen übereinstimmend zur Bezeichnung der gesetzlichen und feierlichen Verheiratung verwendet werden usw.

Nun werden freilich oft genug solche linguistische Leitsterne bei der Vergleichung der Institutionen fehlen, und wir also bei der Entscheidung für eine der drei oben genannten Möglichkeiten auf sachliche Kriterien angewiesen sein. Gerade hier wird alles von dem grossen Zusammenhang abhängen, in dem sich die einzelne Erscheinung befindet. Im allgemeinen aber wird man behaupten dürfen, dass weniger solche Institutionen, die sozusagen, mit Haut und Haar, bei den einzelnen indog. Völkern übereinstimmen und gerade dadurch den Verdacht späterer Entlehnung wachrufen, den besten Anspruch auf die Zuerkennung indog. Herkunft haben, als vielmehr solche, die als organisches Ganze sich nur noch bei den in ihrer kulturhistorischen Entwicklung zurückgebliebenen Völkern, wie Slaven und Litauern, finden, bei den kulturgeschichtlich fortgeschrittenen hingegen nur

noch in mehr oder weniger zusammenhanglosen Spuren vorhanden sind[1]. So hat z. B. E. Rohde in seinem ausgezeichneten Buche Psyche auf zahlreiche in der griechischen Überlieferung erhaltene Züge eines uralten Totendienstes hingewiesen, die, so wie sie uns im klassischen Altertum erhalten sind, zusammenhanglos und unverständlich erscheinen. Es lässt sich nun unschwer zeigen, dass diese, zusammen mit verwandten bei Indern, Römern, Germanen usw. begegnenden Erscheinungen sich in ein zusammenhängendes und wohl verständliches System des Totendienstes einfügen, das fast unverändert noch in der Gegenwart auf weissrussischem Boden nachweisbar ist (vgl. darüber meine Abhandlung über Arische Religion in *Hastings Dictionary of Religion*). In diesen Zusammenhang gehört ferner eine kleine Arbeit von mir „Totenhochzeit, ein Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte" (Jena 1904), in der ich die attische Sitte, auf dem Grabe der Unverheirateten eine *λουτροφόρος* aufzustellen, auf komparativem Wege zu erklären versucht habe. Wie kam man darauf, auf dem Grabe von Hagestolzen diejenige Art von Wasserkrügen aufzustellen, in der man sonst am Tage oder Vorabend der Hochzeit den Neuvermählten das Wasser zum Brautbad herbeitrug? Die in der genannten Schrift gegebene Antwort lautet: Es ist der Überrest einer bei den slavischen und, wie ich jetzt durch Zeugnisse belegen kann, auch bei den germanischen Völkern (vgl. Hessler Hessische Landes- und Volkskunde II, 152) nachweisbaren Sitte, an den Gräbern Unverheirateter eine förmliche Scheinhochzeit aufzuführen, die ihrerseits wieder eine noch ältere, bei den heidnischen Russen bezeugte Gewohnheit verdrängt hat, dem toten Junggesellen ein wirkliches Mädchen ins Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben. Wenn nun eine solche Erklärung auch nicht als unumstösslich sicher gelten kann, namentlich so lange es noch nicht gelungen

1) Über diesen hauptsächlich von V. Hehn (oben p. 35) vertretenen Standpunkt, der von Forschern wie B. Leist (oben p. 49) nicht immer eingehalten wird, habe ich ausführlich in der Vorrede zu meinem Reallexikon p. XXVII f. gehandelt, worauf ich, um Wiederholungen zu vermeiden, hiermit verweise. Mit dem, was Hirt I. F. Anz. XIII p. 8 hiergegen bemerkt, dass nämlich der Standpunkt beider zu billigen sei, indem der „eine hinauf, der andere hinunter blicke", ist natürlich wenig anzufangen. Hirt wird hoffentlich nun bald zeigen, wohin er blickt.

ist, auf griechischem Boden noch weitere Züge einer solchen Scheinhochzeit nachzuweisen, so glaube ich doch, dass sie die bei weitem wahrscheinlichste von den bisher abgegebenen ist, weil sie den Kernpunkt der ganzen Frage: das Brautbad auf dem Hagestolzengrab, mit einem Schlag erklärt[1]).

Derartigen Zügen höchsten Altertums gegenüber stellt z. B. eine andere Hochzeitssitte, die der noch einige Zeit nach der Hochzeit geübten Enthaltsamkeit vom Beischlaf (Reallexikon p. 360), aus inneren Kriterien wahrscheinlich eine spätere, vielfach wohl erst durch das Christentum verbreitete Einrichtung dar, eine Annahme, bei der ich mich diesmal in erfreulicher Übereinstimmung mit E. Hermann (I. F. XVII, 385) befinde.

Ich verzweifle also keineswegs daran, dass es mit der Zeit immer mehr gelingen wird, indogermanische Institutionen auch

---

1) Wenn sich Paul Stengel (Wochenschrift f. klass. Phil. 1905 Nr. 18) durch meine Ausführungen nicht überzeugt fühlt, so ist dies natürlich sein gutes Recht. Wenn er aber die Sitte der Lutrophorenaufstellung wiederum, wie schon Frühere, aus der im Altertum bezeugten Gewohnheit, allen Toten am oder im Grabe ein Bad aufzustellen, ableitet, einer Gewohnheit übrigens, die auch bei den Litauern ähnlich wiederkehrt (vgl. *Lasicius De diis Samagitarum* p. 50: *Iisdem feriis mortuos e tumulis ad balneum et epulas invitant totidemque sedilia, mantilia, indusia, quot invitati fuerunt, in tugurio eam ad rem praeparato ponunt, mensam cibo, potu onerant*), so finde ich, dass auch er über die ihm bei seiner Ansicht obliegende Erklärung, warum die Lutrophorenaufstellung in Attika auf die Gräber von Unverheirateten beschränkt worden sei, mit einer ziemlich nichtssagenden Bemerkung hinweggleitet. — Auch was P. Stengel a. a. O. über die Opferung der Polyxene am Grabe des Achilleus, die ich als sagenhaftes Beispiel einer griechischen Totenhochzeit aufgeführt hatte, sagt, vermag keine Instanz gegen meine Ausführungen zu bilden. Natürlich wurde P. geopfert, um die μῆνις des Achilleus durch die Weihung eines γέρας zu beschwichtigen; aber dieses γέρας ist und bleibt ein Mädchen, und Achilleus ist ein Hagestolz. Wenn schliesslich Stengel einen Beweis dafür fordert, dass „irgendwann und irgendwo auch der hingeschiedenen Jungfrau ein Jüngling geopfert worden sei, während die Lutrophoros doch ebensogut auf dem Grabe von Mädchen stand“, so ist dies eine Forderung von etwas ganz undenkbarem, und der Kritiker ist sich dabei nicht der grundverschiedenen Stellung von Mann und Weib in der Urzeit bewusst gewesen. In milderen Zeiten aber stand natürlich nichts im Wege, wie bei der germanisch-slavischen Scheinhochzeit, so auch bei der Aufstellung der Lutrophore Jüngling und Jungfrau gleich zu bedenken.

auf rein sachlichem Wege zu ermitteln. Nur muss man sich dabei von der seltsamen Vorstellung frei machen, dass eine solche indog. Institution, d. h. eine von den Indogermanen zur Zeit vorhistorischer Zusammenhänge getroffene Einrichtung durchaus etwas speziell indogermanisches, d. h. etwas ausschliesslich den Indogermanen eigentümliches vorstellen müsse. Am unzweideutigsten finde ich diese Anschauung von W. Streitberg im Lit. Zentralblatt 1902 Nr. 50 ausgesprochen: „Die Hauptschwierigkeit“, heisst es hier, „liegt heute für uns darin, dass das Bild der indog. Kultur der individuellen Züge fast ganz beraubt ist. Denn immer klarer und schärfer sehen wir, wie die indog. Stämme im Bannkreis der vorderasiatisch-ägyptischen Kultur stehen, wenn auch fern von ihren Brennpunkten, nur in der Peripherie ihrer Machtsphäre. Wäre es uns aber überhaupt möglich, diese uralten Einflüsse zu eliminieren, so wäre damit nicht allzuviel gewonnen; es bliebe eine mehr oder minder grosse Masse von Zügen übrig, die einer ganzen Zahl primitiver Völker gemeinsam zu sein scheinen, deren Ausgangspunkt und Wanderungsbahnen wir aber vielleicht niemals ermitteln können. Es ist daher im Grunde genommen unrichtig, der Sprachverwandtschaft zu Liebe eine Isolierung vorzunehmen und von einer „indogermanischen“ Kultur zu reden, die es streng genommen gar nicht gibt.“ In dieser Auseinandersetzung, bei der sich der Verf. schwerlich bewusst gewesen ist, dass er mit ihr die eine Hälfte des Programms der von ihm selbst mitherausgegebenen Z. für indogermanische Sprach- und Altertumskunde (vgl. oben p. 50) hinfällig machen würde, scheint mir die Grundlinie der ganzen Frage verrückt zu sein. Was wollen wir eigentlich? Von dem Begriff der indog. Ursprache (Kap. I) müssen wir, wie in Kap. II gezeigt ist, auf die Existenz eines indog. Urvolks schliessen. Dieses indog. Urvolk muss eine höhere oder niedere Kultur besessen haben. Diese wollen und können wir mit Hilfe der Sprach- und Sachvergleichung erschliessen. Inwiefern, frage ich, kann es uns hierbei stören, wenn wir erkennen, dass eine der so als indog. erwiesenen Institutionen und Realien, z. B. das Kupfer, schon in der Urzeit aus vorderasiatisch-ägyptischem Kulturkreis entlehnt wurde, oder wenn wir wahrnehmen, dass derselbe Kulturgegenstand oder dieselbe Institution, etwa der Brautkauf oder der Ahnenkultus, auch bei anderen Völkern vorkommen?

Wenn wir aus ahd. *muniz* und agls. *mynet* ein altgermanisches **muniti* „Münze“ erschliessen, das schon vor der Auswanderung der Angelsachsen bestanden haben muss, wird dieser Schluss durch die Erkenntnis hinfällig, dass dieses **muniti* selbst erst aus dem Lateinischen (*monêta*) entlehnt ist? Oder wenn wir aus den romanischen Sprachen uns ein Bild vom Gesamtwörterschatz „der römischen Vulgärsprache mit seinen auf die nächstliegenden Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen sich beziehenden Benennungen machen können“ (Gröber), ist dieses Bild trügerisch, weil dieselben Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen auch bei anderen Völkern, etwa bei den Griechen, wiederkehren? Was heisst überhaupt „individueller Zug“? Ist es kein individueller, d. h. für die Indogermanen charakteristischer Zug, wenn wir erkennen, dass sie ausser den Seelen der Verstorbenen den Himmel und die Elemente verehrten, wenn wir sehen, dass eine ausgeprägte Vaterfamilie verbunden mit Vielweiberei den Grundpfeiler ihrer Familienordnung bildete, wenn wir wissen, dass ihre Viehzucht Pferd und Kuh, Schaf, Ziege und Hund, aber noch nicht Katze, Esel und Maultier umschloss usw.? Liegen denn bei anderen Völkerfamilien, z. B. bei den Semiten oder Finnen oder Turko-Tataren bereits genügende Untersuchungen vor, die uns befähigten, der indogermanischen ein Bild der semitischen, finnischen oder turko-tatarischen Urkultur gegenüberzustellen und so uns schon jetzt ein Urteil über das Individuelle oder nicht Individuelle der indog. Kultur zu erlauben?

Allein man sieht ja, worauf dies alles hinausläuft. Die indog. Altertumskunde, die sich mit breiten Füssen auf den historisch-kohärenten und darum festen Boden der indog. Völkerwelt stellt, soll aufgegeben werden zugunsten derjenigen blendenden und populären Wissenschaft, die von den Steppen Asiens in die Urwälder Amerikas und von den Urwäldern Amerikas in die Sandwüsten Afrikas schweift, um, wie man sich ausdrückt, „allgemeine Entwicklungsstufen der Menschheit“ zu ermitteln. Ich will den Wert des auf diese Weise durch die vergleichende Völkerkunde zusammengebrachten Materials auch für die Beurteilung der indog. Altertümer nicht gering schätzen. Wogegen ich mich sträube, ist, dass man die so erzielten wirklichen oder vermeintlichen Ergebnisse auch dann auf die indog. Völker über-

trägt, wenn unzweideutige Tatsachen gegen eine solche Übertragung sprechen, oder wenn man die indog. Altertumskunde zur Erörterung von Problemen anregen will, die mit ihr durchaus nichts zu tun haben. Wiederum ist es W. Streitberg, gegen den ich mich wenden muss. Dieser tadelt es a. a. O., dass ich in meinem Reallexikon aus der ethnographischen Literatur nur Einzelheiten aufgeführt habe, statt den Geist dieser Werke, wie er sich ausdrückt, auf mich wirken zu lassen. „Ed. Hahns wertvolles Buch über die Haustiere, seine Skizze über Demeter und Baubo sind nicht im entferntesten erschöpft. Wäre dies der Fall, so hätten die wichtigen Artikel über Ackerbau und Viehzucht ein wesentlich anderes Aussehen erhalten.“ Wir sind daher verpflichtet, uns diese beiden Werke mit Rücksicht auf den Wert, den sie für die indog. Altertumskunde haben können, etwas näher anzusehen. Ein Grundgedanke des erstgenannten Hahnschen Buches über die Haustiere beruht in dem auf den eben geschilderten Pfaden der Vergleichenden Völkerkunde gewonnenen Satz, dass die älteste Wirtschaftsform des Menschen ein sogenannter „Hackbau“ gewesen sei, d. h. eine Agrikultur, die nur mit der Hacke arbeitete und von den Getreidearten nur die Hirse kannte[1].

---

1) Leider steht es mit der Begründung dieses Satzes durch die Urgeschichte sehr schlecht. Ed. Hahn beruft sich in Demeter und Baubo p. 9 hierfür auf die Schrift Oswald Heers Pflanzen der Pfahlbauten (Zürich 1865). Nach Ed. Hahn verdankten wir nämlich O. Heer die Erkenntnis, „dass eine unserer Getreidearten (die Hirse) bereits vor der Einführung des Pflugs und vor der allgemeinen Verbreitung des Rindes als Zugtier von den ältesten Bewohnern der Pfahlbauten auf Feldern gebaut wurde, die nur mit der Hacke bestellt waren“. „Es handelt sich hier darum, dass die Hirse zu einer Zeit auftaucht, in der von Rind und Pflug noch nicht die Rede ist. Diese Entdeckung (Heers) widersprach aber dem Schema und wurde wohl deshalb vernachlässigt.“ Hierbei sind aber die Angaben Heers durch Ed. Hahn in ganz unzulässiger Weise beschnitten und aufgebauscht worden; denn erstens weiss jeder, was von Heer natürlich auch nicht geleugnet wird, dass das Hausrind schon in den ältesten Pfahlbauten bekannt war, zweitens würde genau dasselbe, was Hahn von der Hirse behauptet, auch von den ebenso früh in den Pfahlbauten nachweisbaren Weizen- und Gerstearten gelten, und drittens äussert sich Heer über die Frage der damals gebrauchten Ackerbaugeräte p. 7 nur in folgender äusserst vorsichtigen Weise: „Über die Werkzeuge, mit welchen das Feld bestellt wurde, wissen wir leider wenig .... Den Pflug scheinen

Auf diesen Satz hatte ich, als möglicherweise für die indog. Altertumskunde wichtig, bereits in einer ausführlichen Rezension des Hahnschen Buches (Zentralbl. f. Anthrop. etc. 1898 p. 26) hingewiesen und habe auch in meinem Reallexikon p. 11 gewisse sprachliche Tatsachen als vielleicht — mehr kann man keinesfalls sagen — so erklärlich besprochen. Hinsichtlich dieses Buches ist der Vorwurf Streitbergs also solange ungerechtfertigt, als er mir nicht nachweist, dass dasselbe noch andere für die indog. Altertumskunde wichtige und von mir nicht berücksichtigte, gesicherte Erkenntnisse enthält. Ich komme nun zu „Demeter und Baubo“, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues von Ed. Hahn (Lübeck, Selbstverlag des Verfassers, 1896?). „Es war einmal eine Zeit“, so kann man etwa den Inhalt dieses wunderlichen Büchleins zusammenfassen, „da gab es nur wilde Rinder mit grossen Hörnern, die die Menschen an die Hörner ihres vielverehrten Mondes erinnerten. Solche Rinder opferte man daher dem Monde und fing sie, um sie immer zur Hand zu haben, ein. So wurden sie allmählich gezähmt. Es war ferner einmal eine Zeit, da gab es auch noch keine Wagen, wohl aber Spinnwirtel mit einer Scheibe, die der grossen Mutter der Natur und der Zeugung heilig waren. Zwei oder vier solcher Spinnwirtel verband man nun durch eine Achse und erhielt so zuerst einen ganz kleinen niedlichen Götterwagen, nach dessen Muster später grosse gebaut wurden, die, von Ochsen gezogen, die Göttin zum Tempel fuhren. So entstand der Wagen. Es war endlich einmal eine Zeit, da gab es auch noch keinen Pflug, wohl aber Ochsen und die Hacke, die eine überraschende Ähnlichkeit mit einem aufgerichteten Phallus hatte. Der Ochse aber war der heilige Diener der grossen Erdmutter. Diese wollte man zur Fruchtbarkeit zwingen. Darum spannte man den Ochsen vor die Hacke. So entstand aus Ochse und Hacke der Pflug.“ Nun gebe ich ja zu, dass dies alles im allerhöchsten Grade geistreich und wahrscheinlich sei. Gewiss, es kann gar nicht anders gewesen sein. Aber ich möchte doch W. Streitberg fragen, was dies alles mit der indog. Altertumskunde zu tun hat, die zu einer Zeit einsetzt, als Hausrind, Wagen und Pflug längst bekannt

sie nicht angewendet zu haben. Der Boden wurde wahrscheinlich durch scheibenförmige, in der Mitte mit einem Stiel versehene Schaufeln und durch aus Hirschhorn gefertigte Kärste . . . umgegraben.“

waren und muss es ihm überlassen, „den Geist derartiger Werke auf seine Auffassungsweise weiter wirken zu lassen".

Welche Verwirrungen in den Anschauungen der Indogermanisten das durch die vergleichende Völkerkunde an mehreren Stellen der Erde nachgewiesene Mutterrecht, von dem man allzuschnell annahm, dass es auch bei den Indogermanen gegolten haben müsse, angerichtet hat, habe ich an dem Beispiel Hirts in meinem Reallexikon p. XXXIV gezeigt. Wie schwer es aber ist, sich von der Wirkung derartiger durch die vergleichende Völkerkunde in die Kulturgeschichte geworfener Schlagwörter frei zu machen, mögen zum Schluss zwei in methodologischer Hinsicht sehr lehrreiche Stellen zeigen, die sich in W. Wundts Völkerpsychologie I [2], 2, 536 f. u. 643 finden. Wundt weist zunächst mit Recht darauf hin, dass der Bedeutungswandel der Wörter auf bestimmte geschichtliche Bedingungen zurückgeführt werden könne: „So beruht der Wechsel gewisser Verwandtschaftsbezeichnungen sichtlich auf Veränderungen in dem Leben und den Rechtsverhältnissen der Familie, die in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. In dieser Zeit bezeichnet der Schwager nur den Bruder der Frau, der Oheim den Bruder der Mutter (*avunculus*), im Gegensatz zum Vatersbruder oder Vetter (*patruus*), der anfänglich von den andern Angehörigen der väterlichen Sippe nicht unterschieden wird. Diese Bevorzugung des Mutterbruders durch die Sprache lässt sich aber kaum anders denn als eine Nachwirkung des alten Mutterrechts deuten, auf dessen einstige Geltung auch für die germanischen Stämme gerade diese Verwandtschaftsnamen hinweisen. Dem entspricht es, dass jene Unterscheidung dahinschwand, als die Sitte die Verwandten beider Ehegatten in gleiche Ferne rückte: Schwager und Oheim wurden nun auf die entsprechenden Verwandtschaftsglieder beider Seiten ausgedehnt, der Vetter aber ging — darin blieb eine Nachwirkung der früheren Stufe erhalten — auf entferntere männliche Verwandte überhaupt über." An der zweiten Stelle (p. 643) wird über die angebliche Unsicherheit kulturhistorischer Schlüsse aus dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wörtern (vgl. schon oben p. 164) gesprochen. Nur die Verwandtschaftswörter wiesen auf das Bestehen einer gewissen Familienorganisation in der Urzeit hin. „Doch sobald man nun von diesen Namen auf die Organisation der Familie oder auf

sonstige Sitten zurückgehen will, so versagen die Zeugnisse. So ist vor allem die charakteristische Stellung des Mutterbruders, wie sie bei vielen der westlichen Indogermanen in Sitte und Überlieferung zweifellos vorhanden war, als kein ursprünglich gemeinsamer Besitz nachzuweisen. Da aber andererseits der Vaterbruder (*patruus*) bei den verschiedenen Völkern in seiner Bedeutung zwischen dem engeren Begriff und dem weiteren eines männlichen Verwandten überhaupt schwankt, so zerfliesst auch dieses Bild der urindogermanischen Familienorganisation völlig ins unbestimmte.“ Leider sind nun aber die sprachlichen Tatsachen, auf die sich diese Ausführungen stützen, fast durchweg irrig aufgefasst. Es ist nicht richtig, dass Schwager ursprünglich nur den Bruder der Frau bezeichnet habe. Dieses übrigens späte Wort war vielmehr von Haus aus eine Kollektivbezeichnung für Heiratsverwandte jeder Art. In dem heutigen Gebrauch des Wortes liegt daher keine Erweiterung, sondern vielmehr eine Einschränkung der ursprünglichen Bedeutung vor (vgl. meinen Aufsatz Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den indog. Völkern I. F. XVII, 11 ff.). Es ist ferner nicht richtig, dass das Wort Vetter ursprünglich alle Angehörigen der väterlichen Sippe bezeichnet habe. Ahd. *fetiro* = scrt. *pitŕvya*, griech. *πάτρως*, lat. *patruus* war vielmehr in der Ursprache eine feste Bezeichnung des Vaterbruders, die im Deutschen erst verhältnismässig spät (vgl. I. F. XVII, 15) die gegenwärtige Bedeutung angenommen hat. In dieser können daher nicht die Spuren einer früheren allgemeineren Bedeutung des Wortes erhalten sein, und die Bedeutungsgeschichte des Wortes Vetter kann in keiner Weise darauf hindeuten, „dass in die matriarchalische Ordnung zugleich die ursprüngliche „Männergesellschaft“ hineinreichte“ (p. 537[1]). Gegenüber dem indog. Ausdruck für Vaterbruder „lässt sich eine gemeinsame Urform für die Namen des mütterlichen Oheims nicht erschliessen“ (Delbrück Verwandtschaftsnamen p. 123), was aufs beste zu meiner Annahme stimmt, dass der letztere in der Urzeit, die eben ganz und gar unter Herrschaft des Vaterrechts stand, noch keine Rolle gespielt habe. Endlich ist auch der Gebrauch des Wortes Oheim für das alte *fetiro* „Vaterbruder“ (ebenso wie für Neffe) ein ganz später. So sehr sehen wir also Wundt unter dem Einfluss der durch die vergleichende Völkerkunde verbreiteten Mutterrechtstheorien

stehen, dass er die klar und deutlich für ein ursprüngliches Vaterrecht zeugenden, von Delbrück und mir beigebrachten sprachlichen Tatsachen erst fälschlich umdeutet, und dann wieder auf Grund dieser fälschlichen Deutungen ungünstige Schlüsse auf die Beweiskraft sprachlicher Tatsachen zieht.

So muss ich also dabei beharren, dass, wenn wir die historische Entwicklung einer Institution bei einem der indog. Völker feststellen wollen, wir zur Vergleichung jedenfalls in erster Linie die verwandten indog. Völker heranziehen müssen, deren kulturgeschichtliche Verhältnisse auch den grossen Vorteil bieten, dass wir sie im Zusammenhang überschauen können, während die vergleichende Völkerkunde uns dagegen allzuoft mit der flüchtigen Notiz eines Reisenden oder Missionars abspeist, die im Zusammenhang betrachtet mit dem übrigen Leben des betreffenden Volkes, vielleicht ein ganz anderes Aussehen haben würde.

Wie ich mir dieses Verfahren in praxi denke, habe ich in meiner Schrift Die Schwiegermutter und der Hagestolz, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie[1]) (Braunschweig 1904) zu zeigen versucht, die wesentlich in der Absicht geschrieben wurde, an einem Beispiel darzutun, innerhalb welcher Grenzen die Indog. Altertumskunde von der ethnologischen Forschung Gebrauch machen kann und soll.

1) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1905 H. 1 (F. Hartmann), Archiv f. Kulturgeschichte III, 2 (R. M. Meyer), Wochenschr. für klass. Philol. 1904 Nr. 51 (F. Harder), Globus LXXXVII Nr. 16 (Karl Rhamm), Hessische Blätter für Volkskunde IV, 1 (O. Lauffer), Deutsche Litz. 1905 No. 1 (H. Michel).

X. Kapitel.

# Die indogermanische Altertumskunde.

Die indog. Altertumskunde und die indog. Sprachwissenschaft. Beide sollen in erster Linie die historischen Tatsachen erklären. Der Wert der Rekonstruktion vorhistorischer Kulturzustände für die indog. Altertumskunde.

Die linguistische Paläontologie als selbständiger Wissenszweig ist tot; aber der Tochter, der sie das Leben gegeben hat, ist, wenn nicht alles trügt, ein längeres und fruchtbareres Dasein beschieden. Wenn wir hier noch einmal die Bedeutung dieser jungen Wissenschaft der indog. Altertumskunde ins Auge fassen, so kann dies am besten im vergleichenden Hinblick auf die indog. Sprachwissenschaft geschehen, in Zusammenhang mit deren Fragen und Aufgaben sie sich, wie in der ersten Abhandlung dieses Werkes gezeigt ist, allmählich aus einer blossen Appendix der Sprachvergleichung zu einem Wissenszweig mit selbständigen Zielen und Wegen entwickelt hat.

Als man damit anfing, das Griechische und Lateinische mit dem Sanskrit, ja mit den Sprachen „barbarischer" Völker wie der Germanen und Slaven zu vergleichen, waren diese neuen Bestrebungen, wie natürlich, mancherlei Angriffen und Verspottungen ausgesetzt. *Sanscritice balbutiunt, latine nesciunt*, sagte einer der Wortführer dieser Opposition und wollte damit sagen, dass es nicht gut sei, den festen Boden der grammatischen Überlieferung der klassischen Sprachen zum besten, wie es schien, unfruchtbarer und haltloser Vergleichungen mit weltfernen oder barbarischen Idiomen zu verlassen. Derartige Anschauungen sind gegenwärtig verstummt oder wagen sich wenigstens nicht mehr

an das Licht des Tages. Man hat erkannt, dass die letzten und wichtigsten Fragen, die die griechische oder lateinische Grammatik aufgibt, nur durch Vergleichung mit den verwandten Sprachen beantwortet, und dass nur auf diesem Wege allgemeine Gesetze sprachlichen Wesens und Werdens erkannt werden können.

Dasselbe ist der Fall hinsichtlich der indog. Altertumskunde. Zu welchem der indog. Völker und auf welches Gebiet ihrer Kultur wir uns immer wenden mögen, überall finden wir schon am Anfang ihrer Geschichte eine Fülle von Einrichtungen und Gebräuchen, die auf eine jahrtausendalte Vergangenheit hinweisen, und die, von der einheimischen Überlieferung nicht oder nur halb verstanden, nur durch die Vergleichung mit den Zuständen der verwandten Völker in den richtigen Zusammenhang und in die richtige Beleuchtung gerückt werden können. Nur auf diesem Wege können, wie dort sprachliche, so hier kulturgeschichtliche Entwicklungsreihen erkannt werden.

Es ergibt sich hieraus, dass es hier wie dort die Erklärung der historischen Tatsachen, und nicht die Rekonstruierung eines prähistorischen Sprach- oder Kulturzustandes ist, auf die die Bestrebungen der beiden Wissenschaften in erster Linie gerichtet sind. Diese Auffassung leitete mich bei der Anlage meines Reallexikons, und ihr habe ich in der Vorrede zu diesem Werk p. XXXVI den folgenden Ausdruck gegeben:

„Doch soll bemerkt werden, dass die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände, die bei dem dehnbaren Charakter von Ausdrücken wie Urvolk, Urzeit, Ursprache immer etwas fiktives behalten wird, in dem vorliegenden Werk weniger Selbstzweck als Hilfsmittel zur Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse sein soll, von denen es ausgeht. Wie auf dem Gebiete der Grammatik die Erschliessung der indog. Ursprache nicht dazu dienen soll, indog. Fabeln oder Zaubersprüche in ihrer urindog. Sprachform zu ermitteln, sondern das Verständnis der geschichtlich überlieferten Sprachformen zu ermöglichen, so erhält auch die Indogermanische Altertumskunde ihren eigentlichen Wert nicht dadurch, dass sie die Gesittung eines im Innern Asiens oder Europas gedachten Urvolks erschliesst, sondern dadurch, dass sie die Basis bildet, auf der das Verständnis der historischen Kulturen der indog. Einzelvölker möglich wird.“ Ich freue mich daher,

dass die Kritik diesen Grundgedanken meines Werkes im allgemeinen richtig erkannt und gebilligt hat, z. B. M. Winternitz (a. o. p. 52 a. O. p. 194), der sich folgendermassen darüber äussert: „In diesem Werke hat Schrader allen Zweifeln und Bedenken gegenüber den Ergebnissen der indog. Altertumskunde dadurch die Spitze abgebrochen, dass er sich damit bescheidet, die einzelnen Kulturerscheinungen auf ihre frühsten Wurzeln zurückzuführen, ohne ein zusammenhängendes Bild der Kultur der „Urzeit" zu entrollen. Gerade die bescheidene Form eines Reallexikons eignete sich am besten zur Darstellung unseres noch so vielfach der Ergänzung und des Ausbaues bedürfenden Wissens von der Entwicklung der indog. Kultur." Unklar ist es mir daher, mit welchem Recht E. Hermann in seiner schon im vorigen Kap. genannten Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs es als mein Hauptziel bezeichnen kann, „Bilder urindogermanischen Lebens zu entrollen."

In der Tat liegt in dem Bestreben, die Wurzeln einer gegebenen kulturhistorischen Tatsache aufzudecken, gleichviel ob dieselben mehr oder weniger tief in den Erdboden eingreifen, mehr oder weniger verzweigt sind, die eigentliche Aufgabe der indog. Altertumskunde. Die Analogie mit der indog. Sprachwissenschaft ist hier eine vollkommene. Das griechische Augment kehrt bekanntlich nur im Altindischen und im Armenischen wieder, und doch kann dieser Umstand den vergleichenden Grammatiker in keiner Weise verhindern, die Eigenart dieser Bildung an den Erscheinungen der genannten drei Sprachen zu studieren. Ebenso ist es auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde. Die Verbindung des indog. Wortes für Himmel mit dem indog. Wort für Vater kommt in einer den Verdacht späterer Zusammenrückung ausschliessenden Weise gleichwohl nur im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen (*Dyâus pitâ*, *Ζεὺς πατήρ*, *Juppiter*) vor. Für das Verständnis dieser drei Göttergestalten bei den betreffenden Einzelvölkern ist dieser Umstand ohne durchschlagende Bedeutung. In einem bekannten Vers des Rigveda wird gesagt, dass Ushas (die Morgenröte) den Menschen ihren Busen entblösst, gleichwie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dem Manne dreister sich ergibt", und in einem Vers der Ilias (XVIII, 85) ist von einem „Hineinwerfen" (*ἐμβαλεῖν*) des Mädchens in das Bett des Mannes bei der Hochzeit die Rede.

Beide Äusserungen sind auf dem Boden, auf dem sie uns begegnen, unverständlich. Erst die indog. Altertumskunde rückt sie in den rechten Zusammenhang. Sie weist nach, dass die Auffassung des Bruders als des Tugend- und Keuschheitswächters der Schwester noch bei den heutigen Weissrussen so stark ausgebildet ist, dass, wenn am Morgen nach der Hochzeit die junge Frau nicht ihr blutbeflecktes Hemd aufweisen kann, ihrem Bruder zur Strafe dafür ein Halfter um den Hals gelegt wird, in dem er sich an den Tisch setzen muss[1]). Sie zeigt ferner, dass es sich bei dem homerischen Vers zweifellos um eine uralte, in Litauen und in Deutschland wohl bezeugte Hochzeitssitte handelt, der zufolge die Braut in der Hochzeitsnacht mit wirklicher oder scheinbarer Gewalt dem Manne zugeführt wird[2]). Selbstverständlich wird sich der Forscher bemühen, die hier in Frage stehenden Anschauungen und Gebräuche in möglichst weiter Ausdehnung auf indog. Boden nachzuweisen; aber für das richtige Verständnis der indischen und griechischen Stelle wird schon das bis jetzt darbietbare ausreichend sein.

Gleichwohl soll nicht geleugnet werden, dass die Rekonstruktion auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde eine andere Rolle spielt als auf dem der indog. Sprachwissenschaft; doch ist hinzuzufügen, dass sie diese andere Rolle nicht nur spielen darf, sondern auch spielen muss. Es sind zweifellos verschiedenartige Unternehmungen, ein indog. Paradigma und den Kulturzustand eines Volkes zu erschliessen. Der Unterschied liegt in dem verschiedenen Anteil, den an diesem beiderseitigen Beginnen die ergänzende und zusammenfassende, die kombinierende — Phantasie des Forschers hat. Im Gegensatz zu den früheren ist dem heutigen Sprachforscher (vgl. Delbrück Einleitung[4] p. 125) die Urform, die er aufstellt, nichts als das „reine Produkt seiner Vergleichung" und die Zusammenrückung solcher Urformen zu

1) Vgl. Šejn im Sbornik der Abt. für russische Sprache und Literatur d. Kais. A. d. W. LI No. 3 p. 179 f.

2) Vgl. meine Schrift Totenhochzeit p. 29, 38; dazu F. Friese Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703 (1887) p. 14: „Was ist des Braut-Dieners Verrichtung? Nachdem er nebst etlichen Anverwandten und Gästen die Braut zu Bette geführet, ziehet er ihr in der Kammer den Stiefel oder Schuh aus, pfleget auch die Zöppe auszuflechten, endlich wirft er die Braut annoch angekleidet in das Braut-Bette."

einem Paradigma eine rein äusserliche und fast mechanische Arbeit, bei der eine Tätigkeit seiner Phantasie den Forscher eher stören als fördern könnte. Kein Geschichtsschreiber aber — er mag nun die Menschen und Zustände des XIX. Jahrhunderts nach Christo oder des IV. Jahrtausends vor Christo schildern — kann derjenigen Kraft seines Geistes entbehren, die die einzelnen Tatsachen, die seine Quellen darbieten, zu grossen, in letzter Instanz nur durch eine gewisse Intuition erfassbaren und aktenmässig nicht belegbaren Zusammenhängen vereinigt — der Phantasie, natürlich einer mit dem Tatsächlichen durchtränkten und durch dieses geläuterten und geklärten Phantasie. In diesem Sinne wird und muss auch der indog. Altertumsforscher es immer aufs neue versuchen, Rekonstruktionen der vorhistorischen Verhältnisse vorzunehmen, Rekonstruktionen, die nach 50 Jahren auf Grund neuer Quellen und Überlegungen vielleicht andere als heute sein werden, zu denen aber der menschliche Trieb nach Erkenntnissen und Erkenntnis immer aufs neue drängen wird. Es mag ja sein, dass es Forscher gibt, die ein solches Bedürfnis niemals empfinden und sich auf ewig mit den Einzelheiten begnügen. Dann haben sie wohl die Teile in ihrer Hand: „Fehlt leider nur das geistige Band“!

# Autorenverzeichnis

zu Abhandlung I und II.

# Nachträge und Berichtigungen.

p. 63. Füge hinzu A. Budilowitsch Die Sprache, Lebensweise und Vorstellungen der alten Slaven auf Grund lexikalischer Tatsachen (russ.) I, 1 und 2. Petersburg 1878—79 (vgl. Archiv f. Anthrop. XII, 396).

p. 81. Füge hinzu Arbois de Jubainville *De la civilisation commune aux Celtes et aux Germains, Revue archéol.* 3 sér. XVII, 191.

p. 117. Z. 12 v. u. lies L. Geiger.

p. 121 Anm. Als Kritiker M. Muchs ist jetzt noch A. Fick zu nennen, der in einer ausführlichen Besprechung (B. B. XXIX, 225 ff.) ebenfalls Muchs Ansicht ablehnt. Er selbst nimmt jetzt als Urheimat der Indogermanen „eine Zone von wechselnder Breite zwischen dem Rhein und dem Hindukusch" an. Über seine Ausführungen wird sich, ebenso wie über die p. 129 nachgetragenen Schriften von K. Helm und J. Hoops, näheres zu berichten im Schlusskapitel des II. Teiles dieses Werkes (Urheimat der Indogermanen) passende Gelegenheit bieten.

p. 126 Z. 4 v. u. lies 1893.

p. 214. Vgl. in „Bylinen und historische Lieder des Gouvernements Archangel", gesammelt von A. D. Grigorievŭ I (Moskau 1904), 54 die Schilderung des Dorfes *Koležma*: „Die Lage ist niedrig und sumpfig. Um daher auf der Strasse gehen zu können, hat man auf ihr ein ziemlich breites hölzernes Trottoir errichtet, das *mostki* (vgl. *mostŭ* „Brücke") heisst. Von diesem gemeinsamen Fusssteig führen besondere *mostki* nach jeder Bauernhütte" usw.

p. 218. Die hier zugrunde gelegten Deutungen des lat. *nubo* und des ahd. *munt* scheinen mir viel wahrscheinlicher als die von Kretschmer (Aus der Anomia 27) vorgeschlagene Erklärung des ersteren Wortes aus altsl. *snubiti* „lieben" (man bedenke auch, dass *nubo* nur von der Frau gilt und mit dem Dativ verbunden wird: „sich für Jemand verhüllen") und die von Osthoff (vgl Heidelb. Tageblatt vom 28. 1. 1901) versuchte Trennung des ahd. *munt* „Schutz" von *munt* „Hand".

---

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn

# III.

# DAS AUFTRETEN DER METALLE,

BESONDERS

# BEI DEN INDOGERMANISCHEN VÖLKERN.

Quod superest, aes atque aurum ferrique repertum est
Et simul argenti pondus plumbique potestas.



I. Kapitel.

# Einleitung.

Wenn die Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung
ıt unpassend einem gewaltigen Strome verglichen werden
n, der aus vielen, zum Teil unentdeckten Quellen entspringend
ı Ozean zufliesst, so haben für den Kulturforscher diejenigen
llen dieses Stromlaufes ein besonderes Interesse, wo ein breiter
enfluss dem Mutterstrome sich verbindet, so dass dieser nun
erhöhtem Wogenschwall dahinflutet.

Zu jenen grossen Wendepunkten der Kulturgeschichte darf
Bekanntwerden der Menschheit mit den Metallen mit Fug
ählt werden. Denn in so mannigfaltiger Weise durchdringen
geheimnisvollen Schätze der Tiefe, nachdem sie einmal gehoben
l, Leben und Treiben des Menschen, dass unter ihrem Einfluss
ıählich eine neue Generation, ein anderes Zeitalter hervor-
achsen scheint. Es bedurfte daher nach der Anschauung der
n Naturphilosophen eines ausserordentlichen Ereignisses, um
metallenen Eingeweide der Erde an das Licht des Tages zu
ren. Ein ungeheuerer Brand hatte nach Lucrez *De rerum*
*ura* V, 1250 ff. einstmals weite auf metallischem Grund
ıende Wälder erfasst:

*Quidquid id est, quaquomque ex causa flammeus ardor*
*Horribili sonitu silvas exederat altis*
*Ab radicibus, et terram percoxerat igni;*
*Manabat venis ferventibus, in loca terrae*
*Concava conveniens, argenti rivus et auri,*
*Aeris item et plumbi.*

In gleicher Weise hatten sich nach Poseidonius bei Strabo
147 die Reichtümer Spaniens an Gold und Silber verraten[1].

1) *Οὐ γὰρ ἀπιστεῖν τῷ μύθῳ φησὶν ὅτι τῶν δρυμῶν ποτε ἐμπρησθέντων ῆ ταχεῖσα, ἅτε ἀργυρῖτις καὶ χρυσῖτις, εἰς τὴν ἐπιφάνειαν ἐξέζεσε διὰ τὸ πᾶν καὶ πάντα βουνὸν ὕλην εἶναι νομίσματος ὑπό τινος ἀφθόνου τύχης σεσω- ένην.*

In der finnischen Sage (Kalevala IX) war das aus den vollen Brüsten dreier von Ukko geschaffenen Jungfrauen auf die Erde geträufelte Eisen vor seinem rasenden Bruder, dem Feuer, geflohen und hatte

In den schwankungsreichen Sümpfen In den sprudelreichen Quellen
Auf der Sümpfe breitem Rücken An des jähen Berges Abhang

Zuflucht gesucht, bis es von „dem ew'gen Schmiedekünstler" Ilmarinen entdeckt und in die Schmiede getragen ward u.s.w.

Versuchen wir die wichtigsten Seiten ins Auge zu fassen, nach denen die Metalle das Kulturleben der Menschheit umgestaltet haben, so ist es fürwahr ein hartes Stück Arbeit gewesen, das auf dem Boden unserer europäischen Heimat des Menschen harrte, ehe er Raum schaffte für sich und die Seinen. Dichter Urwald, dessen Anfang oder Ende erreicht zu haben keiner der Insassen sich rühmen kann, bedeckt das Innere. Die deutschen Ortsnamen, in denen kein Begriff mit solcher Mannigfaltigkeit wie „Wald" und „Busch" wiederkehrt, sind ein treuer Spiegel des einstigen Waldüberflusses. Ungebändigt brausen durch den Urwald die Ströme einher, bald zu wütenden Schnellen sich verengend, bald in breite Moräste sich verlaufend. *Aut silvis horrida aut paludibus foeda,* das ist die Schilderung Alt-Germaniens aus des Römers Feder. Auch die Gestade des Mittelmeers umschliesst in der Urzeit noch nicht der immergrüne Gürtel, der heute dem Süden sein eigenartiges Gepräge aufdrückt. Ernster Eichenwald und düstere Fichten verhüllen noch die klassischen Stätten, und nur „der sanfte Hauch, der vom blauen Himmel weht", verkündet sonnigere Zeiten.

Wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt wilder und bedrohlicher. Zwar sind die alten Rieseneinwohner Europas, das Mammut und Rhinozeros, längst verschwunden, auch das Renntier hat sich frühzeitig nach dem Norden zurückgezogen; aber noch streifen, zum mindesten bis in die Alpentäler, der Ur, das Wiesent, der Elch. Eber, Wölfe und Bären sind im Überfluss vorhanden; zwischen Karpathen und Balkan muss sogar der Löwe seine gefährlichen Streifzüge unternommen haben. Langsam an den Wasseradern der Flüsse und von den Gestaden der Meere aus dringt der Mensch und mit ihm die Zivilisation nach dem Innern vor. Aber wie anders wird der harte Kampf ums Dasein

mit der ehernen oder eisernen Axt geführt als mit der unbeholfenen Steinwaffe. Schneller rodet sich der Wald zum Platz für den Menschen und seine Ansiedlungen, stattlicher erhebt sich das wohlgezimmerte Wohnhaus, tiefer greift der eiserne Karst ein, um der nahrungspendenden Erde das verheissungsvolle Korn anzuvertrauen.

Wie aber der erzgespitzte Pfeil die Beute des Waldes sicherer erlegt, so trifft auch das eiserne Schwert besser den feindlichen Mann, und nicht mit Unrecht sehen die alten Dichter den Krieg so recht als eine Ausgeburt des „eisernen" Zeitalters an, wenn auch andere der Wirklichkeit entsprechender den blutigen Streit keiner Epoche versagen:

*Arma antiqua manus ungues dentesque fuerunt,*
*Et lapides et item silvarum fragmina rami.*
(Lucrez V, 1282.)

*Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro*
*Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus.*
(Horaz Sat. I, 3.)

Das Eisen kämpft die Händel aus, welche die *auri sacra fames* (Vergil) erregt:

*Effodiuntur opes, irritamenta malorum.*
*Jamque nocens ferrum ferroque nocentius aurum*
*Prodierat: prodit bellum, quod pugnat utroque.*
(Ovid. Met. I, 140 ff.)

Einfach und mehr zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse gebildet sind die Gerätschaften der Steinzeit, wenn sich auch der dem Menschen eingeborne Trieb nach Schönheit selbst bei ihnen nicht verleugnet. Mit der Kunst, die Metalle zu formen, erwacht ein höherer Sinn für Schmuck und Zierat. Neben Äxten, Lanzen, Pfeilen und Messern finden sich nun auch Schwerter, Sicheln, Ohrringe, Armspangen, Nadeln, Ringe und dergl. Die Verzierungen an diesen Gegenständen werden kühner und komplizierter, Nachbildungen von Tieren und Pflanzen werden versucht. Alle diese Kunstobjekte aber fordern eine ausgebildete und häufig geübte Geschicklichkeit, und wenn bisher jeder einzelne im Volke imstande war, was Haus und Hof bedurfte, ja selbst das einfache Tongeschirr und anspruchslose Gewebe seiner Kleider — denn beides sind uralte Künste — mit eigner Hand zu fertigen, so tauchen jetzt aller Orten Erzählungen auf von

der grossen Fertigkeit einzelner im Schmieden und Bearbeiten der Erze. Das Bedürfnis nach Arbeitsteilung wird deutlicher empfunden. Die Metallurgie ist der erste Grundpfeiler des aufblühenden Gewerbes.

Aber ungleichmässig hat die Natur ihre kostbaren Metallschätze über den Erdboden verbreitet, und von dem unerschöpflichen und fabelhaften Reichtum bevorzugter Gegenden hören die Bewohner ärmerer Distrikte mit Staunen und Verlangen. So scheint das zur Herstellung der Bronze erforderliche Zinn im Altertum nur an drei, von den Zentren der Kultur ziemlich entfernten Stellen gewonnen worden zu sein: im westlichen Iberien, auf den nach ihm benannten Kassiteriden und am Nordrand Irans, dem heutigen Chorassan. (Vgl. K. Müllenhoff Deutsche Altertumskunde I, 99 und K. E. v. Baer Von wo das Zinn zu den ganz alten Bronzen gekommen sein mag? Archiv für Anthropologie IX, 263 ff.) Dennoch ist die Bronzearbeit im frühsten Altertum von den Ufern des Nils bis hin nach Ninive und Babylon verbreitet. Der erfindungsreiche Mensch ist somit darauf angewiesen, die Gaben, die ihm das eigene Vaterland versagt, sich aus der Ferne zu holen, und mag auch die Habsucht das Steuer führen, wenn der zerbrechliche Kiel die unbekannte, schrecknisvolle Meeresflut durchschneidet: aus der niederen Begierde steigt der Genius des Fortschrittes, die Anfänge der Erdkunde, der Schiffahrt, des Handels und Verkehrs:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.
> (Schiller.)

Phönizische Flotten segeln zu König Salomos Zeiten nach dem goldreichen Ophir, nach dem silberspendenden Tarschîsch in Südspanien. Eine karthagische Flotte unter Himilco entdeckt auf ihrer Fahrt nach den Zinninseln die europäische Küste bis England. In der Odyssee erzählt der Taphier Mentes (Athene):

> *νῦν δ' ὧδε ξὺν νηὶ κατήλυθον ἠδ' ἑτάροισι*
> *πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον ἐπ' ἀλλοθρόους ἀνθρώπους*
> *ἐς Τεμέσην. μετὰ χαλκόν, ἄγω δ' αἴθωνα σίδηρον.*

Doch auch der Bergbau ist selbst in unserem Erdteil älter, als man bisher gewöhnlich angenommen hat. Schon in der Steinzeit wurde in Frankreich, Belgien und England in regelrechten Minen nach dem kostbarsten Material dieser Zeit, dem Feuer-

stein, gefahndet (vgl. S. Müller Urgeschichte Europas p. 47), und in dem letzteren Lande, sowie in Irland, Spanien und an verschiedenen Stellen der österreichischen Alpen (vgl. M. Much Die Kupferzeit in Europa² p. 248 ff.) sind Kupfergruben aufgedeckt worden, die ohne Zweifel wichtige Handelszentren für die Umgegend bildeten. — Indem aber so die Metalle als wertvolle Ware von Küste zu Küste und von Landschaft zu Landschaft wanderten, ward ihnen eine weitere Aufgabe von unermesslicher Bedeutung zuteil, in der Gestalt der Münze den Verkehr sowohl zwischen den einzelnen, wie auch zwischen den Völkern zu erleichtern[1]). Das uralte Wert- und Tauschobjekt der Hirten- und Ackerbauvölker ist ihr kostbarster Besitz, ihre Herden, besonders das Rindvieh, die Kuh. Lat. *pecunia, peculium* sind bekanntlich (vgl. I, 201) nichts weiter als Ableitungen von *pecus* „Vieh“, im Gotischen bezeichnet *faihu*, im Angelsächsischen *feoh* noch „Geld“ und „Vieh“ etc. Auch bei Homer sind die Rinder noch das gewöhnliche Tauschmittel; daneben kennt er aber bereits als solches die Metalle, sowohl Gold als auch Erz und Eisen:

*ἔνθεν ἄρ' οἰνίζοντο καρηκομόωντες Ἀχαιοί,*
*ἄλλοι μὲν χαλκῷ, ἄλλοι δ' αἴθωνι σιδήρῳ,*
*ἄλλοι δὲ ῥινοῖς, ἄλλοι δ' αὐτῇσι βόεσσιν,*
*ἄλλοι δ' ἀνδραπόδεσσι.*

(Il. VII, 473 ff.)

Nirgends aber lässt sich der Übergang von dem alten, einfachen Tauschverkehr zum Gebrauche der Münze besser als bei dem römischen Volke verfolgen. Die ältesten gesetzlichen Bussen sind hier noch in Schafen und Rindern festgesetzt; allmählich aber gewöhnt man sich, neben dem Vieh noch einen anderen Wertmesser, das Kupfer (*aes*) zu gebrauchen. Es ist ungeformt (*aes rude*) und wird beim Verkauf zugewogen, bis endlich der Staat der Willkür in Form und Feinheit des Metalles ein Ende macht, den Kupferbarren eine regelmässige Form gibt und dem neugegossenen Stück eine Marke (*aes signatum*) aufdrückt, die, charakteristisch genug, ein Rind, ein Schaf oder ein Schwein darzustellen pflegt. Erst viel später (*anno* 451 v. Chr.) wird das Kupfer mit Wertzeichen versehen und unabhängig von der

1) Näheres über das Folgende Vf. Handelsgeschichte und Warenkunde I, 111—141.

Wage gemacht — die Münze ist fertig (vgl. F. Hultsch Griechische und römische Metrologie p. 188 ff.).

Der so in kurzen Zügen geschilderte Einfluss der Metalle auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist aber freilich — das dürfen wir nicht vergessen — erst dann ein völliger, wenn alle äusseren und inneren Vorbedingungen dazu gegeben sind, dass dieselben als Hebel eines höheren Kulturfortschrittes wirken können, und es ist nichts seltenes, dass Völkerstämme, auch nach ihrem Bekanntwerden mit den Metallen auf einer sehr primitiven Stufe ihrer Ausbeutung und Benutzung stehen geblieben sind. So bot den nordamerikanischen Indianerstämmen am Oberen See die Natur ihrer Heimat gediegenes Kupfer in solcher Menge dar, dass dasselbe der Aufmerksamkeit dieser Wilden kaum entgehen konnte. Die ersten Europäer fanden daher dasselbe auch bei ihnen bereits zu Äxten und Armspangen etc. verwendet, doch so, dass diese Gegenstände lediglich durch Bearbeitung des Erzes vermittelst des Hammers ohne Feuer gewonnen wurden (vgl. R. Andree Die Metalle bei den Naturvölkern p. 139 ff.). Die Hottentotten verstanden sich sogar darauf, Eisenerze in zu diesem Zweck gegrabenen Löchern zu schmelzen und eiserne Waffen zu verfertigen, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass sich diese Kunst in sehr früher Zeit von den nordöstlichen Küsten auf dem Wege des Tauschhandels in das Innere Afrikas verbreitet habe[1]), wie denn schon der *Periplus maris erythraei* (§ 6) von einem ausgedehnten Handel mit Metallen und metallenen Gegenständen von der Südwestküste des arabischen Meeres aus zu erzählen weiss. Trotzdem hatten sich aber diese Stämme in anderer Beziehung aus dem Zustande niedrigster Roheit in keiner Weise emporgeschwungen. Aber abgesehen von diesen und anderen dem Strome menschlicher Kulturentwicklung fern liegenden Stämmen, ist der Appell nicht überhört worden, der aus den Eingeweiden der Erde emporschallt.

1) Jedenfalls scheint das Eisen im südlichen Afrika am ersten bekannt gewesen zu sein; denn die Bachapin, ein Kaffernstamm, sollen alle Metalle vom Standpunkt dieses Metalles (*tsipi*) aus benennen, nämlich Gold *tsipi e tseka* gelbes Eisen, Silber *tsipi e shu* weisses Eisen, Kupfer *tsipi e kubila* rotes Eisen. Vgl. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident p. 14.

Ob und inwieweit die Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit an den geschilderten Segnungen der Metalle und der Metallurgie teil genommen, oder, wenn dies nicht der Fall sein sollte, von welchen Ausgangspunkten, in welchen Richtungen und in welcher Zeit die Kenntnis der Metalle sich bei den einzelnen oder vielleicht auch noch den in Gruppen verbundenen indog. Völkern verbreitet habe, diese Fragen sollen den Mittelpunkt der folgenden Untersuchung bilden, die allerdings oft genug die Grenzen des indogermanischen Völkergebietes zu überschreiten genötigt sein wird.

II. Kapitel.

# Die Namen der Metalle im allgemeinen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass die von einem Volke gekannten und ausgebeuteten Metalle in seinem Bewusstsein eine in sich geschlossene Kette von Gegenständen bilden. Zwar folgt dies nicht aus einem etwa frühzeitig vorhandenen Gesamtnamen der unterirdischen Metallschätze. Ein solcher beginnt im Gegenteil, wie dies häufig mit Gattungsnamen der Fall ist, erst in sehr später Zeit sich Bahn zu brechen. Ist man in früheren Epochen genötigt, eine Gesamtheit von Metallen auszudrücken, so gebraucht man *partem pro toto*, d. h. man setzt für die Gattung den Namen desjenigen Metalles, welches eine besondere Bedeutung in dem Leben der Sprechenden besitzt. In diesem Sinne werden sert. *áyas* (*aes*), aw. *ayah*, auch *ayôχšusta* „flüssiges Metall“ (pehlewi *âyôkšust*), griech. *χαλκός*, hochd. *erz*, slav.-lit. *ruda* und andere, über deren eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des weitern zu handeln sein wird, gebraucht.

Dagegen ist das griechisch-lateinische *μέταλλον-metallum*, aus dem einerseits neugr. *μέταλλον* und armen. *metał* (Grube, Bergwerk), andererseits irisch *mitall* (Stokes *Irish glosses* p. 96) und die romanischen Wörter franz. *métal* etc. (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 208) hervorgehen, in der Bedeutung eines Gattungsnamens der Metalle verhältnismässig sehr jung. Bei Herodot, wo das Wort zum ersten Male begegnet, bezeichnet *μέταλλον* ausschliesslich die Grube, das Bergwerk, und nimmt die Bedeutung Metall erst in der späteren Literatur an. Auch das natürlich entlehnte lat. *metallum* (O. Weise Die griech. Wörter im Lat. p. 153, 458) bedeutet noch Bergwerk (*condemnare ad metalla*) und Metall. Die Versuche, das griech. *μέταλλον* aus dem Indogermanischen zu erklären (Curtius Grundz.[5] p. 55, B. B. I, 335 u. a.), sind nicht gelungen. Auch eine Herleitung aus dem Semitischen

(Renan *Histoire des langues sémit.* I[4], 206) ist unternommen worden, indem man griech. *μέταλλον* : hebr. *mâṭal* „schmieden“, *m(ĕ)ṭil* „geschmiedeter Stahl“ gestellt hat. So unwahrscheinlich es nun auf den ersten Blick erscheint, dass ein Wort für „Bergwerk“ aus einem Zeitwort für „schmieden“ entstanden sein sollte, so könnte man sich doch die Sache so zurecht legen, dass man annimmt, die Phönizier, die ja sicher den Bergbau in Griechenland eröffnet haben, hätten zugleich mit den Gruben, die sie bauten, auch Schmelz- und Schmiedehütten angelegt, um die gewonnenen Erze sogleich für den Handel mit den Eingeborenen und für den Export bequem und fähig zu machen. Dass solche phönizische Schmelz- und Schmiedehütten wirklich auf griechischem Boden bestanden, geht aus griechischen Ortsnamen (s. u.) deutlich hervor.

Der innerliche Zusammenhang der Metallnamen wird im Indogermanischen hingegen durch die leicht erkennbare Regel bezeugt, dass in den einzelnen Sprachen die Metallnamen durch das gleiche Geschlecht verbunden sind, und zwar durch das Neutrum, das man „zur Bezeichnung der toten, ruhigen Stoffe hauptsächlich erwarten dürfe“ (J. Grimm Deutsche Grammatik III, 378), im Sanskrit, Iranischen, Slavischen, Lateinischen und Germanischen, durch das Masculinum im Griechischen und Litauischen; das Femininum findet in der Regel keine Verwertung. Doch lässt sich die Bemerkung machen, dass in den nordeuropäischen Sprachen, je weiter nach Osten, immer mehr Ausnahmen von der ursprünglichen Regel sich finden. Im Germanischen schwankt *stahal* (Graff VI, 827) zwischen Masculinum und Neutrum, *smîda* „Metall“ ist Femininum, im Litauischen sind *rūdà* „Metall, Erz“, und *geležìs* „Eisen“ Fem., im Slavischen *ruda, mědĭ* „Kupfer“, *océlĭ* „Stahl“ Fem., *kositerŭ* „Zinn“ Masc. Die historische Erklärung dieser Geschlechtsverhältnisse wird uns später beschäftigen.

Noch deutlicher aber tritt die Zusammengehörigkeit der Metalle in der bemerkenswerten Erscheinung hervor, dass schon in den ältesten Denkmälern der europäisch-asiatischen Kulturvölker sich eine feste und zwar im grossen und ganzen übereinstimmende Reihenfolge der Metalle findet, die durch die vier Hauptpunkte: Gold — Silber — Kupfer — Eisen gleichmässig charakterisiert wird. Sie kehrt in den altägyptischen Inschriften, in der Bibel, in den assyrischen Keilinschriften, in den Veden

wieder, und auch auf altgriechischem Boden wird man in den Hesiodeischen Weltaltern, denen der Dichter nach den vier genannten Metallen ihre Namen erteilt, nichts anderes erblicken dürfen als eine Aufzählung mythisch-phantastischer Kulturstufen an der Hand einer Reihenfolge, die dem Dichter und seinen Zeitgenossen geläufig war[1]).

Auch wir werden, da sich wahrhaft historische Anhaltspunkte für eine Aufzählung der Metalle mit Rücksicht auf den Zeitpunkt ihres Bekanntwerdens erst im Laufe unserer Darstellung ergeben werden, im folgenden der genannten Reihenfolge uns anschliessen. Bevor wir aber zu den einzelnen Metallen selbst uns wenden, werden wir gut tun, das Handwerk desjenigen Mannes, durch dessen Fertigkeit die Metalle ihre vorzüglichste Bedeutung für die Menschheit gewinnen, das des **Meister Schmiedes** etwas näher ins Auge zu fassen.

---

1) Diese feststehende Reihenfolge der Metalle hat dann schon ziemlich frühzeitig in nicht ganz aufgeklärter Weise Veranlassung gegeben, dieselben der in den religiösen Anschauungen der alten Völker hochwichtigen Reihe der sieben Planeten gleichzustellen und beide nach mancherlei Schwankungen bestimmten Gottheiten zuzuschreiben. Hieraus entsteht dann allmählich die alchimistische Bezeichnung der Metalle, wie sie sich um das XIII. Jahrh. festgesetzt hat

| *Gold* | *Silber* | *Quecksilber* | *Kupfer* | *Eisen* | *Zinn* | *Blei* |
|---|---|---|---|---|---|---|
| ☉ | ☽ | ☿ | ♀ | ♂ | ♃ | ♄ |
| *Sol* | *Luna* | *Mercurius* | *Venus* | *Mars* | *Jupiter* | *Saturnus* |

Vgl. J. Beckmann Chemische Bezeichnung der Metalle in den Beitr. z. Gesch. d. Erfindungen 1792 III, 356 ff. u. Kopp Geschichte der Chemie II, 421 ff.

III. Kapitel.

## Der Schmied in Sage und Sprache.

Um keinen menschlichen Beruf hat die Sage goldnere Fäden gewoben wie um das Handwerk des Meister Schmiedes, das in den mythologischen und sagenhaften Anschauungen der meisten Völker in die grauste Vorzeit gerückt wird. Wie in der Bibel (I Mos. 4, 22) lange Zeit vor der Sündflut Thubalkain geboren wird, der Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk, so schmiedet schon im Rigveda Tvashtâ dem grimmigen Indra den Donnerkeil. Das Awesta kennt als Genius der Metalle einen der sieben Amêsha spenta *Kshathra* (*Xšaϑra*) *vairya*. Den griechischen Olympos versieht der kunstreiche Hephästos, den lateinischen Vulcanus, den etrurischen Sethlans (vgl. H. Blümner *De Vulcano in veteribus artium monumentis figura. Diss. Vratislaviae* 1870) mit künstlicher Metallarbeit, schon in dem altehrwürdigen *carmen saliare* war der Name eines Schmiedekünstlers Mamurius genannt, und in dem Völuspaliede der Edda heisst es Str. 7:

| | |
|---|---|
| Die Asen einten sich | auf dem Idafelde |
| Haus und Heiligtum | hoch sich zu wölben. |
| Erbauten Essen | und schmiedeten Erz, |
| Schufen Zangen | und schön Gezäh. |
| | (Simrock.) |

Wird aber so in den Vorstellungen der indog. Sagenwelt die Kunst des Schmiedes in die fernste Vorzeit hinauf gerückt, so liegt die für unsere ganze Untersuchung hochwichtige Frage schon jetzt nahe, ob die Indogermanen bereits vor ihrer Trennung das Schmiedehandwerk gekannt haben. Denn sind wir imstande, diese Frage zu bejahen, so würde schon hieraus die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit gewissen Metallen mit Notwendigkeit folgen.

Betrachten wir zunächst die Namen des Schmiedes, wie sie bei den indog. Völkern sich finden, so ergibt sich zuerst,

dass eine etymologische Verwandtschaft derselben auf indog. Boden nicht besteht. Eine Ausnahme von dieser Regel macht nur einmal altsl. *vŭtrĭ* „Schmied“ = altpreuss. *wutris* (*autre* „Schmiede“), das andremal germ. *smidar* = altsl. *mědarĭ*; indessen werden in letzterem Falle selbständige Ableitungen von *smîda* „Metall“ und *mědĭ* „Kupfer“, über deren Verhältnis unten zu handeln sein wird, vorliegen. Wohl aber haben fast alle Völker genuine, und zwar gewöhnlich durch alle Dialekte sich ziehende Benennungen des Schmiedes, wie im Germanischen ahd. *smid*, agls. *smith*, altn. *smiđr*, got. *-smiþa*, im Keltischen ir. *goba*, bret. corn. cymr. *gof*, im Italischen lat. *fâber*, pälignisch *faber* (*forte faber* F. Bücheler lex. it. p. IX, nach Pauli Altit. Stud. V, 48f = sollers „kunstfertig“). Auch liegt das hohe Alter dieser Wörter in ihrer frühzeitigen Verwendung zu Eigennamen ausgesprochen. Schon im Rigsmal v. 21 begegnet ein *Smiđr;* dazu vergleiche man das lat. *Fabricius* und das altgallische *Gobannitio* (*Caes. de bell. gall.* VII Kap. 4), ir. *Gobanus*, cymr. *Gouannon*.

Entlehnungen aus einer indog. Sprache in die andere finden zuweilen (z. B. in lit. *rudininkas* aus poln. *rudnik* und alb. *kovátš*: altsl. *kovačĭ*), Entlehnung aus einer nichtindog. in eine indog. Sprache sehr selten (z. B. in alb. *albdn* aus dem Türkischen) statt. Hingegen sind die indog. Wörter für Schmied öfters über die Grenzen dieses Sprachstammes hinausgedrungen: so das germanische Wort zu den Lappen (*smirjo*, *smid*), das slav. *kovačĭ* zu den Magyaren (*kovács*), das lit. *kálwis*, lett. *kalleys* zu Liven und Esten (*kalev*, *kalevi*). Letztere Entlehnung würde in sehr alte Zeit zurückgehen, wenn der Name des finnischen Nationalheros und Heldenvaters *Kaleva*, der auch als Vater des ewigen Schmiedekünstlers Ilmarinen (s. o.) zu betrachten ist, mit Recht hierher gestellt wird[1].

Aus alldem geht hervor, dass sich bei den indog. Völkern zwar sehr frühzeitig, aber doch noch nicht zur Zeit des ethnischen Zusammenhangs der Brudervölker Bezeichnungen für den Schmied ausgebildet haben müssen.

Was nun den Ursprung der indog. Benennungen des Schmiedes anbetrifft, so ist dieser ein dreifacher. Dieselben sind nämlich

1) So nach Ahlqvist Kulturw. p. 58. Anders O. Donner Vergleichendes Wörterb. der finnisch-ugrischen Spr. I. 57, der *kaleva* etc. für genuin hält.

**entweder** Ableitungen von Wörtern, welche Metalle oder das **Metall** überhaupt bezeichnen, wie griech. *χαλκεύς, σιδηρεύς*: *χαλκός, σίδηρος*, ahd. *smîdar* : *smîda*, altsl. *mědarĭ* : *mědĭ* und *kuznĭcĭ* : *kuznĭ* „res e metallo cuso factae", poln. *rudnik* : *ruda* etc. Auch Bildungen wie npers. *âhengar*, kurd. *hâsin-ger* „Eisen bereitend" : *âhen* „Eisen" gehören hierher. Aus benachbarten Sprachstämmen vergleiche man lapp. *ravdde* = finn. *rautio* „Schmied": finn. *rauta* „Eisen" und türk. *temirži* „Eisenmann": *timir* „Eisen" etc. Oder die Namen des Schmiedes gehen zweitens aus Verbalbegriffen hervor, die das Schmieden, ursprünglich das Hauen bezeichnen wie lit. *kálwis* : *kálti* = lat. *cellere*, altsl. russ. etc. *kovačĭ* : *kovati, kują ku* = lat. *cu-d-ere*, ahd. *houwan* etc.). Drittens endlich pflegen Substantiva mit der allgemeinen Bedeutung „Arbeiter, Kunstarbeiter" in die engere Bedeutungssphäre des Schmiedes überzugehen. So scrt. *kârmârá* = *karmâra* : W. *kar* „machen", lat. *faber* ursprünglich „Handwerksmann" überhaupt, ir. (neben *goba*) *cerd* (*aerarius*, vgl. Windisch I. T. p. 420) = lat. *cerdo* „Handwerksmann". Am deutlichsten lässt sich dieser Übergang am germanischen Worte got. *smiþa*, altn. *smiðr* etc. verfolgen. Es gehört zu der in griech. *σμί-λη* „Schnitzmesser", *σμι-νύη* „Hacke" vorliegenden Wurzel (*smei, smi* „kunstvoll verfertigen") und hat in den älteren Sprachepochen noch durchaus die Bedeutung des lat. *faber*, weswegen neben ahd. *êrsmid*, *chaltsmid* etc. auch agls. *vîgsmið*, altn. *ljóðasmiðr*, *bölvasmiðr* „Unheilschmied", agls. *vundersmið* Beóv. 1682, ahd. *urtailsmit* etc. etc. gesagt wird (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I, 49). Genau dieselbe Bewandtnis hat es mit dem westfinnischen Namen des Schmiedes *seppä*, der diese Bedeutung ebenfalls nicht ursprünglich gehabt haben kann. In der Volkssprache begegnen finn. *runoseppä* „Meister in der Runendichtung", *purrenseppä* „erfahren im Zimmern der Bote", estn. *kingsepp* „Schuhmacher", *rätsepp* „Schneider" u. a. m. (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 57). Es folgt hieraus, dass, selbst wenn in den Namen des Schmiedes gewisse Verwandtschaftsreihen wie ir. *cerd* = lat. *cerdo* sich finden, daraus noch nicht das Vorhandensein eines Wortes für den Schmied in der Urzeit hervorgeht.

Eine wenigstens für spätere Zeiten nicht uninteressante Bezeichnung des Schmiedes bietet schliesslich das alb. *evgit* =

*Αἰγύπτιος*, neugr. *Γύφτος*, engl. *Gypsies*, span. *Gitanos*, eigentlich „Zigeuner". Denn von diesen wird in Orient und Okzident zumeist das Gewerbe des Kaltschmiedes (ahd. *chaltsmid* „der ohne Feuer schmiedende") ausgeübt. Die Benennungen des Schmiedes in den Zigeunermundarten selbst (vgl. A. Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien I, 147) bieten nichts von Bedeutung. Vgl. über die Zigeunerschmiede R. Andree a. a. O. p. 79 ff.

Ganz analoge sprachliche Verhältnisse wie bei den Namen des Schmiedes finden sich in den Benennungen seiner Utensîlien und Werkzeuge. So lässt sich in den griechischen Wörtern für diese Dinge (der Amboss hom. *ἄκμων*, der Blasebalg hom. *ἡ φῦσα*, der Schmiedehammer hom. *ἡ ῥαιστήρ* und *ἡ σφῦρα*, die Feuerzange *ἡ πυράγρη*, später *κάρκινοι* „Krebsscheren", die Schmelzöfen hom. *χόανοι* : *χέω*, später *κάμινος*, *θέρμαστρα*, *βαῦνος*) auch nicht eine Spur von Verwandtschaft mit den italischen Wörtern : *incus* (von *cudere* gebildet, wie *ambosz*, ahd. *anapôz*: *pôzan* „*fundere*" und altsl. *nakovalo* : *kovati* oder lit. *priekálas*, altpr. *preicalis* : *kálti*), *follis*, *malleus*, *forceps*, *fornus*, *fornax* entdecken.

Aber auch in den ältesten Denkmälern der Inder und Iranier führt trotz ihrer nahen Verwandtschaft das einzige vergleichbare Stück metallurgischer Tätigkeit, der Schmelzofen ganz verschiedene Namen. Im Rigveda heisst dieser nämlich

*dhmâtá'* (*dhmâ'tâ* „der Schmelzer") : *dham*, *dhmâ* „blasen";
vgl. *dhmâtás dŕtis* „Blasebalg",

im Awesta aber *saêpa* (*ayôsaêpa*, *erezatosaêpa*), nach W. Geiger Ostiran. Kultur p. 388 von einer W. *sip* (npers. *siftan*) „härten" (?).

Dazu ist schon in der für die Kenntnis der altiranischen Metallurgie wichtigsten Stelle des Awesta Vend. VIII, 254 f. (vgl. K. Z. XXV. 578 f.) der Schmelzofen mit einem evident semitischen Worte aw. *tanura*, hebr. *tannûr*, das auch im Neupersischen, Afghanischen und Armenischen (*'tonir*) etc. wiederkehrt, bezeichnet. Nicht unmöglich wäre, dass auch das Vorgebirge der eisenreichen Laconica, *Ταίναρον*, in unmittelbarer Nähe der altphönizischen Niederlassungen auf Kythera gelegen, hiervon seinen Namen empfing, ebenso wie auch der Name der griechischen Insel Serîphos (auch phön. *Sarepta*) sich ansprechend aus einem semitischen **$s^e$rîfâ* „Schmelzhütte" : hebr. *ṣâraf*

„schmelzen" deuten lässt (vgl. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie p. 252).

Dass die ursprünglichen Werkzeuge des Schmiedes aus Stein bestanden, zeigt die Häufigkeit ihrer Namen, die aus altindog. Wörtern für Stein hervorgehen. Hierher gehören im Germanischen altn. *hamarr* = ahd. *hamar* : altsl. *kamy, kamenī* „Stein", im Griechischen ἄκμων „Amboss" = scrt. *áçman* „Stein", κάμινος „Ofen" : altsl. *kamenī* (altsl. *kamina* „Ofen" etc., magy. *kemény* stammen aus dem griech. lat. κάμινος — *caminus*, unserem *kamin*), im Sanskrit *áçman* „Hammer" und „Amboss", (später) „Ofen". Eine Rückführung aller der genannten Wörter auf ein urzeitliches, abstufendes Paradigma versucht Bechtel Nachr. d. Ges. d. W. z. Göttingen 1888 p. 402.

Ehe man sich darauf versteht, die Bälge der Tiere (griech. Hesych θαλλίς = lat. *follis*) zu Blasebälgen zusammenzunähen, wird man sich mit den Fittigen grosser Vögel beholfen haben, wie es denn Rigveda IX, 112, 2, der ältesten Stelle auf indog. Boden, die uns in eine Schmiedewerkstätte führt, heisst[1]):

Der Schmied mit Reisig auf dem Herd
Und in der Hand den Flederwisch,
Mit Amboss und mit Feuersglut
Wünscht einen reichen Kunden sich.

In die westfinnischen Sprachen hat auch hier von germanischem und litu-slavischem Boden aus eine starke Entlehnung stattgefunden (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 60 f.). So entspricht, um hier nur ein instruktives Beispiel anzuführen, finn. *paja*, estn. *paja* und *pada* „Schmiede" germanischem *potta, pott, potte* „Topf", lit. *pữdas* und erinnert so an Zeiten, in denen der Schmied, wie später die Zigeuner, von Ort zu Ort zog und an jeder Stelle seine Werkstatt aufzuschlagen imstande war[2]). Einen gewissen Gegensatz zu diesen wandernden Schmieden, aber ebenfalls auf die primitiven Anfänge des Gewerbes hinweisend, bilden die öffentlichen und gemeinsamen Schmieden des deutschen Mittelalters, in denen jeder noch seinen geringen Bedarf selbst sich anfertigte. Auch Homer scheint sie zu kennen. Wenigstens

---

1) Vgl. Geldner u. Kaegi 70 Lieder des Rigveda p. 167.

2) Vgl. auch ahd. *ovan*, griech. ἰπνός „Ofen" : scrt. *ukhá'* „Topf". Auch aw. *xumba* = scrt. *kumbhá* „Topf" scheint, ebenso wie aw. *pisra*, eine Schmelzvorrichtung zu bezeichnen.

wird Od. XVIII, 328 die Schmiede (χαλκήιος δόμος) auf gleiche Stufe mit der λέσχη der „Volksherberge" gestellt.

Wenn somit nach dem Ausgeführten aus der **Sprache** die Bekanntschaft der ältesten Indogermanen mit dem Schmiedehandwerk in keiner Weise hervorgeht[1]), so könnte man doch geneigt sein, dieselbe aus der Übereinstimmung gewisser **Sagenkreise** zu folgern, die sich schon in sehr früher Zeit um den Schmied und sein Gewerbe gebildet zu haben scheinen. Wir meinen hier in erster Linie die auffällige, schon von A. Kuhn (K. Z. IV, 95 ff.) hervorgehobene Verwandtschaft, die zwischen der klassischen Hephästos- und Dädalossage einerseits und der germanisch-nordischen Völundr-Wielandsage, wie sie in der Völundarkviđa und Wilkinasage dargestellt ist, andererseits zu konstatieren ist.

Zunächst springt nämlich eine Eigenschaft in die Augen, die Völundr, der Schmied des Nordens, mit Hephästos-Vulcanus, dem Schmiede des Südens, teilt. Wie ersterer von dem König Niđuđr, damit er auf Säwarstadr zurückbleibe, an den Sehnen durchschnitten und so gelähmt wird, so führt auch Hephästos schon bei Homer den Beinamen κυλλοποδίων „der krummfüssige", erscheint also an den Füssen mit einem Gebrechen behaftet, das er nach den einen mit auf die Welt gebracht, nach anderen durch seinen Sturz vom Olympos sich zugezogen hat. Bemerkenswert erscheint auch, dass Völundr in seiner Gefangenschaft der Königstochter Böđvildr Gewalt antut, so wie Hephästos der Athene nachstellt, als sie Waffen bei ihm anfertigen lassen will.

Noch handgreiflicher sind die verwandtschaftlichen Züge zwischen der Wieland- und Dädalossage. Wie Völundr vom König Niđuđr mit Gewalt auf Säwarstadr zurückgehalten wird, so Dädalos vom Minos. Das Wolfstal, in dem ersterer haust, künstliches Schmiedewerk verfertigend, vergleicht sich dem Labyrinth, in dem Dädalos seine kunstvollen Arbeiten ersinnt. Wie Völundr sich mit dem von ihm selbst erfundenen Flügelkleid in die Lüfte schwingt, so entflieht auch Dädalos auf gleichem

1) Einen begründeten Einwand hiergegen kann ich auch nicht in der an sich richtigen Gleichung sert. *carú* „Kessel, **Topf**", altn. *hverr*, ir. *coir* erblicken. Vgl. E. H. Meyer Indog. Mythen II, 681. Denn warum soll dieses „uralte, heilige" Gerät nicht ursprünglich aus **Ton** bestanden haben?

Wege. Im Norden ist es der Bruder des Völundr, Egill, der mit dem Flügelkleid einen durch die List des Bruders verunglückten Versuch macht und zu Boden fällt, im Süden der Sohn des Dädalos, Ikaros, der, allerdings durch eigene Unvorsichtigkeit, samt seinen Flügeln ins Meer stürzt.

Trotz der unleugbaren Übereinstimmung dieser Vorstellungsreihen müssen wir aber dennoch Bedenken tragen, ihre Ausbildung auf indog. Ursprünge zurückzuführen.

Zunächst ist die Gestalt des Hephästos in keiner Weise mit der des Dädalos zu identifizieren; denn wenn auch ersterer von Pindar als *δαίδαλος* bezeichnet wird, so ist doch die Bedeutung dieses Wortes ( : *δαιδάλλω* „künstlich verfertigen") eine so allgemeine, dass hieraus nimmermehr die ursprüngliche Einheit jener beiden mythischen Figuren gefolgert werden kann. Im ganzen klassischen Altertum hat vielmehr Dädalos, der Heros der Holzschnitzerei und Architektur, mit Metallarbeit nichts zu schaffen (vgl. L. Preller, Griech. Mythol. I, 123), und die wahrscheinlich älteste Verknüpfung seines Namens mit dem phönizisch-semitischen Kreta deutet auf den orientalischen Ursprung der an ihn sich knüpfenden Sagen nicht undeutlich hin.

Was Hephästos betrifft, so leitet die bei weitem wahrscheinlichste Deutung (vgl. Preller-Robert, Griech. Mythol.[4] p. 174) seinen Namen von griech. *ἀφαί* „die Feueranzündung" ab, und auch der italische Hephästos *Volcanus* birgt, wenn er mit Recht aus scrt. *ulkā'* „Feuerbrand" = lat. **volcā* erklärt wird, deutlich den Grundbegriff der Feuersglut in sich.

Da nun auch nach Cäsars Bericht (*de bell. Gall.* VI, 21) die Germanen noch zu jener Zeit an der Verehrung der reinen Naturgewalt des Feuers festhielten (*deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam*), so könnte man immerhin annehmen, dass den Persönlichkeiten des Wieland-Hephästos irgend ein mythischer, vielleicht der Natur des Elementes entsprechend als tückisch und gierig gedachter Feuerdämon zugrunde liege. Ja, es könnte scheinen, als ob der lahme Hephästos der Griechen, der an den Beinen verstümmelte Wieland der Germanen eine Parallele finde in dem Epitheton *apā'd* „fusslos", das, freilich nur einmal, im Rigveda (IV, 1, 11) neben *açîrshā'* „kopflos" dem Feuergott Agni gegeben wird, und dass damit die Natur-

anschauung des unstäten, flackernden Ganges des Feuers zum Ausdruck gebracht werden solle. Doch haben andere (vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 109) die Lahmheit des Götterschmieds aus dem von ihnen vermuteten Umstand ableiten wollen, dass auch die irdischen Schmiede mit einem derartigen Gebrechen behaftet gewesen seien, weil sich diesem Gewerbe nur die zu dem Beruf des Hirten oder Ackersmanns untauglichen Männer gewidmet hätten.

Hinsichtlich der handgreiflichen Übereinstimmungen der Wieland- und Dädalossage hat man an eine direkte Entlehnung von klassischem auf germanischen Boden gedacht. So hat W. Golther in einem Aufsatz in der Germania XXXIII, 449 ff. „Die Wielandsage und die Wanderung der fränkischen Heldensage" den Nachweis zu führen versucht, dass die germanische Wielandsage nichts sei als eine erst im 6. Jahrhundert auf fränkischem Boden vorgenommene, bewusste, dichterische Verschmelzung der antiken Sagen von Vulcanus und Dädalos, die erst von hier aus zu den übrigen germanischen Stämmen gewandert sei. Allein seine Ausführungen haben bei anderen Forschern wie Jiriczek (Deutsche Heldensage) und B. Symons (in Pauls Grundriss der germ. Phil. III², 722 ff.), die vielmehr an dem einheimischen Ursprung der Wielandsage durchaus festhalten, keinen Beifall gefunden, und so wird man zugeben müssen, dass es bei dem heutigen Stand der Mythenvergleichung voreilig wäre, aus den vieldeutigen Analogien derartiger Sagenkreise Schlüsse auf die Kultur der indog. Urzeit ziehen zu wollen.

Wir widmen daher den Rest dieses Kapitels einer gedrängten Darstellung der in die Augen springenden Züge der Verwandtschaft, die sich durch fast ganz Europa um das Schmiedehandwerk in Sage und Anschauung schlingen, ohne weiter in eine Erörterung der Gründe dieser Zusammenhänge einzutreten.

Weit verbreitet ist zuerst die Ansicht, dass das Schmiedehandwerk von übermenschlichen Wesen erfunden worden sei und noch von ihnen ausgeübt werde. Im germanischen Norden sind dies einerseits die Riesen, deren Waffen Eisenstangen sind, und in deren Welt der Eisenwald liegt. Auch Namen wie *Jarnsaxa* und *Jarnglumra* (*jarn* „Eisen") begegnen bei ihnen (vgl. K. Weinhold Altn. Leben p. 93). Schmiedende Hünen nennt die west-

fälische Sage I, Nr. 213 bei A. Kuhn a. u. a. O. Andererseits aber und besonders werden die Zwerge (ahd. *twerc*, agls. *dweorg*, altn. *dvergr*), deren zweite gemeingermanische Benennung (ahd. *alp* „Elbe", agls. *älf*, altn. *álfr*) A. Kuhn (K. Z. IV, 110) mit dem Namen der indischen *ṛbhú* zusammenstellt, und die er als die Geister der verstorbenen Menschen deutet (*pitáras*, *πατέρες*), auf dem gesamten germanischen Sprachgebiet als die eigentlichen Behüter und Bearbeiter der unterirdischen Metallschätze angesehen. Nach der Wilkinasage wird Wieland von seinem Vater Wade erst zu Mimir, als er aber da von Siegfried wie die anderen Gesellen misshandelt wird, zu zwei Zwergen im Kallevaberge in die Lehre gebracht. Auch in der Völundarkviđa wird Völundr *álfa liođi* „*alforum socius*" und *visi álfa* „*alforum princeps*" genannt[1]). Von schmiedenden Zwergen be-

1) Durch den Umstand, dass in der prosaischen Einleitung der Völundarkviđa Völundr als Sohn eines Finnenkönigs bezeichnet wird, sieht sich M. Sjoegren in einem interessanten Aufsatz *De Finnis aliisque Tschudicis gentibus scientia et usu metallorum antiquitus insignibus*, vgl. *Bulletin scientifique publié par l'académie imp. de Saint-Pétersbourg* VI, 163 ff., veranlasst, in den nordischen Alfen ein finnisches Volk zu erblicken. C. Hofmann (Germ. VIII, 11) will sogar das altn. Völundr aus dem finnischen *valaa* „giessen" erklären. Derartigen Herleitungen steht aber die Abhängigkeit der westfinnischen Völker in der Terminologie des Schmiedehandwerks, auf die wir schon hingewiesen haben, entgegen. Mit der Zeit sind allerdings die Finnen, wie ein Blick in das Kalevala oder das Kalevipoeg (eine estnische Sage, verdeutscht von Carl Reinthal. Verhandlungen der gel. estn. Gesellschaft zu Dorpat IV u. V) lehrt, tüchtige Schmiedemeister geworden, so dass der verhältnismässig späte Verfasser der prosaischen Einleitungen der Eddalieder leicht darauf kommen konnte, den germ. Völundr als Finnen aufzufassen. Vgl. auch Förstemann Geschichte d. d. Sprachstammes I, 454.

Natürlich ist auch eine Herleitung von Völundr aus dem Keltischen versucht worden, worüber man H. Schreiber Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland IV, 103 ff. vergleiche. W. Golther in dem oben genannten Aufsatz trennt die beiden Namenreihen *Waland* (*Galand*) — altn. *Völundr* und agls. *Wêland* — ahd. *Wielant* von einander. Er sieht in beiden ursprünglich altgermanische Personennamen, die jener fränkische Dichter zur Wiedergabe der klassischen Namen Dädalos (*Wêland*) und Vulcanus (*Waland*) benutzte, und zwar sei er auf *Wêland* verfallen wegen der Etymologie dieses Wortes (: altn. *vél* „*ars*, *τέχνη*", das sich freilich auf diese Sprache beschränkt), *Waland* (vgl. *Walo*) aber für *Vulcanus* habe er gewählt

richten die Sagen bei A. Kuhn Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, Nr. 52, 53, 152, 288 etc.

Den nordischen Riesen entsprechen im Süden die Kyklopen, die von Homer noch nicht mit dem Schmiedehandwerk in Verbindung gebracht werden, sondern von denen erst die spätere Sage berichtet, dass sie auf Sicilien und an anderen vulkanischen Örtlichkeiten als Gesellen des Hephästos dröhnend das Erz für Götter und Menschen im Feuer bereiten. Aber auch die Vorstellung des Schmiedes in Zwergsgestalt fehlt auf dem klassischen Boden nicht. Die bildende Kunst scheint den Hephästos in alter Zeit zwergartig dargestellt zu haben (vgl. Preller Griech. Myth. I, 123). Jedenfalls glich das Hephästosbild im Tempel zu Memphis, über das Kambyses seinen Hohn äusserte, einem Zwerg oder Kobold. Vgl. Herod. III Kap. 37: *ἔστι γὰρ τοῦ Ἡφαίστου τὤγαλμα τοῖσι Φοινικηΐοισι Παταίκοισι ἐμφερέστατον, τοὺς οἱ Φοίνικες ἐν τῇσι πρῴρῃσι τῶν τριηρέων περιάγουσι· . . . . . πυγμαίου ἀνδρὸς μίμησίς ἐστι.* Später scheint die Idee der zwergenhaften Gestalt von Hephästos auf seine Gehilfen übertragen worden zu sein. So führt uns ein Basrelief aus der Sammlung des Louvre in die Werkstatt des Hephästos, wo der Meister nebst einigen Satyrn in voller Arbeit sich befindet. Neben dem Schmiedeofen aber, aus dem die lodernde Flamme herausschlägt, sitzt eine zwergartige, langbärtige, buckelige Gestalt in sich gebückt, mit Kennerblick die Politur eines vor ihr ruhenden Helmes prü-

---

wegen allerhand gelehrter mittelalterlicher Deutungsversuche des Wortes *Vulcanus*, *Volicanus*, welche diesen Gott als *per aërem volantem* etc. auffassten. Dem gegenüber erblickt Symons a. a. O. in altn. *Völundr* eine Herübernahme aus Niederdeutschland (*Wêland*: altn. *vél*), wo nach ihm und anderen der ganze Sagenkreis wurzelt. Altfranz. *Galand* aber sei nichts als ein normannisiertes *Völundr*. Nicht unerwähnt will ich auch eine Vermutung O. Kellers (Allg. Zeitung 1882 Nr. 140 Beilage) lassen, der in Wieland eine Verstümmelung aus dem Namen des Kaisers *Valentinianus I.* erblickt. „Er, der Zeitgenosse und Gönner des Dichters Ausonius, war den Deutschen als Besieger der Alemannen, Franken und anderer germanischen Stämme wohlbekannt... er residierte wiederholt jahrelang zu Trier. Merkwürdig war seine ausgesprochene Neigung für die bildenden Künste; er versuchte sich selbst mit Glück in der Malerei, formte Figuren in Ton und Wachs, erfand sogar neue Arten von Waffen und trieb mit ausserordentlicher Liebhaberei und unleugbarem Geschick Mechanik und Baukunst, besonders die Kriegsbaukunst."

fend (vgl. E. Guhl u. W. Koner Das Leben der Griechen und Römer[4] p. 281).

Endlich ist mir das wahrscheinlichste, dass auch die bekanntesten unter jenen rätselhaften vorderasiatisch-griechischen Dämonen, die zur Metallurgie Beziehungen haben, wie Kabiren, Telchinen[1]), Korybanten etc., die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, auf die wir noch zurückkommen werden, durch ihren Namen (Fingerlinge, Däumlinge, Pygmäen) in den Kreis jener Vorstellungen gehören. Keinesfalls wird man die abenteuerlichen Deutungen des Wortes *δάκτυλοι* bei den Alten (vgl. Pollux II, 156 und sonst) gelten lassen wollen.

Wie das Staunen der Menschheit über die wunderbare Kunst, die es versteht, das harte Metall im Feuer zu schmelzen und kostbare Dinge aus ihm zu schmieden, dazu geführt hat, ihre Erfindung überirdischen Wesen zuzuschreiben, so kann man sich auch die Ausübung derselben durch irdische Geschöpfe nicht ohne die Zuhilfenahme geheimnisvoller und zauberhafter Mittel vorstellen. Diese Anschauung gilt wiederum durch ganz Europa. Die schon erwähnten *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι* werden bereits in der ältesten Nachricht, die über sie erhalten ist, in dem epischen Fragment der Phoronis (vgl. Schol. zu Apoll. A. I, 1126) *γόητες* „Zauberer" genannt, ein stehendes Beiwort für sie, das in der späteren Literatur häufig wiederkehrt[2]). Auf **irischem** Boden

1) In ansprechender Weise hat W. Prellwitz B. B. XV, 148 die *Τελχῖνες* als Schmiedegeister zu erweisen gesucht, indem er das Wort zu griech. *χαλκός* (W. *ghel-gh* = griech. *θελχ*, *τελ-χ*) stellt. Die Form *Θελγῖνες* wäre dann eine volkstümliche Andeutung an *θέλγω* „zaubere" (vgl. unten).

2) Die angeführte Stelle der Phoronis lautet:

*Ἔνθα γόητες,*
*Ἰδαῖοι Φρύγες ἄνδρες, ὀρέστεροι οἰκί' ἔναιον,*
*Κέλμις, Δαμναμενεύς τε μέγας καὶ ὑπέρβιος Ἄκμων,*
*Εὐπάλαμοι θεράποντες ὀρείης Ἀδρηστείης,*
*Οἳ πρῶτοι τέχνην πολυμήτιος Ἡφαίστοιο*
*Εὗρον ἐν οὐρείῃσι νάπαις ἰόεντα σίδηρον·*
*Ἐς πῦρ τ' ἤνεγκαν καὶ ἀριπρεπὲς ἔργον ἔδειξαν.*

Vgl. Strabo c. 473 *ἄλλοι ἄλλως μυθέουσιν, ἀπόροις ἄπορα συνάπτοντες·* ..... *πάντες δὲ καὶ γόητας ὑπειλήφασι* ..... Andere Namen der drei Schmiedemeister sind: Chalkon, Chryson, Argyron, auch *Λύκος*, *Κέλμις*, *Δαμναμενεύς*, auch *Μύλας*, *Λύκας*, *Κόρυθος* (?). Vgl. über diese und Versuche ihrer Deutung Prellwitz a. a. O.

ruft S. Patrick (vgl. Windisch I. T. I, 7, 48) verschiedene Tugenden an *fri brichta ban ocus goband ocus druad* „gegen die Zaubersprüche von Weibern, Schmieden und Druiden". Auch die bekannten slavischen Heiligen Kuzma und Demian, die sonst geschickte Ärzte (*φαρμακεῖς* wie die Dactylen) sind, treten in russischen Volkserzählungen „als heilige und übernatürliche (*γόητες*) Schmiede im häufigen Kampf mit Schlangen" auf (vgl. *W. R. S. Ralston Russian Folk-Tales* p. 70 und *The songs of the Russian people* p. 198). Nicht minder ist die germanische Figur des Wieland eine durchaus zauberische Persönlichkeit, und auch im finnisch-estnischen Norden kann eine gute Schmiedearbeit der Zauberkunst nicht entbehren. Jedenfalls zeigt die Art und Weise, in der sowohl in der Wilkinasage (vgl. p. 94 der v. Hagenschen Ausgabe) als auch in dem Kalevipoeg (vgl. Ges. VI, 399—416) die Herstellung berühmter Schwerter geschildert wird, dass sich zur Zeit dieser Denkmäler die Phantasie des Volkes die Tätigkeit geschickter Schmiede nicht ohne geheime Künste vorstellen konnte. In Griechenland und Deutschland werden fast völlig sich deckende Züge von dem Vorhandensein unsichtbar arbeitender Schmiedemeister erzählt. Schon Pytheas in seiner *γῆς περιόδῳ* berichtete, dass auf den Inseln Lipara und Strongyle unsichtbare Schmiedearbeit getrieben werde. Man lege das unbearbeitete Eisen hin und nehme dann am andern Tag das fertige Schwert oder einen anderen gewünschten Gegenstand in Empfang (vgl. Schol. zu Apoll. A. IV, 761). Genau dieselbe Sage wird in England und Deutschland, besonders im Niedersächsischen erzählt[1]) (vgl. K. Z. IV, 96 ff. und A. Kuhn Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I Nr. 36, 40 — von unsichtbaren Wasserschmieden — 49, 52, 53 — von schmiedenden Sgönauken — 55, 76 — vom Grinkenschmied).

Beachtung verdient auch die Dreizahl der mythischen Schmiedekünstler (*Κέλμις, Δαμναμενεύς, Ἄκμων*, vgl. p. 23 Note),

1) Ganz ähnlich wird von den Veddahs auf Ceylon berichtet: „Sie trugen, sobald sie Waffen bedurften, bei Nachtzeit ein Stück Fleisch in die Werkstatt eines Schmiedes, hingen ein ausgeschnittenes Blatt von der Form der gewünschten Pfeile daneben, und war das Werk nach also angegebenem Muster vollendet, so holten sie es wieder ab und brachten noch mehr Fleisch." Vgl. Lubbock Die vorgesch. Zeit I, 60.

der wir oben bei den Griechen begegnet sind, und die bei Germanen und Romanen wiederkehrt. Nicht nur Völundr hat in dem eddischen Lied zwei Brüder, ein altes deutsches *buoch* nennt ausdrücklich als die berühmtesten *smittemeister* drei Schmiede Mime, Hertrich und Wieland, und ebenso berichtet eine prosaische Auflösung des altfranzösischen Romans von Fierabras von drei Brüdern Galand (= Wieland), Magnificans und Ainsiax, die neun berühmte Schwerter schmiedeten (vgl. W. Grimm Die deutsche Heldensage p. 146 und 43). Auch A. Kuhn a. a. O. I, Nr. 92 kennt eine Sage von drei Schmieden, die Kröse hiessen. Bemerkt sei, dass auch die indischen *ṛbhú* in der Dreizahl auftreten.

Wenn aber so der höchste Grad menschlicher Geschicklichkeit den Schmieden zugeschrieben wird, so ist es begreiflich, dass sie auch anderen Fertigkeiten als nicht fernstehend gedacht werden. Besonders ist hier neben der schon berührten ärztlichen Tätigkeit der Schmiede die Ton-, Dicht- und Tanzkunst zu nennen. Wie die *Ἰδαῖοι δάκτυλοι*, wenn sie auch in erster Linie die Kunstdämonen ältester Metallarbeit sind, doch auch zuerst Tonstücke aus Phrygien nach Griechenland gebracht und den daktylischen Rhythmus erfunden haben sollen, so ist auch den germanischen Elben ein „unwiderstehlicher Hang zu Musik und Tanz" eigen (vgl. Grimm Myth.[3] p. 438). Auf keinen Begriff wird das Wort Schmied und Schmieden so häufig angewendet wie auf den des Gedichtes, des Liedes (altn. *ljóđasmiđr*, ahd. *leodslaho*, Verse schmieden etc.), und noch im späteren Mittelalter sind dichtende Schmiede bekannt (vgl. W. Wackernagel Kleinere Schriften I, 49).

Der mystische Zug, der somit auf der Entstehung kunstvoller Schmiedearbeit ruht, tritt aber noch in einem anderen, den griechischen und deutschen Schmiedesagen gemeinsamen Punkte hervor: es ist dies das trug- und listvolle Element, das gerade den besten Arbeiten inne zu wohnen pflegt. Die unsichtbaren Fesseln, mit denen Hephästos sein eheliches Lager umschmiedet, der Thron der Hera *ἀφανεῖς δεσμοὺς ἔχων*, das bis in die spätesten Geschlechter Unheil stiftende Halsband der Harmonia sind hierfür Zeugen auf klassischem Boden. Ebenso ist auf germanischem Völundr-Wieland ein trugvoller Gesell. Nachdem er die Söhne König Niđuđrs getötet hat, heisst es von ihm:

Aber die Schädel unter dem Schopfe
Schweift' ich in Silber, schenkte sie Niđuđrn.
Aus den Augen macht' ich Edelsteine, ·
Sandte sie der falschen Frauen Niđuđrs.
Aus den Zähnen dann der zweie
Bildet' ich Brustgeschmeid und sandt' es Böđvildr.
(Simrock.)

Auch Reigin und Mime werden von der deutschen Sage als listige und ränkereiche Schmiede geschildert. Im finnischen Kalevala werden die Schwerter bei Hiisi, dem bösen Prinzip, scharf geschliffen, und Hiisis Vöglein, die Hornisse (vgl. IX, 230 ff.), ist es, die das Zischen böser Schlangen, das schwarze Gift der Nattern usw. in den Stahl hineinträgt.

Am charakteristischsten aber hat sich diese Vorstellung bei den Germanen weiter gebildet.

War hier Wieland allmählich der listenreiche und tückische Zauberer geworden, so musste, als die christliche Welt dem Norden die Bekanntschaft mit dem Teufel vermittelte, die Person des tückischen Schmiedes den Priestern äusserst willkommen erscheinen, um den christlichen Begriff des Bösen an ihr der heidnischen Menge zu veranschaulichen. Unzweifelhaft haben in der altdeutschen Auffassung nunmehr Schmied und Teufel zahlreiche Züge gemeinsam. Der Teufel ist der *swarze* Meister in der russigen Hölle, er schmiedet und baut wie Wieland, vor allem aber ist er *hinkebein* (*diable boiteux*) wie der nordische Völundr und der griechische Hephästos, mit welchem letzteren er ausserdem noch den Sturz aus dem Himmel (Luc. 10, 18) gemein hat (vgl J. Grimm Myth.[3] p. 945 und III[4], 294). Von dem unsichtbar schmiedenden Teufel (vgl. oben p. 24) erzählt A. Kuhn a. a. O. I Nr. 56. Wie lange aber in Deutschland die Spuren der Vorstellung sich erhielten, dass der Schmied ein Zauberer und mit dem Teufel im Bund sei, zeigt die hübsche Erzählung des Pfarrers Petersen aus dem XVII. Jahrh. (bei G. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 50 f.) — von dem „Erbschmied", der einem unbekannten Dieb durch allerhand teuflische Künste das Auge ausschlagen soll.

Den Übergang der Schmiedekunst aus den Händen göttlicher und überirdischer Wesen in die der Menschen und die allmähliche Entstehung einer eigentlichen Schmiedezunft veranschaulicht uns das germanische Altertum aufs beste. Wäh-

rend, so viel ich weiss, in der klassischen Überlieferung kein Held oder Halbgott namhaft gemacht wird, der seinen Schild oder sein Schwert sich selbst geschmiedet hätte, begegnen uns unter den Germanen zahlreiche Recken aus edlem Geschlechte, die sich darauf verstehen, ihren Bedarf an Schmiedewerk selbst zu verfertigen. Ich nenne hier Skallagrim, Kveldulfs Sohn, auf Island (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 93), jung Siegfried, den Longobardenkönig Albuin u. a. (vgl. Paulus Diac. I, 27). Namen anderer mythisch-historischer Schmiede sind: Mime, Hartrîch, Eckenbrecht, Mimringus, Madelgêr, Amilias u. a. Begüterte Männer legen sich in ihrem Walde Schmiedewerkstätten an, deren Stellen, namentlich auf Island und im westlichen Deutschland, durch Kohlen und Schlacken noch kenntlich sind. Auch im alten Griechenland[1]) und in Irland (vgl. *O'Curry Manners and customs* II, 246) waren die Schmieden in tiefer Waldeinsamkeit gelegen, und ebenso findet in der estnischen Sage (VI, 147 ff.) Kalevipoeg[2]) erst nach langer Wanderung die einsame Schmiede, in der er sein Wunderschwert erhalten soll, im dichtesten Walde versteckt:

> Endlich fiel dem rüst'gen Wandrer
> Auch das schöne Tal ins Auge.
> Als er diesen Raum betreten,
> Drang des Blasebalges Brausen
> Und der Schall der Hammerschläge,
> Die im Takt den Amboss trafen,
> Schon von fern ihm in die Ohren usw.

Die Fridolinsage, die an solchen Waldschmieden haftet, zieht sich durch alle germanischen Stämme (vgl. Weinhold a. a. O. p. 94 ff.). Geschickte Schmiede stehen im höchsten Ansehen. König Geiserich erhebt sogar einen derselben in den Grafen-

---

1) Vgl. Hesiod Theog. v. 864 ff.:

> *(ὡς) σίδηρος ὅπερ κρατερώτατός ἐστιν*
> *οὔρεος ἐν βήσσῃσι, δαμαζόμενος πυρὶ κηλέῳ*
> *τήκετο ἐν χθονὶ δίῃ, ὑφ' Ἡφαίστου παλάμῃσι,* dazu die oben

p. 23 angeführte Stelle der Phoronis.

2) Der estnische Heldenjüngling lässt sich in mancher Beziehung mit Sigurd-Siegfried vergleichen. Wie dieser bei dem Schmied Mime den gewaltigen Amboss mit dem Hammer „in die Erde" schlägt, so spaltet Kalevipoeg mit dem Wunderschwerte den

> schweren Amboss
> Nebst dem dichtberingten Klotze,
> Der ihn trug, bis auf den Boden.

stand, und die Tötung eines Schmiedes, vor allem eines Goldschmiedes, wird überall in den Gesetzen mit grösseren Summen bedroht als die anderer Knechte (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I, 46).

In Finnland stehen noch heute die Schmiede in höchster Achtung. Man bringt ihnen Branntwein etc., um sie bei guter Laune zu erhalten, und das Sprichwort lautet:

Reines Brot geniesst der Schmieder,
Bessre Bissen stets der Hämmerer.

(Vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 60.)

Die Sitte endlich, dem Schwerte wie einem lebenden Wesen einen eigenen Namen beizulegen, vgl. Siegfrieds Balmung, Wielands Mimung, Beówulfs Nägling, Rolands Durndart etc., scheint sich wenigstens bei den Indogermanen auf die germanischen Stämme zu beschränken.

Wir schliessen hiermit diese kurzgefasste, von Kundigeren leicht zu vervollständigende Zusammenstellung der verwandten Züge indog. und nichtindog. Schmiedesagen.

Fassen wir das Ergebnis dieses Kapitels zusammen, so hat sich gezeigt, dass sich erstens in den sprachlichen Verhältnissen der Indogermanen kein Anlass findet, die Ausbildung des Schmiedehandwerks in die indog. Urzeit zu verlegen, und dass zweitens die Vieldeutigkeit der auf den Schmied und seine Kunst bezüglichen Mythen und Sagen uns nicht geeignet erscheint, für den Mangel sprachlicher Argumente einen Ersatz zu bieten.

Wohl lassen sich Zusammenhänge in dem um das Handwerk des Meister Schmieds gesponnenen Vorstellungskreis nicht verkennen; aber man gewinnt doch den Eindruck, dass es sich, abgesehen vielleicht von einigen in die Urzeit zurückgehenden mythischen Ansätzen, um die Wandrung von Sagen und Anschauungen handelt, die sich in verhältnismässig später Zeit zugleich mit den Metallen, vor allem mit dem Eisen, von Stamm zu Stamm verbreitet haben; doch lassen sich sichere Angaben über den Ausgangspunkt, den Weg und die Zeit solcher Übertragungen nicht machen.

Wir wenden uns daher nunmehr zu der Geschichte der einzelnen Metalle selbst, aus der wir zuverlässigere Anhaltepunkte für das von uns behandelte Problem zu gewinnen hoffen.

IV. Kapitel.

# Das Gold.

Das sagenumwobene Gold, das in dem Sande der Flüsse glitzert und in den Adern der Berge in meist unvererztem, gediegenem Zustand lagert, dessen lieblicher Glanz die Begierde des Wilden in gleicher Weise erregt, als die Leichtigkeit seiner Bearbeitung den Kunstsinn des höher Stehenden herauszufordern scheint, das vielgepriesene und vielgeschmähte Gold, das von moralisierenden Dichtern bald als *melius irrepertum*, bald als *ferro nocentius* gescholten, von allen aber gleichmässig begehrt wird, hat schon in einer vor allen geschichtlichen Anfängen liegenden Zeit seine hohe Stellung in der Wertschätzung des Menschen sich erobert. Zwar wissen die Alten von einer Zeit zu erzählen, in der nach den Worten des Lucrez (V, 1272):

*fuit in pretio magis aes, aurumque iacebat*
*propter inutilitatem;*

allein diese Anschauung von der einstigen Geringschätzung des Goldes anderen Metallen gegenüber findet keinen Anhalt an den tatsächlichen Verhältnissen.

Schon das Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung beleuchtet ein durch den Zusammenfluss des edelsten Metalles reich gesegnetes Land, Ägypten (vgl. Lepsius Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Abh. der Berl. Ak. d. W. phil.-hist. Kl. 1871 p. 31 ff.). Besonders häufig erscheinen in den Abbildungen und Inschriften die Äthiopen und Südländer überhaupt, wie sie aus ihrer goldreichen Heimat am roten Meer und arabischen Meerbusen reichen Tribut in Form von Beuteln, Ringen, Platten, Stangen, Ziegeln darbringen. Aber auch die Assyrier, die *Rotennu* der Inschriften, und mannigfache Stämme Syriens, die Tahi, die Chetiter, das Volk von Megiddo werden als goldzollende Tributpflichtige dargestellt, was darauf schliessen

lässt, dass im Libanon in alten Zeiten, ausser auf Kupfer, auch auf Gold mit Erfolg gegraben worden sein mag.

Der Name des Goldes lautet im Ägyptischen *nub*, koptisch *noub*, woher Nubien seinen Namen zu haben scheint. Das figürliche Zeichen des Goldes, das sich in Benihassan noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat, stellt ein zusammengelegtes Tuch mit zwei Zipfeln dar, in dem die Goldkörner durch Schwenken gewaschen werden. Auf dem älteren Zeichen erkennt man noch den Sack, aus dem das Wasser abträufelt (vgl. hebr. *sâqaq*, griech. *σακκέω*). In Theben wird der Sack von zwei Leuten in der Luft geschwenkt. Darüber steht „Bereitung des Goldes". In den altägyptischen Inschriften wird ein doppeltes Gold unterschieden: *nub en set* „Gold des Felsens", Berggold, und *nub en mu* „Flussgold", welches letztere noch heute von den Negern am blauen Nil unter dem Namen Tibber in Federspulen gesammelt wird.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass dieses letztere überall zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gelenkt habe. Denn wenn es wahr ist, was Strabo c. 146, vielleicht mit einiger Übertreibung, aus dem metallreichen Iberien berichtet, dass in dem Goldsande der Turdetanischen Flüsse sich zuweilen halbpfündige Massen (*πάλαι*[1]) genannt) finden, wird ähnliches in den Zeiten einer erst beginnenden Ausbeutung auch bei Flüssen anderer goldreichen Länder der Fall gewesen sein[2]). Doch scheint auch das edle Metall der Berge im grauen Altertum dem Menschen noch bei geringerer Arbeit erreichbar gewesen zu sein, als jetzt. Polybios (bei Strabo c. 208) erzählt, dass bei den Norischen Tauriskern sich eine so ergiebige Goldgrube

1) Wohl ein iberisches Wort. Vgl. Plinius *Hist. nat.* XXXIII c. 4 s. 21: *Aurum arrugia quaesitum non coquitur, sed statim suum est. Inveniuntur ita massae, nec non in puteis et denas excedentes libras, Palacas (Hispani vocant), alii palacurnas, iidem quod minutum est, balucem vocant.* Vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 240.

2) Die Alten wussten vielfach von früher goldführenden Strömen zu erzählen. So soll (nach Strabo c. 626, vgl. auch Herodot V, 101) der auf dem Tmolus entspringende Paktolus dem Krösus seine unermesslichen Reichtümer zugeführt haben. Aber schon zu Strabos Zeit *ἐκλέλοιπε τὸ ψῆγμα*.

fand, dass, wenn man auf zwei Fuss die obere Erde abräumte, man sofort ausgrabliches Gold antraf usw.

In dem alten Ägypten geht daher auch die bergmännische Gewinnung des Goldes in die grausten Zeiten zurück. Eine sehr interessante Beschreibung der altägyptischen Goldbergwerke, wie sie schon von den alten Königen eingerichtet sein sollen, ist uns von Diodorus Siculus (III Kap. 12—14) überliefert worden. Mit grellen Farben wird hier das Elend der Tausende von unglücklichen, durch den Machtspruch der Könige zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilten Verbrecher geschildert, wie sie in Fesseln, ohne Rast bei Tag und Nacht, angetrieben von den unbarmherzigen Peitschenhieben ihrer Aufseher, mit Lämpchen an den Stirnen, wie Geister durch die finsteren Stollen huschend, ohne Pflege ihres Körpers, ohne Kleidung ihrer Scham ihre harte Arbeit verrichten, so dass der Schriftsteller mit den Worten schliesst: *αὐτὴ γὰρ ἡ φύσις, οἴομαι, ποιεῖ πρόδηλον ὡς ὁ χρυσὸς γένεσιν μὲν ἐπίπονον ἔχει, φυλακὴν δὲ χαλεπήν, σπουδὴν δὲ μεγίστην, χρῆσιν δὲ ἀνὰ μέσον ἡδονῆς δὲ καὶ λύπης.*

Schon die Nachbarschaft des durch reiche Goldlager und durch die früh gehandhabte Technik der Goldbereitung und Goldverarbeitung ausgezeichneten Landes macht es wahrscheinlich, dass auch die durch zahlreiche geschichtliche Beziehungen mit Ägypten verbundenen semitischen Völker schon in den ältesten Zeiten ihrer Geschichte das kostbare Metall schätzen und suchen gelernt haben. Und wirklich geht die Bekanntschaft mit dem Golde bei den Semiten in die Zeit ihrer Urgemeinschaft zurück, wie dies aus der Übereinstimmung der Namen dieses Metalles bei Ost- und Westsemiten: assyr. *ḫurâṣu* = hebr. *ḥârûṣ* (nur poetisch gebraucht) zu folgern ist. Eine zweite weitverbreitete Bezeichnung des Goldes ist hebr. *zâhâb*, arab. *ḏahab*, syr. *dhab* = ursemitisch **dahabu*. Beide Wortreihen bezeichnen das „schimmernde, glänzende" Metall. Eine dritte Bezeichnung hebr. *ketem* (syn. von *zâhâb*) kehrt im Ägyptischen *kaϑamā* wieder (Z. f. ägypt. Spr. u. Altertk. X, 44 und 114 und XII, 149).

Eine besondere, mit diesen Wörtern nicht zusammenhängende Bezeichnung des Goldes, *gush-kin*, die das „biegsame Metall" bedeuten soll, besass die sumerische Bevölkerung Babylons. Doch kommt dies Wort, wie auch die übrigen sumerischen Metall-

namen mit Ausnahme des Kupfers, erst in verhältnismässig jungen Texten vor, und auch seine sprachliche Bildung (mit zusammengesetzten Ideogrammen) soll nach F. Hommel (Die vorsemitischen Kulturen, Leipzig 1883, p. 409 ff.) darauf hinweisen, dass die Sumerier erst in Babylon oder von hier aus die meisten Metalle und unter ihnen das Gold kennen lernten.

Durch das alte Völkertor medisch-semitischen Verkehrs, durch die Pässe der Zagroskette begeben wir uns zum ersten Male auf indogermanisches Gebiet. Ein Dreieck, gezogen von dem nördlichsten Punkte des Persischen Golfes und dem südlichsten des Kaspischen Meeres bis zu den Mündungen des Ganges schliesst im grossen und ganzen die Wohnsitze einer Reihe von Völkern ein, die, wie wir schon gesehen haben, seit den frühsten Zeiten ihrer Geschichte durch das engste Band der Sprache und Sitte verbunden gewesen sind, den indisch-iranischen Völkerzweig. War diesem in der Epoche seines engeren geographischen Zusammenhanges schon das Gold bekannt? Wir dürfen, meine ich, diese Frage mit „Ja" beantworten. Einmal entspricht der altindische Name dieses Metalles vedisch *hiraṇya* nicht nur in der Wurzelsilbe, sondern, worauf, wie wir gesehen haben, ein besonderes Gewicht zu legen ist, auch in den Suffixen dem *zaranya* des Awesta. In keiner von beiden Sprachen ist die Spur einer früheren Bedeutung erhalten. In allen neuiranischen Dialekten, im npers. *zer*, pehlevi *zar*, im kurd. *zer*, *zir*, im afghan. *zar*, baluči *zar* (vgl. Horn Grundriss d. npers. Et. S. 145), im bucharischen *ser* (Klaproth *As. Polygl.* p. 252), kehrt das Wort wieder, und zweifelsohne auch in dem versprengtesten Teil des Iranischen, dem Ossetischen, wo es *sịzydrin* (im digorischen Dialekt *suγzärinä*, wörtlich „reines Gold", Hübschmann Osset. Spr. p. 56) lautet.

Fern den irano-indischen Sprachen liegt, wie in anderer Beziehung, das Armenische auch in der Benennung des Goldes, soweit das iranische *zar* nicht in Gestalt von Lehnwörtern wie *zaṙik* „Arsenik" („goldig") etc. (vgl. Hübschmann Arm. Gr. I, 149) eingedrungen ist. Dieselbe lautet hier *oski* und dürfte kaum indog., eher altarmenischen oder kaukasischen Ursprungs sein. Sie klingt an — mehr kann man hierbei nicht sagen — einmal an den oben genannten sumerischen Namen des Goldes *gushkin*, *gushgin*, das andere Mal an das in mehreren georgischen,

aber auch in einer lesghischen Sprache herrschende kaukasische *okhro*, *orkho*, *okhvr*, *okoro* (vgl. R. v. Erckert Die Sprachen des kaukasischen Stammes[1]), Wien 1895, p. 74).

Unsere Annahme aber, dass das Gold schon in der indoiranischen Urzeit bekannt war, die sowohl von Geiger Muséon IV, 17, wie auch von Spiegel Arische Periode p. 33 geteilt wird, findet eine weitere Stütze auch in der Beschaffenheit des Geländes, auf dem wir uns die arische Periode verlaufen denken müssen. Sowohl der bedeutendste Nebenfluss des Oxus, der Polytimetos der Alten, der heute noch *Zerafschân* „der goldführende“ heisst, als auch die Gewässer, die nördlich und südlich dem Hindukusch entströmen, führen in ihren Fluten glitzernden Goldsand, der die Aufmerksamkeit der Anwohner frühzeitig auf sich lenken musste. Dasselbe gilt von den Strömen, die der Himâlaya nach der West- und Südwestseite entsendet.

In den Anschauungen der Alten, bei Herodot und Megasthenes, wird Indien daher infolge einer fälschlichen Ausdehnung des ihnen von den nordwestlichen Gegenden Bekannten für ein goldgesegnetes Land angesehen. Ja, Plinius (Hist. nat. VI, 23) weiss von einer Gold- und Silberinsel Chryse und Argyre (ostwärts von der Gangesmündung, später χρυσῆ χερσόνησος, j. Malaka; vgl. Kiepert Handbuch d. a. G. p. 42) zu erzählen. In den Liedern des Rigveda selbst wird der Indus „Du goldreiche Sindhu“, „Du Strom im goldenen Bette“ (*hiraṇyáyî*, *hiraṇyavartanî*) angeredet. Goldgruben und Goldwäschen (Zimmer Altind. Leben p. 49 f.) werden schon hier erwähnt, und unverhüllt tritt bei den frommen Sängern ein wahrer Heisshunger nach dem kostbaren Metall uns entgegen. Eine üppige Terminologie blüht in der späteren Sanskritsprache für das von allen begehrte Metall empor[2]).

---

1) Im übrigen stehen die kaukasischen Goldnamen, in lesghischen Sprachen z. B. *misid*, *misidi*, *mesjed*, in tscherkessischen *deši*, *došu*, *düš*, *düša* etc. ganz allein (vgl. v. Erckert a. a. O.).

2) Vgl. Pott Etym. Forschungen II, 410 f. Er bespricht die indischen Goldnamen nach den vier Kategorien: Glanz und Farbe, wirklicher oder eingebildeter Fundort, Eigenschaften oder lobende Epitheta, ungewisse Abkunft. Vgl. ebendaselbst auch über die scrt. Namen der übrigen Metalle.

Der *Râjanighaṇṭu Narahari's* (in der Mitte des XIII. Jahrh. unserer Zeitrechnung), ed. R. Garbe, Leipzig 1882 nennt 42 Namen für Gold (vgl. p. 33 f.).

Von diesen **späteren** Goldnamen des Sanskrit will ich nur einen hervorheben, der in dem Gewande einer Fabel schon in sehr früher Zeit seinen Eingang in das Abendland gefunden hat. Herodot (III. Kap. 102—105), und nach ihm andere, berichten nämlich von einem streitbaren Volk im Norden Indiens, das auf Kamelen früh beim ersten Morgenstrahl in die Wüste hinausreite, um Gold zu holen. „Es gibt dort nämlich **Ameisen** von der Grösse zwischen Hund und Fuchs und einer ausserordentlichen Schnelligkeit, die nach Ameisenart in dem Erdboden sich anbauen und Hügel von goldartigem Sande aufwerfen. So galt es denn, diesen Goldsand eiligst auf die Kamele zu laden und noch vor der kühlen Tageszeit heimzukehren. Denn wenn die Ameisen sich während der Hitze versteckt hielten, so kommen sie später aus ihrem Bau und, von ihrem Geruch geleitet, jagen sie den Goldräubern nach.“ Auf diese im Altertum weit verbreitete Sage spielt die Glosse Hesychs *μεταλλεῖς· μύρμηκες*[1]) an. In der Tat wird nun von den Indern eine von dem nordindischen Stamme der Darada, die eben von den Alten als Goldjäger bezeichnet werden, gebrachte Art Goldes ***pipîlika*** d. h. „Ameise“ (*Mahâbhârata* 2, 1860) genannt, und es wäre nach Lassen wahrscheinlich, dass mit diesem Namen eine auf den sandigen Ebenen Tibets noch jetzt lebende Gattung von Murmeltieren gemeint wurde, die nach Art der Ameisen in Gesellschaften zusammenleben und Höhlen bauen. Der von diesen Tieren aufgewühlte Sand, der öfters Gold enthalten mochte, konnte in den indischen Goldsuchern leicht die Meinung erwecken, als ob jenen Tieren ein besonderer Instinkt für die Auffindung der Metalle innewohne.

Eine andere Erklärung der Sage von den goldgrabenden Ameisen nimmt an, dass unter jenen rätselhaften Tieren ein Tibetanischer Menschenschlag zu verstehen sei, und wirklich sollen neuere Durchforschungen Tibets auf zahlreiche in Gesellschaften lebende Familien Tibetanischer Goldgräber geführt haben, die in strenger Winterkälte, in Pelze und Felle bis über die Ohren eingehüllt, von wilden und grossen Hunden beschützt,

---

1) Vgl. auch Heliodor Aethiopica: *παρῆσαν μετὰ τούτους* (Seren, die Seide, und Arabern, die Aromata bringen) *οἱ ἐκ τῆς Τρωγλοδυτικῆς, χρυσὸν δὲ τὸν μυρμηκίαν . . . . . προσκομίζοντες* X, 26 und Philostr. Apoll. VI, 1.

mit langen eisernen Spaten nach dem reichlich vorhandenen Golde graben (vgl. Ausland 1873, No. 39 und W. Tomaschek Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden I, Sitzungsb. d. k. Ak. d. W. zu Wien CXVI S. 754).

Nachdem wir so die alten Kulturstaaten des Orients von den Ufern des Nils bis zum Oxus und Indus durchwandert und überall gefunden haben, dass die Freude an dem kostbaren Metall und die Sehnsucht nach ihm bis in nur an der Hand der Sprachen erschliessbare Vorzeiten zurückgeht, wenden wir uns unserm heimatlichen Erdteil Europa und zunächst dem Ausgangspunkt europäischer Zivilisation, den klassischen Stätten des Mittelmeergebietes zu.

Im Griechischen heisst das Gold *χρυσός*; und alle Sprachforscher stimmen gegenwärtig darin überein, dass dieses Wort eine Entlehnung aus dem Semitischen (vgl. oben assyr. *ḫurâṣu* = hebr. *ḫarûṣ*) sei. Da es bereits in den ältesten Schichten der homerischen Sprache vorkommt, auch in altgriechischen Orts- und Personennamen häufig verwendet wird, so folgt hieraus, dass es schon geraume Zeit vor Homer dem griechischen Wortschatz einverleibt worden sein muss, oder dass, mit anderen Worten, die Entlehnung uns zurück in jenes Zeitalter führt, das wir das „mykenische" nennen, in das Zeitalter der „goldreichen" Städte Mykenae und Orchomenos, aus dem die Ausgrabungen reiche Schätze des edelsten Metalls an den Tag gebracht haben (vgl. ihre Aufzählung bei Tsountas und Manatt *The Mycenaean age*, Register unter Gold). Dieses mykenische Gold ist also — gewiss eine wichtige Tatsache für die Beurteilung der Grundlagen dieser Zivilisation überhaupt — semitischer Herkunft, nicht etwa, wie z. B. der homerische Name des Weins (*οἶνος* aus armen. *gini*), phrygisch-kleinasiatischen Ursprungs. Auch ist uns der phrygische Name des Goldes *γλουρός* (*γλούρεα· χρύσεα. Φρύγες* Hesych) = griech. *χλωρός* „grünlich, gelblich" durch den Zufall erhalten. Mit diesem Worte werden daher auch die Trojaner, die wir als Teil des phrygischen Stammes ansehen dürfen, das Gold benannt haben, das sich in grösserer Menge von der dritten Stadt des Burghügels von Hissarlik an nachweisen lässt.

Als die Vermittler dieser mykenisch-semitischen Goldschätze wird man für Griechenland immer in erster Linie die Phönizier bezeichnen dürfen, deren Fahrten nach den östlichen und südlichen

Küsten Griechenlands schon im XVI. Jahrhundert begonnen haben, und bei denen, wie neuere Inschriftenfunde (vgl. Z. d. Deutschen Morgenl. Ges. XXX, 137) lehren, *ḫarûṣ* das gewöhnliche Wort für Gold war. Dass die Phönizier, von deren Geschicklichkeit im Bergbau offenbar Hiob 28, 1—11 („Es hat das Silber seine Gänge, und das Gold seinen Ort, da man es schmelzet" usw.) handelt, später auch die ersten Goldgruben in Hellas, auf der Insel Thasos und am Pangäon eröffnet haben, ist eine längst bekannte Tatsache. Herodot (VI, 47), der ihre an der Südküste von Thasos verlassenen Gruben besichtigt hatte, erzählt, dass die Phönizier hier einen ganzen Berg umgekehrt hätten. *Auri metalla et flaturam*, sagt Plinius VII, 197, *Cadmus Phoenix ad Pangaeum montem invenit*, und dasselbe berichtet Strabo, der c. 680 ein Verzeichnis der von den sagenhaft reichen Königen Vorderasiens und Griechenlands ausgebeuteten Gruben[1]) gibt.

Das spätere Griechenland hat dagegen keinen Überfluss an dem in mykenischer Zeit so reichlich vorhandenen Edelmetall gehabt. Mussten doch nach Herodot II, 69 die Lakedämonier im VI. Jahrhundert, um dem Apollo eine Bildsäule zu errichten, zu Kroisos von Lydien, behufs Einkaufs des dazu nötigen Goldes, eine Gesandtschaft schicken. Weiteres vgl. bei Blümner Techn. u. Term. IV, 11.

Ebenfalls aus dem semitischen Vorderasien, wenn auch in viel späterer Zeit und nicht mehr durch phönizische Vermittlung, dringt dann nach Griechenland das zuerst bei Herodot erscheinende *μνᾶ* (lat. *mina*), der Name eines bestimmten Goldgewichts, aus assyr. *manah*, das auch im akkad. *mana* und ägypt. *min*, sowie im scrt. *manâ* (schon vedisch) wiederkehrt.

War so der Glanz des Goldes zuerst den Griechen von der semitischen Welt her aufgegangen, so mag doch sehr

---

1) *ὡς ὁ μὲν Ταντάλου πλοῦτος καὶ τῶν Πελοπιδῶν ἀπὸ τῶν περὶ Φρυγίαν καὶ Σίπυλον μετάλλων ἐγένετο· ὁ δὲ Κάδμου [ἐκ τῶν] περὶ Θρᾴκην καὶ τὸ Παγγαῖον ὄρος· ὁ δὲ Πριάμου ἐκ τῶν ἐν Ἀστύροις περὶ Ἄβυδον χρυσείων, ὧν καὶ νῦν ἔτι μικρὰ λείπεται· πολλὴ δ' ἡ ἐκβολὴ καὶ τὰ ὀρύγματα σημεῖα τῆς πάλαι μεταλλείας· ὁ δὲ Μίδου ἐκ τῶν περὶ τὸ Βέρμιον ὄρος· ὁ δὲ Γύγου καὶ Ἀλυάττου καὶ Κροίσου ἀπὸ τῶν ἐν Λυδίᾳ ..... *τῆς μεταξὺ Ἀταρνέως τε καὶ Περγάμου πολίχνη ἐρήμη ἐκμεμεταλλευμένα ἔχουσα τὰ χωρία.* Vgl. Groskurds Übersetzung III, 98. Eine sorgfältige Zusammenstellung aller Fundorte des Goldes im Altertum gibt Blümner Technol. und Termin. IV, 12 ff.

frühzeitig zu den Hellenen durch die Vermittlung der pontischen Kolonien auch die Kunde von den reichen, in den Schluchten des Ural und Altai schlummernden Metallschätzen gedrungen sein.

Wiederum ist es Herodot (IV Kap. 23—31), der berichtet, dass in einem Lande nordöstlich von den pontischen Faktoreien, wo acht Monate im Jahre der Boden hart gefroren bleibe, und die Luft, dicht „mit Federn" gefüllt, die Aussicht über die Gegend winterlich verschleiere, ein einäugiges Volk wohne, das die Skythen Arimaspen nennen. Bis zu den Kahlköpfen, deren Name Argipäer sei, wären hellenische Kaufleute vorgedrungen, nicht ohne dass sie vorher ein Gebirge (den Ural) überschreiten mussten. Über sie hinaus sei aber noch kein Grieche vorgedrungen; denn hohe und unwegsame Gebirge wehrten den Verkehr (Westende des Altai). Nur soviel wisse man mit Bestimmtheit, dass gegen Morgen die Issedonen sässen, deren Bräuche man auch kenne[1]). Was man aber von dem Lande der Arimaspen und den goldhütenden Greifen wüsste, hätte man von den Issedonen erfahren. In der Tat muss der an dem Westende des Altai einheimische türkisch-tatarische Zweig des ural-altaischen Sprachstammes schon in einer sehr frühen Zeit auf die von der Natur ihm dargebrachten Schätze aufmerksam geworden sein. Trotz der heutigen ungeheuren geographischen Ausdehnung seiner Völker, unter denen ich nur die bekannteren Jakuten, Baschkiren und Kirgisen, die Uiguren, Usbeken, Turkmanen und die Osmanlis der europäischen und asiatischen Türkei nennen will, kehrt doch fast auf der ganzen Strecke von der Strasse der Dardanellen bis zu den Ufern der Lena derselbe Name des Goldes *altun*, *altyn*, *iltyn* etc.[2]) wieder, ein Wort, das bis in den äussersten Nord-Osten Asiens, in samojedische und tungusische Sprachen, vorgedrungen ist und etymologisch kaum von dem Namen des

---

1) Nach Kap. 24 verspeisten sie ihre gestorbenen Väter und überzogen ihre Schädel mit Goldblech, die sie dann als Heiligtum verehrten. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts hat W. Tomaschek am o. a. O. S. 749 ff. bewiesen. Das Gold heisst in Tibet *gser*.

2) Nur im Jakutischen bezeichnet *altun* nicht das Gold, sondern das Kupfer, während ersteres in sehr seltener Weise von dem turko-tatarischen Wort für Silber her als „rotes Silber" *kysylŭ kömÿs* bezeichnet wird. Vgl. im späteren Sanskrit *mahârajata* „grosses Silber" = Gold.

goldreichen Altai wird getrennt werden können (vgl. Klaproth Sprachatlas z. *Asia polyglotta* p. VIII u. XXVIII). Noch bemerkenswerter aber scheint, dass man auf den goldenen und silbernen Geräten, die in dem Altaischen Gebiete aus den alten Tschudengräbern in Menge ausgegraben worden sind, nach Sjögren (vgl. a. oben p. 21 a. O. p. 170) das Bild jenes fabelhaften Tieres der Alten wahrgenommen haben will. Auch bei skythischen Stämmen fand Herodot grossen Reichtum an Gold, aber kein Silber (IV, 71, Strabo c. 613).

Es trat also diese fremde nordische Welt wie ein Land der Märchen und Wunder mit den Vorposten hellenischer Zivilisation in Berührung, und es ist leicht möglich, dass in diesen Zusammenhang gerückt, noch eine andere der schönsten Sagen des klassischen Altertums, der Zug der Argonauten nach dem goldenen Vliess, eine eigentümliche Bedeutung gewinnt. Dieser Ansicht war schon Strabo c. 499, der von dem Goldreichtum des Kolcherlands berichtet und erzählt, dass die Barbaren in durchlöcherten Trögen und zottigen Fellen (vgl. oben über Ägypten p. 30) das Gold in den Bergströmen auffingen. Daher sei dann die Fabel von dem goldenen Vliess entstanden[1]. Übrigens war die Argonautensage ursprünglich eine nicht bei den Hellenen, sondern bei den Minyern einheimische Schiffahrtsage (vgl. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 242 u. Peter Zeittafeln[5] p. 11), die dann allerdings in echt griechischem Geiste weitergebildet worden ist.

Wir gehen nunmehr zu den italischen Stämmen der Apenninhalbinsel über. Der lateinische Name des Goldes ist im Lateinischen *aurum*, im Sabinischen (Festus Pauli p. 9) ***ausum***, was auf eine italische Stammform *auso-* schliessen lässt.

Dieselbe wird passend zu Wörtern wie lat. ***aurôra*** (**ausôsa*) „Morgenröte", *urô* (**us-ô*) „brenne" etc. gestellt und bezeichnete, worauf auch das lat. *aur-ûgo* „Gelbsucht" hinweist,

---

1) *παρὰ τούτοις δὲ λέγεται καὶ χρυσὸν καταφέρειν τοὺς χειμάρρους, ὑποδέχεσθαι δ' αὐτὸν τοὺς βαρβάρους φάτναις κατατετρημέναις καὶ μαλλωταῖς δοραῖς· ἀφ' οὗ δὴ μεμυθεῖσθαι καὶ τὸ χρυσόμαλλον δέρος.* Warum O. Gruppe Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Nr. 16 in diesen und ähnlichen Sagen Mythen „von der Gewinnung des Wogengoldes durch den Sonnengott nach Besiegung der Nachtungeheuer" erblicken will, ist mir nicht ersichtlich.

ursprünglich das „leuchtende", „gelbe" (sc. *aes*), dann das „Gold". Hierbei ist nur das eine bemerkenswert, dass die Italer nicht wie die andern Indogermanen, die eigene Wörter für Gold besitzen (vgl. scrt. *hiraṇya* = aw. *zaranya*, got. *gulþ* = altsl. *zlato*, phryg. *γλουρός* s. o. und das bei Hesych ohne Völkernamen stehende *χλουνός*: altsl. *zelenŭ* „gelb, grün"), von der auch ihnen bekannten Wurzel *ghel* „gelb sein" (lat. *helvus*) ausgingen.

Ein Anhalt aber, von woher die Italer zuerst das Gold könnten kennen gelernt haben, ob von etrurischer, spanischer (bask. *urrea*, *urregorria* „Gold") oder griechischer Seite, ist leider weder in der Sprache noch sonst wo gegeben. Bemerkenswert ist, dass in den Pfahlbauten der Poebne noch kein Gold nachgewiesen werden konnte, das, wenigstens in Oberitalien, erst zusammen mit dem Eisen auftritt (vgl. Olshausen Z. für Ethnologie 1891, Verhandl. S. 317). Doch war schon in den XII Tafeln eine Bestimmung enthalten, nach der bei den Begräbnissen alles Gold fern gehalten werden sollte: *excipitur aurum, quo dentes vincti* [1]).

Deutlicher sind die Wege, die von Italien nach dem übrigen Europa führen.

Alle keltischen Sprachen haben ihr Wort für Gold dem Lateinischen entlehnt. Irisch *ór*, gen. *óir*, cymr. *aur*, cambr. *our*, *eur* etc. sind aus lat. *aurum* hervorgegangen. Wir haben hier einen für den Sprachforscher so erfreulichen Fall, wo es ihm an der Hand zwingender Lautgesetze möglich ist, das Lehnsverhältnis zweier Wörter auf das unzweideutigste zu konstatieren. Die italische Form *auṣom* müsste nämlich bei der Voraussetzung der Stammesverwandtschaft mit dem Keltischen, z. B. im Irischen, seinen inlautenden Spiranten verloren haben, wie das Verhältnis von ir. *siur* „Schwester" aus **sisur* = lat. *soror* aus **svesor* dartut, nimmermehr aber dürfte derselbe mit einem dem Keltischen ganz fremden Lautübergang zu *r* geworden sein.

Auch ein wichtiger chronologischer Anhalt lässt sich ermitteln. Die Verwandlung der intervokalen *s* in *r* ist im Lateinischen um die Zeit der Samniterkriege durchgeführt, im Volks-

1) Einen Schädel mit goldenem Gebiss aus altetrurischen Ausgrabungen kann man in Rom in der *Villa di Papa Giuglio* sehen.

mund also schon um mindestens 50 Jahre früher vorbereitet worden. Diese Zeit stimmt aber aufs beste mit der Epoche des grossen keltischen Völkerstosses gegen die Stadt Rom überein, der dem römischen Kalender den schwarzen Tag an der Allia einfügte und den trotzigen Gallier nach der italischen Sage den 1000 Pfund römischen Goldes gegenüber noch sein Schwert in die Wagschale werfen liess. Nach dieser Zeit werden die Gallier als sehr goldliebend und goldreich geschildert (vgl. Diod. Sic. V Kap. 27).

Es kann somit nicht bezweifelt werden, dass die Kelten die nähere Bekanntschaft mit dem Gold den Römern verdanken, wie die Griechen den Semiten. Ob vor diesem Sprach- und Kulturaustausch im Griechischen und Keltischen einheimische Bezeichnungen unseres Metalles vorhanden gewesen seien, kann man verständiger Weise weder behaupten noch verneinen. In jedem Fall ist weder hier noch dort eine Spur von solchen nachzuweisen. Auch hat man, was das Alter des Goldes auf keltischem Boden anbetrifft, kein Recht, aus der Möglichkeit, dass die Gallier schon bei ihrer Eroberung Roms geraubten goldenen Schmuck bei sich führten (vgl. *W. Ridgeway The origin of metallic currency and weight standards, Cambridge* 1892, p. 62, der sich aber irrtümlich auf Polybius II, 19 beruft, wo nichts dergleichen steht) den Schluss zu ziehen, dass damals schon auf keltischem Sprachgebiet die Bekanntschaft mit unserem Metall soweit vorgeschritten gewesen sei, dass sich ein besonderer und volkstümlicher Name dafür festsetzen konnte.

Das italische Wort für Gold ist nun aber noch weiter als nach dem keltischen Westen gedrungen. Zunächst zu den illyrischen Stämmen der nördlichen Balkanhalbinsel, deren einziger sprachlicher Überrest, das heutige Albanesisch das mit Sicherheit aus lat. *aurum* entlehnte *ár* „Gold“ darbietet. Daneben kommt ein zweites, späteres Wort *fl'orí-ni, fl'orí* für gemünztes Gold vor, das zusammen mit ngriech. *φλωρί* aus *florinus*, it. *fiorino*, frz. *florin* hervorgegangen ist. Ganz ähnlich ist lat. *aureus* sc. *nummus* in die germanische Welt eingedrungen, für die durch altn. *eyrer* ein altes **aurjuz* vorausgesetzt wird, während der zu *eyrer* gehörende Plural *aurar* auf lat. *aura* „Goldstücke“ hinweist (vgl. F. Kluge Grundriss d. germ. Phil. I², 334).

Die kulturhistorisch interessanteste Entlehnung des italischen

*ausom*, *aurum* aber hat mit einer hohen Wahrscheinlichkeit in die baltischen Wörter altpr. *ausis*, lit. *áuksas* stattgefunden, die sich wie etwas fremdes in die später zu besprechende nordeuropäische Reihe got. *gulþ* — slav. *zlato* einschieben, an der auch der baltische Sprachzweig mit lettisch *zelts* teil nimmt. Auch das im lit. *áuksas* vor *s* eingeschobene *k*, das sich bei sicher urverwandten Wörtern (vgl. z. B. lat. *auris* = lit. *ausìs* „Ohr") nicht findet, weist auf Entlehnung hin. Nun wissen wir durch Plinius *Hist. nat.* XXXVII, 3, 45 tatsächlich von einer direkten Verbindung Roms mit der baltischen Bernsteinküste. Unter Kaiser Nero wurde ein römischer Ritter nach dem hohen Norden entsendet, um für ein Gladiatorenspiel des Kaisers Bernstein aufzukaufen. Er kehrte mit einer ungeheuren Menge des kostbaren Harzes heim. Gegen die Annahme, dass damals das italische Wort für Gold dem litauisch-preussischen Sprachschatz einverleibt wurde, kann man nun freilich den gewichtigen Umstand geltend machen, dass, wie wir oben sahen, in jener Zeit in Rom *aurum*, nicht *ausum* gesprochen wurde, und die Frage wäre nur die, ob, wie jener römische Ritter, so auch die Kaufleute, Träger, Fuhrleute, die ihn selbstverständlich begleiteten, Lateinisch, und nicht etwa ihre Volksdialekte sprachen, in denen, soweit sie auf oskisch-samnitischer Grundlage beruhten, zweifellos auch damals noch *ausom* gesprochen wurde (vgl. F. Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre p. 212).

Wer diesen, wie mir scheint, unbedenklichen Ausweg verschmäht, muss die Entlehnung des italischen Wortes in das Altpreussische und Litauische nach den oben gegebenen Zeitbestimmungen spätestens in das IV. vorchristliche Jahrhundert setzen, wo auch im Lateinischen noch *ausom* gesagt wurde. Doch ist für eine so frühe Zeit eine direkte Verbindung Roms mit der Bernsteinküste weder erweisbar noch aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich. Auch sind an der baltischen Bernsteinküste selbst Goldfunde aus der Zeit vor den römischen Kaisern bis jetzt nicht gemacht worden (vgl. Olshausen a. a. O. 1890 p. 284).

Verlassen wir jetzt wiederum für einen Augenblick unseren Erdteil, um uns einem neuen Herd der Ausbreitung des Goldes, um uns Iran zuzuwenden. Der iranische Name des Goldes (*zaranya*) ist nämlich, und zwar zu einer Zeit, in der die alten

Suffixe noch nicht wie im heutigen Neupersischen und Afghanischen verloren gegangen sein konnten, in fast sämtliche ostwärts gelegene Sprachen der Völker finnischen Stammes eingedrungen. Er lautet mordv. *sirnä*, tscher. ***sörtne***, wog. ***sorni***, ostj. ***sorni***, wotj. u. syrj. *zarni*. Auch die Magyaren (vgl. ung. ***arany***) haben denselben schon in ihre neue Heimat mitgebracht (vgl. M. Bernát Arische und kaukasische Elemente in den finnisch-magyarischen Sprachen, Budapest S. 141). Hingegen haben die westfinnischen Sprachen unter germanischem Kultureinfluss sämtlich das germanische Wort Gold in sich aufgenommen, das finnisch *külda*, estn. *kuld*, lapp. *golle* etc. lautet. Dass wir es hier aber keinesfalls mit zufälligen Beziehungen zu tun haben, zeigen aufs deutlichste die völlig analogen Verwandtschaftsverhältnisse der Namen eines anderen Metalles, des Eisens, wie wir unten weiter erörtern werden.

Inmitten dieser römischen Einflüsse einer- und dieser iranischen andererseits liegt das Gebiet zweier grosser Völker, die innerhalb des Kreises der indog. Spracheinheit, wenn nicht durch ein engeres Band der Verwandtschaft, so doch durch Jahrtausende lange Nachbarschaft miteinander verbunden sind, das Gebiet der litu-slavisch-germanischen Völker. Wie wir schon oben der Entsprechung von germ. ***smîda*** und slav. ***mêdĭ*** begegnet sind, so werden wir späterhin noch mancherlei Berührungen der Nordstämme in metallurgischen Dingen antreffen. Auch das Gold wird bei Slaven, Letten und Germanen übereinstimmend benannt: got. *gulþ* entspricht dem durch alle Slavinen sich ziehenden altsl. *zlato*, sowie dem lettischen ***zelts***.

Weiter lässt sich diese Sprachreihe nicht verfolgen. Allerdings hat A. Fick in seinem Vergleichenden Wörterbuch I[4], 55 die angeführten Wörter mit dem scrt. ***hâṭaka*** (aus ****halta-ka***) „Gold" verglichen, worin ihm P. v. Bradke Über Methode u. Ergebnisse p. 27 gefolgt ist. Allein es dürfte nicht zweifelhaft sein, dass die letztere Benennung des Goldes zu etymologischen Zwecken unbrauchbar ist, und die im Petersburger Wörterbuch gegebene Bedeutungsentwicklung 1. Volk und Land *Hâṭaka*, 2. Gold aus *Hâṭaka* das richtige trifft. In dem schon oben genannten Büchlein R. Garbes Die indischen Mineralien werden nämlich als Analoga zu *hâṭaka* noch ***çâtakumbha***, ***jâmbûnada***[1]),

1) Auf diesen Goldnamen war P. v. Bradke schon durch O. Böht-

*saumêrava, jâmbava, gâṅgêya* genannt, alles Wörter für Gold, die von Haus aus Land, Fluss oder Berg bezeichnen, von denen das betreffende Gold stammt.

Gleichwohl muss indessen die Bildung des got. *gulþ*, slav. *zlato*, lett. *zelts* von einem vorauszusetzenden idg. Adjectivum **ĝhelto-s* (**ĝhl̥to-s, ĝholto-s*) „gelb" sich verhältnismässig sehr früh festgesetzt haben, da sie nur in einer Zeit verstanden werden kann, in der die Umwandlung des anlautenden Gutturals (idg. *ĝh* = got. *g* : slavo-lit. *z*) in den Sibilanten des Litauischen und Slavischen noch nicht soweit durchgeführt worden war (vgl. Kretschmer Einleitung S. 150), dass sie einen Wortaustausch, wie den angegebenen, unmöglich machte. Hieraus folgt dann weiter, dass das Gold im Nord-Osten unseres Erdteils verhältnismässig frühzeitig, ja wahrscheinlich früher als in Italien und im keltischen Westen bekannt geworden sein muss. Als Quelle dieser ersten Bekanntschaft mit dem Gold wird man, zunächst für die germanischen Stämme, auf die reichen Goldfunde verweisen dürfen, die sich aus Siebenbürgen und den östlichen Alpenländern bis nach Skandinavien ziehen (vgl. S. Müller Urgeschichte Europas, Strassburg 1905, p. 153). Namentlich in Form gewisser Spiralen ist das Edelmetall schon in früher Bronzezeit auf dem Wege des Bernsteinhandels längs der Elbe vom Südosten her dem Norden zugeführt worden (vgl. Olshausen Z. f. Ethnologie, Verhandl. 1890 u. 91). Bemerkenswert ist auch, dass bereits Herodot (IV, 104) die in Siebenbürgen sitzenden Agathyrsen als χρυσοφόροι bezeichnet. Auf jeden Fall hat die *auri sacra fames*, ungeachtet der idealisierenden Worte des Tacitus Germ. Kap. 5: *Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint, dubito. Nec tamen affirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere: quis enim scrutatus est? Possessione et usu haud perinde afficiuntur* etc. sehr frühzeitig, wie zahlreiche Stellen der Alten beweisen (vgl. Baumstark Erl. z. Germ. p. 292), auch den germanischen Norden erfasst. Nirgends hat der Fluch, der an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, einen grossartigeren Ausdruck gefunden, als im deutschen Nibelungenlied. Um des gleissenden Metalles willen lernt der blondhaarige Sohn Ger-

---

Lingk — freilich vergeblich — aufmerksam gemacht worden (Über Methode etc. a. a. O. Anm. 1).

maniens seinen Arm dem Landesfeinde verkaufen, und die Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum des Südens an demselben ist nicht am wenigsten der immer sich wiederholende Impuls des Andringens der Nordstämme an das alte Römerreich gewesen, dem dieses zuletzt erlag.

Fassen wir zusammen, so hat sich ergeben, dass sowohl bei den semitischen Völkern wie auch bei dem indisch iranischen Zweig der Indogermanen, d. h. also fast in ganz Vorderasien die Bekanntschaft mit dem Gold in proethnische Zeitläufte zurückgeht. Eine indogermanische Bezeichnung des Goldes hat sich dagegen nicht nachweisen lassen. Dies stimmt mit den Ergebnissen der Prähistorie im wesentlichen überein. In neolithischer Zeit ist in unserem Erdteil kein Gold nachgewiesen worden, das vielmehr erst nach dem Kupfer, und auch dann nur an den beiden äussersten, Vorderasien und Afrika zugewendeten Enden Europas, einerseits auf Therasia und in Pannonien, andererseits in Spanien und im südlichen Frankreich erscheint (vgl. M. Much Die Kupferzeit[2] S. 356).

Von Vorderasien ist das Gold einerseits durch phönizische Vermittlung in mykenischer Zeit nach Griechenland, andererseits von iranischem Boden aus zu den östlichen Finnen gewandert. Einen grossen Einfluss auf die weitere Verbreitung des Goldes in Europa muss Italien ausgeübt haben. Das italische Wort ist zu den Kelten, zu den Albanesen, ja wahrscheinlich zu den Litauern und Preussen gedrungen. Die Slavo-Germanen haben eine gemeinsame Benennung des Goldes, die sich sehr frühzeitig auf dem genannten Sprachgebiet festgesetzt haben muss. Von den Germanen haben die Finnen der Ostsee ihre Bezeichnung des Goldes erhalten.

Hingegen scheinen die ursprünglich um den Altai („den goldreichen“) gruppierten Völker turko-tatarischen Stammes bereits in ihrer Urheimat die Schätze ihrer goldreichen Berge gekannt zu haben, und Sagen von ihnen sind schon zu Herodots Zeiten zu den Vorposten griechischer Kultur am Pontus gedrungen.

---

V. Kapitel.

# Das Silber.

Von den verschiedenen Schwankungen, denen die oben charakterisierte Aufzählung der Metalle in den Denkmälern der ältesten Völker ausgesetzt ist, muss hier der Kampf hervorgehoben werden, den in früherer Zeit das Gold mit dem Silber um die Zuerkennung des Vorranges zu führen hat. Gerade in den ältesten hieroglyphischen Inschriften findet nämlich bei Aufzählung der Metalle und anderer Kostbarkeiten das Silber weit häufiger vor dem Golde seine Stellung als hinter ihm, und auch von den assyrischen Denkmälern lässt sich zum mindesten behaupten, dass die Nennung des Silbers vor und hinter dem Golde eine gleich häufige ist.

Diese hieraus sich ergebende Bevorzugung des Silbers vor dem Golde für eine sehr alte Kulturepoche der Menschheit hat ohne Zweifel ihren Grund in dem späteren und seltneren Auftreten jenes Metalles in dem Kreise der orientalischen Völker und der Menschheit überhaupt, eine Erscheinung, die durch den Umstand, dass das Silber in reinem Zustand nur im Gebirge, nicht auch im Sande der Flüsse vorkommt und überhaupt weniger allgemein verbreitet und schwieriger zu gewinnen ist als das Gold, sich genugsam erklärt. Allerdings scheinen schon die Ursemiten (vgl. F. Hommel Die Namen der Säugetiere etc. p. 415) ein Wort wie für Gold so auch für Silber (assyr. *kaspu* = hebr. *kesef*) besessen zu haben; aber auf indo-iranischem Boden fehlt es nicht an Spuren eines verhältnismässig späten Bekanntwerdens dieses Metalles. Die älteste Zusammenstellung der Metalle im alten Indien (*Vâjasanêyisaṁhitâ* XVIII, 13) nennt hinter *hiraṇya* „Gold“ unmittelbar *dyas* „Erz“, resp. „Eisen“, im Rigveda kommt das spätere Wort für Silber *rajatá* (wie *darçatá* „ansehnlich“ von der W. *darç* und *yajatá* „verehrungs-

würdig" von der W. *yaj*) nur einmal, und zwar in dem adjektivischen Sinn von „weisslich" von einem Ross gebraucht vor, und wenn in einem anderen vedischen Text (*Taittirîyasaṁhitâ* 1, 5, 1, 2) unser Metall noch mit dem weitläufigen Ausdruck *rajatám hiraṇyam* „weissliches Gold"[1]), das nicht würdig ist als Opferlohn gespendet zu werden (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 52 f.), umschrieben wird, so ist dies derselbe Vorgang wie im Altägyptischen, in dem *hat*, kopt. *chat* das Silber, eigentlich aber „hell, weissglänzend" bezeichnet und als Determinativum das Zeichen des Goldes neben sich hat. Auch in dem Sumerischen bedeutete das übrigens ganz allein stehende ***ku-babbar*** „Silber" eigentlich „weisses" oder „glänzendes" Metall (F. Hommel Die vorsemit. Kulturen p. 409).

Zuerst tritt in der indischen Literatur *rajatá* als Substantivum in der Bedeutung „Silber" im Atharvaveda auf[2]) (vgl. Zimmer a. a. O. p. 53).

Die iranischen Dialekte, bei denen die übereinstimmende Benennung des Goldes (o. p. 32) auf eine uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle schliessen liess, gehen in der Bezeichnung des Silbers gänzlich auseinander. Das dem scrt. *rajatá* etymologisch entsprechende *erezata* beschränkt sich auf die Sprache des Awesta. Die Afghanen haben keinen eigenen Namen für das Silber, sondern benennen es *spîn zar* d. h. „weisses Gold". Npers. *sîm*, pehlevi *asîm* gehören als Lehnwörter zu griech. ἄσημος „ungeprägt", ngriech. ἀσῆμι „Silber". Eine zweite npers. Bezeichnung *naqra* „*argentum liquatum*", Mundart von Jezd *nuqrja* (Z. d. D. M. G. XXXV, 403), baluči *nughra* ist arabisch (*nukrah*). Die Osseten endlich haben ihr Wort *äwzist*, *awżeste* (Hübschmann Osset. Spr. p. 119) wahrscheinlich ostfinnischen Sprachen wotj. *azveś*, syrj. *ezyś*, ung. *ezüst* entlehnt (s. u.).

Lehrt somit eine genauere Betrachtung des Indischen und

---

1) Eine andere Erklärung des scrt. *rajatám hiraṇyam* gibt A. Kuhn Zeitschrift f. ägyptische Sprache und Altertumskunde 1873 p. 21 f. Er fasst es als Silbergold = ägypt. *âsem* (?).

2) Der *Râjanighaṇṭu* ed. R. Garbe p. 35 nennt 17 spätere Benennungen des Silbers, von denen die von dem Monde hergenommenen *candralôhaka* „Mondmetall", *candrabhûti* „von dem Aussehen des Mondes", *candrahâsa* „wie der Mond weisslich glänzend" kulturgeschichtlich interessant sind (vgl. oben p. 12 Anm.).

Iranischen, dass die Bekanntschaft mit dem Silber bei diesen Völkern nicht in ein hohes Altertum zurückzugehen scheint, und verbinden wir hiermit die archäologische Tatsache, dass, abgesehen von dem silberreichen Spanien, wo in sehr früher Zeit durch die Ausgrabungen der Gebrüder Siret grosse Massen unseres Metalls zutage getreten sind, und abgesehen von vereinzelten Fundstücken aus prämykenischer Zeit (s. u.), in allen anderen Gegenden Europas in der an die neolithische Periode anschliessenden Kupferzeit jede sichere Spur des Silbers fehlt, „das vielmehr erst viel später und, wie es scheint, zugleich mit dem Eisen in den Besitz der ausserhalb Spaniens wohnenden Europäer kommt“[1]) (M. Much Die Kupferzeit[2] S. 357), so werden wir alles eher als eine schon indogermanische Bezeichnung des Silbers erwarten. Um so erstaunter sind wir, eine scheinbar die Zeichen der Urverwandtschaft an sich tragende Sprachreihe in der Gleichung:
armen. *arcat*, lat. *argentum*, altir. *argat* = scrt. *rajatá*, aw. *erezata* zu finden.

Tatsächlich liegt hier für die Beurteilung der Geschichte des Silbers eine erhebliche Schwierigkeit vor, die sich nur beseitigen lässt, wenn es gelingt, wahrscheinlich zu machen, dass die angeführte Sprachreihe entgegen dem Schein nicht auf Urverwandtschaft, sondern auf späterer Entlehnung oder Übertragung von einem gemeinsamen Ausgangspunkt beruht.

Zunächst ist von rein lautlichem Standpunkt zu bemerken, dass die Übereinstimmung der angeführten Sprachreihe bei näherer Betrachtung keine so vollkommene ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat; denn abgesehen davon, dass die Ablautsverhältnisse der Wurzelsilbe (europ. *arg-* : scrt. *ṛj-*, aw. *erez-*) noch nicht genügend aufgeklärt sind (vgl. A. Walde Lat. et. W. s. v. *argentum*), stimmen die Suffixe insofern nicht überein, als das armenische Wort bei völliger Übereinstimmung z. B. mit dem lateinischen **arcand*, nicht *arcat* lauten müsste (vgl. Osthoff Sprachw. Abh., herausg. v. Lukas v. Patrubány II, 131). Vielleicht weisen also schon die Lautverhältnisse unserer Sprachreihe auf andere Zusammenhänge als auf Urverwandtschaft hin. Welche

1) Vgl. auch S. Müller Urgeschichte Europas p. 32: „Ausserhalb des Südens fehlt das Silber in der ganzen älteren Steinzeit, sowohl in der Stein-Kupferzeit als in der Bronzezeit.“

können es sein? In dem gesamten Vorderasien gehört offenbar Armenien mit dem nördlich von ihm gelegenen Küstenstreifen des Pontus zu den silberreichsten Ländern. Nach Strabo (c. 530) konnte Pompeius dem besiegten Tigranes nicht weniger als 6000 Talente Silbers auflegen. Besonders in der Nähe von Trapezunt wurden zu Marco Polos Zeit ergiebige Silberminen betrieben (vgl. Ritter Erdkunde X, 272). Im N. W. von Beiburt liegt ein Berg, der noch heute *Gumish-Dagh* „Silberberg" heisst und auf ihm eine Bergwerkstadt *Gumishkhana* „Silberstadt", in der noch im Jahre 1806 monatlich 50000 Piaster trotz der rohen Bebauung gewonnen wurden (vgl. A. Soetbeer Edelmetall-Produktion, Ergänzungsheft z. Petermanns Mitteilungen Nr. 57, p. 37). Ihr Name im Altertum war *Ἄσιβα* (vgl. oben npers. *sîm* etc. aus ngr. *ἄσημι*); daher die Silbermünzen mit der Legende *Ἀσιβέων* (Tomaschek Ltbl. f. or. Phil. I, 126).

Nehmen wir nun an, dass in diesem silberreichen Lande frühzeitig ein dem armen. *arcat* entsprechender Ausdruck für das Silber vorhanden war, so konnte dieser auf dem Wege des Handels nach dem silberarmen Iran (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 147 u. 389 f.) und von da auf dem uralten Völkerweg längs dem Kabulfluss (vgl. A. Weber Allg. Monatsschrift 1853 p. 671) nach Hindostan gebracht werden. In beiden Ländern konnte er dann von Einfluss auf die Bezeichnung des Silbers in der Weise werden, dass ein bereits vorhandenes Adjectivum aw. *erezata*, scrt. *rajatá* „weiss" unter dem Druck des armen. *arcat* (vor der armenischen Lautverschiebung vielleicht **argat*) die Bedeutung „Silber" annahm [1]. So würde sich das späte Auftreten des scrt. *rajatá* im Sinne von „Silber" ansprechend erklären. Beachtenswert wäre in diesem Zusammenhang auch der Umstand (vgl. P. v. Bradke Über Methode und Ergebnisse S. 87), dass ziemlich gleichzeitig mit scrt. *rajatá* „Silber" auch das Maultier (scrt. *açvatará*, npers. *ester* etc.) in der indischen Literatur auftritt, dessen Ursprünge sicher auf die südpontischen Länder hinweisen, und dem wir in Verbindung mit der Geschichte des Silbers noch wiederholt begegnen werden.

---

1) Die umgekehrte Voraussetzung P. Kretschmers, Einleitung p. 137, dass armen. *arcat* aus aw. *erezata* entlehnt sei, wird von H. Hübschmann Armen. Gr. p. 424 mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Nun steht dieser Konstruktion freilich eine Schwierigkeit entgegen, die darin liegt, dass es bis jetzt nicht möglich gewesen ist, die rein ethnographische Frage zu entscheiden, ob die indogermanischen Armenier sich so frühzeitig von ihren nächsten Stammverwandten, den Phrygern und Thrakern, losgelöst haben und in das in historischer Zeit von ihnen besetzte und nach ihnen benannte Armenien eingewandert sind (vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 41 und Hübschmann Armenische Gr. I, 399 ff.), dass schon in vedischer Zeit von Armenien ein echt armenisches Wort nach Iran und Indien wandern konnte. Allein diese Schwierigkeit besteht doch nur dann, wenn wir in armen. *arcat* wirklich ein echt armenisches Wort zu erblicken haben. Nun liegen die Dinge aber so, dass bis jetzt für keinen andern armenischen Metallnamen idg. Ursprung nachgewiesen werden konnte, und dass vielmehr die meisten und wichtigsten Benennungen der Metalle im Armenischen auf Zusammenhänge mit den Sprachen des Kaukasus mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit hinweisen. Dies gilt von armen. *oski* „Gold (o. p. 32), dies ferner und besonders von armen. *erkat* „Eisen", das in seinem Suffix mit *arcat* „Silber" übereinstimmend, im Lazischen *erkina*, im Gruzinischen und Mingrelischen *rkina* (vgl. Erckert p. 57) lautet, dies endlich auch von armen. *plinj* „Kupfer", das dem lesghisch-udischen *pilindž*, grusinischen *spilendzi* (Erckert p. 94) zu entsprechen scheint. Auch das armenische *arcat* „Silber" kehrt nun im Kaukasus wieder, wie avarisch *árac*, lakisch *arcu*, Akuša-Sprache *xarc*, abxazisch *araž̆n* usw. (Erckert p. 128) zeigen. Ich habe früher diese Wörter als Entlehnungen aus dem Armenischen aufgefasst, bin aber jetzt, im Hinblick auf die übrigen armenischen Metallnamen eher der entgegengesetzten Ansicht. Ist diese richtig, so könnte schon, bevor die idg. Armenier nach dem eigentlichen Armenien kamen, ein im Kaukasus und seinen Vorländern herrschender Silbername, der in den kaukasischen Wörtern und im armenischen *arcat* reflektiert, nach Süd-Osten, also nach Iran und Indien gewandert sein.

Wenden wir uns nunmehr zu den italischen und keltischen Wörtern für Silber und ihrem Verhältnis zu dem armen. *arcat*, so sind uns, was die ersteren (lat. *argentum*, osk. *aragetud*) betrifft, aus der ältesten Kulturgeschichte der Apenninhalbinsel einige Erscheinungen bekannt, die sicher nicht idg.

Ursprungs, den Italikern aber auch nicht erst durch die griechische Kolonisation zugeführt worden sind, sondern die vielmehr sachlich und sprachlich auf die pontischen Länder als ihren Ausgangspunkt hinweisen. Es ist dies auf der einen Seite der Wein[1]): lat. *vînum*, griech. *ϝοῖνος*, alb. *vênε* (aus armen. *gini* = **voinio*), auf der anderen der Esel[2]): lat. *asinus*, griech. *ὄνος* (aus **οσνος*, entlehnt aus armen. *êš*, sumerisch *anšu*) und das Maultier[3]): lat. *mûlus* (aus **mus-lo*, alb. *mušk*, etc., vielleicht eigentlich „das mysische", „der Myser" — die Mysier galten nach dem 35. Frgm. des Anakreon als Erfinder der Maultierzucht —).

Es fehlt also nicht an Analogien, wenn wir auch dem italischen Silber gleiche Herkunft zuschreiben und — hier in Anlehnung an P. v. Bradke (Methode p. 41, 89, 90) — annehmen, dass auch in Italien nach dem Muster des pontisch-armenischen *arcat* ein einheimisches **argento* (vgl. *cruentus*, *silentus*) „weiss" = scrt. *rajatá* zur Bezeichnung des vom Pontus her bekannt gewordenen Silbers verwendet wurde. Die oben hinsichtlich eines frühzeitigen armenisch-iranischen Zusammenhangs erörterten chronologischen Bedenken liegen hier nicht vor, da die Armenier doch ohne Zweifel in einer sehr frühen Epoche, wenn auch nicht in Armenien selbst, so doch sicherlich im Kulturbereich Armeniens und des Kaukasus sassen[4]). Leider ist uns freilich der thrakische Name des Silbers, der in diesen Kulturzusammenhängen vermutlich eine Rolle gespielt hätte, nicht be-

---

1) Wenn Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen p. 561 die Annahme der Entlehnung des griech. *ϝοῖνος* und alb. *vêne* aus armen. *gini* für „einleuchtend" hält, so ist es hart, das gleiche nicht auch für lat. *vînum* anzunehmen, zumal doch die lautliche Möglichkeit besteht (vgl. F. Sommer Handbuch p. 91), auch *vînum* auf **voinom* zurückzuführen.

2) So auch Walde Lat. et. W. p. 47.

3) Nach G. Meyer Et. W. d. alb. Spr. p. 293 und I. F. I, 322 (Widerspruch bei Walde Lat. et. W. p. 399).

4) Hierdurch erledigt sich auch der Einwand, den Bartholomae Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1905 No. 6 gegen meine Erklärung des griechischen und lateinischen Weinnamens geltend macht. Warum nach diesem Gelehrten die Armenier aus Thrakien über den Kaukasus in ihr späteres Vaterland heruntergestiegen sein sollen, ist mir nicht ersichtlich. Über den Weg, den sie höchstwahrscheinlich in Wirklichkeit nahmen, vgl. W. Tomaschek Die alten Thraker I, 4.

kannt, und die Hesychische Glosse *σκάρκη· Θρακιστὶ ἀργύρια* könnte eher darauf hinweisen, dass hier eine dem lat. *argentum* entsprechende Bezeichnung nicht bestand.

Sicherer scheint mir das Verhältnis des lat. *argentum* zu den keltischen Silbernamen (altir. *argat*, *arget*, cymr. *ariant*, bret. *archant*, corn. *arhanz*) festzustellen. Die keltischen Wörter sind am frühsten in der altgallischen, sei es lautgesetzlichen, sei es dem Lateinischen genäherten Form (vgl. Thurneysen bei P. v. Bradke Methode p. 25) *argento-* überliefert, die in zahlreichen altgallischen etc. Eigennamen als erstes Glied der Zusammensetzung erscheint: *Argento-ratum* (Strassburg), *Argento-magus*, *Argento-varia* (Arzenheim), *Argento-dubrum*, *Argento-coxos* (ein kaledonischer Frauenname) usw. Nur spricht alles dagegen, dass *argento-* hier schon „Silber" bedeutet habe. Allerdings kennt Strabo c. 191 Silberminen im Gebiet der Rutenen (im Departement Aveyron) und Gabalen (westlich von den Cevennen). Allein Diodorus Siculus (V, 27, 1) stellt das Vorkommen von Silber in Gallien gänzlich in Abrede (*κατὰ γοῦν τὴν Γαλατίαν ἄργυρος μὲν τὸ συνόλον οὐ γίγνεται*), und auf keinen Fall war unser Metall auf altkeltischem Boden so verbreitet, dass die zahlreichen Eigennamen mit *argento-* verständlich wären, wenn *argento-* „Silber" bedeutete. Es ist daher in hohem Grade wahrscheinlich, dass dieses Wort in den genannten und anderen altkeltischen Eigennamen nichts anderes als vedisch *rajatá*, nämlich „weiss" bezeichnete. *Argento-ratum* war demnach „Weissenburg" (ir. *ráth* „Königsburg"), *Argento-dubrum* „Weisswasser" (vgl. Weissensee), *Argento-coxos* „Weissfuss" usw. Dieses altkeltische Adjectivum für „weiss" (altgall. *argento-s*) wurde dann bei Berührung der Kelten mit dem lat. *argentum* in den keltischen Sprachen zur Benennung des Silbers verwendet[1]).

---

1) So jetzt auch M. Much Die Kupferzeit² p. 358 Anm. 1 und R. Much Z. f. deutsches Altertum XLII, 164. — Dagegen nimmt P. v. Bradke Über Methode usw. p. 22 ff. eine wesentlich frühere Bekanntschaft der Kelten mit dem Silber an, die älter sei als die mit dem Golde. Allein sein einziger Beweis hierfür steht und fällt mit dem von Herodot I, 162 genannten König von Tartessos, *Ἀργανθώνιος*, was nach v. B. ein keltisches Wort sein und „Silbermann" bedeuten soll. Auf wie schwachen Füssen diese Annahme steht, habe ich in der W. f. klass. Phil. 1890 No. 50 gezeigt. Holder hätte daher einen so un-

Ostwärts von Italien ist das römische Wort zu den illyrischen Stämmen gewandert und heisst im Albanesischen *arg'ánt* etc. Die Sprache bestätigt auch hier den Gang der Kulturgeschichte aufs beste; denn erst durch die Römer wurde der namentlich aus Silber, aber auch aus Gold (alb. *ár* aus lat. *aurum*) bestehende Metallreichtum der illyrischen Gebirge ausgebeutet (Kiepert Lehrb. d. a. G. p. 354; vgl. auch alb. Ortsnamen wie *Argentaria*).

Der den vorstehenden Ausführungen zugrunde liegende Gedanke, dass die Sprachreihe:

(kaukas. *arcu* etc.) armen. *arcat* — aw. *erezata*, scrt. *rajatá*<br>
„ „ — lat. *argentum*, altir. *argat*,

kurz ausgedrückt, auf einer alten Entlehnung aus dem Armenischen oder Kaukasischen beruhe, wäre aber weniger wahrscheinlich, als er es ist, wenn wir nicht auch in der übrigen Geschichte des Silbers in Überlieferung und Sprache immer wieder auf die Armenien oder dem Kaukasus nahe liegenden Gestade des Schwarzen Meeres als Ausgangspunkt des Silbers stiessen.

Im südlichen Europa steht das griech. *ἄργυρος* durch sein Suffix *-υρος* vereinzelt innerhalb der indog. Silbernamen da und gestattet keine Vermutung über die Seite, von der her die Griechen zuerst das weissliche Metall kennen lernten. Doch führt die Überlieferung auch hier merkwürdigerweise wenigstens in die Nähe Armeniens, an die Gestade des Pontus Euxinus. Schon Homer (Il. II, 857) nennt die pontische Stadt *Ἀλύβη* mit den Worten:

*τηλόθεν ἐξ Ἀλύβης, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη,*

und wenn auch in dem silberreichen Attika, dessen Bergwerke indessen erst kurz vor den Perserkriegen einige Bedeutung erlangt haben (vgl. J. F. Reitemeier Geschichte des Bergbaues u. Hüttenwesens bei den alten Völkern 1785 p. 67), die Erfindung des Silbers dem Stammheros *Erichthonios* zugeschrieben wurde, so sollte er sie doch nach einer anderen Nachricht dem fernen Skythien verdanken. *Argentum*, sagt Plinius *Hist. nat.* VII, 56, 197, *invenit Erichthonius Atheniensis, ut alii Aeacus* und *Hygini fab.* (ed. M. Schmidt) p. 149 heisst es: *Indus rex in Scythia*

---

sicheren Kantonisten nicht in seinen altkeltischen Sprachschatz aufnehmen sollen.

*argentum primus invenit, quod Erichthonius Athenas primum attulit.*

Derselbe Homer aber, der zuerst die Silberstadt Alybe nennt, ist es auch, der den an die Armenier anstossenden Paphlagoniern die Erfindung der Maultierzucht (Il. II, 852) zuschreibt:

*ἐξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων.*

Maultierzucht und Silber treten uns also auch hier, wie in Indien und Italien, in einem gewissen geschichtlichen Zusammenhang entgegen.

Archäologisch ist das Silber im ältesten Griechenland bereits in prämykenischen und mykenischen Schichten (vgl. S. Müller Urgeschichte Europas p. 32 und *Tzountas and Manatt The Mycenaean age* p. 223), wenngleich sehr selten, nachgewiesen worden; doch hüte man sich aus derartigen vereinzelten, einstmals den Palästen der Herrschenden angehörigen Fundstücken ohne weiteres den Schluss zu ziehen, dass nun auch bei der damaligen Bevölkerung das betreffende Metall bekannt gewesen sein und ein volkstümlicher Name dafür bestanden haben müsse (vgl. oben p. 40 über ähnliche Schlüsse hinsichtlich des Goldes bei den Kelten). Auch ist zu bedenken, dass in dem benachbarten Troja, das dem pontischen Ausgangspunkt des Silbers schon sehr nahe lag, bereits in der zweiten Stadt „im grossen Schatz des Priamus" ganze silberne Barren zutage getreten sind. Eine grössere Bedeutung hat das Silber in Griechenland (wie auch später in Italien) aber erst unter dem Einfluss des phönizischen Handels, dem durch die frühzeitige Ausbeutung der spanischen Silberbergwerke (s. o.) eine ungeheure Menge dieses Metalles zuströmte, und nach Eröffnung der laurischen Bergwerke erlangt, so dass nun *ἀργύριον* (wie lat. *argentum*), nicht *χρυσός*, das gewöhnliche Wort für Geld überhaupt wird. Eine Verwertung des Stammes *ἀργυρο* zu Orts- und Personennamen, wie bei *χρυσός*, kommt aber in älterer Zeit kaum vor.

So bleiben die indogermanischen Sprachen des nördlichen Europa zu bedenken übrig, die durch eine gemeinsame Benennung des Silbers:

got. *silubr*, altsl. *sĭrebro*, *lit. sidābras*, altpr. *siraban* (Acc.) verbunden werden. Das germanische Wort ist einerseits in das Lappische (*silbba*), andererseits unter west-gotischem Einfluss (vgl. J. Grimm Gesch. d. deutschen Sprache p. 11) in das

Baskische, wo es *cilarra* lautet, eingedrungen. Doch ist kaum anzunehmen, dass in den einheimischen Dialekten der Iberischen Halbinsel, deren ausserordentlicher Silberreichtum (o. p. 47; vgl. Strabo c. 147 f.) den ältesten Völkern wohl bekannt war, nicht schon vorher genuine Namen des Silbers vorhanden gewesen sein sollten. Eine Spur derselben enthält vielleicht der iberische *Orospeda* = „Silberberg" (Strabo c. 161).

Was nun die angeführte Wortreihe der nordeuropäischen Stämme selbst anlangt, so weist die Unregelmässigkeit ihrer Lautverhältnisse auf alte Entlehnungen hin, deren Ursprung kaum im Indogermanischen zu suchen sein dürfte. Schon V. Hehn hat daher die Hypothese aufgestellt, dass die nordeuropäischen Namen des Silbers mit der bereits erwähnten pontischen Stadt *Ἀλύβη*, das dann nach griechischem Lautgesetz für **Σαλύβη* „Silberstadt" zu nehmen wäre, zu kombinieren seien, und so würden wir a u f s n e u e z u d e n B e r g e s z ü g e n d e s S c h w a r z e n M e e r e s g e f ü h r t w e r d e n.

Es liegt auf der Hand, dass diese Kombination V. Hehns an sich kaum mehr als eine geistvolle Vermutung genannt werden kann, die mit grossen lautlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat; allein sie scheint mir immer noch das beste, was über die dunkle, auch in ihrem Verhältnis untereinander keineswegs klare nordeuropäische Wortreihe[1]) gesagt worden ist, und zusammen mit dem bisherigen Gang unserer Untersuchung dürfte sie keine geringe Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit des Satzes ergeben, dass für die indogermanischen Völker die P o n t u s l ä n d e r ein wichtiger Ausgangspunkt ihrer Bekanntschaft mit dem Silber gewesen sind.

Übrigens würde das Vordringen des Silbers aus den ponti-

1) Äusserst kühne Vermutungen knüpft an sie und an *Ἀλύβη* (*Χαλύβη*) H. Brunnhofer Über die älteste Herkunft des Silbers und Eisens in Europa, erschlossen aus kleinasiatischen Ortsnamen (Fernschau, Aarau 1886 I, 54). F. Hommel Archiv f. Anthrop. XV Suppl. p. 162 möchte die germano-balto-slavischen Wörter mit assyr. *ṣarpu* „Silber" verknüpfen. W. Bruinier Korrespondenzblatt 1895 No. 5 denkt gar an jap. *siro-gana* „weisses Metall" = Silber. An diesen Annahmen könnte soviel richtig sein, dass auch dem pontischen **Σαλύβη* „Silberstadt" ein ähnliches barbarisches Wort für Silber mit der eigentlichen Bedeutung „weisses Metall" (vgl. noch ostjak. *šeloχ* „weisses Metall", „Silber") zugrunde läge.

schen Gegenden zu den Barbaren des Nordens in den Zeiten Herodots noch nicht stattgefunden haben, da dieser Schriftsteller sowohl den eigentlichen Skythen, die wir uns als Vermittler des Silbers in nördlicher Richtung doch wohl in erster Linie denken müssten, als auch den östlicheren Massageten mit ausdrücklichen Worten (vgl. IV Kap. 71 *ἀργύρῳ δὲ οὐδὲν οὐδὲ χαλκῷ χρέονται*, vgl. auch I Kap. 215) die Kenntnis und den Gebrauch dieses Metalles abspricht.

Die älteste Nachricht von dem Vorhandensein des Silbers in Deutschland erhalten wir durch Cäsar (VI Kap. 28), der von dem Gebrauch silberbeschlagener Trinkhörner berichtet. Tacitus (Germ. Kap. 5) kennt silberne Gefässe als auswärtige Geschenke im Besitz der Vornehmen. Silberminen im Lande selbst müssen damals noch unbekannt gewesen sein. Zwar wurde im Jahre 47 n. Chr. *in agro Mattiaco* von Curtius Rufus eine Silbergrube durch seine Soldaten eröffnet, doch scheint diese wegen geringer Ergiebigkeit bald wieder eingegangen zu sein (vgl. Tac. Ann. XI Kap. 20). Ein regelmässiges Silberbergwerk wird erst zur Zeit Ottos des Grossen im Harz eingerichtet. Hiermit stimmt überein, dass in den deutschen Ortsnamen durch Zusammensetzung mit Silber gebildete Wörter vor 1100 nicht vorkommen (vgl. Förstemann Deutsche Ortsnamen p. 139).

Ausserhalb des im bisherigen besprochenen Kulturkreises scheint der äusserste Osten Europas zu liegen, wo eigene, leider noch nicht sicher erklärte Namen für unser Metall bestehen. So in den finnischen Sprachen, deren Nomenklatur des Goldes ganz von indogermanischen Völkern abhängig war, einerseits die Reihe: finn. *hopea*, estn. *hõbe*, *hõbbe*, weps. *hobed*, wot. *opëa*, *õpëa*, liv. *öbdi*, *übdi*, tschud. *hobet*, andererseits wotj. *azveś*, syrj. *ezyś*, magy. *ezüst*, die man als „weisses Kupfer" (*-veś* = finn. *vaski* „Kupfer") gedeutet hat, und aus denen die oben genannten ossetischen Wörter (vgl. p. 46) entlehnt sein dürften. Doch muss bemerkt werden, dass Sjögren (vgl. *Bulletin de l'académie de St. Pétersbourg* VI, 172) und andere die erstgenannten Wörter aus npers. *sipêd* = aw. *spaêta* „weiss" ableiten, und M. Bernát Arische und kaukasische Elemente in den finnisch-ugrischen Sprachen I, 246 ff. in ausführlicher Erörterung umgekehrt die ossetischen Wörter als Quelle des wotjakischen, syrjänischen und magyarischen Ausdrucks zu erweisen

sucht[1]). Der in den turko-tatarischen Sprachen (vgl. J. Klaproth Sprachatlas p. XXXVI) weit verbreitete Name des Silbers lautet *kömüś, kömüs, kümüs* (vgl. sumerisch *ku-babbar*?).

Zum Schluss dieser Besprechung der Silbernamen sei hier noch eines vereinzelten Wortes gedacht, das im Munde wandernder Zigeunerscharen aus Indien nach Europa verschlagen ist: zig. *rub, rupp* entspricht sert. *rû'pya*, hind. *rupâ*, wie auch der zigeunerische Name des Goldes *sonakai, sonegai* etc. aus indischem sert. *svarṇa*, Hindi *sônâ* etc. hervorgeht (vgl. Pott Zigeuner II, 274 u. 226).

In den bisherigen Ausführungen sind wir zuweilen den Spuren eines Gebrauches begegnet, das später bekannt gewordene Silber geradezu nach seinem Vorgänger, dem Golde, als das weisse Gold zu bezeichnen, und es ist dies um so begreiflicher, als man vielleicht von einer sorgfältigen Behandlung des Goldes selbst zur ersten Kenntnis des Silbers vorgeschritten ist.

Es ist bekannt, dass dem Golde in verschiedenen Mischungsproportionen das Silber innezuwohnen pflegt. Diese Mischung von Gold und Silber wird in den altägyptischen Inschriften *dsem* genannt und in den Aufzählungen der kostbaren Metalle und Edelsteine hinter das Gold gestellt. Es steht in grossen Ehren. „Gold der Götter, *dsem* der Göttinnen" heisst es von der Isis. Nach den Untersuchungen von C. R. Lepsius (vgl. Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1871 p. 129) entspricht nun diesem ägyptischen *dsem* sachlich und etymologisch genau das hebr. *ḥašmal*, wenigstens sachlich aber das griechische *ὁ ἤλεκτρος* („der strahlende" : *ἠλέκτωρ* „Sonne"), dessen lat. Abbild *electrum* Plinius XXXIII, 4, 80 mit den Worten definiert: *omni auro inest argentum vario pondere, alibi nona, alibi octava parte. Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur.* In der Tat liegt bei Stellen wie Od. IV, 73 ff.:

> *φράζεο*
> *χαλκοῦ τε στεροπὴν κὰδ δώματα ἠχήεντα*
> *χρυσοῦ τ' ἠλέκτρου τε καὶ ἀργύρου ἠδ' ἐλέφαντος*

1) Doch stimmt mit meiner Ableitung der ossetischen Wörter aus dem Finnischen ausser Hübschmann (Et. u. Lautlehre d. osset. Spr. p. 119) und Stackelberg (*Irano-finskija leksikalĭnyja otnošenija* p. 5) jetzt auch Yrjö Wichmann (Die Verwandten des finn. *vaski* in den permischen Sprachen, Sitzungsberichte XVI, 3) überein (Separatabdruck).

oder in der Homerischen Eiresione v. 10

ἐπ' ἠλέκτρῳ βεβαυῖα

die Übersetzung des Wortes ἤλεκτρος — Lepsius unterscheidet ὁ ἤλεκτρος „Silbergold" (vgl. Antigone v. 1083), ἡ ἤλεκτρος „Bernsteinverzierung", τὸ ἤλεκτρον „Bernstein" — mit „Goldsilber" jedem Unbefangenen viel näher als die gewöhnliche mit Bernstein (vgl. auch W. Helbig Hom. Ep. p. 106). Gegenstände aus Elektron wie Spangen und Becher sind in Hissarlik in der zweiten und besonders in der dritten Stadt gefunden worden (vgl. Schliemann Ilios p. 388 u. 527); doch wird in der Ilias das Goldsilber noch nicht genannt. Auch Herodot versteht wahrscheinlich unter seinem λευκὸς χρυσός, das Krösus neben ἄπεφθος χρυσός „geläutertem Gold" (hebr. *pâz*) I. Kap. 50 nach Delphi sendet, und an dem der lydische Paktolus besonders reich war (vgl. Kiepert Lehrb. der alten Geogr. p. 114), dieses Elektrum. Endlich stehe ich auch nicht an, dasselbe in dem keltisch-irischen Worte *findruine* zu vermuten. Ich nehme nämlich an, dass dasselbe aus **find-or-uine* entstanden ist und, im Gegensatz zu *dergor*, dem roten (*derg*) Gold, das weisse (*find*) Elektrum bezeichnet. Es steht zwischen *créduma* „Bronze" und Gold und wird neben dem Silber genannt. Becher, Schildbuckel und ähnliches werden aus ihm gebildet (vgl. Windisch I. T. und *O'Curry Manners and customs of the ancient Irish ed. by W. K. Sullivan*[1]) I p. CCCCLXVI f.).

Das Ergebnis der vorstehenden Ausführungen lässt sich mit Rücksicht auf die indogermanischen Völker in die beiden Sätze zusammenfassen: 1. Den Indogermanen war das Silber vor ihrer Trennung unbekannt. 2. Sie haben es erst in ihren historischen Wohnsitzen durch frühe Handelsbeziehungen und Völkerberührungen direkt oder indirekt vom Schwarzen Meere her kennen gelernt.

In der Geschichte des Eisens werden uns auffallende Parallelen zu diesen Kulturzusammenhängen begegnen.

1) Sullivan dagegen meint: *findruini was probably bronze coated with tin or some white alloy like that of tin and lead.* Er geht von der offenbar jüngeren Form *finnbruithne*, *finnbruinni* aus und zerlegt dieselbe in *find*, *finn* (*white*) und *bruinni* (*boiled*), „*that is a white tinned or plated surface*".

## VI. Kapitel.

# Das Kupfer und seine Legierungen (Bronze, Messing).

Dass den idg. Völkern schon in der Urzeit wenigstens ein Nutzmetall bekannt gewesen ist, lässt sich aus der Gleichung

lat. *aes*, got. *aiz* = scrt. *áyas*, aw. *ayah*

mit Sicherheit folgern.

Dieses Wort, das in der idg. Grundsprache **aj-os* (= scrt. *áyas*), **aj-es-os* (vgl. lat. *aënus* aus **aj-es-no-s*) lautete, ist in vier grossen, abgesehen vom Indisch-Iranischen, geographisch weit voneinander entfernten und durch keine nähere Verwandtschaft miteinander verbundenen Sprachfamilien erhalten und ist somit zweifellos einer der ältesten Bestandteile des idg. Wortschatzes[1]). Bemerkenswert und für das hohe Alter der Gleichung beweisend ist auch der Umstand, dass diejenigen Sprachfamilien, welche das urzeitliche Wort bewahrten, auch an dem sächlichen Geschlecht der Metallnamen überhaupt (vgl. Kap. II) festgehalten haben, das nur in solchen Sprachen verloren gegangen ist, die *áyas* durch neuere Ausdrücke ersetzt haben. Offenbar erklärt sich dies daraus, dass man bei der Benennung der Metalle vielfach von dem Worte *áyas* ausging und nach ihm von goldglänzendem (= Gold), weisslichem (= Silber), bläulichem (= Eisen) *áyas* redete.

Wohl aber bedarf die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung dieser Wortreihe einer näheren Erörterung. Das

---

1) Eine Wurzel dieses idg. **ájos* lässt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Nach Prellwitz B. B. XXIII, 67 läge *ai* „glänzen" zugrunde, von dem griech. *αἴ-θ-ω* „ich brenne" eine Erweiterung darstelle. In nichtidg. Sprachen findet sich ein Anklang nur in der isoliert dastehenden Sprache der Jeniseier (Tomaschek Z. f. or. Phil. I, 124), wo das Kupfer *ei, is, ê* heisst. In den Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien XVIII (1888, Monatsvers. vom 10. April) hält Tomaschek eine Entlehnung dieses Wortes aus skythisch (iranisch) *ayah* für möglich.

italische *aes* (vgl. umbr. *ahesnes* = lat. *ahenus*) bedeutet sowohl das im Bergwerk gewonnene Rohkupfer als auch das künstlich mit Zinn vermischte Kupfer, die Bronze. Die germanischen Wörter got. *aiz* (= χαλκός), nord. *eir*, agls. *ár* (engl. *ore*), ahd., mhd. *êr* haben den gleichen Sinn. Am weitesten hat sich wohl die Bedeutung des engl. *ore* entwickelt, unter dem Erze jeder Art verstanden werden können, wie unter unserem *erz*, ahd. *aruz* (siehe unten). Das Rohmetall meinen Stellen wie Otfried I, 1, 69 *zi nuzze grebit man ouh thar er inti kuphar*, und noch im 15.—16. Jahrhundert wird lat. *aes* ausser mit *erze* oder *eer*, *er* mit Kupfer glossiert. Noch im Jahre 1561 gebraucht der Schweizer Josua Maaler anscheinend gleichbedeutend *erin* und *küpferin geschirr* etc. Während demnach für Europa hinsichtlich *aes*, *aiz* ganz unbedenklich von der Bedeutung „Kupfer, Bronze“ auszugehen ist, kann man bezüglich des arischen *áyas*, *ayah* zunächst zweifelhaft sein, ob diesen Wörtern in der ältesten Überlieferung der gleiche Sinn oder der von „Eisen“ gebühre.

Zu keiner bestimmten Entscheidung dürfte hinsichtlich des Awesta zu kommen sein. Auf der einen Seite hebt W. Geiger (Ostiran. Kultur p. 148), wie mir scheint, mit Recht hervor, dass die Adjectiva, die dem *ayah* im Awesta gegeben werden (vor allem das Adjectivum *zairi* „gelb, goldig“, Yasht 10, 96), ausschliesslich zur Bezeichnung der Bronze, nicht des Eisens passen, und auch F. Spiegel (Arische Periode p. 34) nimmt wenigstens an einigen Stellen das Wort als unzweifelhaft im Sinne von Bronze gemeint an. Auf der anderen Seite legt, abgesehen von den Einwendungen v. Bradkes gegen die Geigerschen Ausführungen (Über Methode p. 94 ff.), Bartholomae in seinem ausgezeichneten Altiranischen Wörterbuch dem aw. *ayah* ausschliesslich den Sinn von Metall = Eisen unter, offenbar, weil die Pehleviübersetzung, die aber doch in diesem Falle nicht ausschlaggebend sein dürfte, es mit *âsên* „Eisen“ wiedergibt[1]).

Deutlicher sind die Spuren, die darauf hinweisen, dass *áyas* im vedischen Zeitalter „Bronze“, nicht „Eisen“ bedeutet

1) Auch die Übersetzung, die Bartholomae selbst für Yasht 10, 96 darbietet: „die Keule.., aus gelbem Metall gegossen, aus festem, goldenem“ deutet doch am ehesten auf Bronze, da, wenn „gelbes *ayah*“ mit v. Bradke p. 96 als Gold zu nehmen wäre, eine Tautologie vorläge.

habe. Zunächst hat H. Zimmer (Altindisches Leben p. 71) her-vorgehoben, dass die sicheren Bezeichnungen des letztgenannten Metalls (des Eisens) in den vedischen Schriften *çyâmám áyas* (Av. 11, 3, 7 neben *lôhitam* „Kupfer") oder auch bloss *çyâmám* (wörtlich „dunkles Erz", vgl. aus späterer Zeit *kâlâyasá* „dunkelblaues" und *krshṇâyas* „dunkeles" *áyas*, sowie *μέλας σίδηρος* bei Hesiod) sind, adjektivische Bildungen zu dem ursprünglichen *áyas* — *aes*, das ihnen anhaftet, wie den ägyptischen Namen des Eisens das Determinativum des früher bekannten Kupfers beigegeben wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108). Die Einwendungen v. Bradkes (p. 30) hiergegen sind mir unverständlich. Zweitens hat H. Brunnhofer in einem Aufsatz Zur Bronzetechnik aus dem Veda (Fernschau, Aarau 1886 p. 69) einen Beleg „von durchschlagender Beweiskraft" für *áyas* in der Bedeutung „Bronze" in einer Stelle des Çatapatha-Brâhmaṇa (VI, 1, 3, 5) entdeckt, in der *áyas* als goldähnlich geschildert wird, und die, in seiner Übersetzung folgendermassen lautet: „Aus Sandkörnern schuf er den Kies, deshalb wird eben Sand am Ende zu Kies. Aus dem Kies Erz (*áçman*), deshalb wird eben Kies am Ende zu Erz. Aus dem Erz (schuf er) die Bronze (*áyas*), deshalb schmelzen sie aus dem Erze Bronze, aus Bronze Gold, deshalb eben wird vielgeschmolzene (*bahudhmâtám*) Bronze fast goldähnlich." Allerdings gibt v. Bradke in den Göttingischen gel. Anzeigen 1890, No. 23, p. 919 Anm. 1 eine etwas andere Übersetzung dieser Stelle; aber die Hauptsache, dass nämlich *áyas* hier „Bronze" bedeuten muss, wird dadurch in keiner Weise berührt, da Eisen weder in glühendem, noch in ausgeglühtem Zustand jemals „goldähnlich" wird. Endlich scheint mir auch die schon oben erwähnte älteste Zusammenstellung der vedischen Metallnamen in der *Vâjasanêyi-saṁhitâ* XVIII, 13 *hiraṇyam, áyas, çyâmám, lôhám, sísam, trápu* für *áyas* als Bronze zu sprechen. Der Erklärer *Mahîdhara* gibt allerdings *áyas* durch *lôhám*, das bei den älteren Kommentatoren „Kupfer", in späterer Zeit „Eisen" bedeutet, *çyâmám* durch *tâmralôham* „Kupfer" und *lôhám* durch *kâlâyasá* „Eisen" wieder. Allein abgesehen davon, dass so Eisen zweimal genannt sein würde, widerspricht auch die Etymologie sowohl von *çyâmá* eigentl. „schwarz" als auch von *lôhá* eigentl. „Kupfer" oder „rot" (s. u.) diesen Erklärungen gänzlich. Alle Schwierigkeiten schwinden, sobald wir *áyas* durch Bronze,

*brass* übersetzen, das in der später von den Indern angenommenen Achtzahl der Metalle (*ashṭadhâtu*) als *pittalá* oder *pitalôha* mit genannt wird. So erhalten wir Gold (und Silber), Bronze, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn[1]).

In archäologischer Hinsicht sind in Indien prähistorische Funde aus reinem Kupfer oder zinnarmer Bronze in sehr früher Zeit in grosser Anzahl gemacht worden (vgl. Montelius Archiv f. Anthropologie 1900 p. 905 f.), so dass also auch von dieser Seite unserer Annahme, die vedische Periode habe im wesentlichen der Bronzezeit angehört, nichts im Wege steht.

Hoffen wir somit den Nachweis geführt zu haben, dass, was die Gleichung *aes* — *ắyas* betrifft, die europäischen Sprachen mit den Bedeutungen „Kupfer, Bronze“ den ursprünglichen Zustand bewahrt haben, so sind wir damit noch nicht am Ende unserer Betrachtungen angekommen.

Im Europäischen bedeutet ja *aes-aiz* sowohl das Kupfer als auch die Bronze, und so erhebt sich die Frage, ob diese Doppelbedeutung schon für die idg. Urzeit anzusetzen, oder ob für sie von einer einfachen Bedeutung „Kupfer“ oder „Bronze“ auszugehen ist. Eine Entscheidung hierüber kann aber nicht direkt durch die Sprache, in der ja eben — wir können nicht sagen, von wann an — die Bedeutungen „Kupfer“ und „Bronze“ nebeneinander liegen — gewonnen werden. Wir gedenken daher zur Erörterung dieses Punktes erst in unserem Schlusskapitel

1) In seinen *Biographies of words* Appendix V „*The third Metal*“ widmet M. Müller der Frage, welches die Bedeutung des vedischen *ắyas* gewesen sei, eine eingehende Erörterung. Er kommt hierbei zu dem Schluss: „*all therefore we are justified in stating positively is, that at the time of the Rigveda, besides silver and gold, a third metal was known and named ắyas; but whether that name referred to either copper or iron, or to metal in general, there is no evidence to show.*“

Hinsichtlich meiner oben gegebenen Erklärung der *Vâjasanêyi-saṁhitâ*-Stelle sagt er, dass dieselbe „*purely conjectural*“ sei. Dies scheint mir nicht ganz richtig. Meine Erklärung stützt sich vielmehr auf die deutliche ursprüngliche Bedeutung von scrt. *çyâmá* „schwarz“, „dunkel“ (= Eisen, vgl. *μέλας σίδηρος* Hesiod) und scrt. *lôhá* „Kupfer“ oder „rot“. Wenn wir aber entgegen dem Kommentator, den M. Müller hinsichtlich der Erklärung von *lôhá* als „Eisen“ selbst des Irrtums zeiht, *çyâmá* als Eisen, *lôhá* als Kupfer nehmen, was bleibt dann für *ắyas* anderes als „Bronze“ übrig?

(Die Metalle in ihrer historischen Aufeinanderfolge) zurückzukommen, nachdem wir in Kap. IX durch eine Besprechung der altidg. Waffen und Werkzeuge uns ein Urteil darüber gebildet haben, auf welche der von den Archäologen unterschiedenen prähistorischen Epochen die auf diesem Gebiet sich uns offenbarenden urindogermanischen Zustände hinweisen. Erst dann wird ein Anhalt gegeben sein, zu entscheiden, was für die idg. Urzeit des genaueren unter **ajos* zu verstehen ist.

Hingegen ist an dieser Stelle noch auf eine zweite Sprachreihe hinzuweisen, die ebenfalls in die idg. Urzeit zurückgeht, und ebenfalls in sich die Bedeutungen „Kupfer" und „Bronze" vereinigt.

Es ist dies die Reihe:

altsl. *ruda* „Metall", lat. *raudus* „Erzstück", altn. *rauði* „Raseneisenstein" = scrt. *lôhá* „Kupfer", npers. *rôi*, pehl. *rôd*, baluči *rôd* aus altp. **rauda* (armen. *aroir* „Messing" aus dem Persischen entlehnt) „Kupfer", die auf ein idg. *raudhâ* hinweist.

Gewöhnlich werden diese Wörter mit dem idg. Ausdruck für „rot" scrt. *rudhirá*, griech. *ἐρυθρός* usw. in Verbindung gebracht. Bedenkt man jedoch, dass beide Wortreihen in mehreren Sprachen lautgeschichtlich ihre eigenen Wege gehen (vgl. scrt. *lôhá* : *rudhirá*, lat. *raudus* : *ruber*, *rufus*), so ist diese Erklärung nicht besonders wahrscheinlich, und ansprechender scheint es, in jener idg. Sprachreihe mit F. Hommel (Archiv für Anthropologie XV, 164) und J. Schmidt (Urheimat p. 9) eine uralte Entlehnung aus dem sumerischen Wort für Kupfer : *urudu*[1]) zu erblicken[2]), zumal auch ein idg. Name des Beiles, scrt. *paraçú* = griech. *πέλεκυς* gleicher Herkunft verdächtig ist (sumerisch *balag*, assyr. *pilakku*).

Ist diese Kombination richtig, so würde aus ihr zweierlei zu folgern sein: einmal, dass die Grundbedeutung des idg. **raudhâ* „Kupfer", nicht „Bronze" war, da ersteres die aus-

---

1) Bemerkenswert ist der Zusammenklang dieses sumerischen *urudu* mit dem baskischen *urraida* „Kupfer", und ich will daher nicht unterlassen zu bemerken, dass F. Hommel (Die sumero-akkadische Sprache und ihre Verwandtschaftsverhältnisse p. 61) in der Tat einen sprachlichen Zusammenhang zwischen Sumerern und Basken behauptet.

2) Die Bedeutung „rot" in *lôhá*, *lôhita* wäre alsdann sekundär („kupferfarbig").

schliessliche Bedeutung des sumerischen *urudu* ist; denn während die meisten, wenn nicht alle anderen Sprachen des Altertums, z. B. das ägyptische *χomt*, das semitische, hebr. *nĕḥošet*, das griech. *χαλκός* etc. nur ein und dasselbe Wort für die beiden Begriffe „Kupfer" und „Bronze" haben, macht das Sumerisch-Akkadische von dieser Regel eine bemerkenswerte Ausnahme, insofern in ihm neben *urudu* „Kupfer" eine bestimmte Bezeichnung der Bronze *zabar* vorhanden ist. Der Umstand, dass das erstere Wort der einzige Metallname des Sumerischen ist, der nicht mit zusammengesetzten Ideogrammen geschrieben wird, würde ferner nach F. Hommel Die vorsemitischen Kulturen p. 400 auf das relativ höchste Alter des Kupfers bei den Sumerern schliessen lassen. Diesem uralten Kulturvolk also, dessen Wohnsitze, ehe sie nach Mesopotamien kamen, wir nicht kennen, würden die Indogermanen — das wäre die zweite Folgerung aus der Reihe **raudhâ* — *urudu* — die Bekanntschaft mit dem Kupfer verdanken. Auch auf diese Fragen werden wir in Kap. X zurückkommen.

Hier verbleibt uns nunmehr die Aufgabe, uns der übrigen neben oder statt **ajos* und **raudhâ* in den idg. Sprachen vorhandenen Terminologie des Kupfers und der Bronze zuzuwenden.

Wir können uns hierbei im wesentlichen auf Europa beschränken, da die in Betracht kommenden iranischen Ausdrücke — die indischen (vgl. Pott Etym. Forsch. II, 414 und Narahari's *Râjanighaṇṭu* ed. Garbe p. 35 ff.) bieten nichts von Interesse — in Zusammenhang mit den europäischen Sprach- und Kulturerscheinungen zu besprechen sein werden.

Die älteste Bezeichnung des Kupfers und der Bronze auf der Balkanhalbinsel ist das schon bei Homer geläufige *χαλκός*. Von diesem Worte lässt sich zunächst behaupten, dass es im Verhältnis zu *σίδηρος* „Eisen" ein offenbar älterer Bestandteil der griechischen Sprache ist; denn während von dem Stamme *χαλκο-* schon in der homerischen Zeit eine ansehnliche Menge lebendiger Ableitungen wie *χάλκεος*, *χάλκειος*, *χαλκεύς*, *χαλκεύω*, *χαλκεών*, *χαλκήιος*, *χαλκήρης* vorhanden ist, steht diesem wuchernden Sprachtrieb *σίδηρος*, *σιδήρεος* einsam gegenüber, und erst später beginnt auch dieser Stamm Knospen zu treiben.

In seiner Verwendung zur Bildung von Personennamen lässt sich ferner das Verhältnis von *χαλκο-* (schon hom. *Χάλκων*, ein Myrmidone, *Χαλκωδοντιάδης*, Sohn des Chalkodon, Königs auf

Euböa) : σιδηρο- vergleichen mit dem von χρυσο- : ἀργυρο- ; d. h. σιδηρο- „Eisen" wird im Gegensatz zu χαλκός zur Namengebung so gut wie nicht verwendet.

Zu diesen Beweisen für die Priorität[1]) des χαλκός vor dem σίδηρος in Griechenland kommt dann weiter der Umstand, dass der älteste Name des Schmiedes (χαλκεύς) und der Schmiede (χαλκεών, χαλκήιος δόμος) von dem Kupfer, resp. der Bronze, nicht von dem Eisen hergenommen ist, und endlich und hauptsächlich die Möglichkeit, in der althellenischen Kultur selbst die allmählich um sich greifende Verbreitung des σίδηρος nachzuweisen. Das homerische Zeitalter führt uns offenbar in eine Art Übergangsepoche von der Bronze zum Eisen. Während Waffen und Werkzeuge im allgemeinen als aus Bronze hergestellt gedacht oder bezeichnet werden, sind daneben doch schon eine ganze Reihe von Gegenständen, in der Ilias: eine Keule, ein Messer, eine Pfeilspitze, eine Axt, eine Axe, Tore, in der Odyssee: eine Axt und Fesseln aus Eisen[2]) angefertigt. Ein eigentliches und reines Bronzealter, von dem schon die alte Überlieferung des Hesiod (vgl. auch Lucrez V, 1282) wusste:

χαλκῷ δ' εἰργάζοντο· μέλας δ' οὐκ ἔσκε σίδηρος

liegt dann aus vorhomerischer Zeit in den mykenischen Ausgrabungen mit ihren ehernen Schwertern, Dolchen, Messern, Rasiermessern, Nägeln, Nadeln, Speerspitzen, Äxten usw. vor uns. Eisen ist dagegen zusammen mit eigentlichen mykenischen Gegenständen nur 4 bis 5 mal, und immer in der Form von Ringen, also als Schmuck, gefunden worden.

Nicht ganz sicheres lässt sich über die Herkunft des Wortes χαλκός ermitteln. Ganz unwahrscheinlich scheint mir seine Anknüpfung an das scrt. *hrîku, hlîku* „Zinn" (Curtius Grundz.[5] p. 197). Nicht nur dass der Bedeutungsübergang Zinn in Kupfer meines Wissens ohne Analogon dastehen würde, so ist auch die Bedeutung des nur einmal neben *jatuka* „Lack" mit

1) Vgl. die eingehende Erörterung dieses Gegenstandes bei Blümner Technologie u. Terminologie IV, 38 ff.

2) Dass in den einzelnen Teilen der homerischen Gedichte und besonders in dem Verhältnis der Odyssee zur Ilias sich eine vorwärtsschreitende Verwendung des Eisens nachweisen lasse, ist oft behauptet worden, aber schwerlich beweisbar (vgl. F. B. Jevons *Journal of Hellenic studies* VIII, 25 ff.).

*rápu* „Zinn" wiedergegebenen Sanskritwortes (vgl. B. R. Scrtw.) ine so überaus vereinzelte, dass man unmöglich mit ihr opeieren kann.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die ausser von G. Curtius uch von anderen namhaften Sprachforschern wie A. Fick (Vergleichendes Wörterb.[2]. 578) und J. Schmidt (Zur Geschichte des ndog. Voc. II, 67 und 208) gebilligte Identifikation des griechischen Wortes durch die Stammform *χαλχο-* mit den lituslavischen Benennungen des Eisens lit. *geležìs*, preuss. *gelso*, altsl. *želězo*. Ist dies richtig, so wäre in den genannten Sprachen, die sämtlich las alte *áyas* eingebüsst haben, ein anderer uralter Name des Kupfers oder der Bronze bewahrt geblieben, der dann im Osten Europas auf das spätere Eisen übertragen worden wäre, ein Bedeutungsübergang, dem wir noch öfters begegnen werden, und der auch für das oben erörterte iranische *ayah* anzunehmen wäre, falls dies wirklich „Eisen" bedeuten sollte.

Neuerdings ist aber auch diese Erklärung des griech. *χαλκός*, und zwar von Kretschmer Einleitung p. 168 Anm. angezweifelt worden. Dieser Gelehrte meint, dass es von griechischem Standpunkt näher liege, *χαλκός* mit dem Namen der Purpurschnecke *χάλκη*, *χάλχη*, *κάλχη* zu verknüpfen und beide in einer Grundbedeutung „das (die) rote" zu vereinigen.

Zweifelhaft kann man auch sein, ob der in Griechenland wiederkehrende Ortsname Chalkis, vor allem die schon bei Homer genannte Stadt Chalkis auf Euböa, deren Name nach Plinius *Hist. nat.* IV, 12, 21 einst die ganze Insel bezeichnet haben soll, von *χαλκός* oder *χάλκη* abzuleiten sei. Nach späterer Überlieferung wäre Chalkis ein Mittelpunkt bergmännischer und metallurgischer Tätigkeit gewesen (vgl. Buchholz Die homerischen Realien I, 2 p. 322). Doch sollen nach Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 255 die Ebene und Kreidefelsen der Umgegend kein Metall enthalten.

Auf jeden Fall war Hellas an Kupfer arm, und die Hauptmasse seines *χαλκός* ist ihm ohne Zweifel aus Asiens Schätzen zugeführt oder von dort geholt worden. Scheute man doch schon zu Homers Zeit (Od. I, 184) nicht die gefahrvolle Meerfahrt nach dem kupferreichen (*πολύχαλκος*) Temese auf der metallreichen Insel Kypros, die von phönizischen Kolonien (*Temese* = kypr. *Tamassos*: hebr. *temes* „das Zerfliessen", die Schmelz-

hütte"; vgl. Kiepert a. a. O. p. 134 und Lewy Sem. Fremd[illegible] p. 148) bedeckt war, um *χαλκός* für *σίδηρος* einzutauschen. Aus[illegible] den dortigen Gruben aber standen den Phöniziern die Kupf[illegible]er minen der Kaukasusländer (Hesek.[1]) XXVII, 13), der Sinaiha[illegible]b-insel, des Libanon, der Troas (Strabo c. 606) usw. offen.

Übrigens sollen sich die Alten auf die Kunst, das Kupfer wie das Eisen zu härten, verstanden haben, wenn wir ihren ziemlich späten Überlieferungen glauben dürfen[2]). In der schönen Quelle *Πειρήνη* zu Korinth wurde nach Pausanias II, 3, 3 der *Κορίνθιος χαλκός* in glühendem Zustand (*διάπυρος καὶ θερμός*) zu diesem Zwecke eingetaucht. Doch berichtet Homer von dieser Kunst noch nichts. Die Stelle Od. IX, 391, wo von dem Schmied die Rede ist, der ein Beil in kaltes Wasser eintaucht, bezieht sich auf das Eisen.

Ehe wir aber das griechische *χαλκός*, das sich auch in das ngriech. *χαλκός*, *χάλκωμα*, kyp. *χárkoman* (G. Meyer Griech. Grammatik p. 154) und von da in das zigeun. *charkom* (vgl. Pott Zigeuner II, 168) fortgepflanzt hat, verlassen, müssen wir noch einer sehr merkwürdigen Zusammensetzung mit *χαλκός*, des altgriech. *ὀρείχαλκος* gedenken.

Zum erstenmal in der griech. Literatur wird diese Metallgattung in dem Homerischen Hymnus auf die Venus VI, 9 genannt, wo von künstlichen Blumen aus *ὀρείχαλκος* und kostbarem Gold die Rede ist. Eine zweite Stelle findet sich in dem angeblich Hesiodeischen Schild des Hercules V, 122

*κνημῖδας ὀρειχάλκοιο φαεινοῦ,*
*Ἡφαίστου κλυτὰ δῶρα, περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν.*

Was dachten sich die alten Dichter unter jenem sonder-

---

1) „Javan, Thubal (die Tibarener am Pontus) und Mesech (Moscher ebenda) haben mit Dir (Tyrus) gehandelt, und haben Dir leibeigene Leute und Erz auf Deine Märkte gebracht."

2) Vgl. Proclus zu den angeführten Versen Hesiods: *Δηλοῖ ὅτι τῶν σωμάτων τὴν ῥώμην ἤσκουν οἱ ἐν τούτῳ τῷ γένει τῶν δ' ἄλλων ἀμελοῦντες, περὶ τὴν τῶν ὅπλων κατασκευὴν διέτριβον καὶ τῷ χαλκῷ πρὸς τοῦτο ἐχρῶντο, ὡς τῷ σιδήρῳ πρὸς γεωργίαν, διά τινος βαφῆς τὸν χαλκὸν στερροποιοῦντες, ὄντα φύσει μαλακόν· ἐκλιπούσης δὲ τῆς βαφῆς ἐπὶ τὴν τοῦ σιδήρου καὶ ἐν τοῖς πολέμοις χρῆσιν ἐλθεῖν.* Vgl. Rossignol *Les métaux dans l'antiquité „Sur la trempe que les anciens donnèrent au cuivre"* p. 237—242 u. Schliemann Ilios p. 537, 814. Neuere Techniker bezeichnen ein solches Verfahren, Kupfer wie Stahl zu härten, als ganz undenkbar (Blümner a. a. O. p. 51).

baren Worte, das etymologisch doch nichts anderes als Erz des Berges bezeichnet? Während bei den Hesiodeischen Versen, die offenbar an Homer Il. XVIII, 613 erinnern:

*τεῦξε δέ οἱ κνημῖδας ἑανοῦ κασσιτέροιο*

der Gedanke nahe liegt, dass *ὀρείχαλκος* = *κασσίτερος* sei, scheint hingegen in dem Homerischen Hymnus ein dem Golde sehr nahe stehendes Metall gemeint zu sein. Diesen Sinn hat aber *ὀρείχαλκος* augenscheinlich an der drittältesten Stelle der griechischen Literatur, an der es genannt wird, in dem Kritias des Plato, der bei der Schilderumg seines fabelhaften Atlantidenstaates dasselbe mehrfach erwähnt. Die Insel bringt das Metall, das jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, damals aber mehr als blosser Name war (*τὸ νῦν ὀνομαζόμενον μόνον, τότε δὲ πλέον ὀνόματος*) an verschiedenen Stellen hervor. Nach dem Golde ist es das geschätzteste Metall (113). Mit ihm ist die Mauer der Akropolis überzogen (116). Im Innern des Tempels war die Wölbung von Elfenbein mit Verzierungen von Gold und *ὀρείχαλκος*; auch Wände, Säulen und Fussboden waren damit belegt (116). Der Gebrauch, der hier von dem *ὀρείχαλκος* gemacht wird, erinnert lebhaft an die Verwendung des Elektrums im Palaste des Menelaos (vgl. oben p. 56), und so liegt die Annahme nahe, dass, wenn die Alten überhaupt, wenigstens ursprünglich, mit dem Namen einen Begriff verbanden, was doch wahrscheinlich ist, sie das in den ältesten Kulturepochen viel verwendete Goldsilber im Auge hatten, dem sie, neben *ἤλεκτρος*, die Bezeichnung „Erz (= „Metall") des Berges" geben konnten, ähnlich wie die Ägypter das von seinem Silbergehalt noch nicht befreite Gold *nub en set* „Berggold" nannten. In der Tat wird *ὀρείχαλκος* einmal von Suidas mit *εἶδος ἠλέκτρου* glossiert, wenn hierauf auch nicht viel zu geben ist. Immerhin scheint mir diese Erklärung ungezwungener als die, welche Rossignol in seinem Buch *Les métaux dans l'antiquité* p. 220 gibt[1]). Je

1) „*Cependant les poètes se rappelant les services nombreux que le cuivre avait rendus et l'estime singulière où l'avaient d'abord tenu les hommes, idéalisèrent ce métal et l'appelèrent orichalque ou cuivre de montagne par excellence de ὄρος et de χαλκός.*" Rossignol unterscheidet überhaupt im Gebrauch des Wortes *ὀρείχαλκος* 3 Epochen: 1. *âge mythique de l'orichalque*, 2. *âge réel de l'orichalque*, a) *le cuivre pur*, b) *l'alliage du cuivre et du zinc*, c) *l'alliage de cuivre et de l'étain*, 3) *âge latin de l'orichalque* (*aurichalcum*).

mehr indessen in Griechenland die Verwendung des Elektrums abnahm, um so mehr musste auch der Ausdruck *ὀρείχαλκος* in der Luft schweben. In dem späteren Griechenland wurde es daher zur Bezeichnung des dem Goldsilber äusserlich nicht unähnlichen Messings (*χαλκὸς λευκός*) verwendet[1]), das ursprünglich direkt in Bergwerken, wo sich Kupfer mit Zink vermischt vorfand, gewonnen und erst später durch künstliche Mischung hergestellt worden zu sein scheint. Nach Lepsius (Zeitschrift für ägypt. Sprache u. Altertk. X, 116 f.) würde auch *χαλκολίβανος* in der Septuaginta „Erz vom Libanon“ = „Messing“ oder „Prinzmetall“ sein.

Sehr frühzeitig lernten das griech. *ὀρείχαλκος* die Römer kennen, deren älteste Dichter durch die volksetymologische Bildung *aurichalcum* : *aurum* verführt, in demselben ein ganz fabelhaftes Metall erblickten. Später bedeutet *aurichalcum, orichalcum* (auch ahd. *ôrchalc* Graff I, 468) auch hier „Messing“[2]).

Blicken wir auf das altgriechische *χαλκός* zurück, so hat sich ergeben, dass bei den Hellenen ein Bedürfnis nach einem besonderen Wort für „Kupfer“ im Altertum nicht hervorgetreten ist, dass vielmehr *χαλκός* sowohl die Bronze wie auch das unvermischte Rohkupfer bezeichnet, in welch' letzterer Bedeutung es bei Homer wahrscheinlich in dem Handelsverkehr mit dem kyprischen Temese und sicher da zu nehmen ist, wo es als

---

1) Vgl. Strabo c. 610 *ἔστι δὲ λίθος περὶ τὰ Ἄνδειρα, ὃς καιόμενος σίδηρος γίνεται· εἶτα μετὰ γῆς τινος καμινευθεὶς ἀποστάζει ψευδάργυρον* (Zink), *ἣ προσλαβοῦσα χαλκὸν τὸ καλούμενον γίνεται κρᾶμα, ὅ τινες ὀρείχαλκον καλοῦσι* (*κρᾶμα, ὁ κεκραμένος χαλκός* = Messing). Im *Peripl. maris erythr.* § 6 wird *ὀρείχαλκος* nach Afrika eingeführt: *ᾧ χρῶνται πρὸς κόσμον καὶ εἰς συγκοπὴν ἀντὶ νομίσματος.*

2) Eine ausführliche und lebhafte Debatte über die eigentliche Bedeutung des griech. *ὀρείχαλκος* zwischen P. Diergart und B. Neumann findet sich in der Z. f. angewandte Chemie 1901 p. 1297; 1902 p. 511, 761, 1217; 1903 p. 85, 253. Während der erstere mit grosser Gelehrsamkeit im wesentlichen den in diesem Werke eingenommenen Standpunkt verteidigt und näher begründet, sucht B. Neumann zu erhärten, dass das griech. Wort schon lange vor dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, ja wohl von Anfang an eine Kupfer-Zinklegierung, also Messing bezeichnet habe. Zu einem gänzlich einwandfreien Resultat scheint es nicht möglich zu sein in dieser Frage vorzudringen.

ἐρυθρός[1]) (Il. IX, 365) bezeichnet wird, während die übrigen und häufigeren Epitheta von χαλκός: αἴθοψ „funkelnd“, φαεινός „glänzend“, νῶροψ „blendend“ eher auf die goldähnliche Bronze als auf das Kupfer hinweisen.

Erst durch die Türken hat sich, wie über die übrige Balkanhalbinsel (alb. *bakεr*, serb. *bakar*, bulg. *bakŭr* etc.), so auch über das Neugriechische (μπακάρι) ein spezieller Name des Rohkupfers ausgebreitet, der diese Bedeutung, wie es scheint, von Anfang an gehabt hat (vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes p. 174).

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Italien. Auch hier hat *aes* (s. o.), ganz wie griech. χαλκός, lange Zeit hingereicht, Kupfer und Bronze zusammen zu bezeichnen, und erst verhältnismässig spät, freilich noch immer früher als in Griechenland, kommt ein besonderer Name für das Kupfer auf.

Bedeutungsvoll wird hier wiederum die Insel, von der aus schon dem homerischen Griechenland das Kupfer zugeführt worden war, Kypros[2]). Die erzreiche (*aerosa*, πολύχαλκος) Insel Kypros, so nach einer freilich nicht sicheren Annahme nach ihrem Cypressenreichtum im Munde der Phönizier (*gofer* = κυπάρισσος) genannt, die zuerst den metallischen Reichtum ihrer Berge systematisch ausbeuteten, kam im Jahre 57 vor Christo in den Besitz der Römer, und das feine Produkt der kyprischen Kupferbergwerke (*aes Cyprium*, χαλκὸς κύπριος) übertrug bald seinen Namen auch auf das gleiche Metall anderer Länder. Langsam bahnt sich nun das lat. *aes Cyprium* oder vielmehr seine volkstümliche Form *cuprum* (zuerst bei Spartianus Hist. Aug. I, 725), *cupreum*, *cyprinum* einen weiten Weg nach fast allen Himmelsrichtungen. Zunächst dringt das Wort in das romanische Sprachgebiet ein, wo es aber nur im Französischen (*cuivre* = *cupreum*) bewahrt ist. Die übrigen romanischen Sprachen bedienen sich des lateinischen *aeramen*, *aeramentum* „Kupfergeschirr“ (wie griech. χάλκωμα, vgl. p. 66) = it. *rame*, wal. *arame* (aber *alame* „Messing“[3]), sp. *arambre*, *alambre* (daher auch bask. *alamerea*

1) Kretschmer a. a. O. gibt unrichtig Il. I, 365 an.

2) Vgl. über die Kupferfunde auf Kypros Cesnola Cypern und M. Much Die Kupferzeit[2] p. 136.

3) Die anderen romanischen Namen für das Messing frz. *laiton*, it. *ottone*, sp. *laton* sind nach F. Diez Etym. W. d. rom. Spr.[4] p. 230

neben dem genuinen *urraida*, vgl. oben p. 62), pr. *aram*, f[illegible] *airain*. Ostwärts von Italien kehrt *cuprum* im alb. *k'ip*[illegible] „Kupfer" wieder; vgl. auch nserb. *kupor*, oserb. *kopor*. A[illegible] intensivsten aber haben die germanischen Sprachen das l[illegible] Wort in sich aufgenommen. Es lautet: ahd. *chuphar*, mh[illegible] *d. kupfer*, *kopfer*, engl. *copper*, dän. *kobber*, schwed. *kopp*[illegible]*r*, altn. *koparr*. Von dem hohen germanischen Norden aus ist es einerseits in das Irische (*copar*) und Cornische (*cober* Zeuss *G. C.*[2] p. 1069), andererseits in das Finnische (*kupari*), Lappische (*kuoppar*), Estnische (*kubar-waśk*) eingedrungen. Lappisch *air*, *airra* ist altn. *eir*, got. *aiz*.

Dass auch in Rom, wie in Griechenland, dem historischen Eisenalter eine Bronzezeit vorausging, folgt, abgesehen von den Funden, auch aus einer Reihe von Kultussatzungen, die den Gebrauch des Eisens verboten und den des Erzes vorschrieben. So musste (nach Festus Pauli ed. C. O. Müller p. 106) die Vestalin das Feuer in ehernem Sieb in den Tempel tragen, mit ehernem Messer musste sich der Flamen Dialis rasieren, und mit ehernem Pflug musste bei Städtegründungen der Umriss einer Niederlassung gezogen werden (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 80 f.).

Wenden wir uns in den Norden Europas, so begegnet im Keltischen eine in allen Mundarten desselben übereinstimmende Benennung des Kupfers und Erzes: ir. *umae*, acymr. *emed*, Pl. *emedou*, ncymr. *efydd*. Sie würde nach Bezzenberger (bei Stokes Urkeltischer Sprachschatz) auf eine Grundform **um-ajo* zurückführen und in ihrem zweiten Teil einen Überrest des idg. **ajos* enthalten, das vielleicht auch dem keltischen Wort für „Eisen": **is-arno* (vgl. u. Kap. VII) zugrunde liegt. Für den ersten Teil des urkeltischen **umajo* fehlt es an einer Anknüpfung. Da im Irischen die Bronze *crédumae* heisst, d. i. *créd* „Zinn" + *umae*, und die Bronze aus Zinn und Kupfer besteht, so könnte es naheliegen, für das irische Wort von der speziellen Bedeutung „Kupfer" auszugehen. Indessen ist es rein sprachlich betrachtet doch wohl wahrscheinlicher, dass *crédumae* nichts anderes bedeutet als „Zinn-Bronze", d. h. echte Bronze im Gegensatz zu anderen Mischungen.

auf rom. (it.) *latta* „weisses Blech" (eigentl. *plata*) zurückzuführen. Vgl. aber dazu Körting Lat.-rom. W.[2] p. 529.

Bei den Germanen finden sich neben got. *aiz* (s. o.) usw. noch zwei geographisch nicht weit verbreitete Ausdrücke für denselben Begriff: agls. *bræs*, engl. *brass* und ahd. *aruz*, *aruzi*, *erezi*, altndd. *arut*, unser „Erz“. Beide harren noch einer sicheren Erklärung. Das erstere könnte man mit lat. *ferrum* aus **fersum* vergleichen, in welchem Falle eine Parallele zu der oben erörterten Reihe griech. *χαλκός* „Erz“ — altsl. *želězo* „Eisen“ vorläge. Für ahd. *aruz* (auch in Ortsnamen *Aruzapah*, *Arizperc*, *Arizgrefti*, *Arizgruoba*), das Kluge Et. W. auf eine Grundform **arŏtium* zurückführt, habe ich an den Namen der etrurischen Stadt *Arretium* erinnert, die einer der berühmtesten Waffenplätze Italiens war (*Arretini M. M. M. scutorum, galeas totidem, pila, gaesa, hastas longas, milium quinquaginta summam pari cuiusque generis numero expleturos, securis, rutra, falces, alveolos, molas, quantum in* XL *longas naves opus esset*, Liv. XXVIII, 45, 16). A. Fick (Vergl. W. I[4], 356) vergleicht griech. *ἄρδις* „Pfeilspitze“, G. Meyer Et. W. p. 14 alb. *arénts* „Stahl“, A. Walde (Et. W. d. lat. Spr. s. v. *raudus*) denkt aufs neue an Verknüpfung mit. lat. *rudis* (*aes rude*). Eine Entscheidung kann zurzeit nicht getroffen worden. Übrigens deckt sich *aruz* mit *êr* nicht völlig in der Bedeutung; denn während von den beiden Adjektiven mhd. *êrîn* und *erzîn* ersteres nur auf das Kupfer oder die Bronze angewendet wird (also = lat. *aeneus*), bedeutet *erzîn*, nhd. *erzen* ganz allgemein „metallicus“.

Allen slavischen Sprachen gemeinsam ist die Sippe von altsl. *mědĭ* usw. In einigen Slavinen bezeichnet es speziell das Kupfer gegenüber dem *ruda* (s. o.) „Erz“; doch ist die Grundbedeutung wohl genau die des griech. *χαλκός* (altsl. *mědarĭ* „*χαλκουργός*“, *mědĭnica* „*χαλκεῖον*“ usw. Wahrscheinlich hängt, wie wir schon sahen (o. p. 14), das slavische Wort mit dem deutschen *ge-smîde*, *smîda* (vgl. griech. *σμίλη* „Schnitzmesser“, *σμῖλος* neben *μῖλος* „Taxusbaum“, „der zum Schnitzen geeignete“) zusammen und geht mit diesem auf eine Wurzel zurück, deren Bedeutung etwa „künstlich herstellen“ war. Das altsl. *mědĭ* hätte dann in der Urzeit etwa „ehernes oder kupfernes Geschmeide“ bedeutet.

An der eben besprochenen slavischen Bezeichnung des Kupfers und Erzes nehmen aber die baltischen nicht teil, deren Benennung beider Begriffe: altpr. *wargian* (*warene*

„Kessel“), lit. *wãrias* (vgl. auch *szwitwaris, skaĩstwaris* neb[illegible]e. *misingi* „Messing“) bis jetzt eine Anknüpfung nicht gefund[illegible]en hat. Indessen ist es mir sehr wahrscheinlich, dass dieses alt[illegible]r. *wargian* usw. mit der ostfinnischen Benennung des Kupf[illegible]ers tscher. *vörgeńe*, soswa-wogul. *ärgin*, wotj. *îrgon* zu verknüpf[illegible]en ist, die auch in das Ossetische (*arχî, arχvi*, Hübschmann Oss[illegible]et. Spr. p. 120) eingedrungen ist (vgl. oben p. 46, 55 über das ossetische Wort für Silber). Sowohl was die Beziehungen des Ossetischen wie auch die des Baltischen zu dem Ostfinnischen betrifft, müssen hier von den historischen ziemlich abweichende prähistorische Völkerzusammenhänge vorliegen. Jedenfalls haben die Finnen, bevor sie ihre alte Heimat am Ural verliessen, schon das Kupfer gekannt. Finnisch *vaski*, lapp. *vešk, viešk* (vgl. ung. *vas*, das aber „Eisen“ bedeutet) kehrt im wog. *voχ* „Kupfer“ und im ostjak. *vaχ, voχ* „Geld, Metall“ wieder, während Kupfer in letzterer Sprache *pater-voχ* heisst, das nach Ahlqvist soviel wie „schwarzes Kupfer“ (Schwarzkupfer) bedeuten würde. In der Vorstellung der Finnen ist das Kupfer durchaus das älteste Metall. Kupfern ist der Sampo, den Ilmarinen schmiedet, ein kupfernes Männchen fällt dem Wäinämöinen die Rieseneiche, und auch der ewige Schmiedemeister Ilmarinen wird mit einem kupfernen Hammer geboren. Vielleicht kann man aus den Spuren alter Kupferbergwerke in Sibirien, den sogenannten Tschuden-Schürfen, auf eine uralte bergmännische Gewinnung des Kupfers durch die ältesten Finnen schliessen. Doch wussten die Wogulen bei der Ankunft der Russen nichts mehr von Bergbau, und Ahlqvist vermutet daher, dass sie nach Bekanntschaft mit dem Eisenhandel den alten Kupferbergbau vergessen hätten (vgl. Sjögren Zur Metallkunde der alten Finnen etc. Ges. Schriften I, 627 ff. und Ahlqvist Die Kulturw. d. westf. Spr. p. 63 ff.).

Dem Lande südlich des Ural und seinen Bewohnern, den Skythen, spricht Herodot IV, 41 den Besitz des *χαλκός* ab; aber IV, 81 wird mit seltsamem Widerspruch hinzugefügt, dass die Skythen dennoch so reich an kupfernen oder ehernen Pfeilspitzen (*ἄρδις* = ahd. *aruz*? s. o.) waren, dass ihr König Ariantas einen ungeheuren, 600 Amphoren fassenden Kessel aus ihnen herstellen konnte.

Haben wir durch die bisherigen Ausführungen gelernt, dass

in den Sprachen Europas nur ganz allmählich eine schärfere Unterscheidung der beiden Begriffe „Kupfer“ und „Bronze“ hervortritt, so haben wir nun schliesslich noch desjenigen Ausdrucks zu gedenken, der bei diesem Prozess in späterer Zeit eine besonders wichtige Rolle spielt, insofern er allmählich immer deutlicher die Aufgabe übernimmt, die Legierung des Kupfers mit Zinn gegenüber dem reinen Kupfer zu bezeichnen: unseres „Bronze“, frz. *bronce*, it. *bronzo*, ngriech. *μπροῦνζος* (mgriech. vgl. *ἔχει καὶ δύο πόρτας προύντζινες*), alb. *brunts*, russ. *bronza* usw. Dieses Wort lautet in seiner ältesten, mittellateinischen Gestalt *bronzium* (*aes, cuprum; bronzina tormentum bellicum; bronzinum vas*, vgl. *Du Cange Gloss. mediae et infimae Latinitatis*) und ist nach den einen eine Ableitung des ursprünglich deutschen Adj. *bruno* „braun“, *brunizzo*, *bruniccie* (*brunitius*), also „das bräunliche Metall“, nach anderen ist es hervorgegangen aus dem ebenfalls mittell. *obryzum* (*obryzum aurum* = *χρυσίον ὄβρυζον* „Gold, welches die Feuerprobe bestanden hat“, *obrussa* die „Feuerprobe des Goldes“ schon bei Cicero), die Bronze nach ihrer goldähnlichen Farbe bezeichnend; vgl. Diez Etym. W. d. rom. Spr. I[4], 69. Eine neue und auf den ersten Blick sehr bestechende Erklärung hat Berthelot in einem Aufsatz *Sur le nom du bronze chez les alchimistes grecs* (*Revue archéologique* 1888 p. 294) aufgestellt. Dieser sucht als die älteste Form des Wortes aus alchimistischen Schriften ein mgriech. *βροντήσιον* zu erweisen. Dieses aber entspreche einem lat. *aes Brundisium*, da in Brundisium berühmte Bronzefabriken, namentlich von Spiegeln gewesen sein müssen (*Plin. Hist. nat.* XXXIII, 9. 45. XXXIV, 17. 40).

Auch gegen diese Herleitung lassen sich aber gewichtige Bedenken geltend machen, die von K. B. Hofmann Über das Wort „Bronze“ (Berg- und Hüttenm. Zeitung 1890, No. 30) richtig hervorgehoben werden. Hofmann selbst vertritt in diesem Aufsatz die schon von Pott (Z. f. d. Kunde des M. IV, 264) ausgesprochene Meinung, der zufolge unser Wort „Bronze“ in letzter Instanz aus npers. *birinj*, baluči *brinj* „Kupfer“, „Messing“ hervorgegangen sei, Wörter, die, wie ich glaube, ihrerseits wieder mit dem schon oben genannten armen. *plinj* und dem kaukasischen *pilindž* (im Udischen), *spilendzi* „Kupfer“ (im Grusinischen) usw. zusammenhängen (vgl. oben p. 49). „Wenn man

sich erinnert," sagt Hofmann, „dass schon im Altertum die Bronze- und Messingfabrikation im persischen Reiche eine hohe Entwicklung erreicht hatte, so hat die Deutung des Wortes aus dem persischen „birindsch", das heute „Messing" bedeutet, etwas sehr bestechendes, und dies um so mehr, als auch noch in einer späteren Zeit das kunstfertige Volk der Araber die Bronzebehandlung von den Persern gelernt hat." Auch der von Hofmann um Rat befragte hervorragende Sprachforscher G. Meyer hält a. a. O. diese Erklärung für wahrscheinlich: „Es würde sich nur darum handeln, das *o* gegenüber dem konstanten *i* der orientalischen Wörter zu erklären. Hier kann Anlehnung an ein einheimisches [vgl. etwa venez. *bronza* „glühende Kohle"?] Wort im Spiele sein."

Auch ich möchte dieser Herleitung als der nach Lage der Dinge ansprechendsten beitreten, und zwar nicht am wenigsten wegen der in den folgenden Wörtern liegenden Analogie.

In den germanischen Sprachen begegnen, etwa seit dem XII. Jahrhundert bezeugt, mhd. *messinc*, agls. *mästling*, altn. *messing*, daneben kürzere Formen in mhd. *messe*, schweiz. *mösch* „Messing". Die Ableitung dieser Wörter aus dem lat. *massa* „Metallklumpen" darf jetzt wohl als aufgegeben gelten (vgl. F. Kluge Et. W.⁶ s. v. Messing)[1]; hingegen erklären sich die volleren germanischen Formen ohne weiteres als Entlehnungen aus den slavischen poln. *mosiądz*, osorb. *mosaz*, nsorb. *mjesnik*, čech. *mosaz*, kleinruss. *mosaž*, weissruss. *mosenz*, die auf eine Grundform **mosengjü* (Miklosich Et.W.) zurückgehen und offenbar nicht von den neupersischen Bezeichnungen des Kupfers kurd. *mys*, npers. *mys*, *mis*, buchar. *miss*, kirgis. *moes* (mhd. *messe*, schweiz. *mösch*?) getrennt werden können. Den Ausgangspunkt aller dieser Ausdrücke aber stehe ich nicht an, einer schon von Kopp Geschichte der Chemie IV,

---

1) „Gegen diese herrschende Ansicht ist zu bemerken, dass die Ableitung [mhd. *messinc* etc.] grössere Verbreitung hat als das Primitivum [ahd. *massa*], und dass eine selbständige Ableitung aus lat. *massa* in den verschiedenen Dialekten nicht denkbar ist; daher muss die Sippe von lat. *massa* getrennt werden, falls man nicht ein abgeleitetes Wort den germ. zugrunde legen kann." Was zugunsten der älteren Ansicht gesagt werden kann, findet man bei P. Diergart Messing, eine urgeschichtlich-etymologische Studie Z. f. angewandte Chemie XIV (1901), p. 1300.

113 gegebenen Anregung folgend, in dem Völkernamen der Mossynöken zu erblicken; denn da von Pseudo-Aristoteles *de mirabilibus auscultationibus* ausdrücklich berichtet wird: *φασὶ τὸν Μοσσύνοικον χαλκὸν λαμπρότατον καὶ λευκάτοτον εἶναι οὐ παραμιγνυμένου αὐτῷ κασσιτέρου ἀλλὰ γῆς τινος* (Galmei, Zinkerz) *γινομένης συνεψομένης αὐτῷ*, so ist es mir allerdings nicht unwahrscheinlich, dass diesem Völkernamen ein barbarisch-pontisches **moss* oder **mossun* „Messing“ zugrunde liegt, das dann in die persischen Mundarten und weiter wanderte. Dass jedenfalls nordkleinasiatische oder pontische Völker- und Ortsnamen wiederholt in Beziehung zu Metallen und Metallurgie stehen, beweisen die Chalyber (vgl. griech. *χάλυψ* u. p. 83), die Tibarener, hebr. *Thubal* (vgl. hebr. *Thubalkain* „der Erfinder der Erz- und Eisenarbeit“), die Silberstadt Alybe (oben p. 52) u. a. Vollkommene Sicherheit aber kann leider bis jetzt für keine der bisher vorgeschlagenen Deutungen der beiden Wörter „Bronze“ und „Messing“ in Anspruch genommen werden.

Ergebnisse dieses Kapitels: 1. In der idg. Grundsprache war als Bezeichnung eines Nutzmetalls das Wort **ajos* vorhanden, das entweder „Kupfer“ oder „Bronze“ oder beides bedeutete (weiteres s. Kap. IX, X). 2. Ein anderer idg. Metallname war **raudhâ*, der wahrscheinlich aus der Sprache der Sumerer (*urudu*) entlehnt ist und alsdann von Haus aus „Kupfer“ bedeutete. 3. Eine scharfe sprachliche Unterscheidung des Kupfers und der Bronze ist unter den asiatisch-europäischen Idiomen des Altertums nur im Sumerisch-Akkadischen (*urudu* „Kupfer“, *zabar* „Bronze“) nachweisbar. Die anderen Sprachen gebrauchen für beide Begriffe ein und dasselbe Wort (z. B. hebr. *nĕḥošet*, griech. *χαλκός*). 4. Erst verhältnismässig spät tritt in dieser Beziehung in Europa eine exaktere Terminologie auf.

VII. Kapitel.

# Das Eisen.

Das schwer zu bearbeitende Eisen (*πολύκμητος σίδηρος*), das sich heute die Welt erobert hat und zu den verbreitetsten Mineralien des Erdbodens gehört, besitzt die Eigentümlichkeit, dass es, das Meteoreisen ausgenommen, nur in vererztem und darum weniger augenfälligem Zustand vorkommt, und von Menschenhand geschmolzen und verarbeitet, dem Zahne der Zeit einen geringeren Widerstand als die übrigen Metalle entgegenstellt. Die prähistorische Archäologie befindet sich daher ihm gegenüber in der schwierigen Lage, öfters nicht sicher entscheiden zu können, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Kulturschichten der Unkenntnis der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei. Dieselbe ist daher mehr als bei jedem anderen Metalle auf historische und linguistische Zeugnisse angewiesen.

Sie lehren, dass die Bekanntschaft mit diesem Metall in den Kulturstaaten des Orients über die geschichtlichen Anfänge hinaus, jedenfalls aber auf sie zurückgeht. Lepsius hat in seiner oft zitierten Abhandlung das Eisen unter dem Namen *men* bereits in den ältesten ägyptischen Inschriften nachgewiesen. Doch scheint die praktische Verwertung des in den Abbildungen durch seine blaue Farbe kenntlichen Metalles erst mit dem neuen Reich begonnen zu haben (vgl. Montelius Archiv f. Anthropologie 1900 p. 923). Jedenfalls wird die Priorität des Kupfers auch hier durch den bereits erwähnten Umstand wahrscheinlich gemacht, dass das Wort für Eisen durch das Zeichen des Kupfers determiniert wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108). Von Ägypten und später von den Handelsfaktoreien der Phönizier, Griechen und Römer am Roten Meer aus haben sich dann wahrscheinlich eiserne Gegenstände und eine primitive Eisentechnik, von Nord-

osten nach Süden vorschreitend, im Inneren Afrikas ausgebreitet, so den Schein einer selbständigen Entdeckung des Eisens und seiner Gewinnung durch die Schwarzen erweckend (vgl. Andree Die Metalle bei den Naturvölkern p. 3 ff.). In jedem Falle schliesst sich in Afrika die Eisenzeit unmittelbar an die Steinzeit an: die übrigen Metalle sind zum Teil vom Standpunkt des Eisens aus benannt (oben p. 8 Anm.).

Die semitischen Sprachen bedienen sich eines gemeinschaftlichen Ausdruckes für das Eisen: hebr. *barĕzel*, syr. *parzlâ*, assyr. *parzillu* (arab. *firzil* „Eisensteckel"), was auf ihre uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle (ursem. *parzillu*) hinweist. In den Euphrat- und Tigrisländern lässt es sich, jedoch auch hier zunächst ohne praktische grössere Bedeutung, bis ins III. vorchristliche Jahrtausend zurückführen (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde II, 5). Auch wird schon im alten Testament das Eisen zu den Geräten, als Talent (I. Chron. 23, 14. 30, 7), zu Nägeln und Türbeschlägen und auch zu Waffen (I. Sam. 17, 7) verwertet, wenngleich es bemerkenswert ist, dass Bronze weit häufiger als Eisen (in den vier ersten Büchern Mose ist das Verhältnis 83 : 4) genannt wird. In eine Reihe mit dem semitischen Namen des Eisens gehört auch das sumerische *barza*, über dessen näheres Verhältnis zu den semitischen Wörtern ich jedoch kein Urteil habe (vgl. F. Hommel Die vorsem. Kulturen p. 409).

Wenden wir uns zu den indogermanischen Völkern, so wird schon in den hieroglyphischen Inschriften die Landschaft *Pers*, d. i. Persien als ein Hauptausfuhrort des Eisens bezeichnet (Lepsius a. a. O. p. 104). So würde es sich erklären, wenn schon im Zeitalter des Awesta (oben p. 59) das aus der Urzeit übernommene *ayah* „Kupfer", „Bronze" allmählich in die Bedeutung des bald die Industrie beherrschenden Eisens übergegangen sein sollte. Dass jedenfalls das letztere in verhältnismässig früher Zeit den iranischen Stämmen bekannt war, beweist eine mehreren ihrer Dialekte, ja sogar dem versprengten Ossetischen gemeinsame Benennung desselben: afghan. *ôspanah*, *ôspina*, osset. *äfsân*, Pamird. *spiu* etc. (vgl. W. Tomaschek Centralas. Stud. II, 70). Eine Erklärung dieser Wortsippe fehlt noch[1]).

---

1) Hübschmann K. Z. XXIV, 392 denkt an npers. *spîn* „weiss":

Übrigens werden auch von Herodot (VII Kap. 61 u. 84) die Perser durchaus als mit eisernen und ehernen Waffen ausgerüstet geschildert. Auch zu den stammverwandten Skythen war schon zu Herodots Zeit die Kenntnis des Eisens gedrungen. Der Geschichtschreiber erzählt IV Kap. 62, dass im Kult des Ares ein eiserner Säbel (*σιδήρεος ἀκινάκης*) als Sinnbild dieses Gottes verehrt wurde, und die Verwendung dieses Metalles im Gottesdienst lässt auf eine sehr alte Bekanntschaft mit demselben schliessen, während der Gebrauch des Kupfers (Erzes) ausdrücklich von dem Schriftsteller wenigstens für einen Teil der Skythen in Abrede gestellt wird (IV Kap. 71).

Das armenische Wort für Eisen *erkaf* ist wie der armen. Name des Kupfers und vielleicht auch des Goldes und Silbers (oben p. 49) aus kaukasischen Sprachen (gruzinisch *rkina* „Eisen", lasisch *erkina* „Eisen", *rkina* „Messer") eingedrungen.

Besondere Bezeichnungen für das gehärtete Eisen, den Stahl, scheinen in Vorderasien verhältnismässig spät aufgekommen zu sein; doch hat eine derselben eine über ein ungeheures Gebiet ausgedehnte Verbreitung gefunden:

Npers. *pûlâd*, syr. *p-l-d* (Paul de Lagarde Ges. Abh. p. 75), kurd. *pîlâ*, *pûlâ*, *pûlâd* etc. (Justi *Dictionnaire Kurde-Français* p. 84), pehlevi *pûlâfat*, armen. *polovat* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), türk. *pala*, russ. *bulatŭ*, klruss. *bulat* (Miklosich Fremdw. s. v.), mizdžeghisch *polad*, *bolat*, mong. *bolot*, *bülàt*, *buriät* (Klaproth *Asia polyglotta*[2] p. 282, Sprachatl. V, A. Pott Zeitschrift f. d. K. d. M. p. 262, Horn Grundriss S. 75, Hübsch-

---

aw. *spaêta*; doch ist mir keine Ableitung einer Benennung des Eisens von einem Adjectivum „weiss" sonst bekannt.

Justi Wörterbuch p. 439 stellt zu den angeführten Wörtern auch aw. *haosafna*, das er (Handw. *s. v.*), Geldner K. Z. XXV, 579 und Geiger Ostiran. Kultur p. 148 mit „Kupfer", Spiegel (Awesta, übersetzt, Vend. XIII, 254 = VIII, 90) mit „Eisen", Bartholomae Altiran. W. mit „Stahl" übersetzt, was lautlich nicht angeht.

Im Neupersischen heisst das Eisen *âhen*, das man aus **ayasana* erklären kann, oder das zu balučî *âsin*, pehl. אסין (West Glossary p. 27), kurd *hâsin*, *awsin* (Justi-Jaba W. p. 439) gehört. Spiegel Arische Periode p. 35 denkt an Herkunft von *asan* „Stein" (vgl. scrt. *áçman* oben p. 60 „Gestein"). Auch P. Horn Grundriss d. npers. Etymologie S. 14 weiss keinen Rat.

mann Armenische Gr. S. 232). Wo aber und worin ist der Ursprung dieser Wortreihe zu suchen?

Von einem besonderen Interesse ist auch die ossetische Benennung des Stahles *andun*, *ändón* (Hübschmann Osset. Spr. p. 124), insofern sie wiederum aus den permischen Sprachen (wotj. *andan*, syrj. *jendon*) entlehnt ist, übrigens auch im Kaukasus (vgl. v. Erckert p. 132) wiederkehrt. So haben wir also zum drittenmal ostfinnische Wörter im Ossetischen angetroffen, den Namen des Silbers (*äwzist*), des Kupfers (*arχi*), des Stahles (*andun*), wozu wir unten (Kap. VIII) noch den des Bleies (*iždi*) stellen werden, so dass die Osseten aus der Zeit ihres Zusammenhangs mit ihren iranischen Brüdern nur Bezeichnungen für das Gold (*suγzärinä*) und Eisen (*äfsân*) mitgebracht zu haben scheinen. Die schon oben hervorgehobenen kulturhistorischen Beziehungen des Ossetischen zum finnischen Osten aber erklären sich um so leichter, als nach den ossetischen Sagen einstmals der ossetische Stamm bedeutend weiter nordwärts, als dies gegenwärtig der Fall ist, verbreitet war (vgl. Klaproth *Asia polygl.*[2] p. 83).

Kürzer können wir uns über die indischen Verhältnisse fassen; denn es ist schon oben (p. 60) bemerkt worden, dass in den literarischen Denkmälern das Eisen erst gegen den Ausgang der vedischen Periode mit Sicherheit nachzuweisen ist, und dort sind auch die ältesten Namen dieses Metalles genannt worden. Die späteren Bezeichnungen desselben (vgl. Pott Etymologische Forsch. II, 416 und *Narahari's Râjanighaṇṭu* ed. Garbe p. 41, 42) bieten nichts von Interesse. Einer derselben scrt. *çastrá* eigentl. „Waffe" ist im Munde der Zigeuner als *saster* neben *absin* „Stahl" (= kurd. *avsin*) in die Welt gewandert.

Wir gehen nunmehr nach Europa und zwar zuerst nach dem alten Hellas über, um uns auch hier nach Anhaltepunkten für das erste Auftreten des Eisens umzusehen.

Das veilchenfarbige (*ἰόεις*), glänzende (*αἴθων*) oder graue (*πολιός*) Eisen spielt schon in der homerischen Dichtung eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Es wird wie das Kupfer als Tauschmittel benutzt, wie dieses liegt es in den Schatzkammern der Reichen. Bei den Leichenspielen des Patroklos (Il. XXIII, 825 f.) setzt Achilleus als Preis einen Eisenklumpen aus (*σόλον αὐτοχόωνον* d. h. „roh gegossen, nicht bearbeitet"; an Meteoreisen ist nicht zu denken), von dem der glückliche Gewinner

5 Jahre seinen Eisenbedarf entnehmen soll[1]). Messer, Keulen, Pfeilspitzen werden bereits als aus Eisen gefertigt genannt. Ja, *σίδηρος* bedeutet zuweilen geradezu Beil oder Schwert (*ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*). Trotzdem haben wir schon oben darauf hingewiesen, dass das Verhältnis von *χαλκός* : *σίδηρος* auf ein historisches *prius* des ersteren mit grosser Deutlichkeit hinweist.

Charakteristisch für dasselbe ist auch eine griechische Sage, die Herodot I, 67, 68 überliefert, und die er in die Zeit des Krösus verlegt. Liches, ein spartanischer Bürger, ausgegangen, um die Gebeine des Orestes zu suchen, kommt in eine Schmiede (*χαλκήϊον*), in der er Eisen schmieden (*σίδηρον ἐξελαυνόμενον*) sieht. Über diesen Anblick gerät er in Erstaunen (*ἐν θώυματι ἦν ὁρῶν τὸ ποιεύμενον*). Der Schmied (*χαλκεύς*, nicht *σιδηρεύς*) bemerkt es und sagt: „Du, der sich schon über den Anblick der Schmiedearbeit verwundert, was würdest Du sagen, wenn Du das gesehen hättest, was ich gesehen habe“ usw. Als Ausstattung der Schmiede werden Blasebalg (*φῦσαι*), Hammer (*σφῦρα*) und Amboss (*ἄκμων*) genannt. Diese Geschichte ist deshalb lehrreich, weil sie erstens in einer Zeit erfunden sein muss, in der die Herstellung des Eisens noch etwas neues war (*ἐν θαύματι ἦν ὁρῶν*), und weil der Schmied, von dem ausdrücklich erzählt wird, dass er *σίδηρος* bearbeitet, trotzdem *χαλκεύς* (*χαλκήϊον* „Schmiede“) genannt wird.

Da wir nun früher (vgl. oben p. 64) gesehen haben, dass das Eisen in dem mykenischen Zeitalter so gut wie unbekannt war, so folgt hieraus, dass es erst in nachmykenischer, aber vorhomerischer Zeit in Griechenland bekannt geworden sein muss.

Auch über die Gegend, woher die Griechen dieses Metall

---

1) *ἕξει μιν καὶ πέντε περιπλομένους ἐνιαυτοὺς*
*χρεώμενος· οὐ μὲν γάρ οἱ ἀτεμβόμενός γε σιδήρου*
*ποιμὴν οὐδ' ἀροτὴρ εἶσ' ἐς πόλιν, ἀλλὰ παρέξει.*

„Man kann diese Stelle entweder so verstehen, dass der Gewinner des *σόλος* aus demselben auf fünf Jahre alle notwendigen eisernen Utensilien in Vorrat, und zwar in der Stadt, schmieden lässt und sie dann zu Hause für das jedesmalige Bedürfnis bereit liegen hat; oder man kann annehmen, dass der Landmann dem Schmiede je nach Bedürfnis von seinem Eisenvorrate liefert, wie dies noch heutzutage auf dem Lande nicht selten geschieht, woraus man dann die Existenz von Dorf- oder Wanderschmieden folgern müsste“ (vgl. Buchholz Die hom. Real. I, 2 p. 336).

kennen lernten, sind einige Vermutungen gestattet. Das Festland Griechenlands ist an Eisenerzen nicht sonderlich reich (Blümner a. a. O. p. 74). Eine Ausnahme macht der Peloponnes, namentlich am Vorgebirge Tänaron, wo vielleicht schon die Phönizier, wenn unsere Gleichstellung von *Ταίναρον* = hebr. *tannûr* „Schmelzofen" (vgl. oben p. 16) richtig ist, das Eisenerz ausbeuteten.

Die Griechen werden daher frühzeitig auf ausländische Metalllager angewiesen gewesen sein. In der Tat hat sich in Griechenland schon in sehr früher Zeit eine bestimmte Tradition über die Herkunft des Eisens festgesetzt. Diese wird nämlich nach einer sehr alten Überlieferung in die Nachbarschaft des Pontus Euxinus, auf den phrygischen Ida zurückgeführt, in dessen waldigen Tälern die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*: Kelmis, Damnameneus und Akmon das bläuliche Eisen gefunden und bearbeitet haben sollen. Sowohl in dieser, oben bereits mitgeteilten Stelle der *Phoronis*, der ältesten, welche die idäischen Daktylen erwähnt (vgl. oben p. 23), als auch in den begleitenden Worten des Scholiasten (*γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς. Καὶ δημιουργοὶ σιδήρου λέγονται πρῶτοι καὶ μεταλλεῖς γενέσθαι.* Schol. Apoll. A. I, 1126), ist aber ausschliesslich von dem Eisen, nicht von anderen Metallen die Rede, so dass erst spätere die letzteren noch hinzugefügt zu haben scheinen. Das Parische Marmor (*ἀφ' οὗ Μίνως ὁ πρῶτος ἐβασίλευσε καὶ Κυδωνίαν ᾤκισε καὶ σίδηρος εὑρέθη ἐν τῇ Ἴδῃ, εὑρόντων τῶν Ἰδαίων Δακτύλων Κέλμιος καὶ Δαμναμενέως ἔτη* 1168 *βασιλεύοντος Ἀθηνῶν Πανδίονος*) gibt sogar ein bestimmtes Jahr für die Entdeckung des Eisens auf dem Ida an.

Werden wir so durch die Überlieferung an die Westküste Kleinasiens als Herkunftsort des Eisens geführt, so ist weiterhin bemerkenswert, wie oft hier, im Gegensatz zu dem Mutterlande, im Süden und im Norden Eigennamen (Orts- und Personennamen) vorkommen, die an das griechische *σίδηρος* „Eisen", das bis jetzt aus indogermanischen Mitteln nicht hat gedeutet werden können [1]), anklingen. Vgl. *Σιδαροῦς, Σιδηροῦς* Stadt und Hafen

1) Curtius Grundzüge[4] u. [5] p. 246 vergleicht scrt. *sviditas* „geschmolzen" und *svêdanî* „eiserne Pfanne", ahd. *sweizjan* „*frigĕre*" und meint, *σίδηρος* bedeute „ausgeschmolzen". Eine Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Eisen folge indessen daraus nicht. Pott Et. Forsch. I[1] p. 127 zieht lit. *swidùs* (wie auch G. Meyer Griech. Gr.[2]

in Lycien, auch ein vulkanisches Vorgebirge in Lycien mit einem Tempel des Hephästos (Scylax *Geogr. Min.* T. I p. 301), *Σιδαρύντιος* Einwohner (Pape Eigennamen s. v.) und *Σιδάριος* Personenname in einer lycischen Inschrift (M. Schmidt *The Lycian Inscriptions* p. 12). Nach einer mündlichen Mitteilung M. Schmidts ginge aber aus der Flexion des lycischen Eigennamens hervor, dass *Σιδάριος* ein einheimischer Personenname gewesen sei. Ähnlich begegnet uns im Norden die Landschaft *Σιδήνη* mit einem Küstenplatz *Σίδη* und anderes (vgl. Brunnhofer Fernschau, Aarau 1886 p. 59, P. v. Bradke Methode p. 42). Erwägen wir nun, dass schon von Tomaschek (Z. f. orient. Philologie I, 125) im Kaukasus eine Benennung des Eisens *zido* (im Udischen) nachgewiesen worden ist, so wird es nicht unwahrscheinlich, dass die Bekanntschaft mit dem Eisen sachlich und sprachlich vom Kaukasus her über Kleinasien sich bis nach Griechenland verbreitet hat, eine Auffassung, die um so näher liegt, als der griechische Name des Stahls mit Sicherheit auf die gleiche Herkunft hinweist.

Einen eigentlichen Namen für den Stahl, dessen Herstellung durch Ablöschen dem Homerischen Zeitalter wohl bekannt war (vgl. Od. IX, 391), besitzt die Homerische Sprache noch nicht. *Κύανος* bedeutet nach der überzeugenden Untersuchung von Lepsius (a. a. O. p. 130) „nie und nirgends etwas anderes als einen blauen Farbestoff, den man meist aus Kupferblau direkt oder dadurch herstellte, dass man einen blauen Glasfluss daraus machte und diesen pulverisierte“.

Der erste Ausdruck für den Stahl ist in der griechischen Sprache das von Hesiod (scut. 137) genannte *ἀδάμας*, *-αντος*, das hier mit Bezug auf eine Sturmhaube (*κυνέη*) gebraucht wird, und

p. 247) und lat. *sīdus, sīderis* aus **sidesis* heran. Ist letzteres richtig, so kann natürlich nur von einer Wurzelverwandtschaft mit *σίδ-ηρος* die Rede sein. Trotzdem fassen einige Kulturforscher (vgl. Lenormant Anfänge d. Kultur p. 58) deswegen das griechische Wort als Meteoreisen auf (*sīdus* „Gestirn“), wozu jeder Grund fehlt. Auch das koptische *benipe* „Eisen“, welches hierbei gewöhnlich als Analogon herangezogen wird, weil es Brugsch dem ägypt. *bda en pe-t* gleichgesetzt und als Meteoreisen aufgefasst hatte, erfährt nach Lepsius p. 108 f. eine ganz andere Deutung. Ja, sogar den *σόλος αὐτοχόωνος* des Homer hat man, wie schon angedeutet, für Meteoreisen erklärt (vgl Ratzel Vorgesch. d. europ. Menschen p. 283).

zu der Wurzel *δαμ* in *δάμνημι*, *δαμάω* etc. gestellt zu werden
pflegt, so dass es wie hom. *ἀδάμαστος* das „unbezwingbare“ *sc.*
Metall bezeichnen würde. Volkstümlich ist diese Bildung schwer-
ich jemals gewesen. Die eigentliche Benennung des Stahles
st im Griechischen vielmehr erst *χάλυψ* (auch *χαλυβδικός* Eur.
ler. 162), das zuerst bei Aeschylus Prom. 133 genannt wird:

*κτύπου γὰρ ἀχὼ χάλυβος διῇξεν ἄντρων*
*μυχόν*

ınd sicher aus kaukasisch-pontischen Gegenden nach Griechen-
and eingewandert ist. Dieses Wort hängt ohne Zweifel mit
lem Namen des nordischen Volkes der Chalyber (*Χάλυβες*,
*Χάλυβοι*) zusammen, die das Altertum sowohl nördlich des Pontus
ınd Kaukasus als auch südlich bis Armenien und Paphlagonien
nit schwankend angegebenen Wohnsitzen kennt, und das nach
einstimmigen Zeugnissen sich durch Bergwerke auf Eisen und
Eisenmanufaktur auszeichnete. So werden die *σιδηροτέκτονες*
*Χάλυβες* schon von Aeschylus Prom. 715 im unmittelbaren An-
schluss an die Nomaden-Skythen (*Σκύθαι νομάδες*) genannt, wozu
lie Hesychischen Glossen *Χάλυβοι· ἔθνος τῆς Σκυθίας, ὅπου*
*σίδηρος γίνεται* und *Χαλυβδική· τῆς Σκυθίας, ὅπου σιδήρου μέταλλα*
stimmen. Xenophon unterscheidet in seiner Anabasis zweierlei
Chalyben, die einen zwischen Araxes und Kyros, die anderen
ıls die Untertanen der Mossynöken am Pontus. Von letzteren
ıeisst es V, 5, 1 *ὁ βίος ἦν τοῖς πλείστοις αὐτῶν ἀπὸ σιδηρείας*
ısw. Dass auch die Tibarener und Moscher der Bibel in die
Pontusgegenden weisen, ist schon gesagt (vgl. oben p. 66 Anm. 1).
Ebenso mag das „nordische“ Eisen, welches Jerem. 15, 12 ge-
ıannt wird, hierher gehören. So wird man nur darüber zweifel-
ıaft sein können, ob das griech. *χάλυψ* einfach „der Chalyber“
ɔedeutet, oder ob, was mir das wahrscheinlichere ist, beiden
Völkern ein barbarisch-pontischer Ausdruck für Eisen oder Stahl
ugrunde liegt (vgl. oben p. 75 über die *Μοσσύνοικοι* und oben
p. 52 über *Ἀλύβη*).

Auch im ältesten Latium mangelt es nicht an Zeugnissen,
lie das einstige Fehlen des Eisens beweisen. Unter den Zünften
les Numa wird der *faber ferrarius* vermisst, und dass der Ge-
brauch des Eisens in den ältesten Kultussatzungen überall aus-
geschlossen ist, wurde bereits oben (p. 70) erwähnt.

Zuerst ist unser Metall auf italischem Boden in den Funden

von Villanova unweit Bologna nachgewiesen worden (vgl. Undset Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa), die ihrerseits wieder mit dem berühmten Gräberfeld von Hallstatt am Nordabhange des Thorsteins in Zusammenhang zu stehen scheinen, wo der Gebrauch des Eisens am frühsten unter den nördlicheren Ländern Europas in grossem Umfang uns entgegentritt (vgl. v. Sacken Das Grabfeld von Hallstatt, Wien 1868). Doch ist die Frage der ethnischen Zugehörigkeit dieser Fundorte noch eine offene. Jedenfalls war aber auch in Rom, wenn wir die Überlieferung des Plinius (XXXIV, 139) glauben dürfen, schon zur Königszeit das Eisen so bekannt, dass im Vertrag mit Porsina seine Verwendung auf die Zwecke des Ackerbaus beschränkt wurde. Leider hat das lateinische Wort für Eisen *ferrum* noch keine sichere Deutung gefunden, so dass von dieser Seite kein Anhalt für die Geschichte des Eisens bei den Italikern geboten wird. Am wahrscheinlichsten ist immer noch (vgl. oben p. 71), dass es aus **fersum* entstanden und mit den innerhalb des Germanischen ganz allein stehenden agls. *bræs,* engl. *brass* „Erz“ zu verbinden ist, so dass wir ein Analogon zu dem Verhältnis von griech. *χαλκός* „Erz“ : lit. *geležis,* slav. *želězo* „Eisen“ vor uns hätten. Andere (zuletzt Walde Lat. etym. W.) haben an Entlehnung aus dem semitischen Wort für Eisen (hebr. *barzel* etc.) gedacht (vgl. lat. (*c*)*tunica* aus hebr. *kětōnet*). Nach Mommsen Römische Geschichte I[8], 128 hätten die Phönizier ihre Seefahrten bis Caere ausgedehnt. Einige Tagereisen nördlich von der hier errichteten punischen Faktorei lag die eisenreiche Insel Elba

*Insula inexhaustis Chalybum generosa metallis* (Vergil), *Αἰθάλη* (: *αἴθω*) bei den Griechen genannt.

Eine sichere Entscheidung zwischen diesen beiden mitgeteilten Deutungen des lat. *ferrum* ist zurzeit nicht möglich.

Indem wir nunmehr von dem Süden zu dem breiten Rücken unseres Erdteils emporsteigen, finden wir einen relativen Mangel an Eisen in der ältesten uns geschichtlich überlieferten Zeit überall noch durch klare historische Zeugnisse hervorgehoben. Und zwar lässt sich die Bemerkung machen, dass derselbe in der Richtung nach Nord-Ost im Zunehmen begriffen ist. Nach der Germania des Tacitus (Kap. 6) „war Eisen in Deutschland nicht in Menge vorhanden“ (*ne ferrum quidem superest*). Im

Norden wusste Cäsar von den Britannen, dass Eisen nur am Meere, und auch hier nur in unbedeutendem Masse vorkäme (*de bell. Gall.* V, Kap. 12). Im Osten nennt Tacitus in dem Stamm der Ästier den preussisch-lettischen Sprachzweig. Hier heisst es schon (Kap. 45): *rarus ferri, frequens fustium usus.* Seine Kenntnis beschliesst das Volk der *Fenni* (*Finnen*), die *inopia ferri* „aus Mangel an Eisen" für ihre Pfeile zu Knochenspitzen ihre Zuflucht nehmen.

Die Kunde des Eisens und seiner Bearbeitung rückt in zwei Richtungen nach dem europäischen und dem angrenzenden asiatischen Norden vor: einmal von Westen nach Osten, das andere Mal von Süd-Osten nach dem Norden oder Nord-Westen. Den Ausgangspunkt der einen bilden im Westen die Kelten.

Dass dieses Volk sowohl in der Ausbeutung wie auch in der Verarbeitung des Eisens, sei es durch griechisch-massiliotische, sei es durch italische Einflüsse (nach Plinius *Hist. nat.* XII, 1, 5 hatte sich in der Zeit vor der grossen keltischen Wanderung ein Helvetier namens Helico *fabrilem ob artem* in Rom aufgehalten), in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten grosse Bedeutung erlangt hatte, wissen wir durch sichere Zeugnisse. Noch Tacitus (Kap. 43) kennt im Osten an den vorderen Karpathen ein dahin versprengtes oder dort zurückgebliebenes gallisches Sklavenvolk der Germanen, die *Cotini*, die *quo magis pudeat* — denn „der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte" — *et ferrum effodiunt.* Auch in Gallien selbst wurde auf Eisen gegraben. Besonders berichtet dies Cäsar von den Biturigern *de bell. Gall.* VII, 22, die sich bei der Belagerung von Avaricum sehr nützlich erwiesen: *eo scientius quod apud eos magnae sunt ferrariae atque omne genus cuniculorum notum atque usitatum est.* In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass die gemeinkeltische Bezeichnung des rohen Metalles (cymr. *mwyn*, ir. *méin*, *mianach*) in die romanischen Sprachen (frz. *mine* „Bergwerk", it. *mina* etc.) übergegangen ist (Thurneysen Keltoromanisches p. 67).

Die Überreste dieser altkeltischen Eisenindustrie sind in einem berühmten Fundort bei dem Dorfe Marin am Nordende des Neuenburger Sees, genannt La Tène „die Untiefe", in grossen Massen von eisernen Waffen, Werkzeugen, Gefässen und Schmucksachen zutage getreten, „die sich ebenso von den hallstättischen

(s. o.) wie von den römischen unterscheiden" (M. Hörnes Urgeschichte der Menschheit). Dass wir es hierbei wirklich mit altkeltischen Erzeugnissen zu tun haben, beweist die Übereinstimmung der Waffen mit den auf dem Schlachtfeld von Alesia gefundenen. Von keltischem Boden aus hat sich diese Kultur über den ganzen Norden Europas ausgebreitet, und die Fundstätte La Tène hat dieser Epoche den Namen der La-Tène-Zeit gegeben.

Der gemeinkeltische Name des Eisens lautete in seiner ältesten Gestalt **ī̆sarno* oder **isárno* (vgl. den burgundischen Eigennamen *Isarnodori*: *Ortus haud longe a vico, cui vetusta paganitas ob celebritatem clausuramque fortissimam superstitiosissimi templi Gallica lingua Isarnodori i. e. ferrei ostii indidit nomen.* V. S. Eugendi Abb. mon. St. Claudii in Burgundia): ir. *iarn*, cymr. *haiarn*, *haearn*, corn. *hoern*, *hern*, *horn*, arem. *hoiarn*, *haiarn*. Es ist möglich, dass dieses altkeltische **is-arno* nichts als eine Weiterbildung des idg. Namens des Kupfers oder der Bronze **ajos*, **ais* ist, der bei den Kelten in der Form von **is* vorliegen könnte (vgl. oben npers. *âhen* „Eisen" aus **ayasana*?). Sicher aber ist, dass das altkeltische Wort von den germanischen Sprachen übernommen worden ist, in denen es got. *eisarn*, alts. *isarn*, agls. *isern*, altn. *ísarn*, ahd. *isarn* lautet. Das den germanischen Sprachen fremde Suffix *-arn* (Brugmann Grundriss II, 138) verrät die Entlehnung aus der Fremde und zeugt gegen Urverwandtschaft. Die Zeit dieser Entlehnung muss als eine ziemlich frühe angesetzt werden, da die agls. Form *iren* (aus **îz-árno*) neben *isern* (aus **ī̆s-arno*) darauf hinweist, dass sie vor Durchführung der deutschen Lautverschiebung und des germanischen Betonungsgesetzes erfolgt ist (vgl. R. Much Z. f. deutsches Altertum, Anz. XXVIII, 308), eine Erscheinung, die nicht auffallen kann, da wir auch andere vor der Lautverschiebung erfolgte Entlehnungen aus dem Keltischen im Germanischen kennen (z. B. got. *reiks* aus kelt. **rīg-s* = lat. *rêx* „König"). Der Anfang des IV. vorchristlichen Jahrhunderts, von dem an man auch die Ausbreitung der La-Tène-Kultur in Europa rechnet, dürfte allen Anforderungen gerecht werden.

Die ausserordentliche Bedeutung, die die Bekanntschaft mit dem Eisen im Norden Europas, zunächst in der keltisch-germanischen Welt, für das Leben der Menschen gehabt hat, äussert

sich auch in der grossen Zahl der Personennamen, die von dem keltisch-germanischen *isarno* gebildet worden sind. Vgl. altgall. *Iserninus* (ein Begleiter S. Patricks), abret. *Cat-ihernus*, *Plebs Hoiernin*, cymr. und arem. *Haiarn*, *Hoiarnscoet*, *Cathoiarn* usw. (Zeuss Gr. Celt.[2] p. 106 und Stokes Urkelt. Sprachschatz p. 25), auf deutschem Boden: *Isanbard*, *Isanbirga*, *Isanperht*, *Isanbrand*, *Isanburg*, *Isangrim* und viele andere (Förstemann Deutsches Namenbuch, Personenn. 2. Aufl.)

Die germanischen Völker übernehmen nun ihrerseits die Kulturaufgabe, das wertvolle Geschenk des Westens weiter ostwärts zu vermitteln. Im Altnordischen wird eine bestimmte Gattung des Eisens, der im Norden häufig vorkommende Raseneisenstein (*ferrum ochraceum*) *rauđi* genannt. Dieses Wort hat in den übrigen germanischen Sprachen keine Anknüpfung, schliesst sich aber zu einer Reihe mit altsl. *ruda* „Metall", lit. *rūdà* (dies ein slavisches Lehnwort, vgl. A. Brückner Die slav. Lehnw. im Litauischen p. 128), Wörter, deren Zusammenhang mit lat. *raudus*, sert. *lôhám* etc. wir bereits oben (p. 62) kennen gelernt haben. Demnach bedeutete altn. *rauđi* ursprünglich Kupfer, dann ohne Zweifel das rote, erzartige Eisen, eben den Raseneisenstein. Dieses Wort ist nun aus dem Nordischen durch das Finnische in die übrigen westfinnischen Sprachen eingedrungen, so dass es der eigentliche westfinnische Ausdruck für das Eisenerz geworden ist: finn. *rauta*, estn. u. weps. *raud*, liv. *raud*, *rôda*, *raod*, lapp. *ruovdde*. Auch sonst sind zahlreiche finnische Ausdrücke für das Eisen und seine Bearbeitung germanisch-nordischen Ursprungs. So *malmi*, *malvi* „Eisenerz", *takki rauta* (schwed. *tackjern*) „Roheisen", *melto-rauta*, auch bloss *melto*, *mento*, *manto*, lapp. *malddo* (schwed. *smälta*) „ungehämmertes Eisen" etc.; auch die Benennungen der Schmelzhütte und des Hochofens sind entlehnt. Daneben fehlt es nicht an einer Reihe genuiner Wörter (vgl. Ahlqvist Kulturw. p. 67 f. und *Bulletin de l'acad. de St. Pétersbourg* VI, 178). Denn das muss zugegeben werden, dass die Finnen, einmal hingewiesen auf den Reichtum ihrer Seen und Sümpfe (vgl. das oben p. 4 über die Geburt des Eisens mitgeteilte) bald zu grosser Fertigkeit im Eisenhandwerk sich emporschwangen, ja vielleicht ihre germanischen Nachbarn überflügelten. Lebendiges Zeugnis ihrer Eisenschmiedekunst legen die überaus häufig mit *rauta* „Eisen"

zusammengesetzten Orts- und Distriktsnamen der Finnen ab, wie *Rautajärwi, Rautawesi, Rautakangas* und viele andere, wie auf hochdeutschem Boden *Isarnho, Isanpach, Isanhus* etc. (vgl. Förstemann Namenbuch, Ortsn.).

Eine ganz andere Erklärung der westfinnischen Wörter (finn. *rauta* etc.) gibt Lenormant (sowohl Die Anfänge der Kultur I, 79 als auch *Transactions of the Soc. of Bibl. Arch.* VI, 354), indem er dieselben mit dem obengenannten akkad. *urudu* „Kupfer" vergleicht und die litu-slavischen Ausdrücke *ruda* etc. aus ihnen hervorgehen lässt. N. Anderson Studien zur Vergleichung der idg. und finnisch-ugrischen Sprachen (Dorpat 1879) p. 353 hält die westfinnischen und idg. Wörter für urverwandt.

Der germanische Ausdruck für das Eisen (*rauta* = *raudi*) findet sich aber nur in den westlichen Sprachen finnischen Stammes, wie ein gleiches mit dem germanischen Namen des Goldes der Fall war (vgl. oben p. 42). Im Osten des genannten Sprachgebietes gilt, wie für das Gold, so auch für das Eisen ein anderes Wort: ostj. *karte,* wotj. *kort,* syrj. *kört,* tscher. *kirtne,* wog. *ker, kiert,* das sich, ebenso wie der ostfinnische Name des Goldes, nur durch Zurückführung auf das iranische Sprachgebiet erklären lässt. Hier bedeutet altir. *kareta,* npers. *kârd,* buchar. *gârd,* kurd. *kîr,* osset. *kard* etc. „das eiserne Messer", und es ist unschwer begreiflich, wie wilde Barbarenstämme das niegesehene Metall nach dem Werkzeug benannten, an dem es ihnen zuerst oder zumeist aus den iranischen Kulturländern zugeführt werden mochte. Auch im Slavischen (poln. *kord* etc.) und Litauischen (*kárdas* poln. Lehnw. „Schwert", vgl. Brückner a. a. O. p. 202) ist das Wort bekannt[1]).

Inmitten dieser Strömungen von Ost und West liegt das

1) Vgl. M. Bernát Arische und kaukasische Elemente in den finnisch-magyarischen Sprachen (ungarisch) S. 390 ff. — Die oben p. 79 besprochene Entlehnung des osset. *andan* „Stahl" aus den ostfinnischen Sprachen gehört offenbar einer wesentlich späteren Zeit an als die Entlehnung des iran. *karata* in die ostfinn. Sprachen. — Ein Analogon zu der Verbreitungsgeschichte des letztgenannten Wortes bildet übrigens das pers. *tabar, tabr,* balučî *towâr,* Pamird. *tipâr* „Beil", das nicht nur in fast allen Slavinen (altruss. *toporŭ* usw., Miklosich Türk. Elem. p. 1), sondern auch im ungar. *topor,* tscher. *tavâr* etc. (Ahlqvist p. 30) wiederkehrt.

ı-slavische Sprachgebiet mit einem gemeinsamen Namen Eisens: lit. *geležis*, lett. *dzelse*, preuss. *gelso*, altsl. *želězo*. · haben schon oben (p. 65) über die Verknüpfung dieser rter mit dem griech. *χαλκός* gesprochen. Die Grundbedeutung nordischen Wörter wäre dann „Kupfer" oder „Bronze" resen, eine Bedeutung, die, wie man wohl vermuten kann, ɜr dem durch skythische Stämme vermittelten Einfluss des ıtischen Handels in die von „Eisen" übergegangen wäre.

Endlich bleibt mir in Europa noch eine ebenso interessante leider dunkle Bezeichnung des Eisens zu nennen. Es ist das anesische *hékur*, auch *ékur*, der einzige nicht ostensibel der Fremde entlehnte Metallname dieser Sprache, der allen ıdarten derselben gemein ist. Die einzige Möglichkeit einer lärung scheint mir seine Verknüpfung mit dem oben (p. 78) prochenen armen. *erkat* „Eisen" usw. zu bieten (doch vgl. Meyer Et. W. d. alb. Spr. p. 150).

Verhältnismässig jung sind, wie sich nicht anders erwarten t, auch im Norden die Namen des Stahles.

Immerhin haben die germanischen Sprachen eine in allen lekten übereinstimmende Benennung desselben: ahd. *stahal*, l. *stahel*, *stachel*, *stâl*, altn. *stál*, engl. *steel*, die beweist, s die Kunst, das Eisen zu härten, hier früh bekannt war. ı germanischem Boden aus hat Entlehnung ins Lappische *lle*, neben *teräs*, *teras* : lett. *têrauds*) und ins Slavische (russ. *l*) stattgefunden. Eine sichere Erklärung der germanischen rter steht noch aus. Man denkt an aw. *staxra* „fest". Altussisch *panu-staclan* „Feuerstahl" scheint in seinem 2. Teil nfalls eine Entlehnung aus dem deutschen Wort (vgl. Meringer f. d. österr. Gymn. 1903 V. Heft S. 15 des S. A.) zu sein.

Wie hier vom Westen, so beweist sich der Slavismus auch n Osten in seinen Benennungen des Stahles abhängig. Russ. *dtŭ* etc. haben wir in seinem Zusammenhang mit Vorderasien on kennen gelernt. Vgl. ferner serb. *čelik*, alb. *tšel'ik*, türk. *ik*, pers. *čaluk*; russ. *charalúgŭ*, džagat. *karâlûk*, endlich auch n. *demeszek* „damasziertes Eisen", serb. *demiškinja*, türk. *niški*, ngriech. *διμισκί* (Damaskus).

Die weiteste Verbreitung aber hat in Europa das lat. *acies nucleus*) *ferri* gefunden, das sich im Mittellateinischen zu *are*, *aciarium* entwickelt. Aus diesem letzeren gehen einer-

seits it. *acciajo*, sp. *acero*, altport. *aceiro*, frz. *acier*, wal. *otzęl*, ung. *atzél*, süd- und westslav. *océlĭ*, *ocel*, andererseits it. *acciale*, ven. *azzale*, ahd. *ecchil*, *ecchel* etc. (nsl. *jeklo*) hervor (vgl. Diez Etym. Wörterb.[4] p. 5).

Litauisch-altpr. *plë̃nas*, *playnis* wird wohl richtig mit altn. *fleinn* „Spitze, Spiess", agls. *flân* „Pfeil, Geschoss" verglichen.

Ergebnisse: 1. Eine schon ursprachliche Benennung des Eisens lässt sich bei den Idg. nicht nachweisen. 2. Im Gegenteil deuten, wie in den Funden, so auch in Sprache und Überlieferung zahlreiche Züge darauf hin, dass das Eisen bei den einzelnen idg. Völkern erst in ihren historischen Wohnsitzen und nach dem Kupfer (Bronze) bekannt wurde. 3. Hinsichtlich der Wege, auf denen sich die Bekanntschaft mit dem Eisen verbreitete, lassen sich bis jetzt folgende Zusammenhänge wahrscheinlich machen: a) Die Griechen lernten das Eisen in nachmykenischer und vorhomerischer Zeit von Kleinasien und den Pontusländern her kennen. b) Die Germanen übernahmen es ungefähr im IV. vorchristl. Jahrhundert von den Kelten. c) Die Westfinnen verdanken ihre Bekanntschaft mit dem Eisen den Germanen, die Ostfinnen den Iraniern.

VIII. Kapitel.

# Zinn und Blei.[1]

Die archäologischen Untersuchungen haben hinsichtlich des Auftretens des Bleies und Zinnes im Verhältnis zu einander und zu den übrigen Metallen noch nicht zu einem entscheidenden Resultat geführt. Soweit man bis jetzt sehen kann, kommt Zinn, freilich in äusserst geringer Menge, schon während der Bronzezeit an zahlreichen Fundstellen Europas vor, während das Blei in Mittel- und Nordeuropa erst in der Hallstattperiode, im Süden aber schon in Mykenae und vor allem in fast allen Schichten des Burghügels von Hissarlik erscheint (vgl. Olshausen Z. f. Ethnologie, Verh. IX). Eine Geschichte der beiden Metalle lässt sich auf diese prähistorischen Funde noch keineswegs gründen; auch vergesse man nicht, was in anderem Zusammenhang (vgl. p. 40) schon früher bemerkt wurde, dass aus Tatsachen wie denen, dass in Hügelgräbern der Insel Amrum einige zinnerne Dolch- und Pfeilspitzen, oder dass in den Tumuli von Rosegg in Kärnten zahlreiche bleierne Reiterfigürchen gefunden worden sind, noch keineswegs folgt, dass bei den dortigen Bevölkerungen die betreffenden Metalle bereits bekannt und in ihren Sprachen benannt worden waren.

Jedenfalls lehrt die Sprachbetrachtung, dass erst bei vorgerückteren metallurgischen Kenntnissen Blei und Zinn durch besondere Benennungen unterschieden worden sind. Namentlich die Sprachen unzivilisierter Völker haben für beide, chemisch doch ganz verschiedene Metalle nur ein Wort aufzuweisen, wie

---

1) Vgl. den Artikel *zin* in Schades Altdeutschem Wörterbuch[2] 872–1882, Blümner Technologie und Terminologie IV, 81 ff., K. B. Hofmann Das Blei bei den Völkern des Altertums, Berlin 1885 (Virchow-Holtzendorff) und den Artikel Cassiteriden in Holders Altkeltischem Sprachschatz.

z. B. mordv. *kivä*, tscherem. *vulna*, wotj. *uzveś*, syrj. *ozyś*, u. a. zeigen. Auch in der litauisch-slavischen Reihe lit. *alwas* — russ. *ólovo* schwanken die Bedeutungen. So scheint der ältere Sinn im Russischen „Blei“ zu sein, während das „Zinn“ in altrussischen Denkmälern *čistoe olovo* d. h. „reines“ *o.* genannt wird. Heutzutage bedeutet aber *ólovo* im Russischen nur „Zinn“ (*svinécŭ* „Blei“). Auch im Lateinischen war, nach den späteren Bezeichnungen *plumbum nigrum* „Blei“, *plumbum album* „Zinn“ zu urteilen, ursprünglich nur ein Ausdruck für beide Metalle vorhanden. Ebenso sind npers. „weisses *arzîz*“ = Zinn, und „schwarzes *a.*“ = Blei (Hübschmann Pers. Stud. p. 12) sowie das von W. Max Müller (Orient. Litz. II No. 9) jetzt im Altägyptischen nachgewiesene *dḥtï ḥ̣ṣ* „weisses Blei“ = Zinn aufzufassen. Doch sind bei den Kulturvölkern von Anfang der Überlieferung an besondere Ausdrücke für Blei und Zinn vorhanden: assyr. *abâru* und *anaku*, ägypt. *dḥtï* (*ṭehṭ* etc. häufig als Aufschrift von Bleiziegeln) und das eben genannte *dḥtï ḥ̣ṣ*, vedisch *sī́sa* und *trápu*, homerisch *μόλυβος* und *κασσίτερος*, lateinisch *plumbum nigrum* und *album* (neben *stannum*) etc. Dabei ist zu bemerken, dass in den alten Aufzählungen der Metalle das Blei immer den Schluss der feststehenden Reihenfolge bildet, während das Zinn, wenigstens in den assyrischen Inschriften, in der Regel zwischen Silber und Bronze, jedenfalls vor dem Eisen (vgl. Lenormant *Transactions of Bibl. Arch.* VI, 337, 345) seine Stellung hat, was auf eine hohe Wertschätzung dieses Metalles in Mesopotamien schliessen lässt.

Wir haben gesehen, dass die prähistorischen Funde bis jetzt keine Aufklärung über die ethnischen Zusammenhänge gewähren, in denen Zinn und Blei den europäisch-asiatischen Völkern bekannt wurden. Was lässt sich nun an der Hand der Überlieferung und Sprache über die Herkunft und Verbreitung der beiden Metalle, zunächst für Europa, ermitteln?

Bereits Herodot III Kap. 115 weiss, dass der *κασσίτερος* (ebenso wie *τὸ ἤλεκτρον* „der Bernstein“) aus dem fernsten Westen, wo seine Kenntnis endet, von den *Κασσιτερίδες* nach Hellas gekommen sei. Doch ist er über die wirkliche Lage derselben im unklaren, und erst die Römer haben den Namen Kassiteriden auf die durchaus keine Metallgruben enthaltenden Scillyinseln übertragen (vgl. Kiepert Lehrb. d. alten Geogr. p. 528).

Zinn wird vielmehr seit alters bis in unsere Tage an der südwestlichen Küste Englands, im heutigen Cornwall, gewonnen, wo es Cäsar *De bell. Gall.* V Kap. 12 kennt[1]. Kurze Zeit nach ihm beschrieb Diodorus V Kap. 22 ausführlich die bergmännische Gewinnung des Zinnes an diesem Orte und seinen Transport zunächst nach der Britannien vorgelagerten Insel Iktis, dann quer durch Gallien nach Massilia und Narbo (vgl. O. Schade Altd. Wörterb. p. 1272). Als Vermittler zwischen Britannien und Hellas sind in ältester Zeit ohne Zweifel die Phönizier zu denken. Dies folgt nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern auch aus der bestimmten Überlieferung des Plinius VII, 56, 57: *Plumbum ex Cassiteride insula primus adportavit Midacritus.* Midacritus aber ist natürlich der phönizische *Melkart*, griech. *Ἡρακλῆς*, der die Phönizier auf ihren Seefahrten als schützender Gott begleitete.

Eine zweite Hauptfundstätte des Zinnes ist im nördlichen Lusitanien anzunehmen. Vgl. Strabo III, c. 147 (nach Posidonios): *γεννᾶσθαι (τὸν καττίτερον) δ' ἔν τε τοῖς ὑπὲρ τοὺς Λυσιτανοὺς βαρβάροις καὶ .... ἐν δὲ τοῖς Ἀρτάβροις, οἳ τῆς Λυσιτανίας ὕστατοι πρὸς ἄρκτον καὶ δύσιν εἰσίν, ἐξανθεῖν φησιν (Ποσειδώνιος) τὴν γῆν ἀργύρῳ, καττιτέρῳ, χρυσῷ λευκῷ* usw. (vgl. dazu Diodorus V, 38, 4). Auch diesen Handel wird man sich als zunächst in den Händen der Phönizier liegend vorstellen müssen, sei es direkt, sei es durch Vermittlung der Tartessier, deren Schiffe ebenfalls frühzeitig die Küsten des Atlantischen Ozeans zu Handelszwecken besuchten (vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 690 ff.).

Wie für die Bekanntschaft mit dem Zinn ist aber der Westen Europas, Britannien, Gallien und vor allem wiederum Spanien auch für den Bezug des Bleis bedeutungsvoll geworden. Sowohl die Griechen, bevor die Bleiglanzlager des Lauriongebirges ausgebeutet wurden (vgl. Blümner a. a. O. p. 89 Anm. 1), wie auch die Römer waren auf den Import dieses Metalles aus den genannten Ländern angewiesen. So begegnet in Lusitanien eine Landschaft *Medubriga*, deren Einwohner ausdrücklich *Plumbarii* (Plinius IV, 21, 35) genannt werden. Eine Stadt *Μολυβδίνη*

---

1) *Nascitur ibi plumbum album in mediterraneis regionibus, in maritimis ferrum, sed eius exigua est copia; aere utuntur importato.*

wird im Gebiet der Mastarnen bei den Säulen des Hercules erwähnt. Bleierne Barren oder Kuchen sind in England, Frankreich und Spanien in Menge gefunden worden. Sie sind mit Stempeln und Inschriften, wie den Namen römischer Kaiser etc., versehen zum Zeichen, dass sie aus staatlichen Bergwerken hervorgegangen sind (vgl. Hofmann a. a. O. p. 10, Blümner a. a. O. p. 90).

Unter diesen Umständen wird man auch für die Terminologie des Zinnes und Bleies in erster Linie nach Anknüpfungen in den westlichen Sprachen Europas suchen müssen. Unverkennbar ist in dieser Beziehung zunächst der Zusammenhang des griechischen und schon homerischen[1]) *κασσίτερος* mit dem Namen der Zinninseln, den Kassiteriden, wenngleich die Art dieses Zusammenhangs noch nicht klargestellt ist (vgl. die Literatur hierüber bei Lewy Die semit. Fremdw. im Griechischen p. 60 f. und Holder Altkeltischer Sprachschatz). Am wahrscheinlichsten dürfte sein, dass sowohl dem griech. *κασσίτερος* wie auch dem Namen der Zinninseln irgend eine barbarische Bezeichnung des Metalles zugrunde liegt, so dass das Verhältnis ein ähnliches war, wie es oben bei *Ἀλύβη* (p. 53), *Χάλυβες* (p. 83) und *Μοσσύνοικοι* (p. 75) vermutet wurde. Vielleicht gehörte das betreffende Wort den nichtidg. Sprachen Britanniens an, da der altkeltische Name des Zinnes ir. *créd* (vgl. oben p. 70) war, der gewiss irgendwie mit dem baskisch-iberischen *cirraida* „Zinn“ (vgl. *urraida* „Kupfer“) zusammenhängt. Später ist griech. *κασσίτερος* einerseits in die slavischen Sprachen: altsl. *kositerŭ*, nsl. *kositer*, kroat. *kositar*, serb. *kositer* und ins Walachische *kositoriŭ*, andererseits, offenbar erst mit den Eroberungszügen Alexanders des Grossen, in das Sanskrit (*kastîra*, vgl. P. W. II, 192) eingedrungen[2]). Das

---

1) Es beschränkt sich auf die Ilias und wird hier zu Verzierungen an Panzern, Schilden und Wagen verwendet. Auch Beinschienen aus Zinn, die aber nur damit belegt gewesen sein dürften, werden genannt. Die Bedeutung „Zinn“ wird für *κασσίτερος* schon von Plinius *Hist. nat.* XXXIV, 16, 47: *Sequitur natura plumbi, cuius duo genera, nigrum atque candidum. Album habuit auctoritatem et Iliacis temporibus teste Homero, cassiterum ab illo dictum* — als sicher vorausgesetzt.

2) Im *Peripl. maris erythr. ed. Fabricius cap.* 19 wird *κασσίτερος* als Einfuhrartikel in Indien ausdrücklich erwähnt. — Wohl nur täuschend ist der Zusammenklang von griech. *κασσίτερος* mit sert. *kaṅsá*, *kâṅsya* „metallenes Gefäss“, „Metall“, „Messing“, altpr. *cassoye* „Messing“.

arabische aus dem Griechischen entlehnte Wort (*kazdir*) hat eine weite Wanderung in die afrikanischen Sprachen (*kesdir*) angetreten.

Auf Einführung aus der Fremde weist auch die griechische Bezeichnung des Bleis, schon durch die Verschiedenheit der Formen, in der dasselbe auftritt: *μόλιβος* (Hom.), *μόλυβος*, *μόλυβδος* (in *μολυβδαίνη* Hom.), rhod. *βόλιβος* (in *περιβολιβῶσαι*), epidaur. *βόλιμος*. Geht man, wogegen nichts im Wege steht, von der zuletzt genannten Gestalt des Wortes aus, so kommt man mit ihr der baskisch-iberischen Bezeichnung des Bleies *berun* (*berunez* „von Blei") ziemlich nahe. Aus *βόλιμος* hätten sich dann die übrigen griechischen Bleinamen durch Metathese und Verschränkung entwickelt.

Gern möchte man auch das lat. *plumbum* hier anknüpfen, wie denn zuletzt Sommer Handbuch der lat. Laut- u. Formenlehre p. 234 die Vermutung ausgesprochen hat, *μόλυβος* und *plumbum* wären vielleicht selbständige Entlehnungen aus einer nichtidg. Sprache (so auch Walde Lat. et. Wb. s. v. *plumbum*). Andererseits lässt sich lat. *plumbum* aus **plundho* (vgl. *lumbus* : altsl. *lędvija*, ahd. *lentin*) ohne Schwierigkeit mit dem keltischen Namen des Bleies ir. *luaide* vermitteln, das man auf eine neben **plundho* liegende Grundform **ploudho* (vgl. got. *dumbs* : *daubs* und zahlreiche ähnliche nasalierte und unnasalierte Wurzelsilben bei Noreen Abriss der urgerm. Lautlehre p. 210 f.) zurückführen kann, so hart freilich von kulturhistorischem Standpunkt zunächst die Annahme eines urverwandten keltisch-italischen Bleinamens wäre.

Wie sich dies nun auch verhalten möge, auf jeden Fall stimmt das eben genannte ir. *luaide* auf das genauste mit den germanischen agls. *ledd*, mhd. *lôt*, ndl. *lood* „Blei" überein, die bei Annahme einer Verwandtschaft von lat. *plumbum* und ir. *luaide* sicher ein gallisches Fremdwort darstellen würden, aber auch ohne eine solche Annahme aus allgemeinen Gründen höchstwahrscheinlich, ebenso wie der Name des Eisens (oben p. 86), aus dem keltischen Westen entlehnt sind.

Dasselbe würde für die gemeingermanischen ahd. *blîu*, *blîwes*, altn. *blý* (entlehnt : westfinn. *plyijy*, *lyiju*, lapp. *blijo*) „Blei" gelten, wenn R. Much (Z. f. deutsches Altertum XLII, 163, Stammeskunde p. 48) diese Wörter richtig auf ein freilich

tatsächlich nicht bezeugtes gallisches, dem germanischen **blâwo* (ahd. *blâo*, altn. *blár* „blau") entsprechendes **blîvo* aus **blêvo* zurückführt (Blei = „blaues Metall"). Anders Persson B. B. XIX, 273 und Hirt Beiträge XXIII, 354.

Endlich hält Stokes Urkeltischer Sprachschatz p. 312 auch für das lat. *stannum* und seine romanische Sippe (it. *stagno*, sp. *estaño*, frz. *étain*) keltische Herkunft (aus ir. *stan*, *stain*, *sdan*, arem. *sten*, *stin*, corn. *stêan*, cymr. *ystaen*, **stagno*) für möglich. Doch ist auch der umgekehrte Weg wohl denkbar. Übrigens hat lat. *stannum* die Bedeutung „Zinn" wahrscheinlich erst im IV. nachchristlichen Jahrhundert angenommen und vorher verschiedene Bleilegierungen bezeichnet (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV, 127 und Blümner a. a. O. p. 81 Anm. 6).

Eine andere weitverbreitete Kette von Zinnnamen in Europa ist it. *peltro*, sp. und portug. *peltre*, altfrz. *peautre*, niederl. *peauter*, engl. *pewter*, ir. *péatar* (auch mit *s*: engl. *spelter*, nd. *spialter*, hochd. *spiauter*, altfrz. *espeautre*). Nach romanischen Sprachgesetzen ging diese Sippe von Italien aus (Diez Etym. W.[4] p. 240), aber ihr Ursprung ist unbekannt.

Noch nicht sicher erklärt ist auch die germanische Benennung des Zinnes: altn., agls. *tin*, ahd. *zin*, das in das Polnische (*cyna*) und Litauische (*cìnas*) und von Norden her in die meisten westfinnischen Sprachen (*tinna*) gewandert ist. Am wenigsten anstössig ist eine Anknüpfung des germ. Wortes an altn. *teinn*, got. *tains*, agls. *tán*, ahd. *zein* „Zweig", „dünnes Metallstäbchen" (Fick Vergl. W. III[3], 121), in welcher Form die Germanen durch ausländische Kaufleute zuerst das Zinn könnten kennen gelernt haben. Tatsächlich wird das Zinn in Form dünner Stäbchen, namentlich in der Schweiz, nicht selten gefunden.

Im Osten Europas erlöschen die sprachlichen vom Westen ausgegangenen Beziehungen in der Terminologie des Zinnes und Bleies. Die litauisch-slavische Reihe: lit. *alwas* (liv. *alu*), altpr. *alwis* „Zinn", slav. *olovo* „Blei" und „Zinn" ist schon oben erwähnt worden. Ich habe in der ersten Auflage dieses Buches eine Entlehnung dieser Wörter aus dem lat. *album* sc. *plumbum* angenommen, worin mir Hirt (Beiträge XXIII, 355) gefolgt ist. Später habe ich diese Erklärung aufgegeben, da mir eine Vermittlung des *b* von lat. *album* mit dem *w*, *v* der litu-slavischen

Wörter nicht möglich erschien. Nachdem wir jedoch oben bei der Besprechung des Goldes in lit. *áuksas*, altpr. *ausis* eine Entlehnung, nicht aus lateinischer, sondern aus oskisch-umbrischer Sprechweise kennen gelernt haben, und da das lat. *albus* in den genannten Mundarten des Italischen tatsächlich mit labialer Spirans (umbr. *alfu*, *alfer*, osk. *Alafaternum*) gesprochen wurde, die im Litauisch-Slavischen nur durch *w*, *v* wiedergegeben werden konnte, nehme ich keinen Anstand, zu meiner früheren Auffassung zurückzukehren und in lit. *alwas*, altpr. *alwis*, slav. *olovo* aus osk.-umbr. *alfum* (*plumbum*) eine Parallele zu dem oben (p. 41) besprochenen lit. *áuksas*, altpr. *ausis* aus sab. *ausom* zu erblicken. Wie die slavischen Formen (meist wie im Russischen *olovo* neben russ. dial. *lavĭ* und mbulg. *jelovo*) sich zu den litauischen im einzelnen verhalten, wage ich nicht zu entscheiden (anders über *olovo* E. Lidén Studien zur altind. und vergl. Sprachgesch. p. 94).

Unaufgeklärt bleibt das altpr. *starkis* (*starstis*?) „Zinn" und die Reihe russ. *svinécŭ*, lit. *szwinas*, lett. *swins* „Blei", die auch im liv. *svina* und im zigeun. *swinzi* wiederkehrt. Merkwürdig ist die estnische Bezeichnung *sea tina* „Schweinezinn", die durch ein missverständliches Zusammenwerfen von russ. *svinécŭ* „Blei" und *svinĭjá* „Schwein" entstanden zu sein scheint. Die ostfinnische Terminologie der beiden Metalle ist oben angeführt worden. Hinzuzufügen ist magy. *olom*, *ón* (russ. *olovo*?) „Blei, Zinn" und zu bemerken, dass nach neueren Untersuchungen nicht, wie vielfach angenommen wird, wotj. *uzveś* „Zinn, Blei" und syrj. *ozyś* id. identische Wörter mit den oben (p. 55) besprochenen wotj. *azveś* und syrj. *ezyś* „Silber" sind (vgl. Wichmann a. o. p. 56 a. O.).

Eine noch offene, speziell die Geschichte des Zinns betreffende Frage ist die, ob die im Obigen geschilderten westeuropäischen Zinnquellen zugleich auch, und zwar schon in der ältesten Zeit, den Bedarf der orientalischen Völker gedeckt haben, wie es z. B. W. Max Müller Orient. Litz. II Jahrg. No. 9 annimmt, oder ob und wo in Vorderasien selbst in den frühsten geschichtlichen Epochen Zinngruben anzunehmen sind. Namentlich dürften in letzterem Falle altiranische Zinngruben in Betracht kommen. Vgl. hierüber v. Baer Archiv f. Anthropologie IX, 265, Winckler Orient. Forschungen I, 169, W. Tomaschek

Mittl. d. Wiener anthrop. Ges. XVIII, 8 (Reallexikon p. 992). Die ungeheuren Zinnschätze Hinterindiens (s. u.) treten erst im Mittelalter in die Geschichte ein.

Im übrigen begnügen wir uns damit, das in der vorderasiatischen Terminologie des Zinnes und Bleies Verwandte oder verwandt erscheinende, unter Voranstellung der idg. Sprachen, nebeneinander zu setzen (vgl. Pott Z. f. d. Kunde des Morgenlandes IV, 260 f.):

1. armen. *anag*, scrt. *nâga* — hebr. *'anâk*, assyr. *anaku*, arab. *ânuk*, äthiop. *nâk*, kopt. *bas-neğ* „Zinn" (vgl. oben p. 92).
2. aw. *srva*, npers. *surb*, buchar. *ssurb*, afgh. *surup* etc. (vgl. Horn Grundzüge S. 161 und Hübschmann Persische Studien p. 74) — arab. *ūsrub* (vgl. Klaproth *Asia polygl.*[2] p. 57) „Blei".
3. buchar. *ârsis*, npers. *arzîz*, armen. *arčič*, zig. *arczicz* (vgl. Pott Zigeuner II, 58), kurd. *resas*, *ersssas*, *rŭsas* (*Journ. of the American Or. Society* X, 150) — arab. *raṣâṣ* „Zinn und Blei" (vgl. Hübschmann Arm. Gr. I, 111, 511).
4. osset. *kala*, kurd. *kalai*, hindost. *kellêy*, npers. *kalay*, parsi *kalâjin* (Z. d. D. G. M. G. XXXVI, 61), armen. *klayek*, ngriech. *καλάϊ*, alban. *kaláj*, bulg. *kalaj* — arab. *qal'î*, türk. *kalay*, tat. *ckalai*, tscherk. *galai*, georg. *kala*, *kalai* etc. Das verbreitetste Wort für „Zinn" im Orient. Vgl. Klaproth *Asia polygl.*[2] p. 97 u. 122, Miklosich Türk. Elem. p. 87, v. Erckert Die Sprachen des kaukas. Stammes p. 158. Sein Ursprung ist in dem Städtenamen *Qualah* auf Malakka zu suchen, dem Hauptstapelplatz des Zinnes im Mittelalter (Tomaschek L. f. or. Phil. I, 125). Dasselbe war im IX. Jahrh. ein „Stelldichein für die Handelskarawanen von Ost- und Westasien" (Heyd Geschichte des Levantehandels I, 37). Erst jetzt scheinen die grossen Zinnschätze Hinterindiens in die Weltgeschichte einzutreten.
5. osset. *iždi* (Klaproth p. 89) — ćagat. *źes*, alt. *jes*, mong. *dzes* (vgl. Vámbéry Primitive Kultur p. 175) „Blei".
6. zig. *sjscha*, scrt. *sî'sa* „Blei".
7. kurd. *kurguschum*, afgh. *kourghâchem*, bulg. *kuršum*, alb. *koršúm*, ngriech. *κουρσούμι* — osm. *ḳurśun*, ćag.

*ḳurgašun*, alt. *ḳorgoǯin*, mong. *chorgholtsin*, kaukas. *ghurghašin*, *qurghušun* „Blei" (vgl. Vámbéry a. a. O. p. 175, Miklosich Türk. Elem. p. 101, v. Erckert p. 47).
8. hindost. *mulwa*, zig. *molliwo* (Pott Et. F. I[1], 113 und Zigeuner II, 456), ngriech. *μολύβι*?

Die mannigfaltigen Sanskritwörter für Blei und Zinn vgl. bei Pott Etym. Forsch. II[1] p. 414 f. und R. Garbe Die indischen Mineralien p. 36 u. 37. Von Interesse ist scrt. *rañga*, hindi *rânga* „Zinn", nach Garbe a. a. O. p. 37 Anm. 1 vielleicht = *vañga*, eigentl. „bengalisch", und ein späterer Name des Bleies *yavanêshṭa* „bei den Javana (Ioniern) geschätzt".

---

Hiermit ist die Reihe der sechs, dem früheren Altertum bekannten Metalle abgeschlossen. Zu diesen tritt dann im IV. und III. Jahrhundert allmählich noch die Kenntnis des Zinkerzes (Galmei) und des Quecksilbers hinzu. Das erstere, zuerst in der oben mitgeteilten Stelle des Pseudo-Aristoteles (vgl. p. 75) bemerkt, wird von den Römern (Plinius) mit dem aus dem griech. *καδμεία*, *καδμία* entlehnten Worte *cadmea*, *cadmia* „Galmei" benannt, das sich in die romanischen Sprachen sp., port. *calamina* franz. *calamine* fortgepflanzt (vgl. O. Weise Griechische W. im Lateinischen p. 154 u. 365) hat. Das deutsche *zink*, das zuerst im XV. Jahrh. vorkommt (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV, 116), ist dunkel; man hat an das ahd. *zinco* „weisser Fleck im Auge" gedacht. Vgl. O. Schade Altd. Wörterbuch Art. *zinke*.

Das Quecksilber wird zuerst von Theophrast als *χυτὸς ἄργυρος* „flüssiges Silber" erwähnt (vgl. Kopp a. a. O. p. 172). Daneben tritt dann später der Ausdruck *ὑδράργυρος* für das künstlich aus Zinnober (*cinnabari* = *κιννάβαρι*) bereitete Quecksilber. So unterscheiden auch die Römer zwischen *argentum vivum* und *hydrargyrus* „Silberwasser". Beide Bezeichnungen des Lateinischen sind dann weiterhin das Vorbild für die meisten Benennungen des Quecksilbers in den europäischen und vorderasiatischen Sprachen geworden (vgl. Pott Z. f. d. Kunde des M. IV, 263). Russ. etc. *rtutĭ* aus dem Türkischen. Doch liegt die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes ausserhalb unserer Aufgabe.

---

IX. Kapitel.

# Altindogermanische Waffen und Werkzeuge.

Wir sind im Kap. VI zu dem Ergebnis gekommen, dass schon in der idg. Grundsprache die Benennung eines Nutzmetalles, **ajos*, vorhanden war, die entweder „Kupfer" oder „Bronze" oder beides bedeutete. Zu einer Entscheidung für eine dieser drei Möglichkeiten sind wir indessen noch nicht vorgedrungen. Auch haben wir uns noch kein Urteil darüber bilden können, ob dieses in Frage stehende Metall schon in der Urzeit eine gewisse praktische Bedeutung erlangt hatte, oder etwa nur als Schmuck, Amulett und dergl. getragen wurde. Nach beiden Richtungen hoffen wir nun Anhaltspunkte für eine Entscheidung zu gewinnen, wenn wir durch eine Besprechung der altidg. Waffen und Werkzeuge auf Grund der Sprache und Überlieferung den schon urzeitlichen Bestand auf diesem Gebiet festzustellen[1]) und alsdann in Verbindung mit den in den bisherigen Kapiteln erzielten Ergebnissen zu bestimmen suchen, auf welche der von den Prähistorikern unterschiedenen Epochen (paläolithische, neolithische, Kupfer-, Bronze , Eisenzeit) dieser Bestand hinweist.

## A. Waffen.

I. (Schutzwaffen.) In der hierhergehörenden Terminologie findet sich eine etymologische Übereinstimmung nur in den Bezeichnungen des Schildes: ir. *sciath* = altsl. *štitŭ* (**sqeito-*), altpr. *scaytan* (*staytan*?). Möglich ist, dass auch lat. *scūtum* (**sqoito-*) hierhergehört, das sich freilich ebensowohl an griech. *σκῦτος* „Leder" (s. u.) anknüpfen lässt. Die Grundbedeutung des keltisch-slavischen Wortes ist in ahd. *scît*, altn. *skíð* (**sqeito-*)

1) Auf Vollständigkeit in der Terminologie der betreffenden Begriffe ist es dabei nicht abgesehen. Vgl. in dieser Beziehung mein Reallexikon u. Waffen und u. Werkzeuge.

Scheit", „Holz" erhalten, wie auch mhd. *bret* und agls. *bord* ie Bedeutungen „Brett" und „Schild" vereinigen. Ebenso wie ı diesen Wörtern, wird der Schild auch in zahlreichen einzel-›rachlichen Bezeichnungen nach dem Material benannt, aus dem : hergestellt ist, entweder nach dem Leder (griech. *σάκος* : sert. *›ác* „Haut, Fell", *βοῦς*, *βῶν*, hom. „Stier" und „Schild", *ῥινός* Haut" und „Schild") oder dem Holz (griech. *ἰτέα* „Schild" und Weide", ir. *fern*, vgl. *fernog* „Erle", ahd. *linta* „Schild" und Linde") oder dem Flechtwerk (griech. *γέρρον* = altn. *kiarr* Gebüsch, Gesträuch"). Noch in historischer Zeit entbehrten die ›rmanischen Schilde jeder metallischen Zutat, wie Tacitus *Ann.* , 14 meldet: *Ne scuta quidem (gerunt Germani) ferro nervoque rmata, sed viminum textus vel tenues et fucatas colore tabulas,* ›d ähnlich werden wir uns die teils kleinen, teils ungeheuer :ossen Schilde vorzustellen haben, mit denen Prokop *De bell.* ›*th.* III, 14 und Maurikios *Ars militaris* (ed. Schefferus) p. 275) ie Slaven ausrüstet[1]). Wie man sich in Zeiten der Not schnell :hilde herstellen konnte, wird von Cäsar *De bell. Gall.* II, 23 ›schaulich geschildert (*scutis ex cortice factis aut viminibus* ›*textis, quae subito, ut temporis exiguitas postulabat, pellibus* ›*duxerant*). Ebenso werden die Verhältnisse ursprünglich in riechenland und Italien gewesen sein. Der Eindruck, den die inführung metallener Schilde auf die italischen Bauern machte, sst sich, wie Helbig Die Italiker in der Poebene p. 78 richtig :merkt, aus den Mythen erkennen, die an die *ancilia* der Salier ıknüpfen. „Ein bronzener Schild — so erzählte man — fiel ›m Himmel herab oder wurde durch göttliche Schickung in der egia des Numa gefunden. Damit das Gottesgeschenk nicht von einden entwendet werde, liess Numa durch den schmiede-undigen Mamurius elf ganz gleiche Schilde arbeiten, welche it ihrem Vorbilde zur Ausrüstung der zwölf Salier dienten."

Bemerkenswert ist, dass im Rigveda der Schutz des Schildes ›ch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, jedenfalls aber .cht genannt wird, und dass in Übereinstimmung hiermit auch erodot VII, 65 in seiner Schilderung der indischen Krieger im eere des Xerxes den Schild nicht erwähnt. Auch ist das sert.

1) Über die verschiedenen Formen der europäischen und asiati-chen Schildarten finden sich gute Zusammenstellungen bei W. Rid-eway *The early age of Greece* I, 453 ff.

(nichtvedische) *sphara*, *spharaka* „Schild" nach Th. Nöldeke Über ein militärisches Fremdwort persischen Ursprungs im Sanskrit (Sitzungsberichte d. Ak. d. W. Berlin 1888 II, 1109) als aus einem persischen [1]) *spara* „Schild" (vgl. *σπαραβάραι· γερροφόροι* Hes., npers. *siper*) entlehnt zu betrachten.

Gar keine urverwandten Gleichungen begegnen in den Benennungen des Panzers und Helmes, deren Namen, auch abgesehen hiervon, den Eindruck grosser Jugendlichkeit machen. Beide Schutzwaffen sind in den Einzelsprachen, wie natürlich, häufig einfach als „Schutz" oder „Hülle" bezeichnet (vgl. ved. *vármun* „Panzer" : scrt. *var*, *vṛṇó'ti* „verhüllen", aw. *sâravâra* „Helm", eigentl. „Kopfhülle : *sâra* „Kopf"; got. *hilms*, ahd. *helm*, altn. *hjálmr* : scrt. *çárman* „Schutz"). Im einzelnen wird der Panzer als „Behälter" (griech. *θώρηξ* : scrt. *dhâraka*) oder nach seiner Beschaffenheit (lat. *lorîca* von *lorum* „Riemen" oder altruss. *laty* „der aus Schuppen, die auf Leder aufgenäht sind, hergestellte Panzer" : russ. *lata* „Flick") bezeichnet, der Helm von früheren, nichtmetallischen Kopfbedeckungen her, die häufig aus dem Fell wilder Tiere bestehen mochten [2]) (aw. *χaoδa*, npers. *χôd*, altp. *xauda*, eigentlich die spitze, auch für einen Teil der Skythen nach Herod. VII, 64 charakteristische altiran. Mütze: lat. *cûdo* „Helm von Fell"; griech. *κυνέη*, eigentl. die „Hundshaube"; lat. *cassis* : agls. *hætt*, altn. *hǫttr*, ahd. *huot* „Hut"), oder nach der Ähnlichkeit z. B. mit einem Schädel oder einer Schüssel (griech. *κράνος* : *κράνον* „Schädel", *κέρνον* „Schüssel") benannt. Auch Entlehnungsreihen sind auf diesem Gebiet überaus häufig. Das oben genannte aw. *χaoδa* ist in das Armenische (*xoir*), das germanische got. *hilms* in das Altslovenische und Altrussische (*šlĕmŭ*, *šelómŭ*), sowie in das Romanische (mlat. *helmus*, it. *elmo* etc.) übergegangen. Das lat. *galea* nebst seinen älteren Formen *galear*, *galêrus* ist an das griech. *γαλέη*, *γαλῆ* „Wiesel" anzuknüpfen, wie ja Dolon in der Ilias (X, 335) gerade eine *κυνέη κτιδέη* d. h. eine Haube aus Wieselfell trägt (so auch Osthoff Parerga I, 183 und Walde Lat. et. W. p. 258). Seinerseits ist das lat. Wort dann wieder von den meisten slavischen

---

1) Vgl. Herodot VII, 61: *Πέρσαι ἀντὶ ἀσπίδων γέρρα.*

2) Vgl. Herodot VII, 76: *Θρήϊκες ἐπὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι ἀλωπεκέας ἔχοντες ἐστρατεύοντο.*

Sprachen (altsl. *galija*), aber auch vom Deutschen (mhd. *galîe*) entlehnt worden. Unter den Bezeichnungen des Panzers stammt armen. *zrah* aus aw. *zrâδa* „der Schuppenpanzer", den die Perser schon auf ihren Zügen nach Griechenland (Herod. VII, 61) trugen, ir. *luirech*, cymr. *lluryg* aus lat. *lorica*. Der gesamte Osten Europas hinwiederum scheint erst durch die Berührung mit dem keltischen Westen die Kenntnis des Panzers empfangen zu haben: got. *brunjô*, ahd. *brunja*, agls. *byrne*, altn. *brynja*, altsl. *brŭnja*, *bronja*, auch altfr. *broigne*, *brunie*, prov. *bronha*, mittellat. (813) *brugna* gehen sehr wahrscheinlich auf das Keltische (irisch *bruinne* „Brust") zurück, wie unser *panzer*, mhd. *panzier*, altfr. *panchire*, sp. *pancera*, it. *panciera* aus it. *pancia*, sp. *panza* etc. „Wanst" (*pantex*) hervorgeht. Ebenso entspringen mhd. *harnasch*, altn. *hardneskja*, altfrz. *harnais*, frz. *harnois*, sp. etc. *arnes*, it. *arnese* in letzter Instanz aus keltischem ir. *iarn*, cymr. *haiarn* etc. „Eisen" (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 26, Thurneysen Kelto-rom. p. 36 f.).

Ebenso lässt sich an der Hand der historischen Nachrichten bei den idg. Völkern Nordeuropas, von Westen nach Osten vorwärts schreitend, eine immer grössere Unbekanntschaft mit Helm und Panzer nachweisen. Den festländischen Galliern, den Trägern der oben p. 85 genannten La Tène-Kultur wird von Diodor V, 30 vollständige metallische Rüstung zugeschrieben (*κράνη δὲ χαλκᾶ περιτίθενται μεγάλας ἐξοχὰς ἐξ αὐτῶν ἔχοντα . . . . τοῖς μὲν γὰρ πρόσκειται συμφυῆ κέρατα*[1]) und *θώρακας ἔχουσιν οἱ μὲν σιδηροῦς ἁλυσιδωτούς*; vgl. dazu die von Tac. Ann. III, 43 genannten ganz in Eisen gehüllten gallischen *cruppellarii*). Bei den Germanen dagegen waren zur Zeit des Tacitus Helme und Panzer so gut wie nicht vorhanden (Germ. Kap. 6: *vix uni alterive cassis aut galea — paucis loricae*, Ann. II, 14: *non loricam Germano, non galeam*), den Slaven endlich wird noch von Prokop B. G. III, 14 jedwede Bepanzerung ausdrücklich abgesprochen.

Als Ergebnis dieser Betrachtungen können wir somit hinstellen, dass metallische Schutzwaffen, ja Schutzwaffen überhaupt in der idg. Urzeit nicht bekannt waren, vielleicht mit Ausnahme

1) Solche Helme hatten auch die asiatischen Thraker bei Herodot VII, 76: *ἐπὶ δὲ τῇσι κεφαλῇσι κράνεα χάλκεα· πρὸς δὲ τοῖσι κράνεσι ὦτά τε καὶ κέρεα προσῆν βοὸς χάλκεα, ἐπῆσαν δὲ καὶ λόφοι.*

des Schildes, der, von nichtmetallischer und äusserst primitiver Beschaffenheit, jedenfalls bei den europäischen Indogermanen in sehr frühe Zeit zurückgeht.

II. (Trutzwaffen.) An den Anfang dieser Übersicht stellen wir die ausgesprochenen Fernwaffen: Bogen und Schleudern, an das Ende die ausgesprochenen Nahwaffen: Dolch und Schwert. In der Mitte finden ihren Platz die teils zum Nah-, teils zum Fernkampf gebrauchten Keule und Lanze. Axt und Beil sollen uns bei den Werkzeugen beschäftigen.

1. Der Bogen. Er ist ohne Zweifel eine Hauptwaffe der idg. Urzeit gewesen, wie zunächst durch zahlreiche urverwandte Gleichungen festgestellt wird: griech. *βιός* „Bogen, Bogensehne“ = scrt. *jyâ*, aw. *jyâ* „Bogensehne“; griech. *ἰός* = scrt. *ishu*, aw. *išu* „Pfeil“; lat. *arcus* „Bogen“ = got. *arhvazna*, altn. *ör*, agls. *earh* „Pfeil“; ahd. *strâla* = altsl. *strěla* id. Noch in der Ausrüstung des vedischen Kriegers nimmt der Bogen (scrt. *dhánvan*: ahd. *tanna* „Tanne“, vgl. Osthoff Parerga I, 102 f. und Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen p. 115 ff.) die erste Stelle ein. Er wird daher von den alten Sängern mit glühender Begeisterung gepriesen (vgl. Rigv. VI, 65, 1 und 2):

Der Wetterwolke gleichet die Erscheinung,
Wenn in der Schlachten Schoss der Krieger wandelt.
Des Panzers Weite schütze Deinen Körper,
Und unverwundet gehe ein zum Siege!

Kampfpreis und Küh' erbeute uns der Bogen,
Der Bogen siege in des Kampfes Hitze,
Der Bogen macht dem Feinde Angst und Grauen,
Der Bogen geb' im Siege uns die Welt!
etc.

Von Pfeilarten werden im Rigveda zwei Gattungen, eine ältere und eine jüngere, unterschieden: „Er, der mit Gift bestrichene (*ishurdigdhâ*), hirschhörnige, und er, dessen Maul Erz ist (*â'lâktâ yâ' rúruçîrshny átho yásyâ dyo múkham*, Rigv. VI, 75, 15; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 299), welche letztere Sorte die Inder zur Zeit der Perserkriege führten: *Ἰνδοὶ — τόξα καλάμινα εἶχον καὶ οἰστοὺς καλαμίνους, ἐπὶ δὲ σίδηρος ἦν*, Herod. VII Kap. 66. Ebenso ziehen nach Herodot auch die Perser, Meder und Skythen mit Bogen und Pfeil bewaffnet in den Kampf, wie diese Waffen auch im Awesta (*tiγri*, npers. *tîr* „Pfeil“; vgl. auch *τίγριν καλοῦσι τὸ τόξευμα οἱ Μηδοί* nach Dionys. Eustath.) deut-

lich hervortreten. *Ἱππεύειν, τοξεύειν καὶ ἀληθίζεσθαι* bilden nach Herodot I, 136 die drei Hauptgegenstände in der Erziehung des jungen Persers.

In der Armatur des homerischen Helden macht der Bogen (*τόξον* : lat. *taxus* „Eibe") allerdings nicht mehr einen regelmässigen Bestandteil aus. Doch gab es Völkerschaften wie die in ihrer Kulturentwicklung überhaupt zurückgebliebenen Lokrer, die allein „auf den Bogen vertrauend und die wohlgedrehte Flocke des Schafes gen Ilion gezogen waren" (vgl. Il. XIII, 713 f.), und wie sehr der Bogen die Hauptwaffe der griechischen Vorzeit ausmachte, zeigt am besten das Beispiel des Herakles, der noch im Hades:

> *γυμνὸν τόξον ἔχων καὶ ἐπὶ νευρῆφιν οἰστόν,*
> *δεινὸν παπταίνων, αἰεί βαλέοντι ἐοικώς*
> (Od. XI, 607.)

dem Odysseus entgegentritt. Dem entspricht es, dass in mykenischer Zeit, wie die Belagerungsszene auf der Silbervase des IV. Grabes zeigt, der Bogen ohne Zweifel eine Hauptwaffe der damaligen Bevölkerung bildete, und zahlreiche Pfeilspitzen, in den älteren Schichten lediglich aus Obsidian, später auch aus Erz, sind unter den mykenischen Altertümern gefunden worden (Tsountas and Manatt p. 205 ff.). Auch der barbarischen Sitte, die Pfeilspitze mit Gift zu bestreichen (*ἰοὺς χρίεσθαι*), wird einmal in der Odyssee (I, 260) Erwähnung getan, und vielleicht bedeutet das griech. *ὀϊστός*, für das bisher eine passende Etymologie nicht gefunden ist, als möglicherweise aus **ο-ϝισ-τός* (lat. *virus*, scrt. *vishá* „Gift" = **ϝισ-ός, ἰός*) entstanden, geradezu „den vergifteten" *sc. ἰός* „Pfeil". Ähnlich wie bei Homer ist Pfeil und Bogen auch schon in der Bewaffnung des servianischen Heeres völlig zurückgetreten, und selbst das Korps der leichtbewaffneten *rorarii* bedient sich nur des Wurfspiesses und der aus Griechenland (s. u.) eingeführten Schleuder, nicht des Bogens. Erst später wird diese Waffe durch die Hilfs- und Bundesvölker wieder in Rom bekannter.

Dasselbe ist, wohl unter dem Einfluss der Kriege mit den Römern, an deren Panzerung der Pfeil wirkungslos abprallte, bei den keltischen und germanischen Völkern der Fall gewesen. Immerhin ist der Bogen aus der Bewaffnung derselben nicht ganz verschwunden (vgl. Holtzmann Germ. Altert. p. 145).

Er ist aus Ulmen- oder Eibenholz geschnitzt und heisst daher im Altnordischen geradezu *álmr* „Ulme“ oder *ýr* „Eibe“. Aufs deutlichste hervor treten die Verhältnisse der Urzeit aber wieder bei den Slaven, bei denen noch zur Zeit des Strategikers Maurikios der Bogen mit kleinen vergifteten Pfeilen die Hauptangriffswaffe bildete (*κέχρηνται δὲ καὶ τόξοις ξυλίνοις καὶ σαγίτταις μικραῖς κεχριμέναις τοξικῷ φαρμάκων, ὅπερ ἐστὶν ἐνεργητικόν*). Leider erfahren wir nicht, woraus die Spitzen dieser altslavischen Pfeile bestanden, ob schon aus Metall, oder etwa noch aus Knochen, wie denn knöcherne Pfeilspitzen von zahlreichen den Slaven benachbarten Stämmen, den Finnen (Tac. Germ. Kap. 46), den Sarmaten (Pausanias I, 21, 5), den Hunnen (Ammianus Marc. XXXI, 2, 9) gemeldet werden. Auch im Westen Europas weist der Umstand, dass sowohl keltische (ir. *saiget*, cymr. *saeth*), wie auch germanische Namen des Pfeiles (ahd. *phil*, agls. *pil*, altn. *pila*) aus dem Lateinischen (*sagitta* und *pilum*) entlehnt sind, vielleicht darauf hin, dass hier erst durch den Einfluss Roms die metallene Pfeilspitze an Stelle der feuersteinernen oder knöchernen trat.

2. Schleudern. Neben Bogen und Pfeil steht als weitere Waffe im Fernkampf der Schleuderstein, dessen sich die indo-iranischen Helden nicht minder wie die homerischen zur Zeit unserer Überlieferung noch bedienen, indem sie denselben zunächst durch die blosse Kraft des Armes (aw. *asânô aremôshûta* „durch den Arm entsendete Schleudersteine“) entsenden. Ein urverwandter Name hierfür liegt in der Reihe sert. *açan*, aw. *asan* = griech. *ἄκων* vor, welch' letzteres Wort aber die Bedeutung „Wurfspeer“ angenommen hat. Hierher zu stellen ist auch der steinerne Hammer, der in die religiösen Anschauungen der Indogermanen aufs innigste verflochten ist. Aus der Hand des deutschen Gewittergottes fliegen bald Keil, bald Keule, bald Hammer; Indra schleudert den *açman* (Rigv. IV, 3, 1; I, 18, 1, 9), Zeus den *ἄκμων* (Hes. Theog. 722). Das germ. altn. *hamarr* (auch „Fels“), alts. *hamur*, agls. *hamor*, ahd. *hamar* selbst ist etymologisch sowohl mit dem ebengenannten sert. *açman* = griech. *ἄκμων* wie auch mit slav. *kamenĭ* „Stein“ verwandt[1].

1) Ein urverwandter Name für eine hierhergehörende Waffe liegt vielleicht auch in der Gleichung aw. *cakuš* „Wurfhammer“ = altruss. *čekanŭ* „Streitaxt“ („Wurfaxt“?). (Fick.)

Daneben lehren direkte historische Zeugnisse, wie lange der Stein zur Anfertigung derartiger Waffenstücke verwendet wurde. In der Schlacht bei *Magh Tuired* (*Manners and customs* I p. CCCCLVII) waren gewisse Krieger bewaffnet „*with rough-headed stones held in iron swathes*“ (Steinhämmern mit eisernen Bändern). Noch in der Schlacht bei Hastings (1066): *Iactant Angli cuspides et diversorum generum tela, saevissimas quoque secures et lignis imposita saxa* (*Manners and customs* I p. CCCCLIX). — Ob wir die eigentliche, künstlich hergestellte Schleuder, Stock- oder Bandschleuder, wie wir sie auf der oben genannten Belagerungsszene die mykenische Bevölkerung Griechenlands führen sehen, bereits für die Urzeit anzunehmen haben, mag dahingestellt bleiben. Als Nationalwaffe wird sie bei den Iberern und besonders auf den Baléaren (Strabo c. 163 und 168) genannt. Lat. *funda* ist eine Entlehnung aus griech. σφενδόνη.

3. Die Keule. Eine uralte und gefürchtete Waffe des Fern- und Nahkampfes ist bei Indern und Iraniern die Keule (*vájra* = *vazra*, *vádhar* = *vadare*), mit der sowohl geschleudert als geschlagen wird. Mit ihr verrichtet Indra seine gewaltigen Heldentaten, mit ihr schlägt der „Keulenträger“ (*vajrín*, *vájrabâhu*, *vájrahasta*) den Unhold *vṛtrá*. Auch im Awesta erscheinen die Götter, besonders Mithra, mit ihr bewaffnet, *Keresâspa*, der Held der iranischen Vorzeit, führt den Beinamen *gaδavara*, was nach W. Geiger a. a. O. p. 444 f. und Bartholomae p. 488 „Keulenträger“, „Wurfkeulenträger“ (aw. *gaδâ* = scrt. *gadâ*, vgl. Osthoff Parerga I, 143) bedeuten würde, und noch bei *Firdusi* trägt der rechte Held seinen *gurz* (= *vazra*) an der Seite (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 203). Auch in die homerische Zeit ragt noch die Keule (ῥόπαλον : ῥαπίς, ῥῶπες; κορύνη : κράνος „Hartriegel“ hinein, mit der der griechische Nationalheros Herakles seine Abenteuer bestand. Sie war nach Theokr. 25, 208, ebenso wie die Keule des Kyklopen Polyphem (Od. IX, 378), aus dem Holz des wilden Ölbaums (ἐλαΐνεον) geschnitten. Mit ihr jagt Orion das Wild in der Unterwelt (Od. XI, 572), den Keulenträger (κορυνήτης) Ereuthalion schlägt der jugendliche Nestor (Il. VII, 136); aber aus den Schlachten der homerischen Kämpfer scheint sie verschwunden.

Im Norden dürfte die *cateja* der Alten (vgl. Diefenbach Origines Europ. p. 287) eine keulenartige Waffe der Kelten (vgl.

ir. *cath* „Kampf“) und Germanen gewesen sein, und bei den Litauern und Preussen bildete die Keule zur Zeit des Tacitus (vgl. Germ. Kap. 45: *rarus ferri, frequens fustium usus*) noch die Hauptwaffe. Wie im Rigveda, im Awesta und bei Homer erscheinen auch die Helden der russischen Bylinen, vor allem der Nationalheld Ilja von Morom, mit ihr ausgestattet (russ. *palíca* „Keule“). — Ein idg. Ausdruck für den Begriff der Keule ist aber bis jetzt nicht nachgewiesen worden.

4. Lanze (Wurfspeer etc.). Für diese Waffengattung bestehen zahlreiche urverwandte Gleichungen, die indessen geographisch nicht weit verbreitet sind, und in denen die einzelnen Glieder nicht immer eine technisch-militärische, sondern öfters eine allgemeinere Bedeutung wie „Stange“, „Stachel“ und dergl. aufweisen. Beispiele: griech. *αἰχμή* „Lanzenspitze = altpr. *aysmis* „Spiess“, lit. *jèszmas* „Bratspiess“; griech. *δόρυ* „Holz, Baum, Balken, Schaft, Speer“ = aw. *dâuru* „Stück Holz, Speer“ (nach Bartholomae freilich „Keule“; vgl. auch scrt. *dā́'ru* „Holzstück, Holzscheit, Pflock“); scrt. *kunta* „Speer“ = griech. *κοντός* „Stange“, lat. *contus* „Pike, Stange“; altgall. *gaison*, *gaisos* (*Γαισάται*), ir. *gae*, ahd. *gêr*, agls. *gár*, altn. *geir* „Speer“ = griech. *χαῖος* „Hirtenstab“ (auch zum Werfen); lat. sab. *curis* „Speer“ = ir. *cur* id.; lat. *hasta* „Spiess“ = got. *gazds* „Stachel“; lat. *veru*, umbr. *berus* „Spiess“ = ir. *bir* „Spiess, Stachel“; arisch scrt. *ṛshtí* = aw. *aršti*, altp. *aršti* „Speer“ u. a. m. In den Einzelsprachen wird der Speer sehr häufig nach den Baumarten benannt, von denen sein Schaft stammt (griech. *μελίη* „Eiche“, *κράνεια* „Hartriegel“, *αἰγανέη* „Eiche“ : ahd. *eih*, lat. *ornus* „Bergesche“, *fraxinus*, altn. *askr* „Esche“ u. a.), oder auch als der „geglättete“ sc. Schaft (griech. *ξυστόν* : *ξέω*, altn. *skafinn* : *skafa*), vielleicht auch als der „lange“ (griech. *λόγχη* : lat. *longus*, so in der 2. Auflage dieses Buches und jetzt bei Walde Lat. et. Wb. p. 323, 348); denn von enormer Länge müssen wir uns den alteuropäischen Speer vielfach vorstellen (vgl. Reallexikon p. 786).

Die Bedeutung des Speeres in der Urgeschichte Europas geht auch aus den zahlreichen Benennungen desselben hervor, die uns die Alten aus den Sprachen der Nordvölker überliefert haben. So lat. *lancea*, wahrscheinlich ein keltisches Wort (vgl. ir. *dolécim* „ich schleudere“), *framea* (Tacitus Germ. Kap. 6: *hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi*

*ferro*), wohl ebenfalls keltisch (vgl. ir. *rama* aus **prama* „Eisen am Spaten" bei Windisch I. T. s. v. *lorg* und *rammai*), *ἄγγωνες* „Speere mit Widerhaken" (vgl. ahd. *ango* „Stachel"), *sparus* (vgl. ahd. *sper*, altn. *spjör*), *gesum* (s. o.), *mataris* u. a.

Wie primitiv dieselben aber noch in historischer Zeit vielfach waren, geht am besten aus der Schilderung des Germanicus (Tac. Ann. II, 14) hervor, der zufolge nur das erste Glied der germanischen Schlachtreihe eigentliche Lanzen (*hastae*) führte, während die übrigen sich mit *praeusta*[1] („durch Feuer vorn gehärteten") *aut brevia tela* begnügen mussten.

5. Dolch und Schwert. Beginnen wir hier mit den den Zuständen der Urzeit am nächsten stehenden altslavischen Verhältnissen, so wissen weder Prokopius (*De bell. goth.* III, 14) noch Maurikios (a. o. a. O.) etwas von altslavischen Schwertern zu berichten. Hiermit stimmt überein, dass es genuine Bezeichnungen dieser Waffe im Slavischen überhaupt nicht gibt. Sie heisst entweder altsl. *mĭčĭ*, russ. *mečŭ*, entlehnt aus got. *mêkeis*, agls. *mêce*, altn. *mǽkir* (auch finn. *miekka*), oder altsl. *spata*, russ. *špaga*, das östlichste Glied der über ganz Europa verbreiteten Entlehnungsreihe griech. *σπάϑη*, sp. *espada* usw., oder altsl. *korŭda* (lit. *kárdas*, alb. korδε), das in letzter Linie auf aw. *kareta*, npers. *kârd* „Messer" (vgl. oben p. 88) zurückgeht. Anders bei den Germanen, bei denen (abgesehen von got. *mêkeis* usw.) mindestens drei urgermanische, aber, wenigstens in der Bedeutung „Schwert", nicht über das Germanische hinausgehende Namen dieser Waffe vorhanden sind: 1. ahd. *swert*, agls. *sweord*, altn. *sverð*, 2. got. *hairus*, agls. *heor*, altn. *hjörr*, 3. ahd. *sahs*, agls. *seax*, altn. *sax*. Von diesen hat die erste noch keine sichere Erklärung gefunden. Got. *hairus* usw. gehören zu *çáru* „Waffe, Speer, Pfeil". Am wichtigsten in kulturhistorischer Hinsicht ist die dritte, insofern ahd. *sahs* ohne Zweifel zu lat. *saxum* „Stein" gehört und demnach ursprünglich eine steinerne Waffe bezeichnet haben muss, die, da es steinerne Schwerter auch in der Steinzeit niemals gegeben hat, nur das damals übliche kurze steinerne Dolchmesser gewesen sein kann. Allerdings hat man gesagt (vgl. R. Much Festgabe für Heinzel

1) Solcher primitiver Lanzen (*ἀκοντίοισι ἐπικαύτοισι*) bedienten sich auch im Heere des Xerxes noch die Libyer und Myser (Herodot VII, 71 und 74).

1898 p. 232), dass derartige Wortbildungen wie *hamar* (oben p. 106) und *sahs* schwerlich in die Steinzeit selbst zurückgehen könnten, in der sie, da damals alle Waffen und Werkzeuge aus Stein waren, nichts charakteristisches gehabt hätten. Bedenkt man jedoch Wörter wie griech. *σίδηρος* oder agls. *îren*, die beide eigentlich „Eisen", dann aber auch das aus Eisen gefertigte Schwert bezeichnen, so sieht man nicht ein, warum dieselben Sprachvorgänge wie im Eisenalter nicht auch im Steinalter möglich gewesen sein sollten. Aus der offenbar grossen Anzahl von Ausdrücken für einzelne Steinarten nahmen einige an bestimmten Stellen des Sprachgebiets den speziellen Sinn gewisser aus Stein gefertigter Gegenstände (Hammer, Dolchmesser etc.) an, woran nichts auffallendes sein dürfte. Mir scheinen also derartige Wörter sichere Spuren einer auch bei den idg. Völkern einst vorhandenen Steinzeit zu sein. Wie die Germanen, verfügen auch die Kelten über eine allen Mundarten gemeinsame Benennung des Schwertes: ir. *claideb*, cymr. *cleddyf*, bret. *clezeff*, urkelt. **kladebo-* (: lat. *cellere, clades*), und der allgemeine Gebrauch eiserner, sehr langer, zweischneidiger Schwerter (*praelongi ac sine mucronibus*) wird von den Alten (vgl. Holtzmann Germ. Altert. p. 140 f.) oft genug bei ihnen bezeugt. Auch bei den Griechen und Römern geht natürlich das Schwert auf die Anfänge ihrer Überlieferung zurück. Die Wörter aber, die es bezeichnen, griech. *ξίφος* und lat. *gladius*, stehen allein und haben überhaupt noch keine sichere Erklärung gefunden. Am wahrscheinlichsten ist für *ξίφος* die Annahme der Entlehnung aus orientalischen Ausdrücken (aram.-arab. *saipâ, saif*, ägypt. *sêfet*), für *gladius* die der Entlehnung aus dem oben genannten gallischen **kladebo-*, **kladevo-* (trotz Walde Lat. et. Wb. s. v. *gladius*). Auch steht *ξίφος*, wenigstens in der homerischen Sprache, noch ganz ohne Ableitung da und wird zur Bildung von Eigennamen ursprünglich nicht verwendet, während z. B. die Wörter für Lanze *ἔγχος* und namentlich *αἰχμή* (s. o.) häufig diesem Zwecke dienen. Kommen wir somit auf Grund der angeführten Tatsachen zu der Überzeugung, dass das metallene Schwert bei den idg. Völkern zwar in sehr frühe Epochen ihrer Sonderexistenz, aber noch nicht in die idg. Urzeit zurückgeht, so wird dieser Ansatz durch die Gleichung:

scrt. *asi* = lat. *ensis* „Schwert"

eher bestätigt als widerlegt. Prüft man nämlich die Stellen, an denen das indische Wort im Rigveda gebraucht wird (I, 162, X, 79, 86, 89), so ergibt sich, dass dasselbe ausschliesslich „Messer", nicht „Schwert" bedeutete, wie denn auch Böhtlingk-Roth es mit „Schlachtmesser" übersetzen, und H. Zimmer (Altind. Leben p. 297 ff.) in seiner Darstellung der altvedischen Bewaffnung des Schwertes überhaupt nicht gedenkt. An der oft zitierten Stelle Herod. VII Kap. 61 f., wo der Schriftsteller eine Truppenschau über fast ganz Asien und Afrika abhält, werden bei keinem der aufgezählten Stämme ξίφη, sondern immer nur ἐγχειρίδια, also „kurze Messer", erwähnt. Speziell die Perser tragen ἐγχειρίδια (aw. *kareta*, s. o.) an der rechten Seite am Gürtel. Es darf demnach als sicher gelten, dass die Grundbedeutung der Gleichung scrt. *así* = lat. *ensis* ungefähr dieselbe war, wie die des oben besprochenen germanischen *sahs* oder auch die der thrakischen σκάλμη (= altn. *skálm* „a short sword"; vgl. slav. *skala* „Fels", Splitter : lit. *skilti* „spalten"), nämlich „kurzes Dolchmesser".

Ergebnis: An Trutzwaffen verfügten die Indogermanen über Pfeil und Bogen, Schleudersteine (Hammer), Keule, Lanze und Dolchmesser. Hinzu kommt Axt und Beil, von denen im folgenden Abschnitt die Rede sein soll.

## B. Werkzeuge.

Kürzer können wir uns über diesen Punkt fassen, da es sich hier im wesentlichen darum handelt, diejenigen Werkzeuge zusammenzustellen, die durch sprachliche Gleichungen bereits in die idg. Urzeit gerückt werden. Wir werden dieselben nach den Zwecken gruppieren, zu denen sie vorwiegend gebraucht werden.

1. Werkzeuge zum Hauen. Für den Begriff Axt oder Beil finden sich zahlreiche urverwandte Ausdrücke, vor allem griech. πέλεκυς = scrt. *paraçú* (vgl. I, 106 und oben p. 62) und (auf Europa beschränkt) griech. ἀξίνη, lat. *ascia*, got. *aqizi*. Auch als Waffe hat dieses Werkzeug zweifellos in der Urzeit gedient, wie noch auf indischem (vedisch neben *paraçú* noch *svádhiti*) und iranischem (vgl. die skythische σάγαρις „ἀξίνη"; Herod. VII, 64) oder auf germanischem Völkergebiet (vgl. hier die fränkische *francisca*),

während in der Ilias nur erwähnt wird, dass der Troer Peisandros eine Streitaxt unterhalb des Schildes trug (Il. XIII, 612), und dass beim Kampf um die Schiffe (XV, 711) auch *ἀξίναι* und *πελέκεις* geschwungen worden seien. Sicher war die Streitaxt auch in mykenischer Zeit gebräuchlich (Tsountas and Manatt p. 207).

Wenigstens in der Überlieferung des Kultus ragt auch das steinerne Beil noch in die geschichtlichen Zeiten. Bei dem von Livius I, 24 geschilderten höchst altertümlichen Friedensschluss zwischen Römern und Albanern heisst es am Ende: *si prior defecit publico consilio dolo malo, tum tu, ille Diespiter, populum Romanum sic ferito, ut ego hunc porcum hic hodie feriam, tantoque magis ferito, quanto magis potes pollesque. id ubi dixit, porcum saxo silice* (mit dem Feuersteinbeil) *percussit.* — Ein ebenfalls als Waffe wie als Werkzeug gebrauchtes Instrument war auch der Hammer (s. o.), für den noch auf die Gleichung lat. *martulus* = altsl. *mlatŭ* zu verweisen ist.

2. Werkzeuge zum Schneiden. In erster Linie ist hier das Messer zu nennen, für das eine uralte Bezeichnung in der Gleichung scrt. *kshurá* = griech. *ξυρόν* vorliegt. Es war ein Irrtum Benfeys, wenn er (vgl. I, 43 ff.) für diese Wörter von der speziellen Bedeutung „Rasiermesser“ ausging, da *kshurá* im Rigveda (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 266) immer einfach „Messer“ bedeutet, wie auch *ξυρόν* in dem homerischen *ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς ἵσταται* jedenfalls übersetzt werden kann. Der Ausdruck bezeichnete ursprünglich das „geglättete“ oder „glättende“ Werkzeug (: griech. *ξέω* „glätten“), was ebenso für das älteste Feuersteinmesser wie für das spätere metallene Instrument passt. Auf ersteres bezieht sich auch der altslavische Name des Messers *noží* aus **nogjĭ* : altpr. *nagis* „Feuerstein“ (vgl. oben ahd. *sahs*: lat. *saxum*). Ich stehe nicht an, auch das lat. *novâcula* „Messerchen“ (**novâ* aus **nogᵘâ* : altpr. *nagis*, wie *nûdus*, **novidus* aus **nogᵘ-idus* : altsl. *nagŭ* „nackt“) hier anzuschliessen. — Ein sichelartiges Werkzeug zum Abschneiden des Grases und Getreides wird durch die Gleichung griech. *ἅρπη* = altsl. *srŭpŭ* sichergestellt, ein sägen- oder feilenartiges vielleicht durch lat. *serra* „Säge“ = griech. *ῥίνη* „Feile“ (**serza* : **srṛnâ*, vgl. ahd. *gersta* : griech. *κριθή* aus **ghrṛdhâ* nach Thurneysen K. Z. XXX, 351, vgl. auch Walde p. 289).

3. Werkzeuge zum Stechen und Bohren. Zu nennen sind hier die Gleichungen sert. *á'râ* = ahd. *âla* und lat. *subula* čech. *šídlo*, poln. *szydlo* für „Ahle, Pfrieme" und griech. *τέρετρον* = ir. *tarathar* für „Bohrer". Vgl. auch griech. *ἧλος* = lat. *callus* „Nagel" und griech. *κληΐς* = lat. *clâvis*, ir. *clói*, ebenfalls ursprünglich „Nagel" (später im Griech. und Lat. „Schlüssel").

Zu diesen meist allgemeineren Zwecken dienenden Werkzeugen kommen noch eine Reihe speziellerer Geräte wie für das Spinnen die Spindel (sert. *tarkú* = griech. *ἄτρακτος*), für den Ackerbau (ausser der eben genannten Sichel) der Pflug (armen. *araur*, griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *arđr*, die Egge (griech. *ὀξίνη*, lat. *occa*, ahd. *egida*, lit. *akěčzios*, altcorn. *ocet*), die Handmühle (armen. *erkan*, got. *qaírnus*, ir. *bró*, lit. *girna*, altsl. *žrŭnŭvŭ*), das Sieb (lat. *crîbrum*, ir. *criathar*, ahd. *rîtara*) u. a., die uns bei der Besprechung des idg. Ackerbaus noch näher beschäftigen sollen.

Hier erwächst uns nunmehr die Aufgabe, uns der im Eingang dieses Kapitels aufgeworfenen Frage zuzuwenden, auf welche der von den Archäologen unterschiedenen prähistorischen Epochen die hier zusammengestellten Tatsachen hinweisen, und welches somit der eigentliche Sinn der in Kap. VI festgestellten Gleichung sert. *áyas*, aw. *ayah* = lat. *aes*, got. *aiz* gewesen sei, für die wir bisher an der Hand der Sprache und Überlieferung nur bis zu der Bedeutung „Kupfer" oder „Bronze" oder beides vorzudringen vermochten.

In dieser Beziehung scheidet von einem Vergleich mit der idg. Urzeit zunächst ohne weiteres die sogenannte paläolithische oder ältere Steinzeit aus, da in ihr von der Bekanntschaft mit irgend einem Metall keine Rede sein kann. Ebensowenig dürfen die Künste des Spinnens und des Ackerbaus, jedesfalls keines Ackerbaus mit Pflug und Egge (vgl. näheres Abh. IV, Kap. V und VI), für sie vorausgesetzt werden. Aber auch die Waffen und Werkzeuge jener Epoche waren nach allem, was wir wissen, viel weniger differenziert und spezialisiert, als aus den oben angeführten Gleichungen für die idg. Urzeit hervorgeht. Auch hätte man nach S. Müller Urgeschichte Europas (Strassburg 1905) p. 12 damals nur Wurfwaffen, aber „schwerlich Pfeil und Bogen, und ebensowenig als vorher (d. h. in der älteren paläolithischen Zeit) ein Werkzeug, das als Beil gedient haben könnte", besessen,

während allerdings M. Kříž in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren (Steinitz 1903) unter den Artefakten des Lösshügels Hradisko p. 228 auch Äxte (Schaber?) und Pfeilspitzen (Wurfspeerspitzen?) anführt.

Ebensowenig können, um uns von den der geschichtlichen Zeit entferntesten gleich zu den ihr am nächsten liegenden Epochen zu wenden, als Vergleichsobjekte für die idg. Urzeit die Eisenzeit und die ihr vorangehende jüngere Bronzezeit in Betracht kommen; denn in ihnen beginnen die Schutzwaffen wie Helm, Panzer, Beinschienen allmählich aufzukommen und für den Krieger notwendig zu werden, während sie, wie wir gesehen haben, der idg. Urzeit noch durchaus fremd waren. Einen Einblick in diese Entwicklung gewähren uns am besten die mykenischen Ausgrabungen (vgl. Tsountas and Manatt *The Mycenaean age* p. 191 ff.). Während wir für die ältere mykenische Periode „keinen Beweis dafür besitzen, dass Harnische (als verschieden vom Chiton) in Gebrauch waren“, zeigen uns die späteren Denkmäler dieser Zeit, vor allem die „Kriegervase“ von Mykenae (Tafel 18) den Helden mit Helm, Panzer und Beinschienen ausgestattet, wenngleich zweifelhaft bleiben muss, welche Rolle bei dieser Bepanzerung das Metall (neben dem Leder und Fell) spielte. Im Norden Europas besitzen wir die älteste und vereinzelte Spur metallener Schutzwaffen in den Überresten eines bronzenen Helms, der in einem Moore auf Seeland gefunden wurde (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde I, 253). Schon etwas häufiger begegnen einzelne bronzene Rüstungsteile alsdann auf dem Grabfeld von Hallstatt (v. Sacken p. 43), also in der ältesten Eisenzeit.

Aber auch die ältere Bronzezeit kann als Trägerin der idg. Urkultur nicht angesprochen werden; denn abgesehen davon, dass in ihr das Gold, das die Indogermanen noch nicht besassen (Kap. IV), in ihr bereits bekannter zu werden begonnen hatte, war auch die hauptsächlichste Angriffswaffe dieser Zeit, das eigentliche metallene Schwert, dem idg. Urvolk noch fremd.

Somit bleibt zum Vergleich mit den idg. Verhältnissen nur die jüngere Steinzeit, bezüglich ihr Übergang zur ersten Benutzung des Metalles übrig, und wer das Inventar dieser Epoche an Waffen und Werkzeugen überblickt,

wird nicht verkennen können, dass es ein getreuer Spiegel der oben geschilderten ältesten idg. Zustände ist.

Zahllose, teils feuersteinerne (mehr im Westen und Norden), teils knöcherne (mehr im Osten) Pfeilspitzen legen davon Zeugnis ab, dass der Bogen die wichtigste Trutzwaffe der jüngeren Steinzeit bildete, und gelegentlich, z. B. in dem Pfahlbau von Robenhausen oder in den Ausgrabungen am Mondsee, sind eibene Bogen selbst oder wenigstens Bruchstücke von ihnen zutage getreten[1]). Auch steinerne Hämmer und eichene Keulen oder andere keulenartige Waffen sind aus allen Teilen Europas dem Urgeschichtsforscher wohl bekannt. Zum Wurf oder Stoss diente die mit feuersteinerner oder knöcherner Spitze versehene Lanze, im Nahkampf das zunächst ebenfalls feuersteinerne Dolchmesser. Schilde sind in der jüngeren Steinzeit zwar noch nicht nachgewiesen worden; doch halten die Urgeschichtsforscher es für wahrscheinlich, dass sie schon damals als Schutzwaffe dienten, allein bei der leichten Zerstörbarkeit ihres Materials zugrunde gingen. An Werkzeugen weist jedes prähistorische Museum in seiner neolithischen Abteilung Äxte und Beile, Messer, Sägen und Sicheln, Ahlen, Nadeln, Bohrer usw. in Hülle und Fülle auf. Auf die Kunst des Spinnens deuten zahllose Spinnwirtel, auf die Pflege des Ackerbaus der zweifellose Anbau von Hirse, Gerste und Weizen sowie Funde von Handmühlen, Siebtöpfen und dergl. hin. Mit der Abwesenheit des Pfluges unter den Funden der Steinzeit wird es sich wie mit der des Schildes verhalten, d. h. er wird nur aus Holz bestanden haben und so zugrunde gegangen sein.

In diesen ursprünglich gänzlich des Metalles entbehrenden Kulturkreis trat nun, wie die neueren Forschungen, vor allem die Arbeiten M. Muchs (I, 49) mit immer steigender Gewissheit

1) Ob man aus dem Umstand, dass in den nordischen Gräbern der Bronzezeit nur höchst selten bronzene Pfeilspitzen gefunden wurden, mit S. Müller Nordische Altertumskunde I, 253 schliessen darf, dass damals nur „der edle Nahkampf Mann gegen Mann, wie er in der Iliade geschildert wird, von eigentlicher Bedeutung war", möchte ich bezweifeln, da die nordischen Felsenbilder häufig Bogenschützen darstellen (vgl. Montelius Die Kultur Schwedens[2] p. 69). Man wird sich, wie in Mykenae (oben p. 114), noch lange der steinernen Pfeilspitzen bedient haben und diese für zu gemein gehalten haben, sie dem Krieger mit ins Grab zu legen.

dargetan haben, zuerst das mit Zinn nicht legierte Kupfer ein, und zwar in der Weise, dass aus ihm, abgesehen von Schmuckgegenständen[1]), zunächst nur ein gewisser kleiner Kreis von Artefakten, nämlich Beile, Dolche und Pfriemen mit besonderer Häufigkeit hergestellt wurden. So sind z. B. im Mondsee neben 4000 Stück Werkzeugen, Waffen und Schmucksachen aus Stein oder Knochen 29 Kupferartefakte gefunden worden, nämlich: 14 Beile, 6 Dolche, 4 Ahlen (24 : 29). Ähnlich aber liegen die Dinge in vielen Teilen der neolithischen Kulturschicht.

Und so können wir nunmehr den Schluss aus dieser langen Kette von Beobachtungen mit aller in derartigen Fragen erreichbaren Sicherheit ziehen: Da der idg. Bestand an Waffen und Werkzeugen mit grosser Deutlichkeit dem der neolithischen Periode entspricht, an deren Ende das mit Zinn noch nicht legierte Kupfer auftritt, aus dem besonders häufig Beile (scrt. *paraçú* = griech. *πέλεκυς*), Dolche (scrt. *así* = lat. *ensis*) und Pfriemen (scrt. *ā́rā* = ahd. *āla*) hergestellt werden, so folgt hieraus, dass die idg. Gleichung:

scrt. *ayas*, aw. *ayah* = lat. *aes*, got. *aiz*

in der ältesten uns erreichbaren Zeit „Kupfer" bedeutet und eine gewisse beschränkte praktische Bedeutung bereits gehabt hat.

---

1) Eine idg. Gleichung für solche liegt in der Reihe: scrt. *maṇí* „Perlenschnur", aw. *minu* „Geschmeide" (?), griech. *μάννος*, lat. *monile*, *mellum*, *millus*, altkelt. *μανιάκης*, ir. *muince*, altsl. *monisto*, ahd. *menni*.

X. Kapitel.

# Ergebnisse: Die Metalle in ihrer historischen Aufeinanderfolge.

Nachdem wir so das umfangreiche Material der altindogermanischen Metallnamen übersehen haben, dürfte es am Platze sein, die wichtigsten historischen Ergebnisse, zu denen wir gekommen sind, hier in Kürze zusammenzufassen.

1. Die älteste uns erreichbare Kultur der Indogermanen gehört der sogenannten neolithischen Zeit an, d. h. die Waffen und Werkzeuge waren noch zum weitaus grössten Teil aus Steinarten hergestellt. Doch war bereits ein Metall, das mit Zinn noch nicht legierte Kupfer, **ajos* (scrt. *áyas* = lat. *aes* etc.) benannt, den Indogermanen bekannt[1]), aus dem ausser verschiedenen Schmucksachen, auch bereits einzelne Waffen und Werkzeuge, namentlich Beile, Ahlen und Dolche angefertigt wurden. Diese Anfertigung geschah auf dem Wege des Gusses in steinernen Formen, so dass das Vorhandensein des Schmiedehandwerks in der Urzeit nicht durch die Annahme der Bekanntschaft der Indogermanen mit einzelnen kupfernen Artefakten gefordert wird[2]). Neben **ajos* bestand in der idg. Ursprache

1) Vgl. Teil I, p. 47, 49, 211. Vgl. jetzt auch Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum p. 343: Die Epoche des engeren Zusammenlebens der indogermanischen Völker in einer Kulturgemeinschaft fällt somit ganz in das Steinzeitalter, als dessen letzter Abschnitt die Kupferzeit aufzufassen ist."

2) Vgl. M. Much Die Kupferzeit in Europa[2] p. 353: „Nach Schrader beginnt das Aufblühen der Schmiedekunst erst nach der Trennung der Arier in Einzelvölker. Aber gerade der Umstand, dass diese Terminologie in der arischen Urzeit noch nicht zu voller Ausbildung gelangt war, stimmt wieder, man möchte fast sagen, wunderbar zutreffend, mit den Ergebnissen der Urgeschichtsforschung, denen zufolge, wie aus den Funden nachgewiesen werden konnte, die erste Bearbeitung

wahrscheinlich noch eine zweite Benennung des Kupfers **raudhá* (scrt. *lôhá* = altsl. *ruda* etc.), die zusammen mit einem idg. Namen des Beiles **perek̑u* (scrt. *paraçú* = griech. *πέλεκυς*) aus einer östlichen Sprache (Sumerisch) entlehnt zu sein scheint, so dass diese Wörter vielleicht den Weg uns weisen, auf dem das Kupfer zuerst zu den Indogermanen gelangt ist. Zweifelhaft kann man dabei sein, ob die Entlehnung erfolgte, als die Sumerer schon in Mesopotamien (s. u.) sassen, oder bevor sie dahin aus einer uns noch unbekannten Urheimat kamen.

2. In diesen Kulturzuständen erfolgte die Ausbreitung der Indogermanen in Asien und Europa, d. h. die Indogermanisierung weiter Strecken der genannten beiden Weltteile. In diesen Kulturzuständen mochten die idg. Völker auch in ihren ethnischen Stammsitzen noch lange verharren, bis in Europa von den östlichen Gestaden des Mittelmeers her ein neues Metall, das mit Zinn künstlich legierte Kupfer, die Bronze, sich auf dem Wege des Handels Bahn brach und vornehmlich an gewissen Zentren des Verkehrs, z. B. in den skandinavischen Ländern, die wegen des Bernsteins ein erstrebtes Handelsziel waren, eine grosse Bedeutung erlangte. Für die Darstellung der Geschichte dieser sich allmählich über Europa ausbreitenden Bronzekultur versagt aber die historische Überlieferung ebenso wie die Sprachwissenschaft fast ganz; die erstere, weil sie, wie in Griechenland und Italien, nur eben noch die Ausläufer jener Epoche antrifft, die letztere, weil in allen alten Sprachen, indogermanischen wie nichtindogermanischen, die aus der Urzeit ererbten Wörter für das unvermischte Kupfer bei dem Bekanntwerden der von diesem äusserlich wenig verschiedenen Bronze benutzt wurden, um diese mit zu bezeichnen. Nur im Sumero-Akkadischen besteht neben *urudu* „Kupfer“ noch eine besondere Bezeichnung der Bronze, *zabar*, deren Herstellung aus Kupfer (*urudu*) und Zinn (*anna*, vgl. die oben p. 92, 98 aufgeführten semitisch-vorderasiatischen Namen dieses Metalles) in einem Hymnus an den Feuergott (vgl. F. Lenor-

---

des Kupfers nicht durch Schmieden, sondern durch Schmelzen und Giessen in Formen geschah. Das eigentliche Schmieden ist offenbar erst durch die Entdeckung des Eisens — nicht hervorgerufen, aber zur vollen Entwicklung gelangt, und zwar zu derselben Zeit, als es auch auf die Bronze eine so kunstvolle Anwendung erhielt, und die Arier in Einzelvölker auseinandergegangen waren.“

nant *Les noms de l'airain et du cuivre, Transactions of the Society of Biblical Archaeology* VI, 346; dazu F. Hommel Die orsemitischen Kulturen p. 277, 409) umständlich beschrieben rird. Es ist schon aus diesem Grunde nicht unwahrscheinlich, ass wir uns in Mesopotamien in der Nähe des Erfindungsherdes er Bronze, des Ausstrahlungspunktes der Bronzekultur befinden, eren Erforschung im übrigen ausschliesslich der prähistorischen .rchäologie zufällt. Vgl. zuletzt die grosse Arbeit von O. Monelius Die Chronologie der älteren Bronzezeit in Nord-Deutschind und Skandinavien im Archiv für Anthropologie XXV und :XVI. — Erst im Ausgang des Altertums, besonders aber im littelalter sind in Europa zur deutlichen Unterscheidung des :upfers von seinen Legierungen besondere Namen, Wörter, wie nser „Kupfer", „Bronze", „Messing" aufgekommen, von denen as erstere in letzter Instanz auf die kupferreiche Insel Cypern, ie beiden letzteren auf eine Beeinflussung des Westens durch ie aufblühende Metallindustrie orientalischer, namentlich iranicher Länder hinweisen.

3. Dem Kupfer kommt an Altertümlichkeit das Gold nahe; och lässt sich ein urverwandter Name für dieses Metall nur bei en durch eine engere Verwandtschaft verbundenen, wahrscheinlich m Hindukusch zur Zeit dieser näheren Sprach- und Kulturgemeinchaft sitzenden Indern und Iraniern (scrt. *hiraṇya* = aw. *zaraṇya*) und bei den seit uralter Zeit benachbarten Slaven, Letten ınd Germanen (slav. *zoloto* = lett. *zelts* und got. *gulþ*), also im )sten Europas nachweisen, wo das Gold demnach früher als an nderen Orten, z. B. in Italien, aufgetreten zu sein scheint. Den riechen wurde es in frühmykenischer Zeit durch semitische :influsse (griech. *χρυσός* entlehnt aus semitisch *chârûẓ*) bekannt, len Kelten zur Zeit ihres grossen Vorstosses gegen Italien (ir. ·r etc. aus lat. *aurum*). Vereinzelte archäologische Funde auf riechischem oder keltischem Boden aus früheren Epochen können icht beweisen, dass das Gold von den betreffenden Bevölkerungen ls besonderes Metall erkannt und benannt ward. Italische Beiehungen endlich führten es auf dem Wege des Bernsteinhandels len Litauern und Preussen (lit. *duksas*, altpr. *ausis* aus osk. *ausom*) zu, die die Reihe lett. *selts*, slav. *zoloto* entweder verloren oder nie besessen hatten.

4. Noch nicht bekannt war dem idg. Urvolk das Silber.

Sein Ausgangspunkt liegt in den metallreichen Gebirgszügen des Schwarzen Meeres. Aus dem armenischen (armenisch-kaukasischem) *arcat* stammt auf dem Wege der Entlehnung unter Verschmelzung oder Anpassung an ein idg. Wort für „weiss" einerseits das iranische *erezata* und sert. *rajatá*, andererseits das italische *argentum*, und aus letzterem wieder das keltische ir. *argat*. Von dem schon von Homer als „Silberstadt" bezeichneten pontischen Ἀλύβη (*Σαλύβη) leiten sich auch die litu-slavo-germanischen Bezeichnungen dieses Metalles (got. *silubr*, altsl. *sirebro*, lit. *sidãbras*) ab.

5. Aus denselben oder ähnlichen Gegenden wie das Silber stammt, wenigstens für Griechenland, die Bekanntschaft mit dem Eisen, das in nachmykenischer, aber vorhomerischer Zeit, also etwa um 1100 v. Chr. in Hellas von Kleinasien und dem Pontus her erscheint (griech. σίδηρος aus kaukas. *zido*; vgl. χάλυψ „Stahl" : Χάλυβες „die Chalyber"). Im Norden Europas haben um das V/IV. Jahrhundert (La-Tène-Zeit) die Kelten die Benutzung des Eisens den Germanen vermittelt (got. *eisarn* aus kelt. **îsarno*), die es ihrerseits den Westfinnen zuführten, während die Ostfinnen unter iranischem Kultureinfluss stehen, ein Verhältnis, das auch in der Geschichte des Goldes hervortritt.

6. Wie für die Verbreitung des Silbers und Eisens in Europa die Bergzüge des Schwarzen Meeres bedeutungsvoll geworden sind, so weisen in der Geschichte des Bleies und Zinnes zahlreiche Spuren auf den Westen Europas, von Spanien bis England, als Hauptfundorte und Ausgangspunkte dieser beiden Metalle hin.

---

Nachtrag zu p. 75: Nicht zu der oben hinsichtlich des Namens Μοσσύνοικοι (auch Μόσσυνες) zweifelnd ausgesprochenen Auffassung stimmt es, dass schon im Altertum dieser Völkername von einem barbarischen μόσσυν „hölzerner Turm" abgeleitet wurde (vgl. Henricus Stephanus s. v. μόσσυν). Falls also die angeführten iranischen usw. Kupfernamen hierhergehören, müssten sie doch unmittelbar von dem Völkernamen abgeleitet werden.

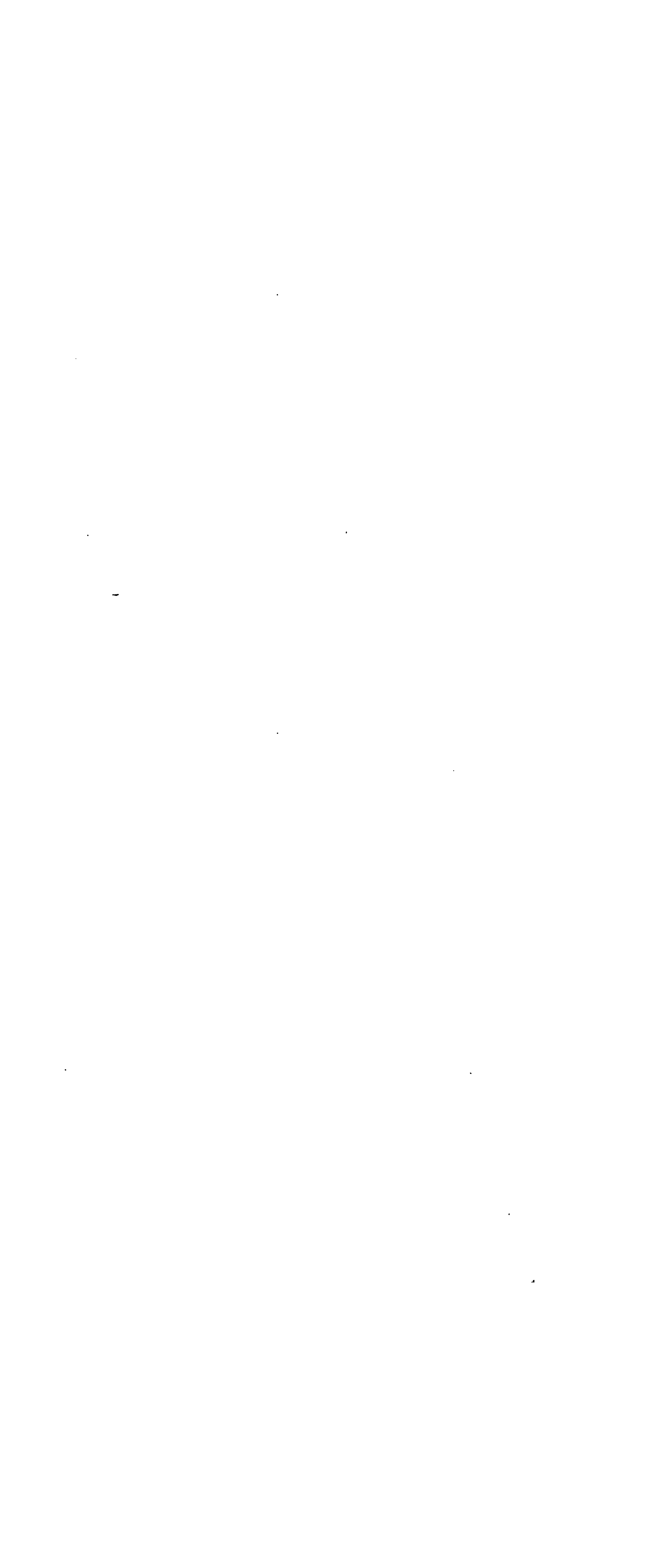
Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn.

# IV.

# DIE URZEIT.

*πολλὰ δ'ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον*

Thukyd. I, 6, 4.



## I. Kapitel.

# Einleitung.

Die voraufgehende Abhandlung über das Auftreten der Metalle, besonders bei den indog. Völkern, hat, so hoffen wir, uns die Wege geebnet zu einer richtigen und methodischen Auffassung der indog. Urzeit. Denn wenn wir oben ausführlich erörtert haben, wie das Auftreten der Metalle und die allmählich fortschreitende Kenntnis ihrer Verarbeitung gleichsam eine neue Kulturwelt dem Menschen eröffnet, so müssen wir, nachdem nachgewiesen worden ist, dass die ältesten Indogermanen die Kenntnis der Metalle und der Metallurgie[1]) im wesentlichen nicht

---

1) Über das Wort „Metall" aus griech. *μέταλλον*, zuerst „Grube, Bergwerk", dann „Metall", ist oben p. 10 f. nur kurz gehandelt worden. Ich möchte daher hier noch einmal darauf zurückkommen. Hinsichtlich seiner Erklärung stehen sich seit alters zwei Deutungen gegenüber. Die einen leiten griech. *μέταλλον* „Bergwerk" (zuerst Herodot) aus dem Semitischen ab, indem sie es entweder mit hebr. *m(e)ṭîl* „geschmiedeter Stahl" (**mâṭal* „schmieden") verbinden oder es zu hebr. *m^eṣôlâ* „Tiefe, Talgrund" (vgl. Lewy, Die semit. Fremdw. p. 132) stellen. Die andern vereinigen es mit dem schon bei Homer bezeugten *μεταλλάω* „nachforschen, nachfragen" und suchen nach Anknüpfungen in den idg. Sprachen (vgl. zuletzt Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.² p. 291). So sehr nun aus sachlichen Gründen (vgl. oben p. 36) es nahe läge, die Phönizier als Vermittler des griechischen Wortes anzunehmen, so machen doch, von lautlichen Bedenken abgesehen, die Bedeutungsvermittlungen zwischen dem griechischen und den semitischen Wörtern grosse Schwierigkeiten (vgl. oben p. 11). Es scheint mir daher doch bei nochmaliger Überlegung der einheimische Ursprung des Wortes der wahrscheinlichere zu sein. Aus homerisch *μεταλλάω* „ich forsche nach" kann man nach der Analogie von *βροντή* „Donner" : *βροντάω* „donnern", *γένειον* „Bart" : *γενειάω* „ich bekomme einen Bart", *λικμός* „Wurfschaufel" : *λικμάω* „ich worfele" usw. mit Sicherheit ein vorhomerisches **μεταλλή* „Nachforschung", **μέταλλον* „Ort der Nachforschung" folgern. Die Frage wäre daher nur die, ob sich

besassen, unsere Vorstellung von der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Urvolks von vornherein auf dasjenige Mass zurückführen, welches einer jene Hebel der Gesittung noch entbehrenden Kultur entspricht.

So vorbereitet, hoffen wir nunmehr imstande zu sein, ein kulturhistorisches Gesamtbild der indogermanischen Urzeit zu entwerfen. Über diesen Begriff und die Frage, wie man ihn fassen und zu ihm vordringen könne, sind seit geraumer Zeit so viele und teilweise so haarspaltende Erörterungen angestellt worden, dass es dem der philologischen Seite dieser Untersuchungen ferner stehenden Leser schwer fallen dürfte, sich in ihnen zurecht zu finden.

Es scheint mir daher nicht unangebracht zu sein, ehe wir zu unserer eigentlichen Aufgabe uns wenden, die ausführlichen Erörterungen des zweiten Abschnitts dieses Werkes noch einmal in wenigen Sätzen zusammenzufassen.

Die idg. Völker, d. h. diejenigen Völker, welche eine idg. Sprache reden, bilden unter sich nicht nur eine linguistische, sondern auch eine ethnographische Einheit, mindestens in dem Sinne, dass in allen eine idg. Sprache redenden Völkern ein gemeinsamer Kern vorhanden sein muss, von dem aus die Übertragung der idg. Sprache auf mit diesem idg. Kerne verschmelzende allophyle Völker möglich war. Die Annahme eines idg. Urvolks ist daher eine absolut notwendige Annahme, ohne die wir uns die Verwandtschaft der idg. Sprachen ebensowenig erklären können, wie etwa die engere Verwandtschaft der slavi-

der Bedeutungsübergang „Nachforschung, Ort der Nachforschung“ zu „Bergwerk“ durch Analogien wahrscheinlich machen lässt. Dies ist nun allerdings der Fall, indem das bis jetzt in diesem Zusammenhang noch nicht beachtete russ. *príiskŭ* „Grube, Bergwerk“ genau dieselben Erscheinungen des Bedeutungswandels darbietet. Dieses durchaus volkstümliche Wort gehört zu russ. *iskátĭ* „suchen“ = ahd. *eiscôn*, unserem „heischen“ und bedeutet ursprünglich also das „Nachsuchen“. *De facto* bezeichnet *príiskŭ*: 1. den Ort, wo etwas gesucht und gefunden wird (vgl. *μέταλλον* „das Bergwerk“), 2. das, was gesucht und gefunden wird (vgl. *μέταλλον* „das Metall“). *Rúdnye príiski* sind „Kupfer“-, *zolotýe príiski* „Goldgruben“ (vgl. Dahls Wörterbuch der lebenden grossrussischen Sprache). Die Frage, wie der Stamm *μεταλλο-* weiter zu erklären sei, die bis jetzt nicht entschieden ist, kann bei dieser Sachlage ausser acht bleiben.

schen Sprachen ohne die Annahme eines slavischen Urvolks, dessen Verzweigung in Serben, Czechen, Russen usw. vorliegt. Dieses idg. Urvolk war aber ein Urvolk, keine Urrasse, d. h. alle Eigenschaften, die mit dem Begriffe „Volk“ verbunden sind, müssen wir auch bei dem idg. Urvolk voraussetzen, woraus vor allem folgt, dass schon das idg. Urvolk, wie alle historischen Völker, gewisse Verschiedenheiten in Beziehung auf Körperbildung, Sprache und Kulturverhältnisse gezeigt haben wird.

Dieses idg. Urvolk hat sich von geographisch verhältnismässig beschränkten Wohnsitzen aus, die wir als seine Urheimat bezeichnen, und die zu bestimmen eine der Hauptaufgaben des folgenden Abschnitts sein wird, in vorhistorischer Zeit hauptsächlich durch Wanderungen zersplittert und diejenigen Stellungen eingenommen, die wir die Stammsitze der Einzelvölker nennen. Diesen Prozess haben später die Einzelvölker in grossen zeitlichen Zwischenräumen voneinander fortgesetzt, wie denn z. B. die Ausdehnung der Slaven im kleinen genau dasselbe Bild darbietet, wie die Ausdehnung des idg. Urvolks im grossen.

Grössere sprachliche Veränderungen sind mit diesen ältesten Verzweigungen idg. Stämme trotz ihrer schon für damals vorauszusetzenden Vermischung mit allophylen Völkern, ausser vielleicht auf dem Gebiet des Wortschatzes, nicht anzunehmen. Im Gegenteil lässt sich wahrscheinlich machen, dass die idg. Sprachen noch bei immenser geographischer Ausdehnung lange Zeit eine grosse Homogenität bewahrten. Erst mit dem zeitlich ganz verschiedenen Eintreten der einzelnen Zweige in die geschichtlichen Bewegungen tritt eine stärkere Umgestaltung der idg. Sprachen auch auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre, und damit die Vorbedingung durchgreifender Dialektbildung hervor[1]).

---

1) Wenn Streitberg Lit. Zentralblatt 1906 No. 24, Sp. 823 bemerkt, dass „zwei Dinge hier fälschlich miteinander kombiniert würden: die Behauptung, dass eine Kultursteigerung auch eine Beschleunigung der Lautprozesse herbeiführe, und die davon ganz unabhängige Frage nach dem Ursprung der Dialektgrenzen“, so hat er den Sinn meiner Ausführungen ($I^3$, 143 ff.) nicht verstanden; denn nicht um Dialektgrenzen, sondern um Dialektbildung handelt es sich in ihnen, die nach meiner und anderer Meinung in erhöhtem Masse dadurch her-

Dieses idg. Urvolk muss trotz gewisser landschaftlicher Verschiedenheiten, die wir noch erkennen können (vgl. besonders unten Kap. IV und VI), eine im grossen und ganzen einheitliche Kultur gehabt haben. Schon wenn wir uns ganz im rohen vergegenwärtigen, wie viele gemeinschaftliche Züge etwa das vedische Zeitalter mit dem homerischen oder germanischen zur Zeit des Tacitus aufweist, während bereits die Epoche der indischen Rechtsbücher derjenigen der Perserkriege oder der Kreuzzüge ungleich ferner steht, wird uns klar, dass wir noch weiter rückwärts schreitend zu einer wirklichen Kultureinheit bei Indern, Griechen und Germanen gelangen müssen.

Zu dieser Kultureinheit führen uns erstens die sogenannten „indogermanischen" [1]) Gleichungen zurück. Es ist richtig, dass dieselben teilweise auf zeitlichen Verschiedenheiten und geographi-

---

vorgerufen wird, dass auf einem Sprachgebiet infolge gesteigerten geschichtlichen Lebens eine grössere Zahl von Persönlichkeiten hervortritt, die zugleich den Ausgangspunkt bald in grösserer, bald in geringerer Ausdehnung wirkender sprachlicher Veränderungen bilden. Über die Frage der Entstehung der Dialekt- oder Sprachgrenzen ist vielmehr an einer ganz anderen Stelle meines Buches ($I^3$, 157) kurz gehandelt worden.

1) Über die Bedeutung dieses Wortes vgl. Reallexikon p. XIII = Sprachvgl. u. Urg. $I^3$, 174. Da die hier gegebene Definition von H. Hirt übernommen worden ist (vgl. Die Indogermanen p. 234 f.: „In wieviel Sprachen muss nun ein Wort vorliegen, damit wir es für indogermanisch erklären dürfen? . . . . . Sind wir in der Lage, den Verdacht der Entlehnung auszuschliessen . . . . ., so braucht ein Wort nur in zwei Sprachen vorzuliegen, die in historischer Zeit nicht mehr benachbart gewesen sind, wie z. B. in Italisch und Indisch oder Slavisch oder Germanisch und in Griechisch und in Armenisch, in Keltisch und Indisch usw. Natürlich ist bei solchen Gleichungen die Möglichkeit vorhanden, dass sie nur in einem Teil des indogermanischen Sprachgebietes vorhanden waren, und einem anderen Teil das Wort und der Begriff fehlte, aber diese Möglichkeit ist von keiner grossen Bedeutung"), so bin ich erstaunt, dass sie W. Streitberg a. a. O. Sp. 823 nicht gelten lassen will. Was er aber dagegen vorbringt, ist nur eine Umschreibung dessen, was ich selbst ausgeführt habe, dass nämlich bei der gegenwärtigen Lage unserer Wissenschaft leider der Ausdruck „indogermanisch" verschiedenartige Erscheinungen umfasst. Die Ausführungen Streitbergs hätten daher nur dann einen Sinn, wenn er eine exaktere Definition des Wortes geben könnte, was nicht der Fall zu sein scheint.

schen Besonderheiten beruhen können. Eine Gleichung wie scrt. *gô'* = griech. *βοῦς* „die Kuh" kann sich früher festgesetzt haben als eine Gleichung wie scrt. *rátha* = lat. *rota* „der Wagen". Eine Gleichung, die sich auf Italer und Germanen beschränkt (z. B. lat. *lex* = agls. *lagu* „Gesetz"), kann erst entstanden sein, als diese beiden Völker den Zusammenhang mit den übrigen Indogermanen verloren hatten, oder eine Wortreihe, die nur Inder und Griechen aufweisen (vgl. z. B. scrt. *â'gas* = griech. *ἄγος*), kann von jeher auf den von Indern und Griechen gebildeten Teil des Urvolks, auch als dasselbe noch zusammenhing, beschränkt gewesen sein usw. Nur im ganzen genommen beweisen die sogenannten partiellen, d. h. die auf bestimmte Völker beschränkten Gleichungen und sonstigen Übereinstimmungen, dass die relative Lagerung der idg. Völker, wie sie in geschichtlichen Zeiten vorliegt, der vorhistorischen entspricht. Besonders gilt dies von den sogenannten Satem- und Centumsprachen, von denen die ersteren immer den Osten, die letzteren den Westen des urzeitlichen Sprachgebiets eingenommen haben müssen[1]).

Im einzelnen aber kann man von den partiellen Gleichungen — und das sind weitaus die meisten — nur in den seltensten Fällen aussagen, ob sie durch Zufall oder nicht durch Zufall auf die betreffenden Sprachen beschränkt sind.

So störend dies ist, so führen doch auf jeden Fall jene idg. Gleichungen in sehr frühe Zeiten vorhistorischer Völker-

1) Vgl. hierüber Sprachvgl. u. Urgesch. I³, 135 und ausführlich I³, 71 ff. und I³, 172. Wenn daher W. Streitberg a. a. O. Sp. 822 hierzu bemerkt: „Besonders fühlbar macht sich dieser Übelstand (nämlich dass angeblich „jüngere Untersuchungen nicht immer die ihnen gebührende Beachtung finden") im dritten Kapitel, das von den Völkertrennungen handelt: v. Bradkes Unterscheidung der *centum*- und *satem*-Stämme, eine Einteilung nach sprachlichen Gesichtspunkten, der die geographische Gruppierung der Völker entspricht, spielt überhaupt keine Rolle, kaum dass sie p. 135 flüchtig erwähnt wird", so sieht man, dass Herr Streitberg seines Amtes als Kritiker nicht immer mit der nötigen Gewissenhaftigkeit waltet. Ferner kann von einer Unterscheidung der *centum*- und *satem*-Stämme durch v. Bradke, der dieser längst bekannten Einteilung nur diesen nicht unpraktischen Namen gegeben hat, nur reden, wer etwa Amerika von Amerigo (Vespucci) entdeckt sein lässt, und drittens habe ich nicht in dem dritten, sondern in dem zweiten Kapitel über die Völkertrennungen gehandelt.

zusammenhänge zurück, in Zeiten z. B., da noch ein ethnischer Zusammenhang zwischen Italikern und Germanen oder Griechen und Indern bestand, so dass wir unter allen Umständen durch sie Fingerzeige über das Vorhandensein bestimmter Kulturbegriffe in sehr frühen Epochen der idg. Völkergeschichte erhalten. Auch ersetzen mehrere partielle Gleichungen, die wir in den idg. Sprachen für einen bestimmten Kulturbegriff finden, das Vorhandensein einer gesamtidg. Gleichung in dem Sinne, dass wir aus den ersteren wie aus der letzteren das Vorhandensein eines Kulturbegriffs auf dem ganzen vorhistorischen Völkergebiet erschliessen[1]) können. In formeller Beziehung endlich werden wir namentlich dann von idg. Gleichungen für kulturhistorische Zwecke Gebrauch machen dürfen, wenn dieselben sowohl in der Wurzel wie in den Suffixsilben gesetzmässige, auf ein idg. Prototyp zurückgehende Erscheinungen (wie z. B. scrt. *tákshan* = griech. *τέκτων*)[2]) zeigen.

Zweitens werden wir zu der Kultur des idg. Urvolks durch die Vergleichung der Altertümer, Sitten und Gebräuche, Rechtsanschauungen und Religionsformen der idg. Einzelvölker zurückgeführt. Bei dieser Vergleichung ist es meines Erachtens eine Quelle unausbleiblicher Fehler und Trugschlüsse, wenn man, wie es z. B. in den Leistschen Büchern (I[3], 49) geschehen ist, die höher zivilisierten unter den idg. Völkern, Griechen und

---

1) Ein gutes Beispiel hierfür geben die partiellen Gleichungen für die Ziege ab: z. B. scrt. *ajá* = lit. *ożỹs*; armen. *aic* = griech. *αἴξ*; lat. *haedus* = got. *gaits* u. a., aus denen Lidén Armen. Studien p. 13 jetzt sogar eine besonders grosse Bedeutung der Ziegenzucht in der idg. Urzeit folgert. Vgl. mein Reallexikon s. v. Ziege.

2) Ich folgere aus dieser Gleichung, dass schon in der Urzeit ein gewerbsmässiger Handwerksmann (näheres in meinem Reallexikon p. 294) vorhanden war. Streitberg a. a. O. leugnet die Berechtigung dieser Folgerung: „ist denn der Farmer, der ein Blockhaus zimmert, kein *τέκτων*?“ Mit Verlaub, das ist er nicht, sondern er fungiert nur als solcher. Sowohl das griech. *τέκτων* wie auch das scrt. *tákshan* schliessen immer das Gewerbmässige in sich; dieses ist daher auch für das idg. Prototyp dieser Wörter vorauszusetzen, so lange man nicht nachweisen kann, dass das Suffix desselben damals noch eine rein partizipiale Bedeutung gehabt habe. In dieser Beziehung kann ich auch nicht mit Meringer Deutsche Litz. 1906, No. 14, Sp. 860 übereinstimmen.

Italer oder Inder, Griechen und Italer getrennt von den übrigen Indogermanen betrachtet, um das ihnen von Urzeiten her gemeinschaftliche Kulturkapital zu ermitteln. Alle drei Völker treten bei dem Anheben ihrer Überlieferung im Vergleich zu den europäischen Nordindogermanen auf einer verhältnismässig hohen Stufe der materiellen und sittlichen Zivilisation uns entgegen. Aber Italien ist ein halbes Jahrtausend vorher dem Einfluss der griechischen Kolonien, Griechenland ungefähr eine gleiche Zeitdauer den kulturgeschichtlichen Anregungen des phönizischen Handelsverkehr ausgesetzt gewesen. Die Übereinstimmung beider Länder in dem Besitz gewisser Kulturgüter oder kulturgeschichtlich bedeutender Sitten und Anschauungen kann daher sehr wohl durch Entlehnung von aussen, der Griechen von den Phöniziern, der Italer von den Griechen zustande gekommen sein, und ist es in zahllosen Fällen nachweisbar und tatsächlich. Auch die Frage, ob und wie weit schon das alte Indien unter dem Banne westasiatischer Kultur gestanden hat, ist noch keineswegs zur endgültigen Entscheidung gekommen. Aber auch, wenn man von dem so nahe liegenden Gedanken einer starken Entlehnung von aussen absieht, ist es nicht in hohem Grade wahrscheinlich, dass drei so nah verwandte Völker, nachdem sie einmal die Bahn einer höheren Kulturentwicklung betreten hatten, aus den von der Urzeit her ihnen gemeinsamen Keimen der Gesittung heraus neue, und zwar dieselben kulturgeschichtlichen Erwerbungen machten, die nun den Schein eines einheitlichen, historischen Ursprungs erwecken? Ich sollte meinen, dass das, was K. Brugmann oben ($I^3$, 74) über die Zufälligkeit in der Übereinstimmung gewisser Spracherscheinungen bei einzelnen Gruppen indog. Völker ausgeführt hat, auf dem Gebiete der Kulturgeschichte eine verdoppelte Bedeutung habe.

Als der sicherste Weg, in die Urzeit der idg. Völker vorzudringen, empfiehlt sich vielmehr der schon von Thukydides (in dem Motto dieser ganzen Abteilung) eingeschlagene, nämlich der Versuch, „das Barbarische" in den hellenischen Verhältnissen wiederzufinden, oder, moderner gesprochen, von den zurückgebliebenen Verhältnissen der idg. Nordvölker aus die Kulturentwicklung der Inder, Iranier, Griechen und Römer zu verstehen. Unter diesen europäischen Nordvölkern haben die baltisch-slavischen Stämme, und unter ihnen wieder die Litauer, Russen und

Serben, als Bewahrer höchsten Altertums eine besondere Wichtigkeit. Ihnen, namentlich den Russen, in deren Sprache und volkstümliche Überlieferung ich mich seit einer Reihe von Jahren einzuarbeiten versucht habe, ist daher in den folgenden Untersuchungen besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden.

Dass wir zur Erschliessung indogermanischer Kulturverhältnisse zunächst ausschliesslich die bei indogermanischen Völkern vorhandenen Verhältnisse heranzuziehen haben, ist, sollte ich meinen, selbstverständlich. Warum sollen wir, um irgendwelche indische, griechische oder römische Zustände aufzuhellen, zu Hottentotten oder Buschmännern unsere Zuflucht nehmen, wenn uns das reichste Material aus der Überlieferung der den Indern, Griechen und Römern sprachlich und ethnisch verwandten Litauer, Russen und Serben zuströmt? So hat die Forderung, bei derartigen Vergleichungen, wenigstens zunächst, „innerhalb der Familie" zu bleiben, ihren guten Grund, und erst eine weitere Aufgabe ist es, die so gewonnene Eigenart dieser Völkerfamilie mit der einer andern zu vergleichen. Es ist ein ganz grundloser Vorwurf, den man gegen mich erhoben hat, dass ich die „Volkskunde" als „eine *quantité négligeable*" betrachte, es müsste denn sein, dass man Litauer, Serben und Russen nicht als „Völker" und ihr Studium nicht als zur „Volkskunde" gehörend ansehe[1]).

---

1) Bei diesen methodischen Ausführungen glaube ich mich durchaus in Übereinstimmung mit H. Oldenberg Indien und die Religionswissenschaft (1906) zu befinden. „Mehr und Sichereres als der Veda", heisst es hier p. 8, „würden uns über den Glauben der Indoeuropäer wohl — so müssen wir jetzt annehmen — mittel- und nordeuropäische, germanische, litauische Materialien lehren, besässen wir nur solche Materialien aus annähernd ebenso hohem Altertum." Was den letzten Teil dieses Satzes betrifft, so wäre es ja natürlich für uns noch wichtiger, wenn wir die litauischen und slavischen Materialien aus um 1000 und mehr Jahre früheren Epochen hätten. Dann würde überhaupt die idg. Urzeit fix und fertig vor uns liegen, und wir brauchten uns nicht der Mühe zu unterziehen, sie zu erschliessen. Im allgemeinen aber hängt die Altertümlichkeit einer Überlieferung weniger von der Zeit als von den Umständen ab, und gerade in dem Abschnitt über die Religion (Kap. XV) werden wir sehen, dass das Christentum im Nord-Osten Europas die ursprünglichen Verhältnisse im ganzen weniger beeinflusst hat, als so viel Jahrhunderte früher das Brahmanentum in Indien — „Zu primitiven Formen des religiösen Wesens

Allein man hat gesagt: die Kulturzustände, die Du auf diesem von Dir geschilderten Wege erschliessest, sind nichts einer bestimmten Völkergruppe, also in diesem Falle den Indogermanen, speziell Eigentümliches, sie finden sich vielmehr in allen primitiven Verhältnissen und müssen nicht als etwas „Individuelles“, sondern als etwas „allgemein Menschliches“ bezeichnet werden.

Von diesem Einwand, der mit besonderer Emphase von solchen Gelehrten geltend gemacht wird, die niemals auf irgend einem Gebiete, weder der indogermanischen, noch der nichtindogermanischen Altertumskunde selbständig gearbeitet haben, und daher geneigt sind, über die hierher gehörigen Fragen lieber zu spekulieren als sie zu untersuchen, wird man zunächst sagen dürfen, dass er entweder richtig oder falsch ist, dass aber auch in dem ersteren Falle nichts gegen die Berechtigung der Bestrebungen der indogermanischen Altertumskunde folgt. Denn würde sich als Resultat langjähriger Forschungen, zu denen bis jetzt nur die ersten Anfänge vorliegen, seine Richtigkeit herausstellen, so würde sich eben nur zeigen, dass die Indogermanen zur Zeit ihrer ethnischen und linguistischen Einheit eine Anzahl von Stämmen bildeten, die sich in kulturhistorischer Beziehung in nichts von irgendwelchen anderen Horden der gleichen Zeitepoche unterschieden, ein Ergebnis, mit dem wir uns, wie mit jedem anderen wissenschaftlichen Ergebnis, abzufinden haben würden.

Tatsächlich ist aber jener Einwand ein unrichtiger und beruht auf falschen Vorstellungen von dem, was mit Rücksicht auf primitive Völkerverhältnisse als „speziell“ oder „individuell“ zu bezeichnen ist. Wohl kehren allgemeine Kulturschemata, wie das der Gastfreundschaft, des Brautkaufs, der Blutrache, der Totenverehrung u. s. w., wie bei den Indogermanen, so auch bei zahlreichen anderen Völkern des Erdballs wieder. Allein der individuelle Charakter eines Volkes wird nicht durch das Vorhandensein derartiger einzelner, bald hier, bald dort wiederkehrender Kulturschemata, sondern erst durch ihre Gesamtheit und ihr Ineinandergreifen bestimmt. Es ist dies ganz

---

weit jenseits der indoeuropäischen Zustände“ führt dann nach Oldenberg p. 11 „die junge Wissenschaft der Ethnologie“. Auch hierin stimme ich mit ihm durchaus überein.

wie bei dem einzelnen Menschen: seine Nase, Augen, Ohren, Haare, Arme, Beine kommen geradeso bei zahllosen anderen Personen vor, und erst das Zusammentreffen gerade dieser Nase, dieser Augen, Ohren, Haare u. s. w. bei diesem Individuum machen seine physische Individualität aus. Dazu kommt, dass auch im einzelnen die nähere Ausbildung und Durchführung jener allgemeinen Kulturschemata, wie bei anderen Völkereinheiten, so auch bei dem idg. Urvolk, je weiter wir in der Sprach- und Sachvergleichung kommen, namentlich im Hinblick auf die gesellschaftliche, rechts- und religionsgeschichtliche Entwicklung, um so mehr „individuelle" Züge aufweist und aufweisen wird. Wir hoffen, dass die folgenden Ausführungen, zu denen wir uns nunmehr wenden, zahlreiche Beweise hierfür erbringen werden.

## II. Kapitel.

# Aus der Tierwelt.

:bnis idg. Säugetiere. Löwe und Tiger. Die Jagd. Idg. Vögel. Die Taube ein Totenvogel. Rechts und links. Die Falkenjagd. Aal. Biene. Schildkröte. Ungeziefer.

Es soll im folgenden zunächst die Fauna ermittelt werden, er wir uns die Urzeit der Indogermanen umgeben denken ı. Hierbei soll vor der Hand ein Unterschied zwischen n und wilden Arten nicht gemacht werden; wohl aber wird hon jetzt die Frage beschäftigen müssen, welche Schlüsse ıs der den Indogermanen bekannten Tierwelt auf die geosche Lage ihrer Urheimat ziehen dürfen. Auch einige :, kulturgeschichtlich nicht unwichtige Beziehungen der elt zu dem Menschen sollen gelegentlich schon hier erörtert n.

Und zwar lässt sich zunächst folgende Liste idg. Säuge- an der Hand der Sprache zusammenstellen:

### a) Raubtiere.

Iund: scrt. *çvá'*, aw. *spā*, armen. *šun*, griech. *κύων*, lat. *canis*, got. *hunds*, lit. *szũ*, altpr. *sunis*, ir. *cú*.

Wolf: scrt. *vṛ́ka*, aw. *vehrka*, armen. *gail*, griech. *λύκος*, lat. *lupus*, got. *vulfs*, alb. *ul'k*, altsl. *vlŭkŭ*, lit. *wilkas*, altpr. *wilkis*.

Bär: scrt. *ṛ́ksha*, aw. *arša*, Pamird. *ẏurš*, armen. *arj*, griech. *ἄρκτος*, lat. *ursus* (ir. *art*, alb. *ari?*).

Otter: scrt. *udrá*, aw. *udra*, griech. *ὕδρος*, ahd. *ottir*, lit. *udrà*, altsl. *vydra*.

Itis: scrt. *kaçīká'*, lit. *szẽszkas* (Fick B. B. III, 165).

6. **Fuchs**: scrt. *lôpâçá* (auch „Schakal"), npers. ***rôbâh***, armen. ***alvês***[1]) (vgl. Hübschmann Arm. Gr. p. 415); griech. *φοῦα* = got. *faúhô* (vgl. Vf. B. B. XV, 135). Beide Gleichungen sind nicht sicher.

Auf die europäische Gruppe beschränkt:

7. **Igel**: griech. *ἐχῖνος*, ahd. *igil*, lit. *ežŷs*, altsl. *ježĭ* (armen. *ozni*).
8. **Luchs**: griech. *λύγξ*, ahd. *luhs*, lit. *lúszis*.
9. **Wiesel**: lit. *szermů*, ahd. *harmo*, rätorom. *karmuin*; griech. *αἰέλουρος* = ahd. *wisil*, *wisul*; griech. *γαλῆ* = cymr. *bele*. Die beiden letzteren Gleichungen sind nicht sicher.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

**Schakal**: scrt. *srgâlá*, npers. *shagâl* (?).

b) Nager.

1. **Maus**: scrt. *mû'sh*, npers. *mûš*, armen. *mukn*, griech. *μῦς*, lat. *mus*, ahd. *mûs*, altsl. *myšĭ*.
2. **Hase**: scrt. *çaçá*, Pamird. *süi*, afgh. *soi*, altpr. *sasins*, ahd. *haso*, cymr. *ceinach* (Stokes B. B. IX, 88),
3. **Biber**: aw. *bawri*, lat. *fiber*, corn. *befer*, ahd. *bibar*, lit. *bébrůs*, altsl. *bebrŭ*.

Auf Europa beschränkt:

4. **Eichhörnchen**: ir. *feoragh*, cymr. *gwywer*, bret. *gwiber* (**vêver*-), altpr. *weware*, lit. *wowerě*, altsl. *věverica* (lat. *viverra* „Frettchen").

c) Einhufer.

**Pferd**: scrt. *áçva*, aw. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, alts. *ehu*, lit. *aszwà*.

Vgl. auch armen. *ji*, gen. *jioy* = scrt. *háya*.

Auf die arische Gruppe beschränkt:

**Esel**: scrt. *khára*, aw. *χara*.

d) Zweihufer oder Wiederkäuer.

1. **Rind**: scrt. *gô'*, aw. *gâo*, armen. *kow*, griech. *βοῦς*, lat. *bos*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo*.

---

1) Vielleicht ist griech. *ἀλώπηξ* eine Entlehnung aus Vorderasien. Als Fabelheld erscheint der Fuchs im Griechischen erst bei dem Parier Archilochos (frgm. 89). Diese Auffassung des Tieres ist wahrscheinlich semitischen Ursprungs. Vgl. Vf. K. Z. N. F. X, 464 und über andere Benennungen des Fuchses in Europa Vf. B. B. XV, 135.

2. Schaf: scrt. *ávi*, griech. *ὄις*, lat. *ovis*, ir. *ói*, ahd. *auwi*, lit. *awis*, altsl. *ovĭca*.
3. Ziege: scrt. *ajá*, lit. *ožỹs*; armen. *ayts*, griech. *αἴξ*; lat. *haedus*, got. *gaits*.
   Auf den Ziegenbock beziehen sich wohl auch aw. *bûza*, armen. *buc*, ahd. *boc*, ir. *bocc* und npers. *čapiš*, lat. *caper*, altn. *hafr*.
4. Cerviden: scrt. *ṛ́çya* („Antilopenbock"), lat.-germ. *alces* (ahd. *ëlah*), russ. *losĭ* („Elen") und scrt. *êṇa* (**elna*) „Antilope", griech. *ἔλαφος*, *ἐλλός*, lit. *élnis*, altsl. *jelenĭ*, cymr. *elain*, armen. *eλn* „Hirsch, Hirschkuh".
   Auf die arische Gruppe beschränkt:
   Kamel: scrt. *úshṭra*, aw. *uštra*, npers. *uštur*, Pamird. *üshtur*, *shtur*, *khtür*.

c) Vielhufer.

Schwein: scrt. *sûkará*, aw. *hû*, griech. *ὗς*, lat. *sus*, ahd. *sû*, altsl. *svinija*.

Ferner europäisch: lat. *aper*, ahd. *ebur*, altsl. *veprĭ*, arisch: scrt. *varâhá*, aw. *varâza*.

In dieser Liste ist meines Erachtens nichts enthalten, was bei der Erörterung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zu verwerten wäre. Man hat zwar gesagt, dass das Vorhandensein von Tieren wie des Bären, des Wildschweines, des Eichhörnchens in der idg. Fauna das südliche Russland von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen ausschlössen. In Wahrheit aber liegen die Dinge so, dass die genannten Tierarten zwar, wie natürlich, in den völlig waldlosen Steppengegenden des bezeichneten Ländergebietes gewöhnlich fehlen, in den dieselben begrenzenden oder in sie hineingreifenden Waldgebieten aber (vgl. Kap. IV) ebenso wie im übrigen Europa vorhanden sind oder waren. Vgl. näheres bei A. Nehring[1]) Über Tundren

1) So äussert Nehring über den Bären: „Endlich kommt auch der braune Bär (Ursus arctos) in den nördlicheren von Wäldern begrenzten und stellenweise mit Waldinseln besetzten Teilen unseres Steppengebietes vor", über das Wildschwein: „Das gemeine Wildschwein kommt in den südrussischen und wolga-uralischen Steppen-Gebieten heutzutage nur noch selten vor; früher war es stellenweise sehr häufig", über das Eichhörnchen: „Das gemeine Eichhörn-

und Steppen, Berlin 1890 und Die geographische Verbreitung der Säugetiere in dem Tschernosem-Gebiet des rechten Wolga-Ufers sowie in den angrenzenden Gebieten (Z. d. Gesellschaft f. Erdkunde XXVI).

Dass erst recht nichts aus dem Fehlen gemeinsamer Namen für gewisse Tierarten geschlossen werden kann, ist bereits Sprachv. u. Urg. I[3], 162 hervorgehoben worden.

Immerhin wird es notwendig sein, unsere Stellung zu der viel erörterten (vgl. Sprachv. u. Urg. I[3], 92, 99, 105) Löwenfrage in Kürze darzulegen.

Wenden wir uns zuerst nach Asien, so scheinen die noch vereinigten Arier keine Bekanntschaft mit dem Könige der Tiere gemacht zu haben. Sein Name ist in den Gesängen des Awesta noch unbekannt. Wohl aber mussten die Inder nach erfolgter Loslösung von ihren iranischen Brüdern bei ihrer Einwanderung in das Fünfstromland auf das furchtbare Raubtier stossen, wie denn der Löwe schon in den ältesten Liedern des Rigveda als schrecklichster Feind der Menschen und Herden gilt. Seine Benennung lautet im Indischen *siṁhá*, *siṁhî'*, ein Wort, das entweder den unarischen Ursprachen Indiens entstammt oder aus dem eigenen Wortschatz genommen ward, wo es dann ursprünglich ein leopardenartiges oder ähnliches Tier (vgl. armen. *inc* = *siṁhá* „Leopard") bezeichnet haben müsste.

In Europa dürften sämtliche Löwennamen (lat. *leo*, ahd. *lewo*, *lêwo*, *louwo*, slav. *lĭvŭ*, lit. *lëwas*) mittelbar oder unmittelbar als Entlehnungen aus dem griech. *λέων*, *λείων* zu betrachten sein, auch wenn bei dieser Annahme einige lautliche Schwierigkeiten nicht ganz beseitigt werden. Den griechischen Löwennamen selbst wird man dagegen als einen auf der Balkanhalbinsel einheimischen, nicht aus den semitischen Sprachen (hebr. *lâbî'*, assyr. *labbu*, ägypt. *labu*) übernommenen Ausdruck anzusehen haben, eine Auffassung, die sich auch sachlich wohl begründen lässt.

Allerdings war der Löwe, der nach paläontologischen An-

---

chen (Sciurus vulgaris) ist zwar von den waldlosen Steppenflächen ausgeschlossen, kommt aber hie und da in unmittelbarer Nachbarschaft vor. So z. B. nach Kessler im Kiewschen Bezirk, nach Czernay im Charkowschen Gouvernement, nach Pallas in den Steppengehölzen an der Samara" usw.

zeigen (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II, 5) einst fast in ganz Europa verbreitet war, schon in der neolithischen Periode, z. B. aus der Fauna der Schweizer Pfahlbauten, im allgemeinen verschwunden. Dennoch aber hatte sich nach den ausdrücklichen und billig nicht zu bezweifelnden Nachrichten des Herodot (VII, 125) und Aristoteles (*Hist. anim.* D. 28) in Thrakien und den angrenzenden Gebieten eine Löwenart bis in die historischen Zeiten erhalten, so dass der Annahme nichts im Wege steht, die Hellenen hätten in Europa selbst den Löwen kennen und benennen gelernt. Wie aber griech. *λέων* zu erklären sei, ist noch nicht ermittelt. Eher als *λέων* könnte das daneben liegende *λῖς* aus dem Semitischen stammen (vgl. hebr. *lajiš*).

Weit weniger zurück in die Geschichte der Indogermanen geht jedenfalls der furchtbare Nebenbuhler des Löwen in der Oberherrschaft über die Tiere, der Tiger. In Indien wissen die Gesänge des Rigveda noch nichts von ihm zu erzählen, sein Name (*vyâghrá*) begegnet erst im Atharvaveda, d. h. in einem Zeitraum, in welchem sich die indische Einwanderung schon mehr dem Ganges genähert haben musste; denn in den Rohr- und Graswäldern Bengalens ist die eigentliche Heimat des Tigers zu suchen. Auch unter den Raubtieren des Awesta geschieht desselben keine Erwähnung. Die Landschaft Hyrkanien, von deren Tigerreichtum die späteren Schriftsteller des Altertums besonders viel erzählen, heisst damals *Vehrkana* „Wolfsland“.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass, wie H. Hübschmann (Armen. Stud. I, 14) vermutet, der Tiger erst in verhältnismässig später Zeit sich von Indien her über Teile West- und Nordasiens verbreitet hat. Dazu stimmt das armen. *vagr* „Tiger“, das Hübschmann durch das Persische hindurch (npers. *babr*, jedoch älter *papara* K. Z. XXVI, 542) aus scrt. *vyâghrá* entlehnt sein lässt. W. Geiger zählt, worin ich ihm nicht beistimmen kann, den Tiger bereits zur arischen Fauna (vgl. *La civilisation des Arias* II, 35, *extrait du Muséon*).

In Europa ward der erste Tiger um das Jahr 300 v. Chr. in Athen gesehen. Der König Seleukus (Nicator) hatte ihn den Athenern zum Geschenk gemacht, wie die Verse des Philemon in der Neaera besagen:

*ὥσπερ Σέλευκος δεῦρ' ἔπεμψε τὴν τίγριν*
*ἣν εἴδομεν ἡμεῖς.* (Athen. XIII. 590.)

Über seine griechisch-römische Benennung bemerkt Varro, der erste römische Autor, der des Tigers erwähnt: *tigris qui est ut leo varius; vocabulum ex lingua Armenia; nam ibi et sagitta et quod vehementissimum flumen dicitur, Tigris*, vgl. L. L. V, 100 p. 102, nur dass nicht im Armenischen, sondern im Iranischen *tiγri*, npers. *tîr* „der Pfeil“ bedeutet.

Aber auch wenn wir von Löwe und Tiger absehen, enthält die oben angeführte Liste idg. Säugetiere genug Vierfüssler für den Jagdeifer des Urvolks. Ein idg. Ausdruck für den Begriff „Jagd“ liegt in aw. **azrâ* (*azrô-daδi* „Jagd machend“) = griech. ἄγρα (ἀγρεύω, ἀγρεύς) vor. Daneben hat auf drei auch sonst in ihrem Wortschatz sich vielfach berührenden Sprachgebieten eine idg. Sprachwurzel von allgemeiner Bedeutung übereinstimmend eine Beziehung zur Jagd und zum Wild erhalten. Es ist dies scrt. *vî, vé'ti* „losgehen auf, bekämpfen“, das im lat. *vê-nor*, ahd. *weida*, altn. *veidr*, agls. *wâð* (**voi-to*) und im ir. *fiad* „Wild“, *fiadach* „Jagd“ (**vei-dho*) wiederkehrt.

Im allgemeinen wird man sich aber hüten müssen, der Jagd in dem Leben des primitiven Hirten und angehenden Ackerbauers eine sehr bedeutsame Rolle einzuräumen. Wildpret wird den Göttern nicht geopfert und nur in Zeiten der Not gespeist. Vielleicht hat daher Tacitus den Charakter unserer Vorfahren richtiger beurteilt, wenn er in offenbar beabsichtigtem Gegensatz zu den Worten des Divus Julius de bello Gall. VI, 21 *vita omnis in venationibus* und IV, 1 *multum sunt in venationibus* Germania Kap. 13 ausdrücklich sagt: *non multum venationibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque*. Der primitive Mensch kämpft aus Not gegen die Tiere, zum Sport wird dieser Kampf erst auf höheren Kulturstufen und erheischt dann spezielle Benennungen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das russ. *ochóta* „Jagd“, das im Altrussischen (hier *goniti* „jagen“, eigentlich „hetzen“) noch ausschliesslich „Lust“, „Vergnügen“ bedeutet (vgl. weiteres in meinem Reallexikon s. u. Jagd).

---

In der Vogelwelt[1]), zu der wir nunmehr übergehen, erschwert die Ermittlung eines urzeitlichen Bestandes die schon

1) Vgl. manches hierher gehörende bei O. Keller Griech. und lat. Tiernamen Ausland 1879 p. 441 ff., p. 470 ff. und A. v. Edlinger Erklärung der Tiernamen.

her (vgl. I[3], 182) hervorgehobene Häufigkeit onomatopoetischer dungen. So finden wir als charakteristisch:

Für die Eule: die Laute *ū* und *bū*:
  scrt. *ulūka*, lat. *ulula*, ahd. *ûwila*, lit. *ýwas*, — armen. *bo-eč*, griech. *βύας*, lat. *bûbo*.

Für den Kuckuck: *ku*:
  scrt. *kôkilá*, griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukūti*, ir. *cúach* (ahd. *gouch*?).

Für den Hahn: *kerk*:
  scrt. *kṛka-vā'ku*, aw. *kahrkâsa*, *kahrkatâs*, npers. *kerk*, kurd. *kurk*, afgh. *čirg*, osset. *kark*, Pamird. *körk*, griech. *κέρκος* (vgl. auch *κέρκαξ· ἱέραξ*, *κερκάς· κρέξ*, *κερκιθαλίς· ἐρωδιός*, *κερκνός· ἱέραξ* (Hesych), ir. *cerc*. Daneben erinnert an den Kuckucksruf: scrt. *kukkuṭá*, altsl. *kokotŭ*, russ. *kóčetŭ*, griech. *κοκκυβόας*, agls. *cocc* (ndd. *küken*), frz. *coq*.

Für den Raben und die Krähe: *qor*:
  griech. *κόραξ*, lat. *corvus* — griech. *κορώνη*, lat. *cornix*, umbr. *curnaco*.

Für den Wiedehopf: *up*:
  griech. *ἔποψ*, lat. *upupa*.

Für den Häher: *ki-ki*:
  scrt. *kikidîví* (*kiki*), griech. *κίσσα* (aus **κικια*), ahd. *hëhara*.

Für ein rebhuhnartiges Tier: *te-ter*, *ti-tir*.
  scrt. *tittirí*, npers. *teδerv*, griech. *τέτραξ*, *τέτριξ*, *τετράων*, lat. *tetrao*, altsl. *tetrĕvŭ*, lit. *teterwa* (mit vielfältigem Bedeutungswandel).

Auch sonst haften an derselben Wurzel nicht selten die ennungen sehr verschiedener Vögel: vgl. z. B. lat. *cicônia*, *cônia* orch" und germ. *hana*, *huon* „Hahn, Huhn", *ἠικανός· ἀλεκτρυών* . Auch scrt. *kap-ô'ta* „Taube", Pamird. *kibit* und ahd. *habuh* abicht" (mlat. *capus*) scheinen auf dieselbe Wurzel (lat. *capio*) ssen", „greifen" zurückzuführen.

Von derartigen Benennungen abgesehen, stimmen nur wenige elnamen in asiatischen und europäischen Sprachen überein. nenne:

  scrt. *çyênά*, aw. *saênô mereyô* „Adler oder Falke", griech. *ἰκτῖνος* „Weihe" (armen. *çin* „milvus"?).

  scrt. *vártikâ*, Pamird. *wolch*, griech. *ὄρτυξ* „Wachtel".

scrt. *haṁsá*, griech. *χήν*, lat. *anser* (ir. *géis* „Schwan"), germ. *gans*, altsl. *gąsĭ* (viell. aus dem Germ. entlehnt), lit. *żąsìs*, altpr. *sansy* „ein gansartiger Vogel".

scrt. *âti*, griech. *νῆσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut*, altsl. *ątĭ*, lit. *ántis* „ein entenartiger Vogel".

Häufiger sind Übereinstimmungen innerhalb Europas:

Ahd. *aro*, altsl. *orĭlŭ*, lit. *erēlis*, corn. *er* „Adler" : griech. *ὄρνις* „Vogel" (vgl. griech. *αἰετός* „Adler" aus **α-ϝι-j-ετος* n. Benfey : scrt. *vi* „Vogel", lat. *avis*).

Griech. *γέρανος*, lat. *grus*, cymr. *garan*, ags. *cran*, lit. *gérwė*, altsl. *žeravĭ* (armen. *kṙunk*) „Kranich".

Griech. *ἐρωδιός*, lat. *ardea* „Reiher".

Griech. *κόψιχος*, altsl. *kosŭ* „Amsel".

Griech. *κίλλ-ουρος* (**κι-λ-ια*), lit. *kiĕlė*, lett. *zĕlawa* „Bachstelze" (Vf. B. B. XV, 127).

Lat. *merula*, cymr. *mwyalch* „Amsel", ahd. *meisa* „Meise".

Lat. *turdêla*, mhd. *drostel*, lit. *strázdas* „Drossel".

Lat. *pîcus*, ahd. *specht* „Specht" (scrt. *pika* „Kuckuck"?).

Lat. *sturnus*, ahd. *stara* „Star".

Lat. *fulica*, ahd. *belihha* „Wasserhuhn".

Mit starkem Bedeutungswandel:

Griech. *ψάρ* „Star", lat. *parra*, umbr. *parfa* „avis auguralis" (oder *pârus* „Meise"), ahd. *sparo* „Sperling".

So viel über die Benennungen idg. Vögel. Auch hier sparen wir die Beantwortung der Frage, ob einige derselben schon in vorhistorischen Zeiten in die Zucht des Menschen übergegangen waren, für das folgende Kapitel auf, um dagegen schon hier die Bedeutung zu würdigen, welche die Vogelwelt im Glauben oder Aberglauben der Indogermanen besitzt.

Das Tier der Wildnis ist dem Menschen auf frühen Kulturstufen an sich ein Gegenstand scheuer Verehrung. An Fuchs, Hase, Wolf, Wiesel usw., die auf dem Weg des Wandernden oder in seinem Gesichtskreis erscheinen, knüpft derselbe freudige, zumeist trübe Ahnungen, wie wir uns heute überhaupt kaum noch eine genügende Vorstellung machen können von dem Grad religiöser und abergläubischer Beklemmung, mit welcher die verschiedenen Erscheinungen der Natur das Gemüt des Menschen belasten[1]) (vgl. P. Schwarz, Menschen und Tiere im Aberglauben

1) Möglich ist daher, worauf neuerdings wiederum A. Meillet

der Griechen und Römer, Progr. Celle 1888 und L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit, Stuttgart 1888).

In besonders hohem Grade gilt das Gesagte von dem Reich der Vögel, deren unberechenbares und geheimnisvolles Kommen und Gehen aus dem und in den Raum, in welchem man den Sitz der Unsterblichen wähnte, sie vor anderen Tieren geeignet erscheinen liess, dem Menschen über den Willen der Götter oder über das Dunkel der Zukunft Andeutungen zu machen. Auch die Beobachtung, dass es Vögel sind, die zuerst den nahenden Frühling und Winter verkünden, mochte mit dazu beitragen, ihnen die Gabe der Weissagung zuzuschreiben, obgleich es allerdings nicht in erster Linie Wandervögel, sondern zumeist Raubvögel sind, denen dieselbe eignet.

Einige Vögel sind an sich glück-, andere unglückverkündend. Zu letzteren gehört neben der Eule, was weniger bekannt zu sein scheint, auch die Taube. Die Taube ist ein indog. Totenvogel, mag sie nun zu dieser Auffassung infolge ihres schwarzgrauen Gefieders (*πέλεια* : *πελός*; got. *dûbô* : ir. *dub* „schwarz") oder infolge ihrer klagenden, schon von den Alten bemerkten Stimme gekommen sein.

Ulfilas übersetzt Turteltaube (*τρυγών*) mit *hraivadûbo* „Totentaube". Die Longobarden errichteten, wie J. Grimm (D. Myth.) aus Paulus Diac. mitteilt, auf den Kirchhöfen neben den Gräbern Stangen für auswärts gefallene oder gestorbene Blutsverwandte, auf deren Spitze sich das hölzerne Bild einer Taube befand.

Die gleiche Anschauung begegnet uns im Veda. Hier ist *kapṓta* „Taube" der Bote der *Nirṛti*, des Genius des Verderbens, und des *Yama*, des Totengottes. Charakteristisch hierfür ist Rigveda X, 165:

1. *Dḗvâḥ kapṓta ishitṓ ydd ichdn dhûtṓ nirṛtyâ iddm âjagâ'ma*
*tdsmâ arcâma kṛṇávâma nishkṛtim çdṃ nô astu dvipddê çdṃ cdtushpadê.*

„O Götter, was die eilige Taube, der *Nirṛti* Bote, suchend

(*Quelques hypothèses sur des interdictions du vocabulaire dans les langues Indo-Européennes*, S. A. 1906) aufmerksam gemacht hat, dass die lückenhafte Überlieferung vieler idg. Tiernamen, z. B. beim Fuchs, Hasen, Bären usw. mit einem Tabu zusammenhängt, das auf ihnen ruhte.

hierherkam, dafür wollen wir singen und Entsühnung machen: Heil sei unserem Zweifüssigen, Heil dem Vierfüssigen."

---

2. *çivdḥ kapó'ta ishitó' no astu anâgá' dêvâḥ çakunó' gṛhê'shu.*

„Huldvoll sei uns die eilige Taube, ohne Unheil, ihr Götter, der Vogel im Hause."

3. *mâ' nô hiṅsîd ihá dêvâh kapó'ta.*

„Nicht möge uns hier, Götter, die Taube verletzen."

4. *yásya dûtáḥ práhita êshá êtát tásmai yamá'ya námô astu mṛtyavê.*

„Als dessen Bote diese (die Taube) hierher gesandt ist, dem Yama soll Verehrung sein, dem Tode" usw.

Vgl. auch A. Weber Omina und Portenta. Abh. d. k. G. d. W. in Berlin 1858 und E. Hultzsch, Prolegomena zu *Vasantarâja çâkuna* nebst Textproben, Leipzig 1879.

Im allgemeinen aber ist das Erscheinen oder das Geschrei desselben Vogels günstig oder ungünstig, je nachdem es von rechts oder links erfolgt. Hierbei zeigt sich die eigentümliche Tatsache, dass den Römern die linkseitigen Omina als glückbedeutende, die rechtseitigen als unglückbedeutende gelten, während bei anderen indog. Völkern das umgekehrte Verhältnis herrscht. Es wäre daher nicht ohne Interesse, die ursprüngliche indogermanische Anschauung zu ermitteln.

J. Grimm (Geschichte d. D. Spr. „Recht und Link" p. 980 bis 996) hat sich diese Dinge in folgender Weise zurechtgelegt: Er geht von der unzweifelhaft richtigen Tatsache aus, dass die Indogermanen sich ursprünglich in der Weise im Raume orientierten, dass sie das Antlitz der Sonne zuwandten, so dass der Süden rechts, der Norden links war. Der Beweis hierfür liegt in der Übereinstimmung der arischen Sprachen und des Keltischen. Vgl. scrt. *prâ'ñc* und *pû'rva* (= aw. *pouru*) „vorn" = Osten, scrt. *ápara* (= aw. *apara*) und *ápâñc* „rückwärts" und „westlich" mit ir. *airther* „östlich" = griech. *παροίτερος* „der vordere" und ir. *siar* „westlich" und „hinten"; ferner scrt. *dákshiṇa* (= aw. *dašina*) „rechts" = Süden, scrt. *savyá* „link" = Norden mit ir. *dess* „rechts" und „südlich", *túath* „links" und „nördlich". Einen Rest dieser Anschauung hat auch das Germanische in seinem ahd. *nord* usw. bewahrt, welches dem umbrischen Adjektivum

*rtru* „sinistro“, *nertruku* „ad sinistrum“ entspricht (griech. πεϱος „unten befindlich“).

Der Norden war also links. Da nun, so argumentiert Grimm weiter, das Altertum die Wohnung der Götter nach rden setzte, so war es natürlich, dass die von links kommenden ichen für glückbringend galten. Diese Anschauung haben die mer bewahrt. „Die Griechen aber und alle anderen mit ihnen rin übereinstimmenden Völker, in der Wanderung gegen Westen griffen, mussten sich gewöhnen, den Blick nach Abend statt ch Morgen zu richten, und der heilbringende Norden trat für zur rechten Seite, während er früher zur linken gestanden tte.“

Diese Darstellung enthält mehrere Unwahrscheinlichkeiten. will nur eine hervorheben. Die Inder, die doch keines- ls von Osten nach Westen wanderten und auch die ursprüng- he Orientierung in den Himmelsgegenden beibehielten (vgl. khan = *dákshiṇa*), hätten, wenn J. Grimms Ansicht die htige wäre, doch in jedem Fall die alte Anschauung von der ckliehen Verheissung der linkseitigen Omina beibehalten müssen. er schon im Rigveda gilt die rechte Seite für glückbringend. l. Rgv. II, 42:

3. *áva kranda dakshiṇatṓ gṛhā́ʼṇâṃ sumañgalṓʼ bhadravâdī́ʼ kuntê.*

„Schreie, o Vogel, rechtsher vom Hause, indem Du Glück bringst und Segen verkündest“,

d Rgv. II, 43:

1. *pradakshiṇid abhi gṛṇanti kârávô váyô vádanta ṛtuthā́ʼ kúntayaḥ.*

„Von rechts her singen die Preissänger, die Vögel, welche Ordnung gemäss sprechen.“

Im Gegensatz hierzu vergleiche die Bedeutungen von *vā́ʼma* nk, schief, verkehrt, ungünstig usw.“ *m.* „die linke Hand“, „Ungunst, Unheil“.

Mir scheint daher aus der Übereinstimmung des Sanskrit, iechischen und Germanischen (vgl. J. Grimm a. a. O. p. 984 d Cicero div. II, 94: *ita nobis sinistra videntur, Grajis et rbaris dextra meliora* vielmehr zu folgen, dass diese Sprachen d Völker die ursprüngliche Anschauung bewahrt haben. r hatte „rechts — links“ = „glücklich — unglücklich“ in diesem

Zusammenhang ursprünglich mit den Himmelsgegenden an sich überhaupt nichts zu tun, sondern beruhte lediglich auf einer symbolischen Übertragung der Auffassung, die man von der rechten und linken Hand von jeher hatte.

Das indog. Wort für „rechts“ (scrt. *dákshiṇa*, aw. *dašina*, altsl. *desĭnŭ*, lit. *deszinė̃*, griech. *δεξιός*, lat. *dexter*, altsl. *destŭ*, alb. *djaϑtε*, ir. *dess*, got. *taíhsvô*) bedeutet fast überall zugleich „tauglich, geschickt“. Vgl. auch alts., agls. *suithora*, *swíðre* „rechte Hand“, d. h. „fortior, citior“, mhd. *diu bezzer hant* (J. Grimm a. a. O. p. 987). Umgekehrt gehört griech. *λαιός*, lat. *laevus*, altsl. *lėvŭ* zu griech. *λιαρός* „*tepidus*, *lenis*“, ahd. *slêo*, alts. *slêu* „matt, lau“ (St. **slaivo* : **slivo*), scrt. *a-srê-mán* „nicht ermattend“ und in ganz ähnlicher Weise möchte ich auch unser *link* erklären. Ich stelle ahd. *lencha* „linke Hand“, niederrh. *slinc* (St. **slenqo*) : griech. *λαγαρός* „schmächtig“ (St. **sln̥g-*) und lat. *langueo* „matt sein“ (St. **sln̥̄g-*). Got. *hleiduma* : griech. *κλῖτύς* „Abhang“ ist wohl „die schiefe“ im Gegensatz zu *rechts*, urspr. „gerade“ (vgl. auch lat. *clivium auspicium*).

Von der rechten Seite kamen also die glücklichen Anzeichen, weil rechts so viel wie „tauglich“, „geschickt“ war, von der linken die unglücklichen, weil links für „matt“ und „kraftlos“ galt. Hierin wird man also die älteste idg. Anschauung erblicken dürfen und es der römischen Altertumskunde überlassen müssen, die daneben in Italien auftretende Lehre von der Gunst linksseitiger Omina zu erklären (vgl. Näheres in meinem Reallexikon s. v. Rechts und links und bei F. B. Jevons *Indoeuropean modes of orientation*, *Classical Review* X, 22).

Schliesslich und mehr beiläufig sei noch auf eine Richtung hingewiesen, in der die Vogelwelt, wenn auch nicht in der Zeit vor der Trennung der Indogermanen und nicht bei allen idg. Völkern, von kulturhistorischer Bedeutung geworden ist, auf die Sitte, mit Falke, Habicht, Sperber usw. kleineres Wild zu jagen. Wann und wo ist diese Jagdart zuerst aufgetreten?

V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere[7] p 368) behauptete, die Falkenjagd sei keine deutsche Übung, sie sei vielmehr den Deutschen von den Kelten zugekommen, und nicht einmal in sehr früher Zeit. Für diese Aufstellung scheint mir aber jeglicher Beweis zu fehlen; denn die Jagd mit Vögeln lässt sich, wenigstens in früheren Epochen, bei keltischen Völkern über-

aupt nicht nachweisen, und was die Wortreihe ir. *sebocc*, cymr. *ebauc* — ahd. *habuh*, altn. *haukr* „Habicht" anbetrifft, so sind cht, wie Hehn glaubte, die Germanen, sondern umgekehrt die elten (vgl. Thurneysen Kelto-romanisches p. 22) der enthnende Teil.

Im IV. nachchristlichen Jahrhundert muss die neue Jagdeise bei den Römern aufgekommen sein (vgl. Baist Z. f. D. A. L. 1883 p. 94 und W. Brandes Arch. f. lat. Lex. 1886 p. 141 *ccipiter* „Jagdfalke"), und es ist nicht unwahrscheinlich, dass e auf romanischen Boden vom germanischen her eingewandert t. Hierfür sprechen eine Reihe romanischer Termini der Falkengd, die sichtlich germanischen Ursprungs sind: so it. *sparaviere*, z. *épervier* : ahd. *sparwâri* „Sperber"; it. *gerfalco*, sp. *gerilte*, prov. *girfalc*, frz. *gerfaut* : altn. *geirfalki* „Sperfalke" aist a. a. O. p. 59) oder aus *geierfalke*; it. *logoro*, frz. *leurre* : hd. *luoder* „Lockspeise". Auch ahd. *falcho*, altn. *falke*, mlat. *lco*, it. *falcone*, frz. *faucon*, wenngleich ich der von Baist rgeschlagenen Ableitung von *fallen* nicht beistimmen kann, heint, namentlich wegen seiner häufigen Verwendung zu altrmanischen Eigennamen, viel eher barbarischen als romanischen rsprungs zu sein (vgl. Baist a. a. O. p. 58).

Ist dies aber richtig, so könnte die Falkenbeize, da Cäsar, inius, Tacitus sie noch nicht bei den Germanen kennen, bei nselben erst im zweiten oder dritten Jahrhundert aufgekommen in. In diese Zeit aber, d. h. ungefähr in die zweite Hälfte s zweiten Jahrhunderts fällt die Wanderung der Goten an die tere Donau und das Schwarze Meer. Südlich nun von der onau, im alten Thrakien, war, wie wir aus Aristoteles H. A. 36, 4 wissen, die Jagd mit Habichten schon in vorchristlichen hrhunderten geübt worden; doch hat die hier geschilderte gdweise, bei der Habicht oder Sperber mehr zum Erschrecken zum Fangen der kleineren Vögel gebraucht werden, im ganzen nig mit der eigentlichen Beizjagd zu tun, deren Ursprünge ohl überhaupt nicht in dem Waldland Europas, sondern in den iten Steppen und Ebenen des Ostens zu suchen sind.

Tatsächlich finden wir nun, dass zu den den Germanen nachbarten Slaven die Kenntnis der Jagd mit Falke und erber durch turko-tatarische Stämme, bei denen diese Jagdise offenbar uralt ist (vgl. Vámbéry Primitive Kultur p. 100),

schon in der Epoche ihres vorethnischen Zusammenhangs gebracht worden ist, wofür u. a. das schon der slavischen Grundsprache einverleibte türkische *karagu*, *kergu* „Sperber" (= altslov. *kragųj* usw.) ein gewichtiges Zeugnis ablegt. Auch andere bereits urslavische, aus dem Türkischen stammende Kulturwörter wie altsl. *klobukŭ* „pileus" (russ. *klobučókŭ* „die Falkenkappe") aus türk. *kalpak* oder altsl. *tvarógŭ* „geronnene Milch" aus türk. *turak* (vgl. Peisker a. u. p. 162 a. O. p. 122) weisen auf frühe und enge Beziehungen der Urslaven zu turko-tatarischen Stämmen hin. Im ganzen möchte ich also glauben, dass die Falkenjagd von turko-tatarischen Völkern ausgegangen und durch slavische Vermittlung zu den Ostgermanen gelangt sei (vgl. unten p. 161 f. über das Kamel), die sie auf den Zügen der Völkerwanderung über Europa verbreitet haben.

Unter den asiatischen Kulturvölkern bezeugt sie Ktesias (*op. reliquiae coll.* Bähr 250) aus Indien, ohne dass aber die indischen Quellen, soviel ich weiss, eine Bestätigung dieser Nachricht gebracht hätten. Dagegen sind ihre unzweifelhaften Spuren neuerdings durch assyrische Inschriften, die aus der Mitte des VII. vorchristlichen Jahrhunderts stammen, in Assyrien und Babylonien nachgewiesen worden. Vgl. meine Bemerkungen zu V. Hehns Kulturpflanzen und Haustieren[7], p. 374 (hinzugekommen an neuerer Literatur: P. Dahms Die Beizjagd in Altpreussen, Archiv für Kulturgeschichte II, 1 ff.).

---

Hinsichtlich der übrigen Tierklassen soll hier nur auf zweierlei hingewiesen werden. Einmal auf drei Tiere, die in der Heimatsfrage eine Rolle gespielt haben oder noch zu spielen berufen sein dürften, unter den Fischen auf den Aal, unter den Insekten auf die Biene, unter den Amphibien auf die Schildkröte.

Auf die Frage, ob aus den europäischen Benennungen des Aals : lat. *anguilla*, griech. ἔγχελυς, lit. *ungurỹs*, russ. *ugorĭ* usw. ein schon indogermanischer Name dieses Fisches erschlossen werden darf oder nicht, ist schon I[3], 162 hingewiesen worden. Wir haben daselbst die Ansicht ausgesprochen, dass dies nicht der Fall sei, dass vielmehr die indogermanische Grundbedeutung

der genannten Wörter noch „Schlange"[1]) oder „Wurm" war. Indessen fehlt es doch nicht an Gelehrten, die, sei es aus griech. *ἔγχελυς*, lat. *anguilla*, sei es aus griech. aeol. *ἴμβηρις*, lit. *ungurỹs* (so Fick I[4], 363) ein idg. Wort für den Aal folgern. Da nun nach Brehms Tierleben, Fische[3] p. 399 der Aal in den Gewässern des Schwarzen Meeres nicht vorkommt, so würde dieses grosse Ländergebiet für die Lokalisierung der Heimat der Indogermanen nicht in Betracht kommen, vorausgesetzt — dass die Angaben Brehms richtig sind. Bei der Wichtigkeit dieser Frage habe ich mich daher um nähere Auskunft an einen der, wenn nicht den besten Kenner der Fische des Schwarzen-Meer-Gebiets, Herrn Dr. G. Antipa in Bukarest, Direktor des dortigen naturhistorischen Museums, gewendet. Seinen Mitteilungen entnehme ich das Folgende. Zunächst ist es eine Tatsache, dass heutzutage Aale sehr oft im Schwarzen Meer und in der Donau gefangen werden. Die Frage kann daher nur die sein, ob Aale von jeher in den genannten Gewässern gelebt haben, oder ob sie etwa erst durch Deutsche und Österreichische Fischereivereine seit den 60er Jahren künstlich eingesetzt worden sind. Gegen die letztere Annahme spricht erstens, dass in der alten Fischereiliteratur sich öfters Angaben über den Aal in der Donau oder in den Gewässern des Schwarzen Meeres finden (vgl. z. B. Marsigli *Danubius pannonico-mysicus* IV, 5 vom Jahre 1744: „*Mais les habitants de Vienne, de Lintz, de Crems et des autres villes situées sur le Danube attestent le contraire*, nämlich dass Aale, die bis zu 4 Pfd. wögen, in der Donau lebten) und zweitens, dass die alten russischen (vom Don, der Wolga, dem Kuban, den Dnieprmündungen) und griechischen Fischer, von denen die ersteren den Aal *ugorĭ*, die letzteren „hel" nennen, und mit denen Herr Antipa häufig zu verkehren

1) „Schlange", nicht „kleine Schlange", da man die betreffenden Wortbildungen kaum als Diminutiva auffassen kann. Damit verliert der Einwand Penkas (Mitteil. d. anthrop. Ges. in Wien XXXIII, 355), es sei unmöglich, dass man den bis zu 1,50 m grossen Aal als „kleine" Schlange bezeichnet habe, da doch die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, nur 1,60 m gross werde, den Boden. Dass man aber den Aal als Schlange auffasste (altir. *esc-ung*, wörtlich „Sumpfschlange"), kann keinen Augenblick bezweifelt werden. Vgl. auch v. Edlinger Tiernamen s. v. Aal und mein Reallexikon.

amtliche Veranlassung hat, sich erinnern, Aale, wenn auch selten, von jeher gefangen zu haben. Was sodann die Meinung der Ichthyologen betrifft, dass der Aal in den Gewässern des Schwarzen Meeres sich nicht vermehren könne, da er nur in den grossen Tiefen des Ozeans laiche, und das Wasser des Schwarzen Meeres schon bei einer Tiefe von 150 m mit Schwefelwasserstoff vergiftet sei, so glaubt Herr Antipa, dass es doch sehr leicht möglich sei, dass die Aale auch im Schwarzen Meere Teile mit reinerem Wasser gefunden hätten, wo sie laichen konnten. Vor allem aber hätten sie, wie manche andere Fischarten, regelmässig aus dem Mittelmeer in das Schwarze Meer wandern können. Auf Grund aller dieser Tatsachen und Möglichkeiten hält Herr Antipa es für das wahrscheinlichste, dass Aale, wenn auch in geringerer Zahl als andere Fische, von jeher im Schwarzen Meer gelebt hätten, und ich möchte hinzufügen, dass ich mir ohne diese Annahme das Vorhandensein eines gemeinslavischen Namens des Fisches, nämlich des oben genannten russ. *ugorĭ* (kleinruss. *uhor*, serb. *ugor*, poln. *węgorz*, čech. *úhoř* usw.) überhaupt nicht erklären kann.

Über die Verbreitung der Honigbiene, deren Vorhandensein im Urland der Indogermanen aus der Gleichung scrt. *mádhu*, aw. *maδu*, griech. *μέθυ*, ahd. *mëto*, ir. *mid*, corn. *med*, altsl. *medŭ*, altpr. *meddo*, lit. *midùs*, *medùs* „Honig" und „Met" folgt, wurde schon Sprachv. u. Urg. I[3], 127 an der Hand eines Aufsatzes Köppens gesprochen. Es folgt aus seinen Angaben, dass von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen die besonders häufig als Ausgangspunkt der letzteren in Anspruch genommenen Oxus- und Jaxartesländer ausscheiden. In Europa ist die Honigbiene überall verbreitet, besonders in den ungeheuren Lindenwaldungen des europäischen Russland, wo der *lipecŭ* : *lipa* „Linde" für die feinste Sorte Honig gilt. Sie kommt bis tief nach Kleinrussland vor, und selbst mitten im Steppengebiet kennen wir zwischen Orenburg und Perm das „Honigland" der Baschkiren (vgl. F. W. Gross im Neuen Ausland I, H. 17—19).

Bisher noch nicht für Heimatsbestimmungen verwandt ist die Schildkröte, obwohl sie dazu wohl geeignet erscheint. Dass sie in dem Urland der Indogermanen vorkam, geht aus der Gleichung griech. *χέλυς*, *χελώνη*, aeol. *χελύνη*, auch *χελωνός* (Hes.) = altsl. *žily*, *želŭvĭ*, *želvĭ*, bezeugt also in einer Centum- und einer

Satemsprache (vgl. oben p. 127), mit Sicherheit hervor. Hier anzugliedern dürfte auch das in Glossen bezeugte lat. *golaia*[1]) sein, das in dem it. *golola, galora* (dial.) wiederkehrt, während das scrt. *karmuṭa* zu schlecht belegt ist, um etymologisch verwendet werden zu können. Dagegen liegt eine arische Gleichung in scrt. *kaçydpa* = aw. *kasyapa* vor. Was nun die Verbreitung der Schildkröte anbetrifft, so dringt *Emys lutaria* „die europäische Sumpfschildkröte", um die es sich mit Rücksicht auf die nördlicheren Länder allein handeln kann, nach Brehms Tierleben (3. Aufl.) in Osteuropa bis zum 56. Grad nördlicher Breite (in Russland östlich bis zum Syr-darja), in Westeuropa aber nur bis zum 46. Grad vor. In Deutschland ist sie noch aus Brandenburg und Mecklenburg bezeugt. Hingegen fehlt sie, wie mich Erkundigungen bei Herrn Prof. Möbius, dem früheren Direktor des Kieler zoologischen Museums, und bei den zoologischen Instituten von Kopenhagen und Stockholm belehrt haben, in Schleswig-Holstein, in ganz Dänemark, Schweden und Norwegen. Ihre Abwesenheit in Island wird schon in *Giraldi Cambrensis Topographia Hibernica (Rer. Brit. medii aevi script. V)* p. 62 (*caret tortuis*) hervorgehoben.

Allein schon an dem Panzer dieses Tierchens würde also die Lehre Penkas von dem südskandinavischen Ursprung der Indogermanen scheitern (vgl. I³, 112); aber auch die Anschauungen von Much, Kossinna (I³, 117) und Hoops (I³, 129) müssten zum mindestens eine starke Einschränkung erfahren.

Dass die Schildkröte in den nordeuropäischen Ländern nicht heimisch ist, lässt sich auch aus den Einzelsprachen wahrscheinlich machen. Ein gemeingermanischer oder altgermanischer Ausdruck für das Tier scheint zu fehlen[2]), und die in Deutschland seit mittelhochdeutscher Zeit erscheinenden Wörter *schildkrote, schildkrot* (vgl. Grimms W.) tragen, ebenso wie das holländische *schildpadde*, das schwedische *sköldpadda*, das altenglische *tortuce*, das neuirische *sleagdnach* (von *sleagdn* „Schale")

1) Dafür eingetreten *testûdo* von *testa* „Schale" und **tortûca* = frz. *tortue*, prov. *tortuga* von *tortus* „krumm". Ähnlich scheint die Grundbedeutung des armen. *kray* „Schildkröte" zu sein (vgl. Lidén Armen. Stud. p. 118). Vgl. auch cymr. *cewban* „Schildkröte" von *cewb* „gebogen".

2) Ist agls. *fen-ýce* „Sumpfkröte" = Schildkröte?

den Stempel der Neuheit oder Entlehnung an sich. Die slavischen Sprachen haben, wie natürlich, das urslavische **žely* = χέλυς bewahrt (nsl. *želva*, bulg. *žlŭva*, čech. *želv*, poln. *żołw'*, kleinruss. *želv*). Nur die Grossrussen haben charakteristischer Weise bei ihrer starken nördlichen Ausbreitung (Moskau liegt ungefähr auf dem 56. Grad nördlicher Breite) das Tier aus ihrem Gesichtskreis und damit das Wort aus ihrer volkstümlichen Sprache verloren. Sie sagen dafür *čerepácha* von *čérepŭ* „Schädel, Schild". Die Litauer haben den umschreibenden Ausdruck *geležinė warlė* „eiserner Frosch". In Südrussland aber, auch in der Steppe, ist die Schildkröte sehr häufig, und es ist in hohem Grade bemerkenswert, dass Herr Chwoiko bei seinen Ausgrabungen am mittleren Lauf des Dniepr, von denen in den folgenden Kapiteln noch öfters die Rede sein wird, auf dem Boden der von ihm aufgedeckten Wohngruben ganz regelmässig ein Paar Schildkrötenschalen gefunden hat. Da diese immer nur auf das Vorhandensein eines Exemplars schliessen liessen, so zweifelt Herr Chwoiko, dass das Tier zur Nahrung gedient habe (vgl. *Trudy* XI *archeologičeskago sŭězda vŭ Kievě* T. I, 762, 800). Eher könnte man an irgend eine religiöse Bedeutung des Tieres denken[1]) (vgl. die Nachrichten über eine solche bei O. Keller Die Schildkröte im Altertum, Prag 1897). Nun ist freilich hinzuzufügen, dass *Emys lutaria* in vergangenen Erdepochen, in glazialer und postglazialer Zeit, wie sich durch fossile Moorfunde erhärten lässt, in den oben genannten Ländern, in denen sie in historischer Zeit verschwunden ist, einstmals vorhanden war. Den Anhängern jener nordeuropäischen Heimatshypothesen läge daher die Aufgabe ob, zu beweisen, dass die Schildkröte erst nach Abzug der Indogermanen aus jenen Ländern ausgestorben sei, so dass sie den Namen dieses Tieres noch mit sich führen konnten. Wir vermeiden es, jene nebelgrauen Fernen in die Erörterung der idg. Heimatsfrage, wie wir sie verstehen, hereinzuziehen (vgl. Kap. XVI, Urheimat).

Die zweite hier zu erwähnende Tatsache ist das Vorhandensein auffallend zahlreicher idg. Gleichungen für Ungeziefer

1) Auch wenn nach Herodot I, 47 König Krösus von Lydien eine Schildkröte kocht, lässt sich hieraus nichts auf einen Gebrauch des Tieres zur Nahrung schliessen; denn nach dem Zusammenhang der Stelle will Krösus offenbar etwas ganz ausserordentliches tun, was kein Orakel auf Erden solle erraten können.

aller Art: z. B. afghan. *vraža*, armen. *lu*, lit. *blusà*, altsl. *blŭcha* (auch griech. *ψύλλα*, lat. *pûlex?*) für den Floh; griech. *κονίς*, agls. *hnitu*, alb. *ϑενί* (auch lit. *glìnda* und lat. *lens?*) für die Laus; griech. *μυῖα*, lit. *musė̃*, altpr. *muso*, altsl. *mŭšica*, lat. *musca* für die Fliege; aw. *maoiri*, altn. *maurr*, ir. *moirb*, altsl. *mravija* für die Ameise u. a. Bei dem kosmopolitischen Charakter dieser Tiere dürften sie davor sicher sein, in der Heimatsfrage verwendet zu werden; doch kann die frühzeitige Festsetzung und zähe Bewahrung dieser Ausdrücke als charakteristisch für die primitiven, am häufigsten in Erdgruben gelegenen Wohnungen des Urvolks (vgl. Kap. X) betrachtet werden.

III. Kapitel.

# Die Haustiere.

Archäologische, linguistische, historische Tatsachen. — Ältester Bestand idg. Haustiere: Hund, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd. — Fahren und Reiten. — Älteste Geschichte des Maultiers, Esels und Kamels. — Die Katze. — Das Geflügel. — Die Urheimatsfrage.

Wer heute in einen deutschen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das sich hier entfaltet: wie das stolze Ross gehorsam seinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr strotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafherde zum Tore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der sich wedelnd an seinen Herrn schmiegt, dem scheint dieser trauliche Verkehr zwischen Mensch und Tier so natürlich, dass er kaum begreifen kann, es sei einmal anders gewesen.

Und doch führt uns die Prähistorie in eine Epoche unseres Erdteils, in der es weder die genannten noch irgend welche andere Haustiere gab, in die paläolithische oder ältere Steinzeit. Zu welcher ihrer Stationen in Frankreich, der Schweiz, in Thüringen (Taubach bei Weimar), in Mähren, in Südrussland (am Dniepr) usw. wir uns auch wenden mögen, nirgends sind in derjenigen Zeit, in welcher der Mensch noch als Jäger und von einer anderen Tierwelt als der heutigen, dem Mammut, Flusspferd oder (später) dem Renntier, wilden Pferd usw. umgeben lebte, Tierknochen zutage getreten, deren Beschaffenheit den Forscher auf die Haustiereigenschaft der betreffenden Individuen zu schliessen erlaubte.

Das Bild ändert sich sofort, wenn wir zur Betrachtung der neolithischen oder jüngeren Steinzeit übergehen. Überall ist es hier im grossen und ganzen und mit den in der Natur derartiger Nachweisungen liegenden Schwankungen dieselbe Sechsheit von Vierfüsslern, nämlich:

Hund, Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Pferd, die uns ebenso in der Schweiz wie in Oberösterreich, in Mecklenburg wie in Schweden und Dänemark im Zustand der Zähmung entgegentreten. Eine gute Übersicht über diese Verhältnisse hat neuerdings M. Much Die Heimat der Indogermanen[2] p. 177 ff. gegeben, der nur hinzuzufügen ist, um vor der falschen Vorstellung zu bewahren, als ob etwa nur die westlichere Hälfte unseres Erdteils durch den angegebenen Besitz ausgezeichnet gewesen sei, dass dieselben Haustiere auch durch die Ausgrabungen des Herrn Chwoiko in Kiew (Arbeiten des archäologischen Kongresses in Kiew, Moskau 1901) in der von ihm am mittleren Lauf des Dniepr aufgedeckten neolithischen Kultur nachgewiesen worden sind. Im übrigen bietet der geschilderte Befund von Haustieren der neolithischen Zeit noch zu zwei Bemerkungen Anlass. Einmal zu der, dass zwischen der haustierlosen paläolithischen und der haustierreichen neolithischen Zeit eigentliche Übergangsepochen sich nicht oder doch nur in sehr beschränktem Masse nachweisen lassen. Eine Ausnahme machen in dieser Beziehung die dänischen Muschelhaufen, in deren untersten Schichten bereits die Anwesenheit des Haushunds hat festgestellt werden können (vgl. zuletzt K. Helm Hessische Blätter f. Volksk. III, 21). Ein gleicher Zustand wurde aber auch am Ladoga-See in Russland aufgedeckt, wo Anučin (vgl. das Werk Inostranzews Der Mensch der Steinzeit am Ladoga-See) unter zahlreichen Knochen wilder Tiere von Haustieren ebenfalls nur den Hund, und zwar bereits in zwei Rassen, auffand.

Zweitens ist zu bemerken, dass sich hinsichtlich der Herkunft der aufgeführten neolithischen Haustiere ein Umschwung der Meinungen insofern vollzogen hat, als die früher allgemein herrschende Annahme ihrer asiatischen Abstammung jetzt nahezu aufgegeben ist, und man mehr und mehr dazu neigt, dieselben von in Europa selbst einheimischen Wildrassen abzuleiten, den Hund von schon in diluvialer Zeit in Europa lebenden Wildhunden, das Rind vom Ursstier (*Bos primigenius*), Schaf und Ziege von den noch heute zerstreut im südlichen Europa vorkommenden Muflon und der wilden Bezoarziege, das Schwein vom heutigen Wildschwein, das Pferd von dem seit paläolithischer bis tief in die historische Zeit auch in Europa vorkommenden

Wildpferd (vgl. A. Otto Zur Geschichte der ältesten Haustiere², Breslau, C. Keller Die Abstammung der ältesten Haustiere, Zürich 1902, auch M. Much a. a. O.). Man vergleiche hiermit, was im ersten Teil dieses Werkes p. 9 über die Anschauungen so hervorragender Forscher wie H. F. Link u. a. berichtet wurde, die von der zentralasiatischen Herkunft unserer Haustiere damals als von einer selbstverständlichen Tatsache ausgingen.

Von dieser Übersicht über den neolithischen Bestand an Haustieren wenden wir uns den sprachlichen und historischen Tatsachen zu. Hinsichtlich der ersteren ergibt sich, dass für alle sechs in der jüngeren Steinzeit in Europa nachweisbaren gezähmten Vierfüssler unzweifelhafte idg. Gleichungen vorhanden sind. Die wichtigsten sind die folgenden:

1. Der Hund: scrt. *çvá'*, aw. *spâ*, armen. *šun*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*, ahd. *hund* (vgl. Osthoff Parerga I, 240), lit. *szũ*, altpr. *sunis*.

2. Das Rind: scrt. *ukshán*, aw. *uχšan*, got. *aúhsa*, cymr. *ych* „der Stier“; scrt. *gó'*, aw. *gâo*, armen. *kov*, griech. *βοῦς*, lat. *bôs*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo* „Kuh“; vgl. noch aw. *staora* „Grossvieh“ = got. *stiur*.

3. Das Schaf: scrt. *ávi*, griech. *ὄις*, lat. *ovis*, ir. *ói*, ahd. *ou*, lit. *awis*, altsl. *ovĭca*.

4. Die Ziege: scrt. *ajá*, lit. *ożỹs*; armen. *aic*, griech. *αἴξ* (vgl. aw. *izaêna* „aus Fell“); lat. *haedus*, got. *gaits*; aw. *bûza*, ahd. *boc* (vgl. oben p. 128 Anm. 1).

5. Das Schwein: aw. *hû* („Eber“), griech. *σῦς*, *ὗς*, lat. *sûs*, alb. *ϑi*, ahd. *sû*, altsl. *svinija*; alb. *deř*, griech. *χοῖρος*; lat. *porcus*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *paršzas*, altsl. *prasę* „Ferkel“.

6. Das Pferd: scrt. *áçva*, aw. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, alts. *ëhu*, lit. *aszwà*; griech. *πῶλος*, got. *fula* „Fohlen“ (vgl. alb. *pel'ε* „Stute“).

Nun folgt ja aus diesen Gleichungen an sich noch nicht ohne weiteres, dass sie sich auf gezähmte Arten bezogen haben müssten, wenn auch rein sprachliche Tatsachen wie die des Vorhandenseins besonderer Ausdrücke für das Geschlecht des Tieres wie bei dem Rind oder für das junge Tier wie bei Schwein und Pferd, oder auch das Bestehen idg. Wörter für den Wagen (vgl. Kap. XI), der doch von Rind oder Pferd gezogen worden sein muss, und für die Wolle (scrt. *ū́rṇā*, lat. *vellus*,

lit. *wilna*, altsl. *vlŭna*, got. *wulla*, cymr. *gulan*, armen. *gelman*), bei der man kaum an etwas anderes als an das Vliess des Hausschafs denken kann, bereits in die angegebene Richtung weisen.

Der Kreis der Argumente aber, der für die Annahme spricht, dass die oben als neolithisch nachgewiesenen Haustiere zugleich als indogermanische in Anspruch genommen werden dürfen, wird geschlossen durch die Wahrnehmung, dass sämtliche idg. Völker im Besitz dieser Haustiere sich bereits in den ältesten historischen Zeiten befinden. Eine Einschränkung bedarf dieser Satz nur hinsichtlich des Schweines, dessen Zucht sowohl dem Zeitalter des Rigveda wie dem des Awesta unbekannt ist, ein Punkt, über den im VI. Kapitel einiges Nähere zu sagen sein wird. Im übrigen aber ist der Bestand an Haustieren bei den einzelnen idg. Völkern, soweit die genannten Arten in Betracht kommen, im wesentlichen ein einheitlicher. Im Mittelpunkt steht überall die Zucht des Rindviehs. Sein Erwerb bildet ein Hauptziel der im Rigveda geschilderten Kämpfe (vgl. oben p. 104). Im Sanskrit bedeutet daher *gávishṭi* eigentl. „Streben nach Kühen" so viel wie „Kampf" überhaupt, *gavyán grā'ma* „rinderbegehrende Schar" ist gleich „Heer", *gó'pati* „Rinderherr" gleich „Herr", *gôpā'*, eigentlich „Rinderhütung" gleich „Wächter", letzteres übrigens vielleicht eine uralte idg. Bildung, wenn es von K. Brugmann I. F. XI, 111 mit Recht dem altsl. *župa* „Bezirk" verglichen worden ist, dessen ursprünglicher Sinn alsdann „Weiderevier" wäre (vgl. dazu J. Peisker Vierteljahrsschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905 p. 289 ff.). Ganz ähnlich wie im Sanskrit wird bei Homer *βουκολέοντο*, von *βουκόλος* „Rinderhirt", allgemein vom Weiden des Viehs gebraucht. Die gleiche wichtige Rolle spielt das Rindvieh auch im Norden Europas, wo uns kleinere und unansehnlichere, vielleicht noch die degenerierenden Spuren der Domestikation verratende Rassen entgegentreten (vgl. Tacitus *Germ.* Cap. 5: *Pecorum fecunda, sed plerumque improcera. ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis*). Oft genug werden wir uns in den folgenden Kapiteln mit der hohen wirtschaftlichen Bedeutung der Kuh als Milchspenderin, als Last- und Zugtier, aber auch als Wertmesser und Zahlungsmittel bei Brautkauf und Wergeld zu beschäftigen haben. Trotzdem ist es mit den Mitteln der Sprachvergleichung möglich (vgl. I[3], 201 ff. und unten Kap. VI), den Blick in eine Zeit

zu tun, wo vielleicht nicht das Rind, sondern das Schaf im Mittelpunkt der idg. Viehzucht stand. — Etwas zurück tritt wenigstens in den flacheren Gegenden Nordeuropas die Ziegenzucht; doch ist sie nichtsdestoweniger auch hier gut bezeugt. Nach Plinius *Hist. nat.* XXVIII, 191 bereiteten die Gallier die beste Seife aus Ziegenfett, nach Flav. Vop. Aurel. X brachte Aurelian von seinen Kriegszügen gegen Franken, Goten und Sarmaten auch 15000 Ziegen als Beute heim, und für die Slaven (Russen) sei an die Rolle erinnert, die der Ziegenbock als Opfertier in den an heidnischen Erinnerungen reichen, *koljady* genannten Weihnachts- und Neujahrsliedern[1]) spielt (vgl. z. B. Russische Volkslyrik, Ausgabe Glasunov, Petersburg 1894, Nr. 1).

Im ganzen wird also die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Haustiere in der idg. Urzeit sich von der uns in den ältesten historischen Epochen begegnenden nicht wesentlich unterschieden haben, allerdings mit einer bemerkenswerten Ausnahme, über die im folgenden ausführlicher zu handeln sein wird. Sie betrifft die Geschichte des Pferdes.

Welches war die wirtschaftliche Stellung dieses edelsten unserer Haustiere in der Urzeit? Zunächst, kann man mit Sicherheit sagen: nicht die des gewöhnlichen Zug- und Lasttiers. Diese Aufgabe fällt, wie schon oben bemerkt, in der ältesten Zeit überall dem Rindvieh zu. Wie dieses im Rigveda *anaḍ-vâh* „den Lastwagen ziehend“ heisst, so werden auch die primitiven Fahrzeuge der europäischen Nordvölker auf den römischen Darstellungen der Marc Aurel- und Trajansäule von Rindern gezogen. Besonders ist dieser Gebrauch in den Satzungen

---

1) „Geboren wurde Koljuda am Vorabend des Weihnachtsfestes jenseits des reissenden Stromes. O Koljudka, o Koljudka! Dort brennen Feuer, brennen grosse Feuer, um die Feuer stehen Bänke, eichene Bänke. Auf jenen Bänken (sitzen) Jünglinge und schöne Mädchen, sie singen Koljuda-Lieder. In ihrer Mitte sitzt ein Greis, er wetzt sein stählernes Messer. Der heisse Kessel schäumt. Neben dem Kessel steht ein Ziegenbock. Sie wollen den Ziegenbock schlachten: — „Du, Freund Hans, komm heraus, hüpf' heraus!“ — „Ich würde gern heraushüpfen, aber der glühende Stein zieht mich zum Kessel, der gelbe Sand hat mein Herzblut ausgesaugt.“ Mit Recht erblicken wohl die Forscher in diesen Versen die Erinnerung an ein heidnisches Ziegenopfer. Vgl. Kap. XV: Religion.

es Kultus bewahrt worden, wofür es genügt, an den Wagen er argivischen Herapriesterin bei Herodot, an den der Nerthus ei Tacitus, an den Krönungswagen der merovingischen Könige sw. zu erinnern. Der erste Wagen, an den das Pferd gespannt ird, ist vielmehr der Streitwagen. Aber, wenn nicht alles ügt, haben wir es bei ihm mit einer verhältnismässig späten, den weiten Ebenen der Euphrat- und Tigrisländer entstandenen itte der Kriegsführung zu tun, die sich von hier auf dem Wege er Kulturübertragung nach Indien und Iran, aber auch nach gypten und Griechenland verbreitet hat, wo sie schon durch ildnisse der mykenischen Zeit bezeugt ist. Merkwürdig ist ır, dass sie vereinzelt auch im Norden unseres Erdteils erscheint. inerseits wird ein Streitwagen, vor dem Gefangene geführt erden, schon auf einem der schwedischen Felsenbilder des onzezeitalters dargestellt (vgl. Montelius Die Kultur Schwe-ens[2] p. 74), andererseits weiss sowohl Herodot (V, 9) hinsicht-h der von ihm nördlich des Ister lokalisierten Sigynnen, wie ch Cäsar (IV, 33) hinsichtlich der britannischen Kelten von m Gebrauch des Streitwagens zu berichten. Auch auf dem llischen Festland weisen Eigennamen wie der des Volkes der *edones* (gall. *reda* „der Wagen") oder *Eporedorix*, wörtlich König der Pferdewagen", auf seinen einstigen Gebrauch hin. leichwohl tragen wir Bedenken, mit Winternitz (Beilage zur lg. Z. 1903, p. 243) den Streitwagen schon dem idg. Urvolk zusprechen, da er schon für die Urzeit eine Technik des agenbaus voraussetzen würde, wie wir sie in jenen alten metall-sen Zeiten schwerlich erwarten dürfen (vgl. Kap. XI). Viel ahrscheinlicher scheint es uns daher, diese auch im Norden ıropas uns stellenweise begegnende Verwendung des Streit-agens als den Überrest einer grossen, mit der Verbreitung der onze verbundenen, vom Süd-Osten unseres Erdteils ausgehenden ulturentlehnung zu betrachten, eine Annahme, die durch den ınd grosser gespeichter, auf orientalisches oder griechisches ırbild hinweisender Bronzeräder in Ungarn, Süddeutschland d Frankreich eine gewichtige Stütze erhält.

Aber auch ein eigentliches Reitervolk können die Indo-rmanen schwerlich gewesen sein. Nicht als ob die Kunst des eitens nicht schon in den ältesten Denkmälern, namentlich im vesta, aber auch in den homerischen Gedichten und im Rig-

veda erwähnt[1]) würde. Allein auffallend ist, wie spät bei den einzelnen idg. Völkern die Ausbildung einer eigentlichen Reiterei hervortritt. In Athen gab es noch zur Zeit der Schlacht bei Marathon nur wenige Familien, die Pferde, und zwar zu Sports-, nicht zu Kriegszwecken hielten, und im Norden hebt Tacitus, obgleich er und Cäsar einige germanische Reitervölker wie die Bataver und Tenkterer kennt, doch Germ. Kap. 6 ausdrücklich hervor: *In universum aestimanti plus penes peditem roboris*, ja Kap. 46 stellt er die Neigung der Slaven (*Venedi*) zum Fusskampf geradezu als ein Charakteristikum dieses Volkes hin, das sie von den Sarmaten (*in plaustro equoque viventibus*) ebenso wie die Germanen unterscheide.

Allein auf der andern Seite steht doch der an sich möglichen Annahme, dass die Indogermanen das Pferd nur in wildem Zustand gekannt hätten, die Tatsache gegenüber, dass das Pferdeopfer bei allen idg. Völkern, den vedischen Indern, Iraniern, Preussen, Slaven, Germanen, bei einzelnen griechischen Stämmen, bei den Römern, wo wenigstens dem Mars ein Pferd geopfert wurde, bei den Illyriern, bei denen es einen „Pferde-Jupiter“ (*J. Menzana*: alb. *mes* „Füllen“ aus **mandia*, vgl. lat. *mannus* „Pony“, bask. *mando* „Pferd“ oder „Maultier“) gab, aufs beste bezeugt ist. Denn da wir später (Kap. XV) sehen werden, dass als Opfergaben an die Himmlischen fast ausschliesslich Haustiere verwendet werden, so spricht das soweit verbreitete Pferdeopfer allerdings dafür, dass das Tier schon in der Urzeit in einem gewissen Verhältnis zum Menschen gestanden habe. Es bleibt unter diesen Umständen nur die Annahme übrig, dass das Pferd damals noch in kleineren oder grösseren Herden (vgl. altsl. *stado*, lit. *stodas* „Pferdeherde“ = ahd. *stuot*) abseits

---

1) Für erstere kommen in Betracht Od. 5, 371, Il. 10, 513 und 15, 679, für letzteren namentlich V, 61, 2:

*kvà vô' 'çvâḥ kvâ' bhî'çavaḥ* wo sind Eure Pferde, wo die Zügel?
*kathám̱ çêka kathā́ yaya* wie konntet Ihr's, woher kamt Ihr?
*pṛshṭhê' sádô nasô'r yámaḥ* auf dem Rücken der Sitz, in den Nüstern der Zaum,
*jaghánê cô'da êshâm̱* auf dem Hinterteil ihre Peitsche (?).
*vi sakthā́'ni ndrô yamuḥ* die Männer spreizten die Schenkel auseinander,
*putrakṛthê' ná jánayaḥ* wie die Weiber bei der Kinderzeugung.

Vgl. Müller *Biographies of words* p. 116.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] als [illegible] Vaterland des Maultiers. [illegible] diejenigen, welche zuerst die Vermischung der Esel mit Stuten [illegible]stande gebracht hätten (vgl. Il. II. 852 und [illegible]). Das Maultier ist daher aus dem pontischen Kleinasien [he]rvorgegangen. Vielleicht lässt sich hier auch für den lateinischen Namen des Tieres, *mūlus*, eine Anknüpfung finden. Dieser [ve]reinigt sich, wenn aus **mus-lo-s* entstanden, zu einer Gruppe [mi]t alb. *mušk* „Maultier", friaul. *muss*, venez. *musso* „Esel" ([v]gl. auch rumän. *mușcoiu*) und altsl. *mŭsgŭ*, *mĭskŭ* „Maultier",

Wörtern, denen nach einer ansprechenden Vermutung, ebenso wie dem lat. *mūlus*, ein Stamm *mus-* (*Μυσός*) „der Myser" zugrunde liegen würde[1]) (vgl. G. Meyer I. F. I, 322 und oben p. 50).

Dem gegenüber wird der Esel nur an einer einzigen Stelle der homerischen Gedichte, nämlich Il. XI, 558 genannt, wo der Telamonier Ajax mit ihm verglichen wird. Wir tun gut, uns hierbei zu erinnern, dass der wilde Esel im Orient für ein Bild der Kraft und des Mutes gilt, so dass der Kalif Mervan den Namen „Esel Dschesiras", d. i. Mesopotamiens, führte. In keinem Fall kann also der Esel zu den Haustieren der homerischen Epoche gehört haben. Unter diesen Umständen ist es nun gewiss auffallend, dass das früher auftretende Maultier nach dem späteren Esel benannt ist: *ἡμίονος* : *ὄνος* „Halbesel" : „Esel". Ich kann mir dies nicht anders erklären als durch die Annahme, dass die Hellenen, als sie sich selbst der Zucht von Maultieren zuwandten, einzelne Esel oder Eselinnen lediglich zum Beschälen oder Beschältwerden aus der Fremde einführten (vgl. phokäisch *μυχλός*, nach Hesych „der zum Zwecke des Beschälens eingeführte Esel", wohl : scrt. *muc* „semen profundere", griech. *μύκλος· λαγνός, ὀχευτής* etc.), die viel zu kostbar waren, um der Feld- und Hausarbeit zu dienen. Hiermit stimmt überein, dass in der ältesten an Homer anschliessenden Lyrik der Esel eher als Zuchttier, denn als Haustier erscheint, worüber ich K. Z. XXX, 374 ff. gehandelt habe. Die erste sichere Erwähnung des Esels als eines solchen finde ich bei Tyrtäus (fr. 6 Bergk):

> *ὥσπερ ὄνοι μεγάλοις ἄχθεσι τειρόμενοι*
> *δεσποσύνοισι φέροντες ἀναγκαίης ὑπὸ λυγρῆς*
> *ἥμισυ παντὸς ὅσον καρπὸν ἄρουρα φέρει.*

Leider ist der griechisch-lateinische Name des Esels selbst (*ὄνος* — *asinus*) noch nicht aufgeklärt. Was wir nach dem bisherigen am ehesten erwarten dürften, wäre ein pontisch-kleinasiatisches Wort; denn von wo die Alten die Sprösslinge des Esels und Pferdes kennen lernten, da muss auch der Esel seit alters einheimisch gewesen sein. Nun begegnet im Armenischen als Benennung des Esels *ēš*, ein Wort, das dem nichtindogermani-

1) Andere sehen lat. *mūlus* (*muscellus*) als urverwandt an mit griech. *μυχλός*, aus dem es in keinem Fall entlehnt sein kann. Vgl. zuletzt Walde Lat. et. Wb. p. 399; doch macht eine solche Annahme bis jetzt kulturhistorisch unüberwindliche Schwierigkeiten.

chen Altarmenischen entstammen könnte, und das im Sumero-
kkadischen *anšu*, *anši* wiederkehrt (vgl. turko-tat. *ešek*, *ešik*
Esel"). Aus einer derartigen Form mit verstelltem Nasal **as-no*,
*as-ino* könnte nun das griechische *ὄνος* (**ὀσ-νο*) und das latei-
ische *asino* durch thrakisch-illyrische Vermittlung hervorgegangen
in, auf welch letztere auch der Umstand hinweisen könnte,
ass das Tier auf antiken, namentlich mazedonischen Münzen
nd Gemmen in Verbindung mit Bakchos und Seilenos, von
eben umgeben auftritt. Es könnte also mit dem Dionysosdienst
on Nord-Osten in die Balkanhalbinsel und weiter westlich
ewandert sein (vgl. Imhof-Blumer und O. Keller Tier- und
flanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Alter-
ms und oben p. 50).

In jedem Fall scheint mir der angegebene Ausgangspunkt
chlich und sprachlich wahrscheinlicher, als die von V. Hehn
it Anschluss an Th. Benfey vertretene Entlehnung von *ὄνος*
- *asinus* aus dem Semitischen, hebr. *'âtôn*, ursem. *'atânu*
Eselin"[1]).

Die nordeuropäischen Namen des Tieres altir. *assan* (agls.
*ssa*), got. *asilus*, agls. *eosol* (*l* aus *n*) und aus dem Germani-
chen wieder altsl. *osĭlŭ*, lit. *ãsilas* weisen sämtlich als Lehn-
örter auf das lat. *asinus* hin, wie auch ir. *múl* und ahd. *mûl*
ltn. *múll*, agls. *múl*) aus lat. *mûlus* stammen.

Niemals in den eigentlichen Dienst der europäischen Indo-
ermanen ist bekanntlich das Kamel getreten, dessen semitischer
ame *κάμηλος* (= lat. *camêlus*) erst in dem Zeitalter der Perser-
riege in Griechenland bekannt geworden zu sein scheint. Die
rste Erwähnung findet sich Aesch. *Suppl.* 285. In hohem
rade auffallend ist daher die germanisch-slavische Bezeichnung
ieses Tieres: got. *ulbandus*, altn. *ulfalde*, ahd. *olbento*, agls.
*lfend* = altsl. *velĭbądŭ*, russ. *velbljúdŭ* usw., insofern diese

---

1) So jetzt auch Walde Lat. et. Wb. p. 47; dagegen trennt
rellwitz Et. W.[2] p. 332 griech. *ὄνος* von lat. *asinus* und stellt ersteres
ach A. Fick zu lat. *onus* „Last" (?). Wenn aber der Esel ursprüng-
ch gar nicht ein „Lasttier" war? — H. Pedersen K. Z. XXXIX, 449
ennt armen. *êš* von sumerisch *anšu* und stellt es (vgl. auch K. Z.
XXVIII, 197, 205) als urverwandt zu der idg. Sippe von lat. *equus*;
och gibt er wenigstens für lat. *asinus* die Möglichkeit einer Entleh-
ung aus dem Armenischen zu.

Namen in jedem Fall beweisen, dass das Tier sehr früh in dem Gesichtskreis der genannten beiden Völker erschienen sein und sich in demselben erhalten haben muss. Vernünftigerweise wird man als Vermittler dieser ersten Bekanntschaft mit dem Kamel für Slaven und Germanen nur an turko-tatarische Stämme denken können, in deren Sprachen sich ein gemeinsamer Name für das Tier (*töbe*, *töve*) findet, und unter deren Herrschaft die Slaven sehr frühzeitig und wiederholt geraten sein mögen (vgl. J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-Tataren und Germanen, Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905). Alsdann würde der Ausgangspunkt der oben genannten Wortreihe im Slavischen zu suchen sein, aus dem altsl. *velĭbądŭ* — got. *ulbandus* sich, wie es scheint, als „Riesenwesen"[1]) deuten lässt, eine für die innerhalb der europäischen Tierwelt so ungeheuerliche und fremdartige Erscheinung des Kamels gewiss an sich verständliche Bezeichnung.

Wenden wir uns nunmehr zu den arischen Indogermanen, so geht die Geschichte des Esels und Kamels bei ihnen in ein weit höheres Altertum hinauf, als in Europa. Allerdings wage ich nicht zu entscheiden, ob wir die Zähmung beider Tiere bereits der arischen Periode zuschreiben dürfen; denn da sert. *khdra* „Esel" = aw. *χara* (kurd. *ker*, afgh. *χar* usw.) erst in der späteren Literatur auftritt, scrt. *úshṭra* = aw. *uštra* (npers. *uštur*, vgl. oben p. 135) „Kamel" aber im Veda noch eine zahme und eine wilde Büffelart bezeichnet und erst später mit Kamel zu übersetzen ist, so ist mit diesen beiden Gleichungen in dieser Beziehung nicht allzuviel anzufangen. Geiger *Muséon* p. 28 ff. (vgl. dazu Spiegel Die arische Periode p. 94, 51) ist

---

1) Altsl. *velĭbądŭ*, **veli·bondo s* möchte ich aus altsl. *velij* „gross" (vgl. altsl. *velĭ-moža* „der Magnat", poln. *wielgolud* „Riesenmensch", russ. *velikánŭ* „Riese") und einem aus dem Präsens-Futurum altsl. *bądą* = russ. *búdu* (*sum*) „ero" erschliessbaren **bondo-s* „das Wesen" erklären. Zu dem letzteren Stamm gehört auch russ. *búdenĭ* „der Wochentag" aus **bond(o)dĭnĭ*, wörtlich „der eigentliche Tag" (*nastojáščij denĭ*) im Gegensatz zum Festtag (*prázdĭnikŭ*, eigentl. der „leere, müssige Tag"). Durch welche Lautverhältnisse bei der Entlehnung des slavischen Wortes in das Germanische **veli-* in **ul-* überging, vermag ich allerdings nicht zu sagen; doch wird man bei solchen Entlehnungen schwerlich durchaus gesetzmässige Erscheinungen erwarten dürfen.

der Ansicht, dass dieselben noch die wilden Arten bezeichnet hätten. Die Inder hätten dann nach ihrer Einwanderung in das Pendschab das Kamel aus dem Gesichtskreis verloren und mit dem freigewordenen *úshṭra* eine Büffelart benannt, bis sie das zahme (zweihöckrige) Kamel auf dem Wege des Handels und Verkehrs von Baktrien her wieder kennen lernten. Wie sich dies aber auch verhalten möge, in jedem Fall gehört der Esel zu dem ältesten Bestand an Haustieren, der bei Iraniern und Indern zu erreichen ist. Bei den ersteren ist er das wenigst wertvolle unter dem *staora* „Grossvieh“ : Esel, Rind, Ross, Kamel (vgl. Bartholomae Altir. W. p. 532). Höher steht er in Indien. Die altvedischen Bezeichnungen des Tieres sind *gardabhá* und *rā́sabha*, ersteres (nach Uhlenbeck) zu *gárdā* „geil“, letzteres zu *rása* „Samenflüssigkeit“ gehörend (vgl. oben griech. μυχλός etc.), so dass also auch diese Namen auf die ebenso bei den Griechen von Simonides von Amorgos hervorgehobene Neigung des Esels zu den ἔργα ἀφροδίσια bezug nehmen. Namentlich die Açvinen, die Gottheiten des Morgenstrahls, erscheinen auf einem Eselsgespann Rgv. 1, 34, 9; 8, 74, 7); auch in der Mythologie des Awesta wird ein Esel, der im Weltozean steht, genannt. Hingegen wird das Maultier noch nicht, weder im Awesta, noch im Rigveda erwähnt. Über sein späteres Auftreten in Indien unter dem Namen *açvatará* (: *áçva* „Pferd“) wurde schon oben p. 48 gesprochen. Wie sich zu diesem indischen Wort die neuiranischen Formen npers. *ester*, pehl. *astar*, kurd. *istîr* (**aspatara*?) verhalten, ist nicht ganz aufgeklärt.

Als chronologisch letzter Erwerb vierfüssiger Haustiere ist in Europa wie in Asien die Katze anzusehen, deren in ein hohes Altertum in Ägypten zurückgehende Zähmung ebenso wie ihre Ankunft im *imperium Romanum* wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten der Völkerwanderung V. Hehn eingehend dargestellt hat. Freilich ist es schwierig, genau festzustellen, wann zum erstenmal *cattus*, *catta* von der gezähmten Hauskatze gesagt ist. Mit Bestimmtheit ist dies erst um 600 in einer Nachricht des Diakon Johannes über Gregor den Grossen der Fall (vgl. K. Sittl Wölfflins Archiv V, 133 ff.), der eine *cattam quasi cohabitatricem in suis gremiis refovebat*. Um die Geschichte des Tieres richtig zu verstehen, muss festgehalten werden, dass die Vorläufer der Katze in Europa zunächst das Wiesel oder die

nahverwandten Marder und Iltis gewesen sind, deren urverwandte Namen im ersten Kapitel mitgeteilt sind. Und zwar gilt dies ebenso von der Rolle, welche das Wiesel in Mythologie und Aberglauben des Altertums spielt[1]), wie von der Bedeutung, welche dasselbe als „Mäusefängerin" (lat. *mustēla*, anders Walde, Lat. et. Wb. p. 401) hat. In beiden Beziehungen ist die zahme, ägyptische Hauskatze die Nachfolgerin des Wiesels[2]) geworden, und so ist es gekommen, dass zahlreiche Namen des letzteren, wie griech. *αἴλουρος* und lat. *faeles* zur Benennung der ersteren gebraucht worden sind. Nach V. Hehn wäre mit der Ankunft der zahmen Hauskatze in Europa in der lat. Volkssprache eine besondere Bezeichnung für dieselbe aufgekommen: mlat. *cattus*, *catta* (: *catulus*), eigentlich „Tierchen". Dieses neugebildete Wort sei die Quelle der Ausdrücke für *felis domestica* im ganzen mittelalterlichen und neueren Europa geworden. Dem gegenüber ist hervorzuheben, dass die germanischen Sprachen in ihrem ahd. *chazza*, *chataro* (darüber F. Kluge Paul und Braunes B. XIV, 585, vgl. auch nhd. *kitze*), ebenso wie die keltischen in ihrem altir. *cat*, cymr. *cath*, bret. *caz* (**katto-s*) sehr altertümliche, kaum auf Entlehnung deutende Bildungen aufweisen. Auf dasselbe führt eine andere Betrachtung.

Im Mlat. bezeichnete *cattus*, *catus* ausser Katze (vgl. Du Cange II[2]) noch etwas anderes, nämlich eine Art von Laufganghütten, unter deren Schutz man sich den feindlichen Mauern näherte. In diesem Sinne ist *cattus* offenbar wie lat. *cuniculus* „Kaninchen" und „Minengang" zu beurteilen: das Bild ist hergenommen von der schleichenden List, mit welcher die Katze das Nest des Vogels oder das Lager des Hasen angreift. Diese Kriegsmaschine findet sich nun schon bei dem Kriegsschriftsteller Vegetius erwähnt, wo es *lib.* IV, *cap.* 15 nach der wahrscheinlichsten Lesart heisst: *vineas dixerunt veteres, quas nunc militari barbaricoque usu Cattos vocant.* Diese Laufganghütten hiessen also bereits im IV. Jahrh. im Barbarenmunde *catti*, und so scheint es auch von dieser Seite wahr-

---

1) Man denke z. B. an die Unglück bedeutende, über den Weg laufende Katze, die ganz die Stelle des Wiesels im Altertum vertritt.

2) Vgl. Wiesel und Katze, ein Beitrag zur Geschichte der Haustiere von Dr. B. Placzek (Sonderabdruck aus dem XXVI. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn). Brünn 1888.

scheinlich, dass unter diesem Worte nicht ein lat. *cattus* im Sinne von „Tierchen", sondern ein keltisch-germanisches **katto-s*, **kattâ* verborgen ist, das ursprünglich die wilde, der Göttin Freya neben Eber und Falke als Zugtier geweihte Katze bedeutete und dann auf die *felis domestica* übertragen wurde (so auch Walde p. 105). Das Wort ging dann, ebenso wie es mit der Benennung des Marders (agls. *meard* : mlat. *martes* geschehen ist (vgl. Vf. B. B. XV, 130), in das Mittellateinische und Romanische (it. *gatto*, frz. *chat*) über und ist dann von hier oder auch direkt von germanischem Boden aus in die Sprachen des übrigen Europa eingewandert (gemeinsl. *kotŭ* „Kater", lit. *katė̃* „Katze", *kátinas* „Kater", ngr. *κάττης, κάττα* usw.).

In Indien scheint man den Nutzen der Katze (scrt. *mârjârá* und *riḍâla*) als der Mäusefängerin sehr spät kennen gelernt zu haben. Pânini, welcher eine bestimmte Regel aufstellt, nach der Komposita aus den Namen sprichwörtlich feindlicher Tiere gebildet werden sollen, nennt unter diesen weder Katze und Hund, noch Katze und Maus. Ja, selbst in der ursprünglichen Fassung des Pancatantra scheint der Falke und nicht die Katze als Feind der Maus gegolten zu haben (vgl. M. Müller Indien p. 227—234).

---

Wir wenden uns nunmehr zweitens zu der Frage, ob aus der im vorigen Kapitel besprochenen Vogelwelt die eine oder die andere Art bereits in der Urzeit in die Zucht des Menschen übergegangen war. Hierbei liegen in archäologischer und linguistischer Hinsicht die Dinge so, dass die in neolithischen Schichten aufgefundenen Vogelknochen bis jetzt nirgends auf die Domestikation der betreffenden Individuen haben schliessen lassen, dass aber für zwei Vogelarten, nämlich für die Gans: scrt. *haṁsá*, griech. *χήν*, lat. *anser*, ahd. *gans*[1]), lit. *żą̃sis*, altpr. *sansy*

1) Slav. **gonsĭ, gusĭ* dürfte seines Anlauts wegen aus dem Germanischen entlehnt sein. Auch scheint mir diese Annahme sehr gut zu dem zu stimmen, was Peisker a. a. O. neuerdings über die ältesten Beziehungen der Germanen und Slaven ausgeführt hat. Das germanische Wort wird damals, d. h. zur Zeit der Entlehnung schon die zahme Gans bezeichnet haben, die die Slaven noch nicht kannten. Armen. *sag* (vgl. Lidén Armen. Studien p. 81) gehört nicht hierher.

und für die Ente: scrt. *âtí*, griech. *νῆσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut*, altsl. *ąti*, lit. *ántis* unzweifelhaft idg. Gleichungen sich finden. Natürlich können die letzteren sich aber auf die wilden, vielleicht als Jagdtiere besonders geschätzten Arten bezogen haben, und die historischen auf die Zähmung des Geflügels bezüglichen Nachrichten machen es im hohen Grade wahrscheinlich, dass dies der Fall war.

Weder im Awesta, noch im Rigveda, noch in der Ilias werden Gans und Ente als Haustiere genannt. Im Gegenteil wird z. B. Rgv. VIII, 35 der *haṁsá* auf gleiche Stufe mit Falken und Haridravögeln genannt (vgl. v. 8: *haṁsâ'u iva patathó adhvagâ'u* „Ihr fliegt wie zwei Wandergänse"), und wird in der Ilias der *χήν* in eine Reihe mit Kranichen und wilden Schwänen gestellt (z. B. II, 460: *χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δουλιχοδείρων*). Erst in der Odyssee (XIX, 536 ff.) wird erwähnt, dass sich Penelope eine kleine Herde von 20 Gänsen hält, die ihr, wie es scheint, aber auch mehr zur Freude, als zum Nutzen dienen (*καί τέ σφιν ἰαίνομαι εἰσορόωσα*). Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang auch eine Nachricht, die wir Cäsar verdanken, der von den britannischen Kelten *de bell. Gall.* V, 12 berichtet: *Leporem et gallinam et anserem gustare fas non putant, haec tamen alunt animi voluptatisque causa.* Es ergibt sich also, dass man im damals keltischen England noch um Christi Geburt Huhn und Gans nicht als Nutztiere, wohl aber als Luxustiere hielt und sie mit einer gewissen religiösen Scheu (*gustare fas non putant*) umgeben hatte[1].

Namentlich die Geschichte des Huhns und der Taube ist es, an der sich zeigen lässt, dass es zunächst religiöse Vorstellungen waren, die das Geflügel allmählich an den Haushalt des Menschen gewöhnten. Was das erstere betrifft, so tritt uns der körperlich aus Indien stammende Haushahn im Awesta bereits unter zwei Namen, einem profanen *kahrka* (vgl. oben p. 139) und einem priesterlichen *parôderes* entgegen, letzteres den

1) Von den alten Preussen berichtet noch Matthäus Prätorius in seinen *Deliciae Prussicae* p. 37: „Die Nadraver halten noch einen Hahn und Henne vor heilig, die sie in ihren *Inkurtuwen* oder Einsegnung ihrer Häuser zuerst ins Haus lassen; diese werden gehegt und nicht geschlachtet noch gegessen, aber darum nicht vor Götter gehalten."

„voraus schauenden“, sc. das Licht des Tages, „den Propheten“ bedeutend. Er ist der Verkündiger des Morgens, das Symbol der Sonne, ein heiliges Tier (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 367), sei es, dass dieser Kult in Iran selbst entstanden ist, sei es, dass er aus dem Lande uralter Sonnenverehrung, aus Babylonien stammt, von wo uns mehrere Abbildungen mit betenden Priestern vor im Osten erscheinenden Hähnen bekannt sind (vgl. Layard Ninive und Babylon, übersetzt von Zenker p. 410, 411). Mit der Ausbreitung der persischen Herrschaft wird das Tier dann in Kleinasien und damit im Gesichtskreis der Hellenen erschienen sein, unter denen Theognis (um 540) seiner zuerst gedenkt:

*ἦμος ἀλεκτρυόνων φθόγγος ἐγειρομένων.*

Von dieser Zeit an wird der Hahn, auf uns leider unbekannten Wegen, sich auch im Norden Europas verbreitet haben, überall verehrungsvoll begrüsst als „Sänger“ (vgl. got. *hana* : lat. *canere*, ir. *cailech* : lat. *calare*, lit. *gaidỹs* : *gĩedóti* „singen“, altsl. *pětlŭ* : *pěti* „singen“) des Morgens und Vertreibers der nächtlichen Dämonen, eine Eigenschaft nicht hoch genug zu schätzen in jener uhrenlosen Zeit, da die Nacht voll von Schrecknissen war. Noch heute sind im russischen Volkslied Zeitbestimmungen wie *sŭ véčera do kurŭ* „vom Abend bis zu den Hähnen“, *sŭ částychŭ kurŭ do svétú* „von den häufigen Hähnen bis zum Licht“ (vgl. griech. *περὶ ἀλεκτρυόνων ᾠδάς* oder lat. *gallicinium* usw.) ganz gewöhnlich (vgl. auch Kap. VII: Zeitteilung am Schluss). Zum eigentlichen Nutztier wird das Huhn sich im Norden erst nach verhältnismässig spätem römischen Beispiel entwickelt haben, wie u. a. mehrere dieses Gebiet betreffende römische Lehnwörter im Germanischen (ahd. *pfiffiz* „der Pips“ aus lat. *pituita*, ahd. *mûzzôn* „mausern“ aus *mûtare*, ahd. *pflûma* „Flaum“ aus *plûma* etc.) zeigen.

Wie der Haushahn seine Zähmung dem Kult orientalischer Sonnengottheiten verdankt, so ist die Taube als Haustier aus dem Dienst der semitischen Göttin des Naturlebens, der Zeugung und des Todes, assyr. *Ištar*, kan. *ʿAštor*, *ʿAštoret*, griech. *Ἀστάρτη* hervorgegangen und so zum Attribut der mit jener semitischen Gottheit verschmolzenen griechischen Aphrodite geworden. In dieser Eigenschaft erscheint sie bereits auf mykenischen Kunstwerken, und auch bei der Il. XI, 632 ff. gegebenen

Beschreibung des Bechers des Nestor, auf dessen Henkeln zwei goldene Tauben sitzen, ist wohl bereits an ein dem Menschen vertrauteres Tier zu denken. Die eigentliche, weisse Haustaube aber dürfte nach einer von Athenäus IX, 394 erhaltenen Notiz des Charon von Lampsacus erst nach dem Untergang der persischen Seemacht am Vorgebirge Athos in Griechenland erschienen sein, nach Hehn vielleicht von gescheiterten phönizischen Schiffen ausgehend. Ein Nutztier ist sie in Europa wohl erst spät geworden. Noch nach dem Capitulare Karls des Grossen *de villis* werden *turtures* nur *pro dignitatis causa* gehalten. In der noch vielfach dunklen Terminologie des Tieres begegnen zwei nicht unwichtige Entlehnungsreihen: lat. *columba*, ir. *colum*, agls. *culufre* (*columbula*) und scrt. *kapô'ta*, npers. *kapûtar* (vgl. *kabûd* „blau"), *kautar*, afgh. *kewter*, kurd. *kotir* — altpr. *keutaris* „Ringeltaube", die wohl auf einige der Wege hinweisen, auf denen die Zucht des Tieres sich in Europa verbreitete.

---

Blicken wir zurück, so hat sich ergeben, dass der ältesten Viehzucht der Indogermanen der Esel und das Kamel, deren ursprüngliche Wohnsitze sich auf die semitischen Wüstenländer und die Steppen des zentralen Asien beschränken, fremd waren, dass ihnen hingegen das Pferd, dessen Urheimat einstmals ganz Europa mit umfasste, bekannt war. Dem gegenüber finden wir, dass bei denjenigen Völkerstämmen, deren Ursprünge mit Sicherheit in Asien zu suchen sind, urverwandte Namen für alle drei Tiere vorhanden sind. Dies gilt sowohl von den Semiten (assyr. *sîsu*, hebr. *sûs* „Pferd"; assyr. *gammalu*, hebr. *gâmâl* „Kamel"; assyr. *atânu*, hebr. *'âtôn* „Eselin"; assyr. *imêru*, hebr. *ḥămôr* „Esel"), wie auch von den Turko-Tataren (*at* „Pferd", *töbe* „Kamel", *ešek* „Esel"; vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes). Es läge daher der Schluss nahe, die älteste Heimat der Indogermanen zwar innerhalb der Verbreitungssphäre des Pferdes, aber ausserhalb derjenigen des Esels und Kamels, also nicht in der Nähe der Semiten und Turko-Tataren, also überhaupt nicht in Asien zu suchen, wenn eben nicht die Möglichkeit (I³, 161) bestände, dass auch die Indogermanen einstmals Esel und Kamel in wildem Zustand gekannt und später die Tiere auf ihren Wanderungen aus den Augen

verloren hätten. Immerhin würde bei einer solchen, an sich möglichen Annahme es auffallend bleiben, warum die Indogermanen nicht, wie die Turko-Tataren und Semiten, das so bequeme und nützliche Kamel sich schon in der Urzeit dienstbar gemacht haben, so dass man jedenfalls die geschilderten Verhältnisse *besser* bei einer europäischen, als bei einer asiatischen Heimat der Indogermanen verstehen kann.

Bedeutsamer ist, was wir in diesem Kapitel über den Kreis der ältesten idg. Haustiere ermittelt haben, für die Beurteilung der Wirtschaftsstufe, auf der das Urvolk stand, ein Punkt, zu dem wir in Kap. VI zurückkehren werden.

---

## IV. Kapitel.

# Waldbäume.

**Arisch-europäische und europäische Baumnamen. Die Frage der Urheimat. Die Baumseele. Wald und Tempel. Griech. *νηός* und *ναός*. Die Eiche der Baum des höchsten Gottes. Pfahlkultus. Wo entstand der Baumkultus?**

Aus der die Indogermanen umgebenden Pflanzenwelt sollen hier nur die Namen der Waldbäume herausgegriffen werden, insofern man aus ihnen seit alters Schlüsse auf die Urheimat und Wanderungen der Indogermanen zu ziehen versucht hat. Ein grosses Hindernis, das diesem Beginnen im Wege steht, ist freilich die bedeutende Veränderlichkeit der etymologischen Reihen dieses Gebietes in ihrer Bedeutung, wie schon I³, 184 hervorgehoben wurde. Sogar in ganz nahe verwandten Sprachen, ja auf demselben Sprachgebiet treten uns oft dieselben Wörter in verschiedener Bedeutung entgegen. So bezeichnet z. B. altpr. *invis* die Eibe, lit. *jëwà* den Faulbaum, slav. *iva* die Weide. Im Litauischen selbst schwankt *ëglė, ëglius* zwischen den Bedeutungen „Eibe“ und „Tanne“. Altsl. *smrŭčĭ* ist der Wachholder, *smrěča* die Zeder, čech. *smrk* die Fichte, kleinruss. *smerek* die Tanne. Altsl. *brěstŭ*, russ. *berestŭ* bedeuten „Ulme“, bulg. *brěst* auch „Birke“ (vgl. russ. *berësto* „Birkenrinde“) usw. Unter diesen Umständen steht nichts der Annahme im Wege, dass schon in der idg. Grundsprache, namentlich wenn wir annehmen, dass dieselbe auf einem verhältnismässig grossen geographischen Gebiet gegolten habe, einzelne Baumnamen verschiedene Bedeutungen gehabt haben könnten, ein Gesichtspunkt, der sich für unsere weiteren Betrachtungen als wichtig erweisen wird.

Im folgenden soll nun zunächst eine Übersicht über die etymologisch verwandten Baumnamen der idg. Sprachen gegeben werden, und zwar in der Weise, dass zuerst die den europäischen und arischen Sprachen gemeinsamen, dann die sich auf

die europäischen Sprachen (und das Armenische) beschränkenden Gleichungen aufgeführt werden.

### A. Europäisch-arische Baumnamen.

1. Der verbreitetste Baumname der idg. Sprachen ist an lie Stämme *dru*, *deru*, *doru* etc. geknüpft und zeigt im wesentichen drei verschiedene Bedeutungen, nämlich: a) „Baum", ‚Holz", z. B. scrt. aw. *dru* „Baum", scrt. *dâ'ru*, aw. *dâuru* ‚Holz", altsl. *drŭvo*, *drévo* „Holz", alb. *drû* „Holz, Baum", got. *riu* „Baum"; b) „Eiche", z. B. griech. *δρῦς*, maked. δάρυλλος, r. *dair*, *daur*; c) „Kiefer" oder „Föhre", z. B. lit. *derwà* ‚Kienholz", lett. *darwa*, altn. *tjara*, agls. *teoru* „Teer", altn. *yrr* „Föhre", *tyrve* „Kienholz" (lat. *larix* „Lerchenbaum"?). Nun ist oft über die Frage gehandelt worden, welches die älteste lieser drei Bedeutungen sein möchte, zuletzt und am ausführichsten von H. Osthoff Parerga I („Eiche und Treue"). Dieser Gelehrte gelangt zu der Überzeugung, dass von der Bedeutung ‚Eiche" auszugehen sei, und zwar einerseits, weil er in derartigen Fällen überhaupt die besondere Bedeutung für älter als lie allgemeine hält[1]), und andererseits weil er gegenüber dem on ihm scharfsinnig und überzeugend geführten Nachweis, dass n den idg. Sprachen von den Stämmen *dru-*, *deru-*, *doru-* zahlreiche Adjektive etc. für die Begriffe „fest, hart, stark, treu" vgl. z. B. lit. *drútas* „stark, fest", ir. *derb* „sicher, gewiss", scrt. *dâruṇá* „hart", got. *triggws* „treu, zuverlässig") entsprossen sind, der an sich richtigen Ansicht ist, dass derartige Bedeutungsübergänge nicht sowohl auf den Begriff des Holzes an sich, als vielmehr auf den des festen Holzes, des Kernholzes, das wäre nach ihm eben die Eiche, zurückführen. Da nun aber auch die Kiefer (vgl. Brockhaus' Konversationslexikon s. v. Holz und Kiefer) zu den „Kernholzbäumen" gehört und ihr Holz, namentlich bei gewissen Arten und bei älteren Bäumen, an Härte kaum hinter dem der Eiche zurücksteht, da ferner in der oben auf-

---

1) Vgl. dazu I³, 184 Anm. 1. Wenn Osthoff Parerga I, 177 auch für altsl. *dąbŭ* (= ahd. *zimbar*) von der Bedeutung „Eiche" glaubt ausgehen zu müssen, so ist dagegen zu bemerken, dass gerade in den älteren Sprachepochen, nicht nur im Kirchenslavischen und Serbischen, sondern auch im Altrussischen (vgl. Sreznevskij *Materialy* etc.), die Bedeutung „Baum" für *dąbŭ* sehr stark hervortritt.

geführten Wortsippe die Bedeutung „Kiefer" (Teer) eine nicht geringere Rolle spielt, als die Bedeutung „Eiche", so möchte ich glauben, dass wir hinsichtlich der Urbedeutung der in Frage stehenden Wortsippe doch über ein *non liquet* nicht hinauskommen. Aber selbst wenn man für *dru, deru, doru* eine Urbedeutung „Eiche" zugeben wollte, scheint mir die hervorragende Wichtigkeit dieser Baumart weniger für die Urheimat der Indogermanen, als vielmehr für diejenigen Länder hieraus zu folgen, in deren Sprachen *dru* usw. den Sinn von Baum angenommen hätte, insofern nur in ihnen, nicht aber in der Sprache des idg. Urlandes die Eiche der Baum *κατ' ἐξοχήν* gewesen sein müsste.

Im ganzen scheint mir also die Vorstellung von „der Eichenheimat" der Indogermanen (Hoops Waldbäume p. 119) auf schwachen Füssen zu stehen, wobei natürlich mit Rücksicht auf später zu nennende Gleichungen (B, a; 1, B, c; 20) nicht geleugnet werden soll, dass der Baum in gewissen Teilen des Urlandes vorkam und durch seinen majestätischen Bau, seine Fähigkeit, besonders den Blitz anzuziehen usw., die Aufmerksamkeit der Menschen in hohem Grade auf sich lenkte.

2. Scrt. *bhûrja*, osset. *barse*, Pamird. *furz, bruǧ*, altpr. *berse*, lit. *béržas*, altsl. *brěza*, ahd. *birihha* „Birke". Auch im lat. *fraxinus, farnus* kehrt das Wort wieder, das aber hier, da die Birke in Italien, ebenso wie im übrigen Süden Europas allmählich verschwindet, die Bedeutung „Esche" angenommen hat. Lat. *betula*, wozu auch alb. *b'lětsze* gehört, ist ein Lehnwort aus dem Gallischen (ir. *bethe*). Im Griechischen findet sich aus den angegebenen Gründen gar keine Bezeichnung des Baumes. Das Vorhandensein eines Namens der Birke im Wortschatz der idg. Grundsprache beweist, dass die idg. Urheimat jedenfalls nicht in den südlichen Halbinseln Europas gesucht werden darf, ein bei so viel Unsicherheit immerhin wichtiger Punkt.

3. Aw. *vaêti*, npers. *bêd*, afgh. *vala* (scrt. *vêtasá* „Rute"), griech. *ἰτέα*, lat. *vitex*, altpr. *witwan*, lit. *wýtis*, ahd. *wîda* „Weide".

4. Scrt. *pîta-dru, pîta-dâru, pîtu-dâru*, Pamird. *pit*, griech. *πίτυς*, lat. *pinus* „ein Nadelbaum". Vgl. auch scrt. *jatu* „Lack, Gummi", agls. *cwidu*, ahd. *chuti* „Kitt, Leim", lat. *bitûmen* „Erdpech", ursprünglich wohl „Baumharz".

5. Osset. *färw, farwe* „Erle", ahd. *felawa* „Weide". Urbedeutung unsicher.

6. Einen über die Grenzen Europas hinausgehenden Baumnamen hat man neuerdings auch dadurch zu gewinnen versucht, dass man die europäischen Wörter lat. *fâgus*, ahd. *buohha* „Buche", griech. φηγός „Speiseeiche" mit dem kurd. *bûz* „Ulme" verglichen hat (vgl. Bartholomae I. F. IX, 271, Osthoff B. B. XXIX, 249 ff.). Wenn dies richtig ist, so gehen doch die Schlüsse, die Hoops Waldbäume p. 125 ff. daraus gezogen hat, zu weit. Er, wie auch Bartholomae (vgl. oben I³, 184), nehmen an, dass infolge dieser Gleichung die Urheimat der Indogermanen innerhalb der Buchengrenze (s. u.) gesucht werden müsste. Woher wissen aber die beiden Gelehrten, dass die genannten Baumnamen bei dem tatsächlichen Auseinandergehen ihrer Bedeutungen in der Ursprache den Sinn von „Buche" gehabt haben? Es ist ja richtig, dass zwei idg. Sprachen (Lateinisch und Germanisch) in dieser Beziehung übereinstimmen. Allein eine andere von Hoops p. 121 selbst angeführte Reihe von Baumnamen: griech. ὀξύη, alb. *ah* „Buche" = armen. *haçi* „Esche" zeigt dieselben Erscheinungen, und hier machen es die etymologischen, wiederum von Hoops selbst angeführten Begleiterscheinungen (vgl. u. B, a; 5) so gut wie sicher, dass nicht von der Bedeutung „Buche" auszugehen ist. Endlich könnte hier auch der schon oben angedeutete Fall vorliegen, dass die angeführte Wortreihe schon in der Ursprache die Bedeutung von „Buche" und von „Ulme" hatte, indem die Indogermanen sowohl diesseits wie jenseits der Buchengrenze wohnten (s. u.).

Einen europäisch-arischen Baumnamen hat man schliesslich aus der von mir (B. B. XV, 289) aufgestellten Gleichung scrt. *dhánvan* „Bogen" = ahd. *tanna* zu folgern; doch dürfte es auch hier schwer sein, den Ursinn derselben festzustellen (vgl. die oben p. 104 angeführte Literatur).

## B. Europäische Baumnamen

### a) die der Centum- und Satemsprachen

(vgl. über diese Einteilung der idg. Sprachen Sprachv. u. Urg. I³, 71 ff., 135 und oben p. 127).

1. Die Bekanntschaft mit der Eiche folgt aus einer gemeinsamen Benennung der Eichel: griech. βάλανος, lat. *glans* — altsl. *želądĭ*, armen. *kalin*.

2. Griech. πεύκη, ahd. *fiuhta*, ir. *ochtach* — altpr. *peuse*, lit. *puszis* „Fichte"; vgl. dazu einen gemeinsamen Namen des Peches: griech. πίσσα, lat. *pix*, altsl. *pĭklŭ*.

3. Lat. *ulmus*, ir. *lem*, ahd. *elm-boum*, altn. *álmr* — russ. *ilemŭ* „Ulme".

4. Lat. *alnus*, ahd. *elira*, altn. *ölr* —, lit. *elksnis*, altsl. *jelĭcha* „Erle".

5. Lat. *ornus*, cymr. *onnen* — lit. *ůsis*, altpr. *woasis*, russ. *jásenĭ* „Esche"; vgl. dazu altn. *askr*, armen. *haçi* „Esche", griech. ὀξύη, alb. *ah* „Buche" (oben p. 173).

6. Ahd. *aspa*, altn. *ösp* (griech. ἄσπρος „eine fruchtlose Eichenart"; im Süden verschwindet die Espe) — altpr. *abse*, lit. *apuszė*, russ. *osina* „Espe" (vgl. Hoops[1]) a. a. O. p. 122).

7. Maked. κλινότροχος, γλῖνος, ahd. *lînboum*, altn. *hlynr*, altcorn. *kelin* — altsl. *klenŭ*, lit. *klëwas* „Spitzahorn".

8. Agls. *wîce* — alb. *viϑ*, russ. *vjazŭ* „Ulme" (vgl. Hoops a. a. O. p. 261).

9. Ahd. *linta* „Linde" — russ. *lutĭë* „Lindenwald", weissruss. *lut* „Bast einer jungen Linde" (lit. *lentà* „Brett", lat. *linter* „Kahn", sc. aus Lindenholz, griech. ἐλάτη „Fichte"; in Griechenland verschwindet die Linde).

10. Ir. *fern* „Erle" — alb. *verĕ* „populus alba" (armen. *geran* „trabs"; vgl. Lidén I. F. XVIII, 485 ff.).

11. Griech. ῥάβδος („Weiden)rute", lat. *verbêna* — altsl. *vrŭba* „Weide".

12. Griech. ἄρκευθος „Wachholder" — altsl. *smrĕčĭ* id. (s. o.). Oder letzteres: armen. *mair* „pinus, cedrus"? Anders Lidén I. F. XVIII, 507.

13. Griech. κέδρος, eigentl. „Wachholder" — lit. *kadagỹs*, altpr. *kadagis* id. (Reallexikon p. 926, Lidén I. F. XVIII, 491).

1) Hoops a. a. O. verfolgt diese Reihe bis in die türkisch-tatarischen Sprachen, in denen Formen wie *apsak*, *aspak* begegnen, die nach H. nur als Entlehnungen aus iranischem Sprachgebiet verstanden werden könnten, auf dem der Baumname aber nicht bezeugt ist. Er zählt daher den Namen der Espe zu den unter A zusammengestellten europäisch-arischen Baumnamen. Allein auch das slavische *osa* muss, wie altpr. *abse* zeigt, vor gar nicht so langer Zeit noch **opsa* gelautet haben, so dass auch dieses die Quelle der turko-tat. Wörter sein kann. Vgl. auch Pedersen K. Z. XXXIX, 462.

14. Lat. *Abella* „Apfelstadt" (*malifera Abella*), ahd. *apful*, ir. *aball* — lit. *óbûlas*, altpr. *woble*, slav. *jablŭko* „Apfel".

15. Griech. *κράνεια*, lat. *cornus* „Kornelkirsche" — lit. *Kirnis* „dea cerasorum".

16. Griech. *ἄρυα· τὰ Ἡρακλεωτικὰ ἄρυα* — alb. *arre*, altsl. *orěchŭ* „Nuss".

b) Satemsprachen.

17. Lit. *lazdà*, altpr. *laxde*, alb. *l'aiϑi* „Haselnuss" (anders Lidén I. F. XVIII, 487, der die litauisch-preussischen Wörter mit armen. *last* „Holzfloss" vergleicht).

18. Altsl. *brěstŭ* etc. (s. o.) „Ulme, Rüster", armen. *barti* „Espe, Pappel" (Lidén I. F. XVIII, 490).

19. Russ. *jdlovecŭ* „Wachholder", armen. *elevin* „Zeder, Fichte" (Lidén a. a. O. p. 491).

c) Centumsprachen.

20. Lat. *quercus*, longob. *fereha* „Eiche" (neben ahd. *forha* „Föhre").

21. Griech. *αἰγίλωψ* „eine Art Eiche", ahd. *eih*.

22. Griech. *κλήϑρη* „Erle", nhd. dial. *ludere*, *ludern* „Alpen-Erle".

23. Lat. *abies*, griech. *ἄβιν· ἐλάτην, οἱ δὲ πεύκην* Hes.

24. Lat. *salix*, ir. *sail*, ahd. *salaha* „Weide".

25. Griech. *ἑλίκη*, agls. *welig* „Weide" (Hoops I. F. XIV, 481).

26. Lat. *corulus*, ir. *coll*, ahd. *hasal* „Hasel".

27. Griech. *ἄκαστος* (Hes.), lat. *acer*, ahd. *âhorn* „Bergahorn".

28. Lat. *tilia*, ir. *teile* „Linde".

29. Lat. *pirus*, griech. *ἄπιος* „Birnbaum".

30. Ahd. *wihsela* „Weichselkirsche", griech. *ἰξός*, lat. *viscum* „Mistel" (? vgl. Hoops Waldbäume p. 545 ff., Lidén a. a. O. p. 496).

Ein gemeinsamer Baumname der Centumsprachen folgt schliesslich aus der Gleichung griech. *τόξον* „Bogen" = lat. *taxus* „Eibe" (oben p. 105).

Die hier gegebenen Zusammenstellungen enthalten, wie wir schon bemerkten, im einzelnen wenig, was sich für die

Feststellung der idg. Urheimat verwerten liesse. Wie stehen die Dinge, wenn wir sie im ganzen betrachten? Das Bild, das sie uns alsdann darbieten, ist ein sehr klares: Die Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Baumnamen sind, sobald wir uns auf die Vergleichung der europäischen Sprachen beschränken, häufig (30 Nummern), sobald wir die europäisch-arischen Gleichungen ins Auge fassen, gering an Zahl[1]) (6 Nummern). Zur Erklärung dieses Verhältnisses bieten sich drei Möglichkeiten dar: entweder hatten auch die Arier einstmals an jenen europäischen Baumnamen teil und haben sie, vielleicht auf der Wanderung durch baumlose Gebiete, verloren, oder die europäischen Baumnamen stellen gegenüber den europäisch-arischen Neuschöpfungen, vielleicht auch Entlehnungen aus den Sprachen ureingesessener Völker dar, oder endlich, das Urland der Indogermanen war so beschaffen, dass sich aus dieser Beschaffenheit eine reichere Terminologie der Baumflora in den einen Teilen gegenüber einer ärmlicheren in den anderen erklärt. Was die erste dieser drei Möglichkeiten anbetrifft, so würde sie sich nur dann über den Charakter einer blossen Vermutung erheben, wenn es gelänge, solche Fälle, wie den eben angeführten: ahd. *tanna* = scrt. *dhánvan* „Bogen", Fälle also, in denen sich idg. Baumnamen in arische Waffen-, Werkzeug- und Gefässnamen geflüchtet hätten, in grösserer Anzahl nachzuweisen. Dieses ist bis jetzt nicht geschehen. Gegen den zweiten Ansatz spricht die Tatsache, dass die europäischen Baumnamen, sprachlich betrachtet, nicht den Eindruck von Neuschöpfungen oder prähistorischen Entlehnungen machen, und dass die Annahme, sie könnten aus vorindogermanischen Sprachen herstammen, sich nicht auf irgendwelche greifbare

1) Hoops Waldbäume p. 115 sagt, dass Hirt I. F. I, 477 ff. das Verdienst habe, weitere Baumnamen für die indogermanische (europäisch-arische) Urzeit nachgewiesen zu haben. Ich kann nur finden, dass der einzige neue arische Baumname, den er zum Vergleich mit europäischen a. a. O. beigebracht hat, das höchst zweifelhafte scrt. *parkati* „Ficus religiosa" = lat. *quercus* ist. Auch Hoops ist eine solche Erweiterung des europäisch-arischen Bestands an Baumnamen nicht gelungen (vgl. oben p. 174 Anm. 1). Das einzige neue, was in jüngerer Zeit in dieser Beziehung ermittelt worden ist, ist vielmehr das oben erörterte kurd. *bûz* „Ulme", das freilich auch nur bei Anwendung höchst verwickelter etymologischer Kunstgriffe mit lat. *fāgus* usw. vermittelt werden kann.

Tatsachen zu stützen vermag. Es bleibt somit die dritte Möglichkeit übrig, gegen die keinerlei Bedenken bestehen, sobald wir innerhalb des ältesten Verbreitungsgebiets der idg. Völker eine Lokalität aufweisen können, die auf verhältnismässig beschränktem geographischen Raum den oben gestellten Anforderungen entspricht.

Eine solche Lokalität ist nun allerdings vorhanden, und zwar in Europa nur einmal vorhanden. Es ist dies der Süden des europäischen Russlands, vielleicht zusammen mit den benachbarten asiatischen Regionen, da es eine geographische Grenze zwischen Europa und Asien nicht gibt. Ein grosser Teil des europäischen Süd-Russlands wird durch sogenannte Wald- oder Übergangssteppen gebildet, Bezirke, in denen Steppen und Wälder vielfach ineinander greifen, indem einerseits der dichteste Wald oft unmittelbar an die Steppe herantritt, andererseits ein häufig sehr ausgedehnter Baumwuchs an den Läufen der Flüsse und auf den Erhöhungen des Bodens, an denen Südrussland viel reicher ist, als man gewöhnlich annimmt, mitten in die Steppe vordringt. „Der Übergang (zwischen Wald und Steppe)“, sagt auch A. Hettner Das europäische Russland p. 26, „vollzieht sich ganz allmählich: die Wiesen im Waldland werden häufiger und grösser und nehmen immer mehr überhand, so dass der Wald halbinselförmig in die Steppe vorspringt oder in Inseln in sie eingesprengt erscheint. Namentlich ziehen sich an den Flussläufen Waldstreifen entlang, und auch die Hänge der in das Plateau eingeschnittenen Täler und Schluchten sieht man oft mit Wald bekleidet, wahrscheinlich weil sie gegen die über das Plateau hinfegenden, austrocknenden Winde geschützt sind. Erst ganz im Süden breitet sich die Steppe ohne Unterbrechung in unendlicher Einförmigkeit aus.“ Ebenso äussert sich Ratzel Bericht d. kgl. sächs. Ges. d. W. LII, 57. In der in diesem Wald-Steppengebiet des südlichen Russlands nachweisbaren Baumflora (vgl. besonders A. Nehring Die geographische Verbreitung der Säugetiere in dem Tschernosem-Gebiete des rechten Wolga-Ufers sowie in den angrenzenden Gebieten, Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin XXVI B. No. 4; dazu Fr. Th. Köppen Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russlands, 2 Teile, Petersburg 1888, 1889) finden sich, abgesehen von Buche und Eibe (s. u.), die auf den äussersten Westen beschränkt sind, tat-

sächlich alle im obigen (unter B) genannten Arten wieder. Hier würden wir also die Ursitze der europäischen Indogermanen (mit Einschluss der Armenier) lokalisieren. Südöstlich von ihnen, in den reineren Steppengegenden und in den ungeheuren, heute von Kalmüken und Kirgisen besetzten Distrikten zwischen dem Unterlauf des Don und der Wolga sowie der sogenannten aralo-kaspischen Niederung, in denen der Baumwuchs fast ganz verschwindet, und wo daher auch seine Terminologie eine sehr dürftige sein musste, würden wir glauben, dass die Vorfahren der Iranier und Inder einst sassen oder nomadisch umherstreiften (vgl. Kap. VI). So kann man meines Erachtens wohl begreifen, dass von der reichen Terminologie der Baumarten im Westen und Nordwesten nur die Namen der am weitesten in die Steppe vordringenden Birke, Weide und irgend eines Nadelgewächses (mehr lässt sich, wie wir sahen, durch europäisch-arische Gleichungen tatsächlich nicht belegen) bis in den fernen Süd-Osten hinübergriffen.

Wenn wir aber die Urheimat der Indogermanen in die Waldgebiete, Waldsteppen und Steppen des südlichen Russlands verlegen — was an dieser Stelle ein blosser Ansatz sein soll, der erst im Rahmen späterer Erwägungen seine Bestätigung empfangen wird —, so steht nichts im Wege, die Wohnsitze der westlichsten Glieder des idg. Sprachstamms so zu lokalisieren, dass sie in den Bereich der Buche hineinfallen, die in Russland noch in Polen, Wolhynien, Podolien und Bessarabien auftritt. Die beiden oben genannten Sprachreihen: kurd. *bûz* „Ulme", lat. *fâgus*, ahd. *buohha*[1]) „Buche" und armen. *haçi* „Esche", griech. *ὀξύη*[2]), alb. *ah* „Buche" könnten also, wenn einst-

1) Hieraus entlehnt altsl. *buky*, russ. *bukŭ* usw., da die Ursitze der Slaven ausserhalb der Buchengrenze lagen. Dass russ. *bozŭ* usw. „Hollunder" mit kurd. *bûz*, lat. *fâgus* usw., wie Hoops p. 126 annimmt, urverwandt sei, ist wenig glaublich. Eine Vermutung über die Etymologie des Wortes bei A. Brückner Archiv f. slav. Phil. XXIII, 626. — Eine merkwürdige Entlehnung aus dem Deutschen ist russ. *pichta* „Edel-Tanne" (*Abies pectinata*). Da diese in Russland fast nur in Polen vorkommt (Köppen II, 546), so wäre die Entlehnung an sich (wie bei *bukŭ*) nicht auffallend, merkwürdig aber ist der Ausgangspunkt dieser Entlehnung: ahd. *fichta*, nhd. *fichte*, das, soviel ich weiss, nicht für *tanne* gebraucht wird.

2) Wahrscheinlich ein ursprünglich nordgriechisches Wort, da die Buche in Griechenland nur im Norden vorkommt (genaueres im

mals diesseits und jenseits der Buchengrenze geltend, in dieser Verschiedenheit der Bedeutungen schon indogermanisch sein. Ganz ähnlich wie die Grenze der Buche verläuft auch die der Eibe (*Taxus baccata*; Köppen II, Karte V), zu deren Rechten und Linken wir die schon oben angeführte Sprachreihe slav. *iva* „Weide", lit. *jëwà* „Faulbaum", altpr. *invis* „Eibe"[1]) fanden. Zwei wahrscheinlich von jeher diesseits der Eibengrenze sitzende Völker, die Griechen und Römer, weisen für diesen Baum die schon oben genannte Gleichung *τόξον* „Bogen" (vgl. altn. *ýr* „Eibe" und „Bogen") = lat. *taxus* auf. Bemerkt sei noch, dass auch die Ostgrenze des Epheus (*Hedera helix*) sehr viel gemeinsames mit der der Buche und Eibe aufweist (vgl. Köppen II, Karte III). Allein die früher allgemein als richtig angenommene Gleichung griech. *κισσός* (**χιθjος*) = lat. *hedera*, die wenn richtig, auf gleicher Stufe mit *τόξον* — *taxus* stehen würde, wird gegenwärtig von mehreren Etymologen bezweifelt (vgl. z. B. Walde Et. Wb. d. lat. Spr.).

Wenn wir so gesehen haben, dass die sprachliche Geschichte unserer Waldbäume in ein hohes Alter hinaufgeht, so liesse sich ein gleiches sagen von tausenderlei Zügen der Sitte und des Glaubens, die sich an denselben emporgerankt haben. Freilich wird es auch auf diesem Gebiete noch eingehenderer Forschungen bedürfen, um das gemeinsam Ererbte von dem durch Entlehnung oder auch durch Zufall Gemeinsamen zu sondern. Übereinstimmend bei den europäischen Nordstämmen wie bei Griechen und Römern findet sich der Glaube an das Leben des Baumes, die Baumseele. Der Baum wächst, trägt Früchte, verwelkt, stirbt wie der Mensch. So liegt es einer naiven Phantasie nahe, ihn den lebenden Wesen gleichzustellen. Aus Bäumen, so glaubt man, ist das Menschengeschlecht hervorgegangen. Bei Homer heisst es sprichwörtlich: *οὐκ ἀπὸ δρυός ἐσσι οὐδ' ἀπὸ πέτρης*. Im Norden begegnet der Mythus von dem Weltbaum

---

Reallexikon p. 117) und dann verschwindet. Mit diesem Verschwinden kann die Bedeutungsverschiebung von griech. *φηγός* = lat. *fagus* „Speiseeiche" — „Buche" zusammenhängen.

1) Hierher auch ahd. *iwa*, *îha*, agls. *iw*, *eoh*, ir. *éo*, cymr. *yw* etc. Die Reihe wurde in die obigen Zusammenstellungen nicht aufgenommen, weil sie sich auf Nordeuropa beschränkt und etymologisch noch dunkel ist.

Yggdrasil. Viele Bäume bluten wie Menschen, wenn sie der Schlag der Axt trifft. Wald und Hain beleben sich mit Waldgeistern und Wildfrauen, wie Dryaden und Nymphen. Kurz, hier ist die Quelle der zahllosen Wald- und Feldkulte zu suchen, wie sie W. Mannhardt in seinen beiden Werken Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme Berlin 1875 und Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert 1877 (beide Werke neu herausgegeben von W. Heuschkel 1904 u. 1905) zu entwirren und darzustellen unternommen hat.

Namentlich aber hängt mit dieser Grundanschauung von dem Leben des Baumes auch die uralte Vorstellung zusammen, die den Wohnsitz der unsterblichen Götter in den Bäumen sucht. Wälder und Haine sind die ältesten Tempel, welche die Natur selbst den Unsterblichen errichtet hat. Ich brauche hierfür nicht die zahlreichen geschichtlichen Beispiele anzuführen, die für die Nordstämme J. Grimm in der Deutschen Mythologie I³, 57—77, für die Griechen und Römer C. Boetticher Über den Baumkultus der Hellenen und Römer Berlin 1856 gesammelt haben. Aber auch in sprachlicher Beziehung macht bereits J. Grimm die feinsinnigen Bemerkungen: „Tempel ist also zugleich Wald. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten Stätte“ Myth. I³, 59, und „Die ältesten Ausdrücke unserer wie der griechischen Sprache können sich von dem Begriff des heiligen Hains noch nicht losreissen“ Geschichte d. D. Spr. p. 116. Hierfür beruft sich J. Grimm auf die germanischen Wörter got. *alhs*, ahd. *wih*, ahd. *haruc* (*harugari* „Priester“), agls. *bearu*[1]) (ahd. *parawari*), deren Bedeutung deutlich zwischen *lucus* und *fanum* schwanken, und auf

---

1) Von diesen Wörtern gehört got. *alhs*, agls. *ealh*, alts. *alah* „Tempel“: altlit. *elkas* „Hain“, lett. *elks* „Götze“; ahd. *wih*, agls. *wih*, altn. *vé* bedeutet allgemein „Heiligtum“ (got. *veihs* „heilig“); ahd. *haruc*, agls. *hearh* ist noch nicht sicher erklärt (Vermutungen in meinem Reallexikon p. 857 und bei Hoops Waldbäume p. 120). Agls. *bearu* gehört zu dem gemeinslavischen *borŭ* „Fichte, Fichtenwald“. Vgl. auch altn. *barr* „*the needles or spines of a fir tree*“, *bar-skógr* „*needlewood*“ (Vigfusson). Der Bedeutungsübergang von agls. *bearu* „Wald“, altn. *börr* desgl. zu altsl. *borŭ* „Fichte“ ist wie der von *der tann* : *die tanne*, *der* oder *das buech* : *die buche*, *das esch*, *das asp*, die alle zunächst

die griechischen *τέμενος* („heiliger Bezirk“ : *τέμνω*) und *ἄλσος* (= slav. *lésŭ* „Wald“?). „Abgezogner“, meint J. Grimm, sei nur griech. *νᾱός* „Tempel“. Es gehöre zu *ναίω* „ich wohne“ und bedeute „Wohnung der Götter“. Dieser Erklärung des kulturhistorisch so wichtigen Wortes haben sich auch die neueren Etymologen angeschlossen und die dialektischen Formen hom. *νηός*, attisch *νεώς*, äol. *ναῦος* auf eine Grundform **nas-vo-s* (vgl. *ἔνασσα*, *ἐνάσθην*) „Wohnung“ zurückgeführt. Allein es ist mir sehr zweifelhaft, ob diese Deutung sich halten lässt; denn einmal fehlt es vom rein lautgeschichtlichen Standpunkt durchaus an Beispielen, die das „Lautgesetz“ der Verwandlung eines intervokalen *sv* in griech. *υ* (*ναῦος* aus **nas-vo-s*) sonst noch bestätigten. Besonders aber scheint mir ein Ursinn „Wohnung“, von dem sich in historischer Zeit keine Spur erhalten hätte, für den Begriff des Tempels im Hinblick auf die Verhältnisse der griechischen Urzeit doch allzu abstrakt oder „abgezogen“, wie J. Grimm sich ausdrückte (vgl. dazu mein Reallexikon p. 860). Ich erlaube mir daher, aufs neue eine andere Erklärung des griech. *νηός* vorzuschlagen, die zugleich ein Beispiel dafür ist, wie anders sich die Dinge ausnehmen, wenn man die Kulturwörter nur lautlich, und wenn man sie lautlich und sachlich (vgl. I³, 212 f.) betrachtet.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass griech. *νηός* ursprünglich nicht sowohl den ganzen Tempel als vielmehr den innersten Raum des *ἱερεῖον* bezeichnete, der das Bild des Gottes enthielt (*τὸ ἄδυτον*, *ὁ σηκός*). Was wird nun *νηός* in urgriechischer Zeit, wo doch natürlich von irgend welchen Kunstbauten noch keine Rede sein konnte, bedeutet haben?

Die richtige Antwort auf diese Frage hat bereits Plinius gegeben, wenn er *Hist. nat.* XII, 1, 2 den Gedanken ausführt, dass Bäume die ältesten Wohnsitze der Götter gewesen seien. Dies wird durch unzählige Züge der griechischen Überlieferung bestätigt. Der älteste Tempel der ephesischen Artemis befand sich im Stamm einer Ulme (*πρέμνῳ ἐνὶ πτελέης*) oder unter dem

---

„Wald aus der betreffenden Holzart“, dann „Wald überhaupt“ bedeuten (vgl. Schmeller Bair. W. I², 196); auch slav. *borŭ* kommt in der allgemeinen Bedeutung von Wald vor (Miklosich Et. W.). Vgl. auch *Silva Hercynia* : lat. *quercus*, ahd. *forha*, *S. Bacenis* : ahd. *buohha*, *S. Caesia* : mhd. *heister* „junge Buche“ u. a.

Stamm einer Eiche (*φηγοῦ ὑπὸ πρέμνῳ*). Pausanias 8, 13, 2 berichtet: *πρὸς δὲ τῇ πόλει ξόανόν ἐστιν Ἀρτέμιδος· ἵδρυται δὲ ἐν κέδρῳ μεγάλῃ*. Götterbilder werden auf Bäumen oder unter Bäumen angebracht. Es gab einen *Ζεὺς ἔνδενδρος*, einen *Διόνυσος ἔνδενδρος*, eine *Ἑλένη δενδρῖτις* wie eine *Ἄρτεμις κεδρεᾶτις* usw. (vgl. Bötticher a. a. O. p. 9 ff., p. 142, K. F. Hermann Lehrb. d. gottesdienstl. Altertümer² p. 91 ff., Baumeister Denkmäler I). Aber eine noch deutlichere Sprache redet der uralte Kultusname des Dodonäischen Juppiter, des *Ζεὺς Νάιος* (*ναϝιος*), also des Zeus, der sonst *φηγοναῖος* „der von der Eiche" genannt wird, der in der Substanz des heiligen Baumes lebt (*arbor numen habet*), dessen Stimme aus dem Rauschen der Eiche erschallt. Kann dieser *Ζεὺς Νάιος* etwas anderes als *Ζεὺς ἔνδενδρος*, d. h. „der im Baume" oder „der im Baumstamme" sein?

Auf denselben Stamm und auf dieselbe Grundbedeutung wie *ναός* „der Tempel" führt nun nach meiner Meinung diejenige Wortreihe zurück, die schon in der Ursprache den Nachen, das Boot bezeichnete: scrt. *nâú* neben *nâva*, *nâvâ'*, lat. *nâvis*, griech. *ναῦς* (gen. dor. *νᾱός*, ion. *νηός*, att. *νεώς*) neben **νᾱϝο*, **νηϝο* in *Ἐχένηος n. pr.* „Habeschiff" usw. Wir werden später von dem Schiffsbau der Indogermanen eingehender zu handeln haben. Schon jetzt aber kann mit Bestimmtheit hervorgehoben werden, dass wir uns die idg. Boote nicht anders als ausgehöhlte Baumstämme, sog. „Einbäume" zu denken haben. In sprachlicher Beziehung spiegelt sich dies deutlich genug ab; man denke an scrt. *dâ'ru* „Holz", „Kahn", altn. *askr*, mlat. *ascus* „Esche", „Schiff", altn *eikja* „Eiche", „Boot", alts. *stamm*, lat. *linter* (vgl. oben p. 174), *caudex* und *caupulus*, mlat. *cocha*, frz. *choque*, it. *fusta*, mlat. *fustis*, it. *legno* : *lignum* usw., alle „Holzstamm" und „Schiff". Ja, norwegische Dialekte bieten ein dem griech. *ναῦς* entsprechendes *nô*, *nû* selbst noch in dem Sinne von „ausgehöhlter Baumstamm" dar (vgl. Noreen Abriss d. urgerm. Lautlehre p. 28). Es scheint mir daher fast zweifellos, dass *ναός* nicht ursprünglich = „Wohnung" ist, sondern dass wir folgende Bedeutungsentwicklung anzunehmen haben:

| | |
|---|---|
| idg. *nâv-*, *nâvo* „Baumstamm" (norw. *nô*, *nû*) | griech. *νηός* „heiliger Baumstamm", „Tempel" (*Ζεὺς Νάιος*). |
| | griech. (oder idg.) *ναῦς* „Einbaum", „Schiff". |

Die Frage nach der Wurzel dieses Stammes[1]) kann un-
rtert bleiben.

Der obersten Gottheit gehört die Eiche, der innerhalb
europäisch-indogermanischen Kulturgebiets eine besondere
eutung nicht abgesprochen werden kann. Ich brauche hier
derum nur an den uralten Kult des Dodonäischen Zeus, der
st *φηγοναῖος* heisst, oder an den in einer uralten Eiche auf
ı Kapitol verehrten Juppiter Feretrius (Liv. I, 10) zu erinnern.
ı den Kelten weiss Maximus Tyrius (Boetticher p. 529):
*τοὶ σέβουσι μὲν Δία· ἄγαλμα δὲ Διὸς Κελτικὸν ὑψηλὴ δρῦς.*
Geismar in Hessen fällt Bonifacius die hohe Eiche, welche
*sco Paganorum rocabulo appellatur robur Jovis.* Endlich
igen auch Slaven, Litauer und Preussen diesen Baum ihrem
Donner und Blitz sich offenbarenden altsl. *Perunŭ*, lit. *Per-
as*, preuss. *Percunis*. Aber auch andere heilige Bäume
den öfters genannt, in Italien die Buche (vgl. Festus ed.
Müller s. v. Fagutal), bei den Kelten ein Birnbaum (J. Grimm
itsche Myth. I[3], 67), bei den Litauern Birke, Hasel, Kirsch-
m, Ahorn, Eberesche, Faulbaum, Fichte u. a.

Doch nicht nur der grünende Hain und der lebendige
ım sind den Indogermanen Gegenstand göttlicher Verehrung
'esen. Es kann nicht bezweifelt werden, dass auch der
illte und entblätterte Stamm, hauptsächlich wohl in Ver-
lung mit dem Opfer (vgl. scrt. *svdru* „Opferpfosten" = agls.
r „Säule"), religiösen Zwecken diente. Es genügt in dieser
iehung auf die dem indischen *yū́pa* („Opferpfosten") dar-
rachte Verehrung, auf das lat. *dēlubrum* „Heiligtum" (Festus
O. Müller p. 73: *Delubrum dicebant fustem delibratum,
est decorticatum, quem venerabantur pro deo*), auf die alt-
hsische Irmensäule, auf das griechische *ξύλον οὐκ εἰργασμένον*
l. Overbeck Das Kultusobjekt bei den Griechen in seinen
sten Gestaltungen, Sitzungsb. d. sächs. Ges. d. W. 1864)
anderes zu verweisen (näheres vgl. in meinem Reallexikon
'. Tempel, Meringer I. F. XVIII, 277 und Kap. XV: Die
igion).

---

1) Zu meiner Genugtuung sehe ich, dass Meringer I. F. XVIII,
jetzt ebenfalls für den Zusammenhang von griech. *ναῦς* und *νεώς*
ritt. Vgl. auch Beloch Griech. Geschichte I, 113.

Ohne Zweifel ist also ein tiefeingewurzelter Baumkultus als indogermanisch anzusetzen, woraus natürlich folgt, dass die Indogermanen in einem Lande mit Bäumen, und nicht in der Wüste lebten. Keineswegs aber folgt daraus, dass dieses Land deswegen in den undurchdringlichen Urwäldern gesucht werden müsste, die nach der Schilderung der Römer Mittel- und Nordeuropa in weiter Ausdehnung bedeckten. Umgekehrt möchte ich vielmehr glauben, dass die Verehrung der Bäume nicht in dem kulturfeindlichen Urwald, der seinen Bewohnern nur Schrecken und Leiden darbot (vgl. darüber Ratzel a. a. O. p. 55 und Hoops Waldbäume p. 91 ff.), sondern da entstanden sei, wo freie Flächen mit Wald wechselten, und der Hain oder auch nur der einzelne Baum unmittelbaren und sichtlichen Segen dem Sterblichen spendete.

---

V. Kapitel.

# Die Kulturpflanzen.

rchäologische, linguistische, historische Tatsachen. — Ältester Bestand
g. Kulturpflanzen: Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne, Mohn. —
Die Urheimatfrage. — Cucurbitaceen.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Prähistorie gehört die
rkenntnis, dass in Europa und im Nordwesten Kleinasiens (Troas)
hon in der jüngeren Steinzeit Ackerbau getrieben worden ist.
nen Markstein bildet auch in dieser Beziehung die Entdeckung
r Schweizer Pfahlbauten, da der Grund der Seen, in denen
eselben errichtet worden waren, die denkbar besten Bedin-
ngen auch für die Erhaltung der einstmals von den Bewohnern
eser Stationen angebauten Vegetabilien bot. Diese Funde sind
erst von O. Heer Die Pflanzen der Pfahlbauten (1865) be-
hrieben worden. Bald aber zeigte sich, dass auch ausserhalb
s Bereichs der Schweizer Pfahlbauten und der Pfahlbauten
erhaupt die Überreste prähistorischer Kulturpflanzen an den
g traten, die von G. Buschan in seinem Buch Vorgeschicht-
he Botanik (Breslau 1895) mit denen der Pfahlbauten zu-
mmengestellt worden sind, eine Arbeit, die dann von J. Hoops
seinem vortrefflichen Werke Waldbäume und Kulturpflanzen
trassburg 1905) vervollständigt und weitergeführt worden ist.

Wenn wir somit immerhin über ein ziemlich beträchtliches
aterial für die Geschichte der Kulturpflanzen in prähistorischer
it verfügen, so könnte es doch verhängnisvoll werden, wenn
n sich über die Mängel, die demselben noch anhaften, hin-
gtäuschen wollte. Nicht überall liegen die Erhaltungsbedin-
ngen so günstig wie bei den Pfahlbauten, und aus den nord-
ropäischen Ländern wissen wir über dort in vorgeschicht-
hen Perioden gebaute Kulturpflanzen fast ausschliesslich etwas
folge so zufälliger Umstände, dass einzelne Körner in den
n noch nicht erhärteter Gefässe oder in den Wandbewurf der

durch Flechtwerk hergestellten Wohnungen geraten und dadurch erhalten worden sind. Auch ist zu bedenken, dass gewisse Kulturpflanzen wie z. B. die Zwiebelgewächse, die durch Knollen, nicht durch Samen fortgepflanzt werden, keine Möglichkeit gewähren, sie in prähistorischen Schichten nachzuweisen (Hoops), und dass man überhaupt, wenigstens was Nordeuropa betrifft, diesen Untersuchungen erst seit ganz kurzer Zeit[1]) eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Damit hängt es auch zusammen, dass sich das ganze von Heer, Buschan und Hoops gesammelte Material auf die westlichere Hälfte unseres Erdteils beschränkt und wir, wie es übrigens ähnlich auch bei den Haustieren der Fall ist, vor einem grossen X stehen, sobald wir uns ostwärts wenden und etwa die russische Grenze überschreiten.

Mit diesen Vorbehalten lässt sich in äusserster Kürze z. Z. folgendes Bild von dem Bestand europäischer Kulturpflanzen in neolithischer Zeit entwerfen. Am weitesten verbreitet und am sichersten nachgewiesen sind von den Getreidearten: Gerste, Weizen und Hirse. Sie treten uns zusammen oder einzeln in ganz Mittel- und Nordeuropa entgegen. So ist z. B. in der neolithischen Station von Butmir in Serbien Weizen (nebst Einkorn) und Gerste, in den ungarischen Niederlassungen von Aggtelek, Felsö-Dobsza und Lengyel der gemeine Weizen (nebst Kugelweizen und Einkorn), Gerste und Hirse (*Panicum miliaceum*) gefunden worden. In der Schweiz setzt sich ein vollständiges Bild der schon zur Steinzeit daselbst angebauten Getreidearten aus zwei Sorten Gerste, drei Weizen- und zwei Hirsearten (nebst Einkorn, Binkelweizen und zweizeiliger Gerste) zusammen. Aber auch bezüglich Nordeuropas „lässt sich nach Untersuchung vieler Tausende von neolithischen Topfscherben schon jetzt mit Sicherheit behaupten, dass zur jüngeren Steinzeit an vielen Stellen Dänemarks bereits mehrere Sorten Weizen, sechszeilige Gerste und Hirse gebaut worden sind“ (Hoops p. 308). Ja, hinsichtlich der Getreidearten sind wir in der glücklichen Lage, die oben hervorgehobene geographische Beschränkung der früheren Nach-

---

1) Im Jahre 1894 übersandte zuerst Frode Kristensen, ein jütischer Dorfschullehrer, dem dänischen Nationalmuseum ein verkohltes Weizenkorn, das er aus der Oberfläche eines prähistorischen Tongefässes losgelöst hatte (S. Müller Nordische Altertumskunde I, 205).

weisungen durch einen Blick auf den russischen Südosten Europas erweitern zu können. Auch in der schon im II. und III. Kap. genannten, von Herrn Chwoiko in Kiew am mittleren Dniepr blossgelegten neolithischen Ansiedlung ist Ackerbau getrieben worden. „Als Beweise hierfür mögen dienen", so äussert sich Herr Chwoiko in einem Brief an Prof. Anutschin in Moskau, der sich an ihn in meinem Interesse gewendet hatte, „1. die Reste des Strohs und des Kornes (Weizen und Gerste) in den Erdgruben (Resten der Wohnungen), wo auch die Steine sich finden, welche als primitive Mühlen oder Zermalmungsapparate zu deuten sein möchten; 2. dieselben Reste, aber in grösserer Quantität in sogenannten „Plätzchen" — runden, ebenen Plätzchen, welche wahrscheinlich zu religiösen Zwecken dienten, aber auch zur Aufbewahrung der Reste der Abgeschiedenen. Hier wurde auch Hirse gefunden und die ganzen Schichten der gerösteten Weizenkörner, auch die langen Kieselstücke, welche als Sicheln genommen werden können." Alle diese Angaben haben durch die inzwischen mir zugänglich gewordene Veröffentlichung des Herrn Chwoiko selbst (vgl. oben p. 153) ihre Bestätigung gefunden. — Dagegen konnte in neolithischer Zeit von Getreidearten bis jetzt nicht der Hafer und der Roggen nachgewiesen werden. Der erstere tritt sowohl in der Schweiz wie auch in Dänemark erst im Bronzealter auf, der letztere scheint zuerst in Schlesien in der Übergangszeit von der Bronze zum Eisen vorzukommen (Hoops p. 410 und 444). Gar keine prähistorischen Funde liegen bis jetzt vom Spelz oder Dinkel vor, mit Ausnahme einer einzigen Ähre, die in den bronzezeitlichen Pfahlbauten der Petersinsel im Bielersee entdeckt worden ist (Hoops p. 414). Im Zusammenhang mit den Getreidearten sei noch auf den Mohn hingewiesen, dessen Anbau schon in der Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben muss, der aber ausserhalb der Schweiz in Mittel- und Nordeuropa bis jetzt nicht prähistorisch zu belegen ist.

Wenden wir uns zu zwei anderen Gruppen von Kulturgewächsen, den Gespinstpflanzen und Hülsenfrüchten, so ist von den ersteren der Flachs (*Linum angustifolium*) in der Steinzeit in Oberitalien, der Schweiz[1]) und in Schussenried

1) Nach neueren, auch Hoops noch unbekannten Untersuchungen, über die im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft f. Anthrop.

(Württemberg) zu belegen, während der Hanf in älteren prähistorischen Stationen nicht vorkommt. Von Hülsenfrüchten sind bis jetzt Linsen in Serbien (Butmir), Pferdebohnen, Platterbsen, Erbsen und Linsen in Ungarn, Bohnen und Linsen in Oberitalien, Erbsen und Linsen in der Schweiz, die letzteren auch bei Schussenried gefunden worden.

Von Zwiebelgewächsen haben wir nach den obigen Bemerkungen keine Überreste zu erwarten, von Wurzelgewächsen ist aus der Steinzeit allein der Pastinak und die Möhre in der Schweiz gefunden worden. Was endlich den Obstbau anbetrifft, so sind vielleicht die ersten Anfänge der Kultivierung bei einer Apfelsorte in der Schweiz (Robenhausen) und in Oberitalien (Lagozza) nachgewiesen worden. Erwähnt sei noch, dass in neolithischer Zeit auch die Eicheln, die in den Schweizer Pfahlbauten in grosser Menge in Tongefässen aufbewahrt wurden, und die Früchte der Wassernuss (*Trapa natans L.*) dem Menschen zur Nahrung gedient haben dürften.

Wir gehen nunmehr zu den linguistischen Zeugnissen für das Alter der im bisherigen genannten Kulturpflanzen bei den idg. Völkern über. Auch hier treten uns grosse Schwierigkeiten, und zwar grössere als bei der Geschichte der Haustiere entgegen. Während es bei den in Kap. III uns beschäftigenden Wortreihen fast niemals zweifelhaft war, ob wir es mit Erb- oder Lehnwörtern zu tun haben (vgl. I[3], 191 ff.), wird diese Frage, wie sich im folgenden zeigen wird, bei den Kulturpflanzen wiederholt nicht mit völliger Bestimmtheit zu beantworten sein. Dazu kommt, dass gerade in den verbreitetsten Reihen die Bedeutungen oft so auseinandergehen, dass es teils nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, teils gar nicht möglich ist, den ursprünglichen Wortsinn zu ermitteln. Ersteres gilt z. B. für die beiden Reihen: scrt. *yáva* „Getreide, Gerste", aw. *yava* „Getreide" (npers. *jav* „Gerste", osset. *yeu, yau* „Hirse"), griech. *ζεά* „Spelt", lit. *jawaĩ* „Getreide", ir. *eorna* „Gerste" und lat. *far* „Spelt", got. *barizeins* „Gersten-", altn. *barr*, agls. *bere* „Gerste", altsl. *bŭrŭ* etc. „eine Hirsenart", für die

etc. 1905 p. 93 berichtet wird, sei der Schweizer Flachs nicht *Linum angustifolium*, sondern *Linum austriacum* L. und wiese somit nicht, wie man bisher geglaubt hat, auf Herkunft aus dem Süden hin.

Hoops p. 358 ff. die Grundbedeutung „Gerste" glaubt feststellen zu können, letzteres für Wortsippen wie scrt. *dû'rvâ* „eine Hirsenart", mnd. *terwe*, ndl. *tarwe* „Weizen", lit. *dirwà* „Acker", oder griech. *ὄλυρα* „Spelt (?), scrt. *urvárâ* „Saatfeld" u. a. Eine dritte Eigentümlichkeit der idg. Gleichungen auf dem Gebiete der Kulturpflanzen, nämlich der Umstand, dass sie zum grösseren Teile auf die europäischen Sprachen beschränkt sind, soll uns erst im folgenden Kapitel beschäftigen.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen sich folgende sprachlichen Tatsachen den oben aufgeführten archäologischen gegenüber oder zur Seite stellen:

Getreidearten: Für drei derselben sind unzweifelhafte idg. Gleichungen vorhanden, nämlich: 1. lat. *hordeum*, ahd. *gersta* (wahrscheinlich auch griech. *κρῖ*, *κριθή* und armen. *gari*) für Gerste, 2. griech. *πυρός*, lit. *purai*, altsl., altruss. *pyro*[1]) (scrt. *pûra* „Kuchen"?) für Weizen; vgl. auch arisch scrt. *gôdhû'ma*, npers. *gendum* (*γανδόμην* Hesych) „Weizen", 3. griech. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnós* für Hirse. Eine urverwandte Gleichung scheint auch für den Hafer in lat. *avêna*, altsl. *ovĭsŭ*, lit. *awiżà*, altpr. *wyse* vorzuliegen, während der den litu-slavischen und germanischen Sprachen gemeinsame Name des Roggens: altsl. *rŭžĭ*, lit. *rugỳs*, agls. *ryge*, altn. *rugr*, ahd. *rokko* eine Entlehnung aus dem von Galen bezeugten thrak. *βρίζα*, d. i. **vrugja* darstellt[2]). Der Spelz oder Dinkel (*Triticum spelta* L.) wird so, dass Zweifel ausgeschlossen sind, erst im IV. nachchristlichen Jahrhundert unter dem spätlat. *spelta* genannt, das

1) Dieses Wort übersetzt allerdings lat. *far* und griech. *ὄλυρα*; da aber der Spelt sicher eine verhältnismässig späte Getreideart ist, so dürfte auch für altsl., altruss. *pyro* von der im Griechischen und dem dem Slavischen nächstverwandten Litauischen erhaltenen Bedeutung „Weizen" auszugehen sein. Vgl. über andere Glieder dieser Sippe mein Reallexikon p. 948 und Hoops p. 344.

2) Vgl. auch Hoops p. 448. Nach ihm würde die eigentliche Quelle dieser Wortsippe in ostfinnischen und türkischen Sprachen, z. B. ostjak. *arüś*, wog. *oroś*, tschuwasch. *iraś* vorliegen, die allerdings trotz ihres anlautenden Vokals recht russisch (*rožĭ*, Gen. *rži*) aussehen. In diesem Zusammenhang sei auf einen kaukasischen Namen des Roggens: agulisch *sekil*, rutulisch *sukul* etc. (Erckert p. 118) hingewiesen, der auffallend an die noch unerklärte, zuerst von Plinius gebrauchte Bezeichnung dieser Getreideart *secale* (it. *ségola*, frz. *seigle* etc.) erinnert.

eine Entlehnung aus ahd. *spëlta*, *spëlza* ist. Eine sicher urverwandte Reihe liegt dagegen wieder für den im Zusammenhang mit den Getreidearten oben genannten Mohn vor: griech. *μήκων*, *μάκων*, ahd. *mago*, mhd. *mage* und *mâhen*, altpr. *moke*, altsl. *makŭ*.

Gespinstpflanzen. Urverwandt oder doch mit einem starken auf Urverwandtschaft beruhenden Kern ausgestattet, ist nach allen neueren Forschern die Reihe: griech. *λίνον*, *λιτί*, *λῖτα*, lat. *līnum*, *linteum*, ir. *lín* etc. (cymr. *lliain*, corn. bret. *lien* „Leinen"), ahd. *līn* (*līna* „Leine"), lit. *linai*, altsl. *linŭ* für den Flachs. Ebenso allgemein wird dagegen die Reihe: griech. *κάνναβις*, lat. *cannabis*, alb. *kanεp*, altsl. *konoplja*, lit. *kanapės*, ahd. *hanaf* etc. für den Hanf als auf Entlehnung beruhend aufgefasst. Die Sippe wurzelt in letzter Instanz in den finnischen Sprachen, wo čeremissisch *kyńe* den Hanf, syrjänisch und wotjak. *pįš*, *puš* die Nessel bezeichnet, so dass sich *κάνναβις* als ein Kompositum mit der Bedeutung „Hanfnessel" herausstellt (vgl. u. p. 192 Anm. 1).

Hülsenfrüchte. Unter ihnen liegt eine sichere Gleichung für die Bohne vor: lat. *faba*, altpr. *babo*, altsl. *bobŭ*; vgl. daneben arisch: scrt. *mā́sha*, npers. *mâš*. Die Reihen armen. *sisérn*, lat. *cicer*, griech. *κριός*, altpr. *keckers* und griech. *ὄροβος*, *ἐρέβινθος*, lat. *ervum*, ahd. *araweiz*, altn. *ertr*, beide für Erbsenarten sowie lat. *lens* (vgl. griech. *λάθυρος*), ahd. *linsi*, lit. *leñzis*, altsl. *lęšta* für Linse sind noch nicht durchsichtig genug, um ein sicheres Urteil über das Verhältnis ihrer einzelnen Glieder zueinander zu gestatten.

Von Zwiebelgewächsen ist auf die Reihe griech. *κρόμυον* „Zwiebel", agls. *hrǫmsan*, nhd. *rams*, lit. *kermùszė*, russ. *čeremšá*, ir. *creamh*, auf den letzteren drei Sprachgebieten „eine wilde Knoblauchart", unter den Wurzelfrüchten auf griech. *ῥάπυς*, *ῥάφυς*, lat. *rāpa*, *rāpum*, ahd. *rāba*, *ruoba*, lit. *rópė*, altsl. *rěpa*, alb. *repε* zu verweisen, wobei für die erstere sicher, für die letztgenannten Wörter höchstwahrscheinlich Urverwandtschaft angenommen werden muss. Was die Obstarten anbetrifft, so würde für den Apfel eine urverwandte Gleichung vorauszusetzen sein, falls das Verhältnis der nordeuropäischen ir. *abhal*, ahd. *apful*, lit. *óbūlas*, altpr. *woble*, altsl. *ablŭko* zu dem Namen der italischen „äpfelreichen" Stadt *Abella* so (vgl. oben p. 175) auf-

zufassen ist, dass die letztere ihre Bezeichnung von der Frucht (nicht umgekehrt) erhalten hat, wie es jetzt auch Hoops p. 477 ff. annimmt. Ein besonderer Name für die Wassernuss (lat. *tribulus* : *tero* „reibe"; vgl. *trîticum* „Weizen") lässt sich nicht nachweisen, die Eichel hiess griech. *βάλανος* = lat. *glans*, lit. *gìle*, altsl. *želądĭ* (oben p. 173).

Wenden wir uns nunmehr drittens zu den historischen Zeugnissen über das Alter der im bisherigen besprochenen Kulturpflanzen, zuerst bei den europäischen, dann bei den arischen Indogermanen, so bedarf es keiner besonderen Belege dafür, dass Gerste, Weizen und Hirse bei Griechen und Römern seit der ältesten Zeit wohlbekannt waren. Dasselbe gilt aber auch von den europäischen Nordvölkern. Hatte doch schon Pytheas (vgl. Strabo c. 201) auf seiner Reise ins Nordmeer, also circa 300 Jahre vor Christo, auf Thule einen primitiven Feldbau mit Hirse und Weizen vorgefunden: *τὸ τῶν καρπῶν εἶναι τῶν ἡμέρων καὶ ζῴων τῶν μὲν ἀφορίαν παντελῆ τῶν δὲ σπάνιν, κέγχρῳ δὲ καὶ ἀγρίοις λαχάνοις καὶ καρποῖς καὶ ῥίζαις τρέφεσθαι· παρ' οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν*, und aus dem äussersten Osten Europas berichtet Herodot IV, 71 von den skythischen Alazonen: *σῖτον δὲ καὶ σπείρουσι καὶ σιτέονται καὶ κρόμμυα καὶ σκόροδα καὶ φακοὺς καὶ κέγχρους.* Gerste und Weizen werden von Tacitus *Germ.* Kap. 23 als bei den Germanen zur Bierbereitung gebräuchlich hervorgehoben.

Anders steht es mit Hafer und Roggen. Während der erstere bei den keltischen und germanischen Völkern seit der ältesten Zeit als volkstümliches Nahrungsmittel gebraucht wird (vgl. Plinius *Hist. nat.* XVIII, 149: *quippe cum Germaniae populi serant eam neque alia pulte vivant*), ist er im Süden im wesentlichen immer als Unkraut angesehen und höchstens vereinzelt zu Futter- und vielleicht zu medizinischen Zwecken angebaut worden (vgl. Reallexikon p. 320 f., Hoops p. 407 ff.). Auch der Roggen war Griechen und Römern nur von der Ferne bekannt. Er wird aus den der Balkan- und Apenninhalbinsel vorgelagerten Ländern, aus Thrakien, Makedonien (Galenos VI, 514) und gewissen Alpengegenden (Plinius *Hist. nat.* XVIII, 141) gemeldet. Hinsichtlich des Spelzes (*Triticum spelta*) sahen wir schon oben, dass er unzweifelhaft erst unter dem spät-

lateinischen Ausdruck *spelta* auftritt; doch sucht Hoops p. 411 ff. in ausführlicher Erörterung wahrscheinlich zu machen, dass auch Wörter wie griech. *ζειά* und lat. *far*, die ursprünglich die „Gerste" (s. o.), dann den gleich der Gerste begrannten Spelzweizen (Einkorn und Emmer) bezeichnet hätten, schliesslich, und zwar noch vor Aufkommen des lat.-germ. *spelta*, auch für den unbegrannten Spelz, d. h. für den Dinkel gebraucht worden wären. Jedenfalls sieht aber auch er in dem letzteren eine verhältnismässig spät aufgekommene Kulturpflanze. Gut bezeugt ist dagegen wiederum das hohe Alter der Mohnkultur. Schon Homer bezeichnet ihn als *ἐνὶ κήπῳ* „im Garten" und *καρπῷ βριθομένη* „von Samen strotzend", und für die frühe Bekanntschaft der Germanen mit ihm darf man auf das Eindringen des deutschen *mâhen* ins Vulgärlatein (*mahonus* etc.) hinweisen. Auch bei den Slaven, die sämtlich an der Bezeichnung *makŭ* teilnehmen, im besondern schon im ältesten Russland, bildet Mohn mit Honig (*makŭ* und *mĕdŭ*) eines der volkstümlichsten Genussmittel.

Unter den Gespinstpflanzen ist der Anbau des Flachses bei den europäischen Indogermanen uralt. Für Griechen und Römer bedarf dies wiederum keiner Zeugnisse. Für Gallien und Germanien genügt es, auf die Berichte des Plinius (*Hist. nat.* XIX, 8: *immo vero Galliae universae vela texunt, iam quidem et transrhenani hostes, nec pulchriorem aliam vestem eorum feminae novere . . . . in Germania autem defossae atque sub terra id opus agunt*) und des Tacitus (*Germ.* Kap. 17: *linei amictus*) zu verweisen. Hingegen wird der Hanf erst von Herodot IV, 74, 75 als eine Pflanze des fernen Skythiens und Thrakiens genannt, in deren Dampf man sich badet und berauscht, die man aber auch (wenigstens in Thrakien) zum Weben verwendet. Über sein allmähliches Bekanntwerden im Norden haben wir keine älteren historischen Nachrichten[1]). — Unter den

1) Vgl. Sprachvgl. u. Urg. I³, 140. Hierzu bemerkt Streitberg Lit. Zentralbl. 1906 p. 823, dass es „einigermassen schmerzlich" sei, dass von mir die *κάνναβις*-Stelle Herodots noch immer zur Datierung der Lautverschiebung benutzt werde, obwohl Hirt Beitr. XXIII, 319 den Irrtum in Muchs Argumentation dargetan habe. Indessen verstehe ich diese Schmerzen Streitbergs nicht; denn dass der Hanf im Norden Europas sehr spät erschienen ist und also das lautverschobene germ. *hanaf* zu einer späten Datierung der germanischen Lautver-

Hülsenfrüchten dürfte der Preis des Altertums der Bohne (*Faba vulgaris*) zuzugestehen sein, und zwar wegen der wichtigen Rolle, die sie im Totenkult (vgl. Kap. XV) als Speise der Unterirdischen spielt (vgl. L. v. Schröder Das Bohnenverbot bei Pythagoras und im Veda, Wiener Z. f. d. Kunde des Morgenlandes XV, 187 ff.). Ausserdem wird sie von Homer (*κύαμος* neben *ἐρέβινθος* „Erbse"), durch die altitalischen Bauernnamen *Fabius*, *Fabidius*, *Fufetius* (aber auch *Piso* : *pisum* „Erbse" und *Lentulus* : *lens* „Linse"), durch Plinius *Hist. nat.* XVIII, 101 als Hauptfrucht des cisalpinen Galliens (*faba, sine qua nihil conficiunt*) und durch die Namen der Nordseeinseln *Fabaria* (Plinius IV, 97) und *Baunonia* (IV, 94; vgl. altn. *baun* „Bohne") bezeugt, falls unter der Frucht, die diesen Inseln den Namen gegeben hat, nicht eine wilde Pflanze (*Pisum maritimum*) zu verstehen ist (Hoops p. 465). — Der Gebrauch von Zwiebelgewächsen ist im Süden wie im Norden, bei Homer (*κρόμυον*), wie bei Thrakern (Athen. IV, p. 131) und Skythen (s. o.) gut bezeugt, während es hinsichtlich des Rübenbaus hier wie dort an allen Nachrichten fehlt. Über den Genuss der Eicheln

schiebung benutzt werden kann, folgt nach wie vor erstens daraus, dass der Hanf archäologisch in Europa nicht nachzuweisen ist, und zweitens daraus, dass ihn Herodot als Kulturpflanze noch nicht kennt. Aus den Worten dieses Schriftstellers ergibt sich jedenfalls, dass die Griechen den Hanf noch nicht aus dem Norden Europas in die Balkanhalbinsel mitgebracht haben (vgl. auch Hoops p. 472), und ebenso eine gewisse Wahrscheinlichkeit — mehr ist von mir nicht gesagt worden —, dass er ausserhalb Thrakiens und Skythiens in Europa überhaupt damals unbekannt war. — Auszugehen ist für die europäischen Hanfnamen nach ihrer oben p. 190 gegebenen Deutung, mit der auch Hoops a. a. O. übereinstimmt (vgl. auch Walde Lat. et. Wb.), von einem finnischen Kompositum **kana-pis* „Hanfnessel", das als Lehnwort ins Skythische und Thrakische (Herod. *κάνναβις*) eingedrungen sein wird. In welcher Reihenfolge die Hanfnamen, zu denen auch armen. *kanap'*, kurd. *kinif*, npers. *kanab* gehören, sich hiervon losgelöst haben, wird kaum zu sagen sein. Ganz unwahrscheinlich ist jedenfalls die Annahme Hirts (a. a. O. p. 334), dass die slavischen Wörter dem Germanischen entstammten (vgl. Peisker a. o. p. 162 a. O. p. 80 ff.). — In Beziehungen zu dem nicht zusammengesetzten finnischen *kyńe* (vgl. auch turko-tat. *kin-dür*, *ken-dir* „Hanf") scheint auch das noch später zu erwähnende arische *sana* „Hanf" zu stehen. Warum es mit palatalem *s* (scrt. *çaṇá*) anlautet, vermag ich nicht zu sagen.

und wilder oder halbwilder Obstarten s. Kap. VIII (Speise und Trank). Eine vereinzelte Mitteilung über die Verwendung der Wassernuss verdanken wir Plinius (*Hist. nat.* XXII, 27: *Thraces, qui ad Strymona habitant, foliis tribuli equos saginant, ipsi nucleo vivunt panem facientes praedulcem et qui contrahat ventrem*).

Gegenüber diesen zwar sehr lückenhaften, aber im wesentlichen ausreichenden Nachrichten hinsichtlich der alteuropäischen Kulturpflanzen ist die Frage, welche Kulturgewächse der arischen Urzeit oder auch nur der ältesten indischen und iranischen Epoche angehören, bei der Dürftigkeit unserer Quellen auf diesem Gebiete kaum zu entscheiden. Die einzige Feldfrucht, die im Awesta und zugleich auch im Rigveda genannt wird, ist *yáva*; aber obgleich dieses Wort im späteren Sanskrit und auch in neuiranischen Dialekten (pers. *jav*, osset. *yew* „Gerste", aber digorisch *yau* „Hirse") die Gerste bezeichnet, ist es doch nach Zimmer (Altind. Leben p. 239) zweifelhaft, ob dieses Wort ursprünglich eine so engbegrenzte Bedeutung hatte. Auch W. Geiger (Ostiran. Kultur p. 151) schwankt, ob er *yava* mit „Gerste" oder „Weizen" wiedergeben soll, und Bartholomae (Altiran. Wb.) übersetzt es ganz allgemein mit „Getreide".

Dem Flachs der Europäer (vgl. oben p. 190) steht der Hanf der Arier gegenüber (scrt. *bhañgá* = aw. *bangha*), ursprünglich, ganz wie bei den Skythen (oben p. 192), wohl nur wegen der berauschenden Wirkung seines Dekoktes geschätzt. Im Rigveda ist *bhañgá* ein Beiwort des Soma, als Hanf begegnet es zuerst im Atharvaveda. Im Iranischen ist *beng* noch heute ein Name des berauschenden Haschîsch (W. Geiger O. K. p. 152). Daneben kommt ebenfalls im Atharvaveda eine als wildwachsend bezeichnete Hanfart, *çaṇá*, vor, ein Wort, das offenbar Beziehungen zu dem oben (p. 192 Anm. 1) genannten finnischen *keñe* „Hanf" hat (vgl. auch osset. *sanna, san* „Wein" und skyth. *σαυάπτιν*, thrak. *σαυάπαι*, wie iran. *beng* „Hanf" und „Haschîsch"). Im Çatapathabrâhmaṇa werden aus diesem *çaṇá* gefertigte Schnuren und Gewänder genannt.

Von anderen Kulturpflanzen, die zwar nicht im Rigveda, wohl aber in anderen vedischen Texten vorkommen, scheinen Weizen und Bohne (vgl. oben p. 189, 190) in den neuiranischen Dialekten und im Sanskrit übereinstimmend benannt zu sein. Das-

selbe gilt von derjenigen Pflanze, die später die Hauptnahrung der Inder bildete, dem Reis, scrt. *vrîhí* (= afghan. *vrižê*, npers. *gurinǰ*, *varinǰ*; hieraus armen. *brinj*); doch wird man aus pflanzengeographischen Gründen hier mit Sicherheit eine von Indien ausgehende Entlehnungsreihe annehmen können.

Über den indisch-iranischen Soma, ebenso wie über den europäischen Wein, vgl. Kap. VIII (Speise und Trank).

---

Überschauen wir die im bisherigen für das Alter der Kulturpflanzen bei den idg. Völkern angeführten prähistorischen, linguistischen und historischen Tatsachen, so stimmen alle drei Beweismittel in Beziehung auf sechs Pflanzenarten überein: nämlich in Beziehung auf die drei Getreidesorten, die Gerste, den Weizen und die Hirse, ferner für den Flachs, die Bohne und den Mohn. Den Anbau dieser Pflanzen würden wir also bereits einem vorhistorischen Ackerbau der Indogermanen zuschreiben, natürlich nicht in dem Sinn, als ob daneben nicht noch andere Kulturpflanzen bestanden haben könnten.

Dieses Ergebnis unterscheidet sich von demjenigen, zu dem Hoops in seinem oft genannten Buch gekommen ist, insofern, als Hoops nur die Halmfrüchte (Gerste, Weizen und Hirse) als „indogermanisch“ gelten lassen will. Indessen scheint mir der Weg, auf dem Hoops zu seiner Anschauung gelangt ist, nicht einwandfrei zu sein. Indem nämlich Hoops den Ausdruck „indogermanisch“ nur auf die Zeit anwendet, in der wir uns die Inder und Iranier noch mit den übrigen Indogermanen verbunden denken müssen, und demnach für jeden als indogermanisch zu bezeichnenden Kulturbegriff die Übereinstimmung der europäischen und arischen Sprachen fordert, stösst er auf die schon oben hervorgehobene Schwierigkeit, dass gerade die von Europa nach Asien hinüber reichenden Gleichungen für Kulturpflanzen (vgl. ausser den oben p. 188 f. angeführten noch scrt. *sasyá* „Feldfrucht, Getreide, Korn“, aw. *hahya* „Getreide“, cymr., corn. *haidd*, bret. *heiz* „Gerste“, gall. (*s*)*asia* „Roggen“ und scrt. *dhânā́s* „Getreidekörner“, aw. *dânâ* id., mpers. *dân*, npers. *dâna* „Korn“, lit. *dů́na* „Brot“) so sehr in ihren Bedeutungen auseinandergehen, dass es unmöglich erscheint, eine gesicherte Urbedeutung anzusetzen. Anders ist es, wenn wir uns auf die nur in den europäischen Sprachen belegten Gleichungen be-

schränken, die in ihren Lautverhältnissen ebenfalls die Spuren höchsten Altertums an sich tragen. Es scheint mir nun dabei inkonsequent von Hoops zu sein, auf der einen Seite z. B. für die Hirse, für die es nur die eine auf Europa beschränkte Gleichung: griech. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnós* gibt, das Prädikat „indogermanisch“ in Anspruch zu nehmen, dasselbe aber Sprachreihen wie den oben angeführten für Flachs, Bohne, Mohn zu verweigern, obgleich er doch selbst, ganz wie es hier geschieht, diese Sprachreihen nicht auf Entlehnung beruhen lässt. Auf jeden Fall aber müssen schon hier die Schlüsse, die Hoops aus dem angeblich auf Gerste, Weizen und Hirse beschränkten Besitz der Indogermanen an Kulturpflanzen gezogen hat, als nicht stichhaltig bezeichnet werden. Eine in der angegebenen Weise bezeichnete Gruppe von Kulturpflanzen kehrt nämlich nach Hoops während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nordeuropas nur in den norddeutsch-nordischen Gebieten wieder. Diesen stehe eine durch einen wesentlich grösseren Reichtum an Kulturpflanzen (z. B. Lein, Erbse, Mohn, Apfel) charakterisierte „circumalpine“ Zone (die nördlichen Vorländer der Alpen zusammen mit Bosnien, Ungarn, Oberitalien, in welchen beiden letzteren Ländern auch *Faba vulgaris* neolithisch bezeugt ist) gegenüber. Da nun die Indogermanen nach seiner Meinung nur Gerste, Weizen und Hirse (nicht auch Lein, Bohne, Mohn) kannten, so sei die Urheimat der Indogermanen in den norddeutsch-nordischen Gegenden zu suchen. Gerade umgekehrt müssten wir vielmehr auf Grund unseres oben ermittelten Bestands an idg. Kulturpflanzen die Urheimat der Indogermanen, bezüglich ihres westlichen Flügels (vgl. Kap. VI), nicht allzufern von jenem „circumalpinen“ Kulturgebiet suchen, wenn wir es überhaupt für möglich hielten, bei der schon oben kurz charakterisierten Lage der Forschung dergleichen Dinge für die Urheimatfrage schon jetzt entscheidend zu verwerten.

Unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet sind, wie nicht genug betont werden kann, noch allzu lückenhaft und geographisch allzu beschränkt, um derartige Schlüsse zu erlauben. Aus ganz Norddeutschland, das nach Hoops als Heimat der Indogermanen in erster Linie in Betracht käme (vgl. auch Kap. XVI: Urheimat), hat dieser Gelehrte aus neolithischer Zeit ein einziges Gerstenkorn zutage fördern können (p. 305), ein Gerstenkorn, das nach Ansicht

des Finders noch dazu vielleicht ein Haferkorn ist, und wenn wir nach einer Mitteilung A. Goetzes diesem einen Getreidekorn auch noch ein zweites (Abdruck eines Weizenkorns auf einer ornamentierten Scherbe aus einem Steinkammergrab; Flögeln, Kreis Lehe; Berliner Völkermuseum) an die Seite stellen können, so müssen doch diese zwei Körner den ganzen „urindogermanischen" Ackerbau tragen, und eine einzige Bohne, die sich etwa diesen zwei Getreidekörnern irgendwo in Norddeutschland zugesellte, würde das ganze Gebäude, das Hoops aufgeführt hat, fällen. Wie oft muss Hoops selbst den sprachlichen und historischen Tatsachen gegenüber das völlige Versagen der Funde konstatieren! So beim Mohn, der Bohne, dem Hafer, die er sämtlich, wenn auch nicht für „indogermanisch", so doch bei den Germanen für sehr alte prähistorische Kulturpflanzen hält, und von denen der erstere in Mittel- und Nordeuropa (ausser der Schweiz) gar nicht, die zweite in Nordeuropa erst in der Völkerwanderungszeit, und der dritte in Deutschland selbst in historischer Zeit erst ganz spät durch Funde zu belegen ist. Und selbst wenn es wahr wäre, dass die Indogermanen nur den Anbau von Halmfrüchten gekannt hätten, und wenn die zukünftige Forschung den Satz, dass der neolithische nordeuropäische Ackerbau sich auf Gerste, Weizen und Hirse beschränkt hätte, durchaus bestätigte, würden dann nicht den von Hoops aus diesen beiden Tatsachen gezogenen Schlüssen, die oben erwähnten Ausgrabungen des Herrn Chwoiko am mittleren Dniepr, durch die ein daselbst betriebener neolithischer Ackerbau mit Gerste, Weizen und Hirse an den Tag gekommen ist, den Boden unter den Füssen entziehen? Kurz, ich möchte glauben, dass von dem Hoops'schen Versuch, so interessant er an und für sich ist, doch dasselbe gesagt werden muss, wie über die Konstruktionen Muchs und Kossinnas ($I^3$, 211 f.), dass sie nämlich zu einseitig auf den durch die Prähistorie in der westlichen Hälfte Europas gemachten, auch an sich für derartige Schlüsse noch keineswegs ausreichenden Erfahrungen aufgebaut sind.

Immerhin ist es mir erfreulich, dass ich mit einem so gründlichen und umsichtigen Forscher, wie Hoops, wenigstens in dem Ergebnis zusammentreffe, dass die Kultur von Gerste, Weizen und Hirse bis in die idg. Urzeit, genauer bis in gewisse Teile des Urlands (Kap. VI), zurückgehe. Hoops glaubt nun,

noch einen Schritt weiter tun und (vgl. p. 357 ff.) nachweisen zu können, dass unter diesen Getreidearten wiederum die Gerste das Hauptgetreide der Indogermanen gewesen sei. Dies aber, so schliesst er weiter mit L. Geiger (Sprachvergl. u. Urg. I², 93), weise auf ein Land mit kurzen Sommern, also auf Nord-Europa, einschliesslich des nördlichen Deutschlands, hin. Ich will die, wie mir scheint, gegenüber unseren Forschungsmitteln zu sehr ins Spezielle gehende Frage nach dem Hauptgetreide der Indogermanen auf sich beruhen lassen, kann mich aber, falls dieses Hauptgetreide die Gerste war, den hieraus abgeleiteten Folgerungen ebenfalls nicht anschliessen.

Ich liesse es mir gefallen, wenn die Sache so läge, dass ein eigentlicher Anbau dieser Getreideart etwa nur bei den Nordvölkern nachweisbar wäre (auch russ. *žito* bedeutet übrigens im Norden wie unser „Korn" schlechthin „Gerste"), und in die Kultur der Inder, Griechen und Römer der Gebrauch dieser Halmfrucht nur noch in Spuren hereinragte. Da aber der Verf. (p. 371 ff.) selbst hervorhebt, dass im ältesten Indien die Gerste neben dem Reis eine „hervorragende Stellung" einnahm, und sie in Griechenland sogar das „Hauptgetreide" ausmachte, woraus doch folgt, dass das damalige Klima dieser Länder ihrem Anbau günstig gewesen sein muss, so verstehe ich nicht, wie man aus der Bedeutung der Gerste bei dem indogermanischen Urvolk etwas über seine Urheimat folgern will.

Auch aus den bisherigen Untersuchungen über die sogenannte Urheimat der Kulturpflanzen, d. h. über die Gegenden, in denen sie aus wilden Stammformen zuerst hervorgegangen sind, dürfte sich in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen, etwa in dem Sinne, dass man sagen könnte, auf diese oder jene Zone wiese der als indogermanisch erhärtete Anbau von Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne und Mohn hin, noch kein irgendwie sicherer Anhalt ergeben. Denn mag man nun das *De Candolle*sche Buch Der Ursprung der Kulturpflanzen (deutsch von E. Goetze, Leipzig 1884) oder die neuesten Forschungen in diesen Fragen, wie sie von Engler in der Neubearbeitung des Hehnschen Werkes oder in dem Hoops'schen Buch mitgeteilt werden, durchnehmen, man wird doch sagen müssen, dass wir hier noch in einem Meer der Ungewissheit schwimmen, und dass der Satz Humboldts: „Der Ursprung, das erste Vaterland der dem

Menschen nützlichsten Gewächse, welche ihm seit den fernsten Zeiten folgen, ist ein ebenso undurchdringliches Geheimnis wie die Heimat aller Haustiere", wenigstens was die Pflanzen betrifft, noch kaum widerlegt ist.

Wichtiger ist die Tatsache, dass der Bestand an Kulturpflanzen, den wir für die europäisch-indogermanische Urgeschichte oben ermittelt zu haben glauben, in den wichtigsten Punkten auch in dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis wiederkehrt, wo ebenfalls Gerste, Weizen, Flachs und Bohne zu den ältesten Kulturfrüchten gehören. Hinsichtlich des Vorkommens der Hirse (hebr. *doḥan*?) bei den Semiten sind die Akten noch nicht geschlossen (vgl. mein Reallexikon p. 375, Hoops p. 326), während der Mohn bis jetzt allerdings nicht als ägyptisch-semitisch bezeichnet werden kann. Aber auch nach der negativen Seite hin fehlen in dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis gerade die Pflanzen, die ganz sicher auch bei den europäischen Indogermanen erst spät erschienen sind, wie Roggen und Hanf, ebenso der Hafer, über dessen Alter bei den europäischen Indogermanen ich mir indessen noch kein abschliessendes Urteil erlauben möchte. Im ganzen gewinnt man so den Eindruck, dass die älteste Schicht unserer Kulturpflanzen sich aus dem ägyptisch-semitischen Kulturkreis über Europa verbreitet habe und so auch zu den europäischen Indogermanen (vgl. Kap. VII) schon in vorhistorischer Zeit gelangt sei. Dies würde man jedenfalls eher verstehen können, wenn man die letzteren im südlichen Russland, als wenn man sie in Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden lokalisiert.

In noch höherem Grade gilt dies von mehreren bisher noch nicht genannten Gleichungen, die wir bei Hoops vergeblich suchen, für eine oder mehrere Cucurbitaceenarten. Man kann bei ihnen aus pflanzengeographischen Gründen (vgl. V. Hehn Kulturpflanzen[7] p. 309 ff.) nur an den Flaschenkürbis (*Lagenaria vulgaris* Ser.) oder die Zuckermelone (*Cucumis Melo* L.) oder beide denken. Es sind dies die Gleichungen: scrt. *carbhata, cirbhaṭî* „cucumis utilissimus" = lat. *cucurbita* „Kürbis" (mit sekundärer Reduplikation nach *cu-cumis*); scrt. *karkaṭî, karkâru* „eine Kürbisart" = agls. *hwerhwette* „Kürbis" (vgl. über beide Gleichungen Walde Lat. et. Wb. p. 154); griech. *σεκούα, σίκυς, σίκυος* „Gurke" = altsl. *tyky* „Kürbis" (Fick I[4], 449, Prellwitz Et. Wb.[2] p. 411). Diese beiden Pflanzen haben auch bei

den Turko-Tataren urverwandte Namen (*ḳavun*, *ḳabun* „Melone“, *ḳabaḳ*, *ḳavaḳ* „Kürbis“, und ihre Urheimat würde nach Vámbéry (Die primitive Kultur p. 217) in den Steppenrandgebieten der seit alters von Turko-Tataren bewohnten Länder zu suchen sein. Nur, wenn wir unter den in Europa in Betracht gezogenen Gegenden das südliche Russland als Heimat der Indogermanen in Anspruch nehmen, vielleicht mit nicht unerheblicher Ausdehnung derselben in die benachbarte asiatische Steppenregion, liesse sich die Bekanntschaft der Indogermanen mit derartigen Pflanzen in gebautem oder nicht angebautem Zustand begreifen. An Schwierigkeiten fehlt es allerdings auch hierbei nicht ganz. Waren jene Pflanzen in der Urzeit noch wild, so versteht man nicht, wie ihre Namen bei Ausbreitung der Indogermanen sich erhalten konnten. Waren sie aber damals schon angebaut, so ist zu bedenken, dass Cucurbitaceenkerne nirgends in prähistorischen Siedelungen Alteuropas nachgewiesen worden sind, ein Umstand, der nach den obigen Ausführungen allerdings nicht besonders schwer wiegt. Auf jeden Fall müssen die Anhänger der nordeuropäischen Hypothese sich mit jenen Gleichungen, von denen mir namentlich die dritte (griech. *σεκούα* = altsl. *tyky*) wohlbegründet erscheint, sich ebenso wie mit dem idg. Namen der Schildkröte (griech. *χέλυς* = altsl. *žely*; vgl. oben p. 148 f.) auseinandersetzen.

VI. Kapitel.

# Viehzucht und Ackerbau.

I. Europäisch-arische, europäische und arische Ackerbaugleichungen. Schlüsse aus ihnen. II. Der älteste Ackerbau der idg. Völker: Geringschätzung desselben. Der Hakenpflug. Wilde Feldgraswirtschaft. Kein Privateigentum. Grad der Ansässigkeit. Kein Obst- und Gartenbau. III. Die älteste Viehzucht der idg. Völker: Bedeutung dieser Wirtschaftsform. Rindvieh- und Schafzucht. Schweinezucht. Das Salz. Urheimat.

Aus den Kapiteln III (Haustiere) und V (Kulturpflanzen) geht hervor, dass sowohl die Viehzucht wie auch der Ackerbau in die indogermanische Urzeit zurückgeht, und so könnten wir diesen Abschnitt schliessen, ehe wir ihn begonnen haben, wenn es sich nicht nunmehr um die schwierige Frage handelte, das Verhältnis dieser beiden Produktionszweige zueinander in der idg. Urzeit festzustellen. In dieser Beziehung gehen die Ansichten der Forscher heutzutage mehr denn je auseinander. Während V. Hehn (Sprachv. u. Urg. I[3], 38 ff.), P. v. Bradke (I[3], 48) und viele andere die Indogermanen für reine Nomaden hielten, bei denen der Ackerbau, wenn er überhaupt bekannt war, eine kaum zu nennende Rolle spielte, sind die neueren, wie z. B. M. Much (I[3], 117) und J. Hoops (oben p. 185) der Ansicht, dass der Indogermane in wirtschaftlicher Beziehung von einem heutigen westfälischen Bauer nicht wesentlich verschieden gewesen sei.

Unter diesen Umständen wird es gut sein, ehe wir selbst ein Urteil über die Wirtschaftsstufe der idg. Urzeit abgeben, möglichst objektiv und unter möglichster Vermeidung aller solcher Schlagwörter wie Nomadentum, Halbnomadentum, Pflugbau, Hackbau usw., die, wenn sie von bestimmten Einzelverhältnissen aus verallgemeinert werden, leicht mehr Verwirrung als Klarheit

bringen, die Zeugnisse zusammenzustellen, die wir für den Betrieb des Ackerbaus und der Viehzucht bei den altidg. Völkern besitzen.

I. Die sprachlichen Gleichungen auf dem Gebiete des Ackerbaus. Wir können hier an die im vorigen Kapitel gemachte Bemerkung anknüpfen, dass die etymologisch verwandten Benennungen bestimmter Kulturpflanzen sich nahezu ausschliesslich auf die europäischen Sprachen beschränken, und können nun hinzufügen, dass dasselbe auch bei den allgemeinen, auf die Technik des Ackerbaus bezüglichen Gleichungen der Fall ist, wie aus der folgenden Übersicht unwiderleglich hervorgeht:

A. Europäisch-arische Ackerbaugleichungen.

1. Lit. *dů'na* „Brot" — sert. *dhânâ'*, aw. *dânâ* „Getreidekorn".

2. Griech. *λαῖον*, altn. *lé* — scrt. *lavi*, *lavitra* „Sichel".

3. Griech. *πτίσσω* „stampfe", *πτισάνη* „enthülste Gerste", lat. *pinso* „zerstosse", altn. *fis*, ahd. *fesa* „Spreu", altsl. *pišą* „stosse", *pšeno* „Mehl" — scrt. *pish* „zerreiben", *pishṭá* „Mehl", aw. *pištra* „Mehl".

4. Griech. *τέλσον* — scrt. *karshû'*, aw. *karša* „Furche"; doch ist die Gleichung nicht sicher, da griech. *τέλσον* zunächst „Grenze" (vgl. *τέλος*) zu bedeuten scheint und vielleicht eher mit griech. *πέλω*, *πέλομαι*, *πόλος* („die Stelle, wo der Pflug gedreht wird") als mit scrt. *kṛsháti* „er pflügt" verbunden werden muss. Vgl. v. Bradke Methode p. 124 und Prellwitz Festschrift für Friedländer p. 386 Anm. — Vgl. noch B, 10.

B. Europäische Ackerbaugleichungen.

1. Griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *arðr* — armen. *araur* „Pflug".

2. Griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, altsl. *orati*, lit. *árti* „pflügen".

3. Griech. *ὀφνίς*, lat. *vômis*, ahd. *waganso*, altpr. *wagnis* „Pflugschar" (vgl. auch griech. *γύη* = lat. *bura* s. u.).

4. Griech. *ὀξίνη*, lat. *occa*, *occare*, ahd. *egjan*, *egida*, lit. *akěti*, *akěcz'ios*, altcorn. *ocet* „Egge".

5. Griech. *νειός*, russ. *niva* „Brachland, Acker".

6. **Lat.** *sero*, cymr. *heu*, ir. *sil* „Same", got. *saian*, altsl. *sěją*, lit. *sěti* „säen".

7. Lat. *sêmen*, ahd. *sâmo*, altsl. *sěmę*, altpr. *semen*, lit. *sėmů* „Same".

8. Lat. *grânum*, got. *kaúrn*, altpr. *syrne*, altsl. *zrŭno* „Korn".

9. Griech. ἅρπη, lat. *sarpere*, ir. *serr*, altsl. *srŭpŭ*, lett. *sirpe* „Sichel" (vgl. auch lat. *falx* = lit. *dalgis* „Sense").

10. Griech. μύλη, lat. *molere*, ir. *melim*, got. *malan*, altsl. *meljq*, lit. *málti*, alb. *miel* („Mehl") „mahlen" (griech. ἀλέω gehört nicht hierher, sondern ist vielleicht eher mit armen. *alal* „mahlen", aw. *aša* „gemahlen" aus **arta*, npers. *ârd* „Mehl" zu verbinden).

11. Lat. *porca*, ahd. *furuh*, altbret. *rec*, armen. *herk* „Furche".

12. Griech. νεῖκλον· λίκνον Hes., lit. *nėkóju* („schwinge Getreide in einer Mulde") „worfeln".

13. Griech. ἀμάω, ahd. *mâjan* „mähen"; griech. ἀμητός = ahd. *mâd* „Ernte".

14. Lat. *crîbrum*, ir. *criathar*, ahd. *rîtara* „Sieb".

15. Griech. ἅλως, ἀλωή, altschwed. *lô* „Tenne".

16. Griech. ἄχναι, lat. *acus*, got. *ahs*, *ahana* „Ähre, Spreu".

Zuletzt sei auf zwei Sprachreihen hingewiesen, die zwar auch im Sanskrit wiederkehren, aber nur in den europäischen Sprachen (und im Armenischen) einen agrarischen Sinn aufweisen:

17. Griech. ἀγρός, lat. *ager*, got. *akrs* — scrt. *ájra*. Die vedische Grundbedeutung ist die „der mit Gras oder Kräutern bewachsenen Ebene, besonders im Gegensatz zum Berg" (vgl. Grassmann Wörterbuch zum Rigveda), während in den europäischen Sprachen vom Anfang der Überlieferung an neben jener allgemeinen Bedeutung die des Ackerlands (scrt. *urvárâ*) deutlich hervortritt[1]).

1) Die Frage, ob scrt. *ájra* von *aj* „treiben" abgeleitet ist und, was immerhin sehr wahrscheinlich ist, eigentlich „Trift" bedeutet, kann dabei ganz bei Seite gelassen werden. Damit erledigen sich die Einwendungen, die Hirt Anzeiger f. idg. Sprach- und Altertumsk. XIII, 10 und Streitberg (I. F. XVI, 184 Anm. 1) gegen die aus dem Verhältnis von scrt. *ájra* : griech. ἀγρός etc. von mir und Meringer gezogenen Schlüsse erhebt.

18. Got. *qairnus*, ir. *bró*, lit. *girna*, altsl. *žrŭnŭvŭ*, armen. *erkan* „Handmühle" — scrt. *grắvan* „Stein zum Auspressen des Somasafts".

C. Arische Ackerbaugleichungen.

1. Scrt. *sasyá* = aw. *hahya* „Aussaat" (doch vgl. oben p. 195).

2. Scrt. *karsh* (*kṛshṭáyas* „Ackerbauer" d. h. Menschen) = aw. *karš* „Furchen ziehen" (vgl. oben p. 202).

3. Scrt. *urvárâ* „Saatfeld" = aw. *urvara* „Nutz- und Nährpflanze" (doch vgl. oben p. 189).

4. Scrt. *dâtrá* = npers. *dâš* „Sichel".

5. Scrt. *phắla* „Pflugschar", „Art Schaufel" = npers. *supâr* „Pflug" (?).

Es erhebt sich nun die Frage, welche Schlüsse wir vor allem aus den unter A und B zusammengestellten sprachlichen Tatsachen zu ziehen berechtigt sind. Zunächst ohne Zweifel den, dass wir keiner der vorhistorischen Epochen des Indogermanentums den Ackerbau völlig abzusprechen berechtigt sind. Hierauf weisen sowohl die unter A genannten allgemeineren Ackerbaugleichungen, wie auch die im V. Kap. aufgezählten, Europäern und Ariern gemeinsamen Namen von Kulturpflanzen mit Bestimmtheit hin, wenngleich es, wie wir (p. 188) sahen, kaum möglich ist, den ältesten und eigentlichen Sinn dieser letzteren mit Bestimmtheit zu ermitteln. Schwieriger ist es, das Verhältnis der unter A genannten Tatsachen zu den unter B mitgeteilten richtig zu beurteilen. Es bieten sich hier, genau wie im IV. Kap., bei der Besprechung der Waldbäume, drei Möglichkeiten dar. Entweder haben auch die Arier an den unter B genannten Wortreihen ursprünglich teil gehabt und diesen einstigen Anteil später aus irgendwelchen Gründen verloren, oder die auf die europäischen Sprachen (mehrfach einschliesslich des Armenischen) beschränkten Gleichungen stellen im Verhältnis zu denen unter A spätere, wenn auch immer noch prähistorische Neuerwerbungen dar, oder endlich die unter A und B geschilderte Verteilung der idg. Ackerbaugleichungen war im wesentlichen so von Anfang an, d. h. vom Anheben der Zeit an, bis zu der wir mit unseren Mitteln vorzudringen vermögen, vorhanden, indem die bei den westlicheren Stämmen

ausgebildete Ackerbauterminologie nur in vereinzelten Fällen bis zu den östlicheren reichte, da bei diesen der Ackerbau eine geringere Rolle als im Westen spielte (vgl. hierzu auch E. de Michelis *L'origine degli Indo-Europei* p. 476—479). Für die erstere dieser drei Möglichkeiten fehlt es an jeder positiven Begründung. Was die zweite anbetrifft, so machen zwar einzelne der unter B zusammengefassten Wortreihen den Eindruck, als ob sie relativ späte Spracherscheinungen wären, wie z. B. die B, 17 geschilderte Bedeutungsentwicklung des griech. *ἀγρός* oder die B, 6 aufgezählten Bezeichnungen des Säens (lat. *sero*, got. *saian*), falls man sie richtig mit scrt. *prá-sita* „dahinschiessend" und griech. *ἵημι* (**si-sê-mi*) vergleicht (dagegen Osthoff Parerga I, 197). Auf der anderen Seite ist es aber doch willkürlich, bloss wegen der Verschiedenheit ihrer geographischen Verbreitung z. B. eine Reihe wie *ἀρόω* — *arare* (B, 2) für jünger als eine Reihe wie *pinso* — *pish* (A, 3) oder eine Gleichung wie *Jú'na* — *dhânâ'* (A, 1) für älter als eine Gleichung wie *κριθή*, *hordeum*, *gersta* (oben p. 189) zu erklären. Unter diesen Umständen scheint uns die beste, weil einfachste und die Dinge ganz wie sie liegen nehmende Erklärung die dritte Möglichkeit zu bieten, wodurch wir in Verbindung mit den Erörterungen des Kap. IV (Waldbäume) zugleich die folgende Parallele erhalten:

| Waldsteppe und Waldgebiet. | Baumarme Steppe. |
|---|---|
| Viehzucht mit Ackerbau. | Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaus. |
| — | — |
| Westen (Europäer). | Osten (Arier). |

Wenn wir nun, wie es in Kap. IV auf Grund der Terminologie der Waldbäume geschehen ist, den Schauplatz der ältesten Entwicklung der idg. Völker in den Süden des europäischen Russlands verlegen, so treffen wir hier bei den Skythen, die wir alsdann als Nachfolger der Indogermanen in dem Besitz jener Länderstrecken zu betrachten hätten, genau dieselbe Zweiteilung in Viehzüchter und Ackerbauer wieder, wie wir sie auf Grund der Sprache für das idg. Urvolk vorausgesetzt haben. Hierüber berichtet Herodot IV, 17 ff. das Nachstehende: „Gerechnet von dem an der Mündung des Dniepr (Borysthenes) gelegenen Emporion wohnen zunächst die Kallipiden, hellenisierte

Skythen, nördlich aber von ihnen ein anderes Volk, das Alazonen heisst. Diese sowie die Kallipiden leben sonst wie die Skythen, aber säen und verzehren Weizen ebenso wie auch Zwiebeln, Knoblauch, Linsen und Hirse. Nördlich wiederum von den Alazonen wohnen die Pflüger-Skythen, die Weizen nicht zum Genuss, sondern zum Verkauf anbauen. . . . . . Wenn man aber den Dniepr überschreitet, so begegnet vom Meere her zuerst das „Waldland“ (*Ὑλαίη*); von hier an wohnen die Landbauer-Skythen. Diese erstrecken sich ostwärts ungefähr 3 Tagereisen bis zum Fluss *Παντικάπης* (Samura?), aber Dniepr-aufwärts eine Schiffahrt von 11 Tagen. Ostwärts von diesen Landbauer-Skythen wohnen weiterhin, wenn man den Pantikapes überschreitet, die Nomaden-Skythen, die nicht säen und nicht pflügen. Von Hylaea abgesehen, ist dieses ganze Land kahl von Bäumen. Diese Nomaden reichen ostwärts 14 Tagereisen weit bis zum Fluss *Gerros* (Donetz?). Jenseits des Gerros ist das sogenannte Königs-Skythien, und diese Skythen sind am stärksten und besten und halten die übrigen Skythen für ihre Sklaven.“ Ich bin der Meinung, dass man eine schlagendere Parallele zu den hypothetisch vorausgesetzten idg. Verhältnissen nicht finden kann. Aber auch von anderen alten und neueren, indogermanischen und nichtindogermanischen Völkern werden gleiche Zweiteilungen überliefert. So erzählt Herodot selbst (I, 125) das gleiche wie von den Skythen, auch von den Persern, deren zahlreiche *γένη* oder Stämme ebenfalls teils *ἀροτῆρες*, teils *νομάδες* waren, und durch Vámbéry Primitive Kultur p. 103 wissen wir, dass die Turko-Tataren seit alters in zwei Hauptabteilungen, die *köček* und *čomru*, d. h. die wandernden und ansässigen Nomaden, zerfielen, von denen sich die ersteren ausschliesslich mit Viehzucht beschäftigten, während die letzteren die Kultivierung einiger urbaren, an Flüssen gelegenen Landstriche schon frühzeitig betrieben.

Kürzer können wir uns über die unter C zusammengestellten arischen Ackerbaugleichungen fassen, die, wie die hinzugefügten Verweisungen lehren, zumeist uns schon als vielleicht europäisch-arische Entsprechungen begegnet sind. Bezeichnend ist den europäischen Gleichungen gegenüber ihre geringe Anzahl, um so mehr, als die Arier (vgl. I[3], 62) eine engere, dialektisch nur wenig gespaltene Spracheinheit bilden. Auf keinen Fall lernen

wir durch sie mehr, als was wir nach dem bisherigen erwarten müssen, dass nämlich auch die Inder und Iranier von der ältesten Zeit her verstanden, Furchen zu ziehen (scrt. *karsh* = aw. *karš*) und Samen auszustreuen (scrt. *sasyá* = aw. *hahya*). Im übrigen werden wir in Kap. XVI (Urheimat) noch einmal auf diese arische Kultureinheit zu sprechen kommen, die sich mit einiger Sicherheit an den Abhängen des Hindukusch, also in weiter Entfernung von dem südlichen Russland, lokalisieren lässt, von der wir aber glauben möchten, dass nicht alle iranischen Stämme an ihr den gleichen Anteil hatten.

Wenn wir somit den Ackerbau als eine schon indogermanische Wirtschaftsform anerkennen, die aber im Westen des urzeitlichen Völkergebiets stärker als im Osten hervortrat, so fragt es sich nun, was wir im einzelnen über das Wesen und die Bedeutung dieses ältesten Ackerbaus wissen.

II. Der älteste Ackerbau der idg. Völker. Die Beschäftigung mit ihm — das soll als der erste charakteristische Zug hervorgehoben werden — hat den Bevölkerungen Alteuropas als eine des freien Mannes unwürdige gegolten. So hebt Herodot V, 6 von den Thrakern hervor, dass bei ihnen „untätig zu sein für das schönste, Ackerbauer zu sein für das schimpflichste gälte“, und dass es „am rühmlichsten sei, von Krieg und Räuberei zu leben“. Ganz im Einklang hiermit berichtet Caesar VI, 22 von den Germanen, dass sie „dem Ackerbau keinen besonderen Wert beimessen“ (*agriculturae non student*), und Tacitus *Germ.* Kap. 14 fügt hinzu: *Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostem et vulnera mereri. pigrum quin immo et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare*, woraus dann weiter folgt, was Kap. 15 erzählt wird: *Delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia.* Ganz ähnlich wird von den epirotischen Athamanen (Herakleides[1]) XXIII) berichtet, dass die Frauen den Acker bestellen, während die Männer als Hirten in die Berge ziehen, was das unvergleichlich angenehmere Geschäft ist. Charakteristisch ist in diesem Zusammenhang auch das got.

---

1) *Ἐν τῇ Ἀθαμάντων χώρᾳ γεωργοῦσι μὲν αἱ γυναῖκες, νέμουσι δὲ οἱ ἄνδρες.*

*arbaiþs* „Arbeit" (d. h. die „lästige und beschwerliche Arbeit". Paul), dessen erster Teil **arba-* dem slavischen *rabŭ* „Sklave" entspricht, so dass sich als Grundbedeutung „Knechteswerk" (slav. *rabota* „Sklavenschaft", „Arbeit") ergibt. Wie wir oben sahen, dass die „königlichen" Skythen, ohne Zweifel ausschliesslich Viehzüchter, alle westlichen Skythen, vorwiegend Ackerbauer, als ihre Sklaven ansahen, so wird man anzunehmen haben, dass überall, wo im alten Europa eine unterjochte neben einer freien Bevölkerung lebte, der ersteren die Pflege des Ackerbaus zufiel[1]). Direkt hierauf weist der Satz der Germania Kap. 24 hin: *Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis* (*servo*) *ut colono iniungit, et servus hactenus paret.* Der Ärmere, der keine Sklaven hatte, wird sich mit Frauen, Kindern und Greisen beholfen haben.

Wenden wir uns nunmehr zur Schilderung dieses von der freien und männlichen Bevölkerung so gering geachteten Gewerbes selbst, so kann zunächst kein Zweifel bestehen, dass jener prähistorische Ackerbau bereits mittels des **Pfluges** ausgeübt wurde, und nicht etwa, wie man es selbst noch hinsichtlich der alten Germanen irrtümlich behauptet hat (vgl. darüber Hoops p. 499 ff.), ein blosser Hackbau gewesen ist. Dies folgt am sichersten aus den unter B, 1 und B, 3 aufgeführten urverwandten Benennungen (lat. *aratrum* und *vomis* mit ihren Sippen), von denen die erstere sogar bis nach Armenien reicht. Allerdings erfahren wir durch diese Gleichungen nichts über die Beschaffenheit jenes ältesten Pfluges; doch treten in dieser Beziehung andere linguistische sowie archäologische und literarische Zeugnisse ein. Im Gotischen heisst der Pflug *hôha*, ein Wort, das dem scrt. *çâ'khâ* und lit. *szakà* „Ast" entspricht, womit weiterhin auch scrt. *çañkú* „Pfahl", altsl. *sąkŭ* „Ast" und ir. *cecht*, manx *keeaght* „Pflug" zu verbinden ist. Auch die slavische Sippe russ. *sochá* „Hakenpflug"[2]), poln. *socha* „Pflugsech",

1) Wenn Caesar IV, 1 berichtet, dass jährlich der eine Teil der Sueben in den Krieg ziehe, der andere zu Hause bleibe: *sic neque agri cultura nec ratio atque usus belli intermittitur*, so folgt daraus natürlich nicht, dass die freien Männer der Sueben **selbst** den Acker bebaut hätten. Der Ackerbau wurde vielmehr nur unter ihrem Schutz von Frauen, Kriegsuntüchtigen und Sklaven ausgeübt.

2) Ausführliche Beschreibung der russ. *sochá* bei Dahl Erklärendes Wörterbuch der lebenden grossrussischen Sprache IV, 290.

einruss. *posoščyna* „Grundsteuer nach der Zahl der Pflüge“
ɜht auf eine Grundbedeutung „Knüttel“, „Ast“, „Baumstamm“
ırück. Noch Hesiod Werke und Tage v. 427 ff. rät dem Land-
ann, sich selbst im Gebirge oder auf dem Feld ein Krumm-
ılz (*γύη* = lat. *bûra*) aus Eichenholz zu suchen und jederzeit
ʔei Pflüge, ein *αὐτόγυον ἄροτρον*, d. h. einen aus einem Stück
ırgestellten und ein *πηκτὸν ἄροτρον*, einen aus mehreren Stücken
sammengefügten Pflug in Bereitschaft zu halten. Bei Thorn
Westpreussen (Hoops p. 503) ist tatsächlich ein solches
*τόγυον ἄροτρον*, ein aus Eichenwurzel hergestellter Hakenpflug
ın etwa 3 m Länge gefunden worden. Wohl als *πηκτὸν ἄροτρον*
ɜllt sich dagegen der älteste bis jetzt nachgewiesene Pflug von
Ɔstrup in Jütland dar, der von S. Müller *Charrue, joug et
ors* (*Copenhague* 1903) ausführlich beschrieben worden ist. Es
ınn also nicht bezweifelt werden, dass der älteste europäische
'lug ein sogenannter Hakenpflug war und in seiner ältesten
ɜstalt einfach aus einem einzigen, hakenförmig gebildeten Ast
ɜstand, der in sich Grindel und Schar vereinigte, nur dass
ıch, wie es auch bei dem Thorner Pflug vermutlich der Fall
ar, an dem hinteren Teil der Schar ein Stab als Lenkstange
ɜh befunden haben wird. Dass dieser Pflug schon in der Ur-
it von Rindern, und nicht etwa nur von Menschen (Sklaven,
ʳauen) gezogen worden sei, lässt sich zwar nicht direkt be-
eisen; da aber zweifellos das Rind schon in der Urzeit als
ıgtier benutzt wurde, ferner ein Felsenbild von Bohuslän in
ɜhweden aus der Bronzezeit (Hoops p. 500) einen von Rindern
ɜzogenen Hakenpflug darstellt, endlich auch der oben genannte
ähistorische Hakenpflug von Döstrup in Jütland an der Deichsel
ne Vorrichtung zum Anschirren des Zugviehs zeigt, wird man
hwerlich bestreiten können, dass das Rind auch in dieser Be-
ehung schon in den Dienst des Menschen getreten sei.

Eine verhältnismässig späte Erfindung ist dem Hakenpflug
ɜgenüber der Räderpflug, dessen Ursprünge von Plinius *Hist.
ıt.* XVIII, 172 auf die rätischen Gallier zurückgeführt werden: *Non
ridem inventum in Raetia Galliae, ut duas adderent tali* (näm-
ch einem Pflug mit breiterer, schaufelartiger Schar) *rotulas,
uod genus vocant plaumorati.* Es ist sehr wahrscheinlich,
ass in dem ersten Teil des letztgenannten Wortes sich die ger-
ıanisch-slavische Sippe: ahd. *pfluog*, agls. *plóg*, altn. *plógr*, russ.

*plugŭ*, klruss. *pluh* etc., lit. *plūgas* (vgl. auch alb. *pl'uar*, rum. *plugu*) verbirgt. Ihr Ursprung ist noch nicht sicher ermittelt; doch kann es als sehr wahrscheinlich betrachtet werden, dass die Slaven das Wort von den Germanen entlehnt haben und nicht umgekehrt (vgl. an neuerer Literatur Meringer I. F. XVI, 185 f., XVII, 109 ff., Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen p. 506, J. Peisker Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1905 p. 87 ff.).

Wenn wir somit gesehen haben, dass das eigentliche Ackerbaugerät, der Pflug, zwar schon in der Urzeit bekannt, aber noch von sehr primitiver Beschaffenheit war und im besondern noch jeder metallischen Zutat entbehrte, so haben wir uns nunmehr der Frage nach der technischen Höhe jenes Ackerbaus überhaupt zuzuwenden. In dieser Beziehung sind wir fast ausschliesslich auf die bekannten Nachrichten des Caesar und Tacitus über den Ackerbau der alten Germanen angewiesen: *Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt* (*De bell. Gall.* VI. 22 von allen Germanen). *Sed privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* (*De bell. Gall.* IV, 1 von den Sueben). *Agri pro numero cultorum ab universis invices* (*ab universis vicis*?) *occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praebent: arva per annos mutant, superest et ager* (*Germ.* Kap. 26). Jedermann weiss, dass diese wenigen Sätze, so klar sie im ersten Augenblick erscheinen, der genaueren Erklärung eine solche Fülle von Schwierigkeiten darbieten, dass es bis auf den heutigen Tag trotz der grossen Literatur, die sich darüber angehäuft hat (vgl. darüber am besten Hoops p. 483 ff.), in vieler Beziehung noch nicht zu einer *communis opinio* gekommen ist. Es muss daher hier für unsere Zwecke genügen, aus diesen Nachrichten dasjenige herauszugreifen, was gegenwärtig allgemein zugestanden zu werden scheint. Es sind dies aber vor allem die zwei Sätze, dass erstens die Germanen noch kein Privateigentum an Grund und Boden hatten, und dass zweitens das landwirtschaftliche System derselben als das einer wilden

**Feldgraswirtschaft** zu bezeichnen ist. Dass, um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, die alten Germanen in **der** Weise den Ackerbau ausübten, dass sie immer nur einen Teil der anbaubaren Fläche mit Sommerfrüchten bestellten und nach Einbringung der Ernte denselben der Grasnutzung überliessen, geht am deutlichsten aus den Worten des Tacitus: *arva per annos mutant, superest et ager* hervor. Aber auch die Äusserungen Caesars *anno post alio transire cogunt* und *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* werden sich schwerlich auf etwas anderes beziehen; denn die beiden genannten Züge des Fehlens des Privateigentums und des jährlichen Flurwechsels scheinen im Altertum überall als die charakteristischen Eigenschaften des barbarischen, nordeuropäischen Ackerbaus betrachtet worden zu sein, wie auch aus den bekannten, den Ackerbau der Geten betreffenden Versen des Horaz III, 24 hervorgeht:

*melius*
*vivunt et rigidi Getae,*
*immetata quibus iugera liberas*
*fruges et Cererem ferunt,*
*nec cultura placet longior annua.*

Der andere Punkt, die Unbekanntschaft der Germanen mit dem Begriffe des Privateigentums an Grund und Boden, die von Caesar zweimal so uneingeschränkt behauptet wird, hängt mit der Frage nach der technischen Höhe des damaligen Ackerbaus aber insofern aufs engste zusammen, als von einer grösseren Intensität der Bodenbenutzung selbstverständlich erst die Rede sein kann, nachdem das Land in Privatbesitz oder wenigstens in Privatnutzung übergegangen ist. Sehr charakteristisch sind in dieser Beziehung die Bemerkungen, die ein so scharfsichtiger Beobachter wie Th. v. Bernhardi (Geschichte Russlands III, 113) über die Nachteile des russischen Mir[1]) macht: „Diese herkömmliche landwirtschaftliche Verfassung, der zufolge jede Dorfgemeinde ihre Feldflur als Gesamtheit, als Genossenschaft besitzt oder inne hat, so dass keine einzelne Familie ein wirkliches, ein Sondereigentum in der Flur hat und nützt, vielmehr die sämtlichen Ackerlose nach einem kurzen Turnus von drei Jahren, wenn nicht noch öfter, wieder zusammengeworfen werden,

1) Ausführlicher wird über ihn in Kap. XIII gehandelt werden.

behufs einer neuen veränderten Verteilung unter die sämtlichen Genossen des Verbandes — diese Verfassung schliesst nicht nur jeden Fortschritt des landwirtschaftlichen Betriebs aus, sondern auch jede rationelle Behandlung, jede Pflege des Grundes und Bodens. Sie ist ohne Zweifel mit ein Grund der geringen Anhänglichkeit an sein heimatliches Dorf, der geringen Neigung zum Ackerbau, die man an dem russischen Bauern wahrnimmt. Die Anhänglichkeit an den angeerbten Acker kennt der russische Landmann in der Tat nicht.“ Alle diese Sätze gelten uneingeschränkt auch von dem ureuropäischen Ackerbau, den wir uns in der ältesten Zeit sogar noch um eine Stufe primitiver als den des russischen Mir vorzustellen haben werden, indem ohne Zweifel die den einzelnen Familienverbänden (*gentes cognationesque hominum*) zugewiesenen Ackerquoten von ihnen gemeinsam bebaut und abgeerntet wurden, worauf dann der Ertrag unter die einzelnen verteilt ward. So fand es Diodorus Siculus V, 34 auch bei keltiberischen Stämmen: *οὗτοι καθ' ἕκαστον ἔτος διαιρούμενοι τὴν χώραν γεωργοῦσι, καὶ τοὺς καρποὺς κοινοποιούμενοι μεταδιδόασιν ἑκάστῳ τὸ μέρος καὶ τοῖς νοσφισαμένοις τι γεωργοῖς θάνατον τὸ πρόστιμον τεθείκασι.* Erst zur Zeit des Tacitus scheint auf Grund sich wiederholender Verlosungen eine Sondernutzung des Bodens durch die einzelnen Hausväter (*secundum dignationem partiuntur*) stattgefunden zu haben.

Nicht minder hängt hiermit auch die geringe Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, ein gewisser „Nomadentrieb“, zusammen, der, wie von Bernhardi, so von zahlreichen anderen Kennern des russischen Volkstums (vgl. z. B. A. Leroy-Beaulieu Das Reich des Zaren, deutsch von Pezold, I², 128) hervorgehoben wird, und den wir ebenso bei den alteuropäischen Bevölkerungen antreffen.

So glaubte Caesar, wie aus seinen auf die erste der oben angeführten Stellen folgenden Worten hervorgeht, dass die Germanen jährlich nicht nur ihre Äcker, sondern auch ihre Wohnungen wechselten, und eine ausserordentlich lebhafte, noch heute nicht geschlichtete Streitfrage hat sich darüber entsponnen, ob Caesar in dieser Auffassung geirrt habe[1]), oder wie, wenn dies nicht der Fall sein sollte, dieser ganz ausserordentliche

1) Vgl. zuletzt R. Much Z. f. deutsches Altertum XXXVI, 103 ff.

Mangel an Sesshaftigkeit zu erklären[1]) sei. Wir verzichten darauf, auf diese, wie es scheint, niemals ganz zu erklärenden Verhältnisse näher einzugehen, da durch anderweitige Zeugnisse jedenfalls so viel feststeht, dass das Verhältnis nicht nur der Germanen, sondern auch der übrigen alteuropäischen Völker zu dem Boden der Heimat noch ein sehr lockeres gewesen sein muss.

Dass die Völkerschaften der Hellenen bei ihrem Eintreten in die Weltgeschichte noch von einer tief eingefleischten Wanderlust beseelt waren, hat bereits Thukydides (1, Kap. 2) mit gewohntem Scharfsinn erkannt. „Das jetzt sogenannte Hellas", sagt er I, Kap. 3, „ist offenbar nicht von alters her fest besiedelt gewesen, sondern es haben in früheren Zeiten Umsiedelungen stattgefunden, und leichtlich verliess eine jegliche Gemeinschaft, von irgend einer Überzahl bedrängt, ihre Wohnsitze. Denn da es damals noch keinen Handel und keinen furchtlosen Verkehr zu Wasser oder zu Lande gab, und ein jeder nur insoweit sein Land bebaute (*νεμόμενοί τε τὰ αὑτῶν*), als zum Leben nötig war, ohne Reichtümer zu sammeln, ohne Baumpflanzungen anzulegen (*οὐδὲ γῆν φυτεύοντες*), war es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, die Heimat zu verlassen; blieb es doch ungewiss, ob nicht bei dem Mangel befestigter Plätze ein anderer kommen und einem das Erworbene rauben werde, und war man doch überzeugt, den täglichen Bedarf allüberall finden zu können".

So tritt uns auf dem klassischen Boden des alten Griechenlands genau dasselbe Wandervolk entgegen, welches viele Jahrhunderte später die griechisch-römischen Schriftsteller in dem Norden Europas wiederfanden. „Allen Völkern dieses Landes" (Deutschlands), sagt Strabo Kap. 291, „gemein ist die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise, und weil sie keinen eigentlichen Ackerbau kennen (*διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν*) und keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten; so dass sie, diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen laden

1) Vgl. zuletzt J. Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen p. 511 ff., der in den von Tacitus geschilderten Verhältnissen den normalen altgermanischen Zustand erblickt, von dem die Nachricht des Caesar nur einen durch kriegerische Rücksichten bedingten Ausnahmezustand darstelle.

und mit den Viehherden sich wenden, wohin ihnen beliebt." Vergleichen wir hiermit ferner, was Prokop (*De bell. Got.* III, 14 p. 334) von den *Σκλαβηνοί* (Slaven) berichtet, dass sie in elenden Hütten weit voneinander entfernt wohnten und jeder oft seinen Wohnsitz wechselte, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte trotz des Ackerbaus, den sie trieben, noch wenig sesshaft waren.

Hierzu stimmt aufs beste, dass auch die letzte und sicherste Stufe sesshafter Agrikultur, die Baumzucht, den europäischen Indogermanen der Urzeit noch gänzlich unbekannt gewesen[1] ist. Wie Thukydides ausdrücklich von den ältesten Griechen berichtet, dass sie noch keine Baumpflanzungen angelegt hätten (*οὐδὲ φυτεύοντες*), so sagt Tacitus von den Germanen (Kap. 26): *Neque enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.*

Zugleich mit der Gewöhnung an festere Wohnsitze hält ferner der der Urzeit noch unbekannte Garten- und Gemüsebau seinen allmählichen Einzug, alles Tatsachen, die seit V. Hehns Buch über die Haustiere und Kulturpflanzen von niemandem bezweifelt werden können (vgl. auch mein Reallexikon u. Obstbau und Baumzucht, Gartenbau), und die sämtlich sich in das Bild, das wir für die altidg. Zeiten von dem Verhältnis des Menschen zu dem Land, das er bewohnt, entworfen haben, aufs beste fügen.

Nur so erklärt sich endlich auch der wichtige Umstand, dass ursprünglich nicht die Völker nach den Ländern (z. B. Engländer, Amerikaner), sondern die Länder nach den Völkern (z. B lit. *Prúsai* „die Preussen" und „Preussenland") benannt werden, dass die Heimatszugehörigkeit eines Menschen nach dem Volk, nicht nach dem Land (z. B. *Ξενοφῶν ὁ Ἀθηναῖος*) bestimmt wird und der Begriff des „Vaterlands" zweifellos von dem Geschlecht ausgeht (z. B. Homerisch *πάτρη* und altruss. *rodŭ* „Geschlecht", dann „Vaterland", russ. *ródina* „Heimat", aber im weissruss. *ŕódzina* auch noch „die Gesamtheit der Verwandten"), dem ein Mensch angehört (näheres vgl. in meinem Reallexikon s. v. Staat).

1) Über wilde Obstbäume vgl. oben p. 175. Am frühesten ist, wie es scheint, der Apfelbaum in Kultur genommen worden (vgl. oben p. 188, 190).

Unter diesen Umständen ist es schwer begreiflich, wie neuere Forscher wieder in den alten Germanen und Indogermanen ein sesshaftes und emsiges Bauernvolk haben erblicken können. Man hat zwar gesagt, nur ein solches habe die Scharen hervorbringen können, die einst das römische Reich in Trümmer schlugen. Aber diese Scharen verliessen doch eben die Heimat, weil der nur flüchtig bestellte Boden, der heute vielleicht die zehnfache Zahl von Menschen ernährt, sie nicht ernähren konnte. „Je höher die Lebensform", so äussert sich V. Hehn zu dieser Frage, „die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Prozentsatz, den es zu kriegerischen Zwecken verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann. Hätten die Deutschen emsig den Boden bestellt, dann wären sie überhaupt nicht ausgezogen, das römische Reich in Trümmer zu schlagen." Man hat ferner berechnet, dass ein Nomadenstamm Hochasiens von nur 10000 Köpfen zu seiner Ernährung allein schon ein Gebiet von der Grösse des Königreichs Sachsen brauche. Wie hätten, meint man, z. B. die Sueben, angenommen, dass sie Nomaden waren, allein schon 100000 Mann in den Krieg schicken können (Caes. IV, 1)? Allein man vergisst, dass Hochasien nicht Europa ist, und dass wenigstens von uns nicht behauptet wird, die Germanen oder Indogermanen seien Nomaden gewesen, sondern nur, der Ackerbau habe bei ihnen eine nebensächliche und verachtete Rolle gespielt. Noch weniger sollte man sich für das angebliche Bauerntum der Indogermanen auf die vorgeschichtlichen Funde berufen. Sie lehren uns zwar die wichtige Tatsache, dass schon in neolithischer Zeit Ackerbau getrieben wurde; aber über seine Intensität, Ausdehnung und Bedeutung können sie trotz der Ausführungen M. Muchs (Heimat der Indogermanen) gegenüber den oben angeführten historischen Factis, die wir doch wohl einstweilen der Prähistorie zu Liebe nicht ganz ignorieren dürfen, schwerlich etwas aussagen[1]). Und

1) Man hat auf die Pfahlbauten (vgl. Kap. X) als angebliche Zeugen einer festen Siedelung der Indogermanen hingewiesen. Allein erstens wissen wir gerade für diejenigen Gegenden, in denen, wie z. B. in der Schweiz, die meisten Pfahlbauten uns begegnen, nicht, ob sie in älterer Zeit von indogermanischen Völkern bewohnt waren, und zweitens steht für jene Epochen, in denen wir mit fortwährenden Kämpfen und Überfällen zu rechnen haben, nichts der Annahme ent-

zwar dies um so weniger, als wir die unzweideutigsten Nachrichten darüber besitzen, worin der eigentliche Schwerpunkt der altindogermanischen Wirtschaft beruhte.

III. Die älteste Viehzucht der idg. Völker. Unmittelbar an die Worte: *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet* schliesst Caesar IV, 1 den Satz an: *neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt* und unmittelbar an die Worte (VI, 22): *agriculturae non student* den Satz: *maiorque pars victus in lacte, caseo, carne consistit.* Nimmt man hierzu die Nachricht des Tacitus (*Germ.* Kap. 5): *eae* (nämlich das Grossvieh) *solae et gratissimae opes sunt,* so kann meines Erachtens auch nicht der leiseste Zweifel bestehen, dass die Hauptwirtschaftsform der alten Germanen die Viehzucht bildete, zu der der Ackerbau nur eine für die Volksernährung erst durchaus in zweiter Linie stehende Ergänzung darbot. Zu derselben Ansicht ist Peisker in seinem schon genannten Buch: Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turko-Tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung hinsichtlich der Slaven gekommen, die, bevor sie unter die turko-tatarische Herrschaft kamen, nach seiner Meinung ganz vorwiegend Viehzüchter, namentlich Rinderzüchter, ebenso wie die Germanen des Caesar und Tacitus waren. Er folgert dies einerseits aus der ansehnlichen einheimischen Nomenklatur für Gross- und Schmalvieh in den slavischen Sprachen (z. B. für das Rindvieh altsl. *govędo* „Rind", *krava* „Kuh", *bykŭ* „Stier", *tełę* „Kalb", *volŭ* „Ochse"), andererseits aus dem gemeinslavischen *župa,* das in den einzelnen slavischen Sprachen „Bezirk", im Serbischen speziell den Wohnungsbezirk des *pleme* „Stammes" bedeutet, dessen ältester Sinn aber „Weidebezirk" (*regio pastoria, compascua*) war. Noch das Gesetzbuch des serbischen Kaisers Dušan bestimmt: „Eine *župa* soll der (anderen) *župa* nichts mit Vieh abweiden usw." (vgl. Peisker p. 103). Vgl. auch oben p. 155.

Und ebenso müssen wir uns die Volkswirtschaft der Hellenen vorstellen zu der Zeit, als sie sich in der von Thukydides (oben p. 213) geschilderten Weise über die Balkanhalbinsel ver-

—

gegen, dass der eine Stamm den anderen vertrieben und in seinen Pfahlbauten weiter gehaust habe.

breiteten. Noch im Epos heissen die Bewohner wohlhabender Städte πολυβοῦται und πολύρρηνες. Der Reichtum der Fürsten beruht (Od. II, 75) auf κειμήλια (z. B. ungemünztem Metall) und πρόβασις = πρόβατον „Vieh". Königssöhne weiden die Herden des Vaters. Hirtengötter, z. B. Apollon, der selbst nach der Hürde (ἀπέλλα) benannt ist, sind die Hauptgötter der Griechen, „ein Beweis, dass die Viehzucht für das gesamte Volk, vom Knecht und Taglöhner bis zum Häuptling hinauf, die Hauptbeschäftigung bildete" (vgl. I. v. Müller Privataltertümer[2] p. 241, E. Meyer Geschichte des Altertums II, 79 ff.). Nicht anders ist bei den vedischen Ariern die Viehzucht „als Haupterwerbsquelle zu betrachten", wofür es genügt auf die Darstellung der vedischen Volkswirtschaft in H. Zimmers Altindischem Leben p. 221 ff. zu verweisen, und auch in den awestischen Gâthâ's ist im Gegensatz zu den späteren Teilen des Awesta noch die Kuh der eigentliche Mittelpunkt, um den sich Leben und Streben des ganzen Volkes dreht (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 403).

Dass diese Verhältnisse aber zugleich die ältesten indogermanischen Zustände darstellen, darauf weist eine Fülle sprachlicher und historischer Tatsachen mit vollkommener Sicherheit hin. Zunächst die in Kap. III zusammengestellten Namen der Haustiere, die im Gegensatz zu den meisten Ackerbaugleichungen sich über das gesamte idg. Sprachgebiet erstrecken. „Es kann kein Zweifel sein", sagt Winternitz mit Recht, „dass zahlreiche Ausdrücke, die sich auf die Viehzucht beziehen, gemeinindogermanisch sind und dem Wortschatz der Ursprache zugeschrieben werden müssen, während eine gemeinsame, auf den Ackerbau bezügliche Terminologie nur in den Sprachen der europäischen und nicht auch der arischen Indogermanen nachweisbar ist." Sodann das, was Kap. VIII und Kap. XV (Religion) über die älteste Nahrung und Opferdarbringung (Götterspeisung) auseinandergesetzt werden wird, woraus sich ergibt, dass Fleischnahrung und Opferung der vierfüssigen Haustiere anderen Speisen und Spenden gegenüber in der ältesten Zeit durchaus in dem Vordergrund stehen. Nicht minder wichtig ist die in Kap. IX erörterte Tatsache, dass Leder- und Pelzkleidung ohne Zweifel die älteste Umhüllung der Indogermanen gebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung ist auch die in meinem Reallexikon (s. v. Körperteile) ausführlich besprochene Erschei-

nung, dass schon in der Urzeit eine eingehende anatomische Kenntnis des tierischen und menschlichen Leibes vorhanden war, die nur durch die häufige Übung des Schlachtens des Viehes zu profanen und sakralen Zwecken gewonnen worden sein kann (vgl. auch I³, 164 Anm.). Dies alles, verbunden mit zahlreichen Zügen des Familien- und Stammeslebens (Kap. XIII), die in dieser Zusammenstellung nur auf der Wirtschaftsstufe der Viehzüchter wiederkehren, erheben es über jeden Zweifel, dass die Indogermanen ganz vorwiegend ein Volk von Viehzüchtern gewesen sind[1].

Im Mittelpunkt dieser ältesten Viehzucht stand, worauf schon in Kap. III hingewiesen wurde, das Rindvieh, die Kuh, das Zug-, Schlacht-, Opfer-, Milchtier, der Reichtum und Wertmesser der Urzeit.

Hieraus folgt zugleich, dass wir kein Recht haben, uns die Indogermanen, wie schon mehrfach betont worden ist, als eigentliche Nomaden vorzustellen, als Wanderhirten und Reiternomaden, wie sie die west- und ostturkestanischen Steppen und Wüsten durchstreifen. „Das strenge Reiternomadentum“, sagt Peisker a. a. O. p. 11 nach v. Middendorf und Vámbéry, „kennt keine Rinderzucht. Das Rind verdurstet bald, es ist nicht schnellfüssig und ausdauernd genug, um die ungeheuren Wanderungen mitmachen zu können; es ginge an Erschöpfung zugrunde, bevor es im Frühjahr die Sommerweiden und im Herbst die Winterquartiere erreicht haben würde. Auch bietet ihm die Steppe für den Winter keine entsprechende Nahrung, und der Hirt hätte keinen besonderen Nutzen, weil das wandernde Rind keine oder wenig Milch gibt und als Tragtier dem Pferd und Kamel an der unerlässlichen Schnelligkeit bedeutend nachsteht. Das eigentliche

1) Alles dies habe ich bereits in der zweiten Auflage dieses Buches und besonders in meinem Reallexikon (s. v. Viehzucht) auseinandergesetzt. Winternitz Beilage z. Allg. Z. 1903, Nr. 252 bemerkt dazu: „Und da stehe ich nicht an, mich rückhaltlos zu der Ansicht Schraders zu bekennen, dass die noch zu erschliessende Wirtschaftsform des idg. Urvolks die Viehzucht war. Die von ihm angeführten Gründe halte ich für durchaus zwingend, und H. Hirt (vgl. I³, 49), der die entgegengesetzte Ansicht vertritt, hat auch nicht einen dieser Gründe widerlegt.“ Durchaus nichts neues hat H. Hirt auch in dieser Beziehung in seinem Buche Die Indogermanen vorgebracht.

Zucht- und Nährtier des zentralasiatischen Nomaden ist das Schaf und neben ihm das Pferd.“ Wollen wir uns daher nach ethnographischen Parallelen zu der Wirtschaftsstufe der Indogermanen umsehen, werden wir besser tun, uns den afrikanischen Viehzüchtern zuzuwenden. „Rindviehzucht“, heisst es hier von den Kaffern (vgl. Winternitz Was wissen wir von den Indogermanen? Beilage z. Allg. Z. 1903 Nr. 252), „ist der Kaffern grösste Leidenschaft und Gottesdienst, und ein Haupthindernis für bessere Landwirtschaft. Sie weiden ihre Augen an dem Vieh mit so grosser Lust, dass ihre Phantasie sich Tag und Nacht damit beschäftigt. Sie besingen und loben dessen Eigenschaften, vergleichen es mit den höchsten Ideen von vernünftigen Menschen und noch höheren Kräften. . . . Um Vieh zu bekommen, tut der Kaffer alles.“ Und von denselben Kaffern berichtet E. Grosse Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft p. 90: „Von vielen Stämmen wird hier (in Afrika) auch Ackerbau getrieben; aber die Pflanzenkultur gilt ihnen neben der Viehzucht als eine niedrige, nebensächliche, beinahe unwürdige Beschäftigung. Das gleiche Verhältnis tritt bei den Kaffern und ihren benachbarten Verwandten hervor. Auch sie mögen die Früchte des Feldes nicht entbehren, aber die Feldarbeit ist ihnen verächtlich und verhasst; ihr Herz hängt allein an den Herden, welche den Mittelpunkt ihres ganzen Lebens bilden.“

Den Schwerpunkt in der Viehwirtschaft der Indogermanen bildete also die Rindviehzucht. Und doch sind wir schon früher einer Spur begegnet, die in noch ältere, vorindogermanische und andersartige Verhältnisse zu weisen scheint. Wir haben nämlich oben (I³, 201 f.) gesehen, dass die älteste Bedeutung der schon idg. Kollektivbezeichnung für Vieh (scrt. *páçu* = got. *faihu*) „Schaf“ (also nicht „Rind“) gewesen ist, wodurch sich der Blick in eine, wir wiederholen es, vorindogermanische Zeit eröffnet, in der, wie bei den wirklichen Nomaden, so auch bei den Indogermanen nicht das Rind, sondern das Schaf das Hauptherdentier bildete.

Und so lässt sich nun das Bild der indogermanischen Wirtschaftsform folgendermassen entwerfen: Die Indogermanen waren in der Zeit, in der die ersten Stämme sich von dem Grundstock

abzusondern begannen, ein Volk von Vieh-, besonders von Rindviehzüchtern. Der Ackerbau war ihnen nicht gänzlich unbekannt, doch können wir nicht sagen (vgl. Kap. V), welche Kulturpflanzen sich über das ganze Völkergebiet erstreckten. Erkennen können wir nur, dass ein bereits mit dem Pflug betriebener und über den Anbau von Gerste, Weizen, Hirse, Flachs, Bohne und Mohn verfügender Ackerbau in prähistorischer Zeit deutlicher bei den westlicheren Gliedern des idg. Sprachstamms hervortritt, ohne sich jedoch auch hier über ein von der freien männlichen Bevölkerung verachtetes, den Menschen noch nicht an die Scholle bindendes Anhängsel der Viehzucht zu erheben.

In diesen Rahmen lassen sich noch zwei weitere kulturhistorische und linguistische Tatsachen einfügen. Wir haben in Kap. III gesehen, dass die Schweinezucht den Indern und Iraniern fremd ist, während sie bei den übrigen Indogermanen, ebenso wie die der übrigen Haustiere, seit der ältesten Zeit hervortritt. Auf die europäischen Sprachen ist auch die idg. Gleichung für das junge Schwein: lat. *porcus*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *paršzas*, altsl. *prasę* beschränkt. Da nun einerseits die Schweinezucht naturgemäss für ihren Betrieb das Vorhandensein umfangreicher Eichen- und Buchenwälder voraussetzt, andererseits aber überhaupt sich eher an den Ackerbau und eine grössere Sesshaftigkeit als an die reine Viehzucht anlehnt, so stimmt dieses Hervortreten des gezähmten Schweines im Westen des idg. Völkergebietes aufs beste mit der Verteilung von Wald und Steppe, Ackerbau und Viehzucht überein, wie wir sie für die idg. Urheimat angenommen haben. Dieselbe geographische Verbreitung wie die meisten Ackerbaugleichungen hat in den idg. Sprachen zweitens das Salz: griech. *ἅλς*, lat. *sal*, got. *salt*, ir. *salann*, cymr. *halan*, altsl. *soli*, lett. *sâls*, armen. *al* (vgl. griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *arðr*, armen. *arawr* „Pflug“[1]). Da nun die Pflanzenkost, die mit der grösseren Betonung des Ackerbaus natürlich an Bedeutung gewinnt, dem Körper das in ihm enthaltene und für ihn notwendige Kochsalz durch ihren Kaligehalt entzieht, so dass es von aussen ergänzt werden muss, so lässt sich die Beschränkung des idg. Wortes für Salz auf die westlicheren Glieder des idg. Sprachstamms ohne Schwierigkeit so erklären, dass hier das in der Natur (an den nördlichen Gestaden des Schwarzen Meeres) in Menge vor-

andene Kochsalz in seiner Wichtigkeit für die Ernährung des fenschen im Westen früher als im Osten erkannt wurde.

So können wir die auf Seite 205 gewonnenen Parallelen och um zwei weitere Glieder vermehren und erhalten so die leihen:

| | |
|---|---|
| Waldsteppe und Waldgebiet. | Baumarme Steppe. |
| Viehzucht mit Ackerbau. | Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaus. |
| Schweinezucht. | Unbekanntschaft mit der Schweinezucht. |
| Salz. | Unbekanntschaft mit dem Salze. |
| — | — |
| Westen (Europäer). | Osten (Arier). |

VII. Kapitel.

# Die Zeitteilung.

1. Die Jahreszeiten: Winter. Frühling. Sommer. Spuren einer älteren Zweiteilung. Das Jahr. Zählung nach Jahreszeiten. 2. Mond und Monat. Schwangerschaftsberechnung. Zerteilung des Mondmonats in zwei Hälften. Aberglaube. Mond- und Sonnenjahr. Die 12 Nächte. Monatsnamen. Das idg. Jahr ein „Witterungsjahr". 3. Tag und Nacht. Zählung nach Nächten. Die Nacht beginnt den Volltag. Der Tag. Tagesteilung. — Allgemeines.

Wenn ich an die Geschichte des Ackerbaues und der Kulturpflanzen einen kurzen Überblick über die Ursprünge der idg. Zeitteilung anreihe, so geschieht dies, weil beide Materien gewissermassen in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander stehen. Mit Recht bemerkt J. Grimm (Geschichte d. D. Spr.): „Erst unter ackerbauenden Völkern ordnen sich Gottesdienst und Zeitteilung", und es liegt auf der Hand, dass erst derjenige, welcher die Saat dem Schosse der Erde anvertraut und von ihrem Wachsen und Gedeihen Glück und Reichtum für sich und die Seinen hofft, dass es erst der Landmann ist, welcher ein lebhafteres Interesse an einer genaueren Einteilung der Zeit nimmt. Da wir nun in dem bisherigen gesehen haben, dass die Indogermanen in ihrer Urzeit noch weit von der Höhe eines sesshaften Ackerbauvolkes entfernt waren, so wird es von Wichtigkeit sein, zu untersuchen, ob das, was wir über die älteste Zeitteilung ermitteln können, mit diesem Ergebnis im Einklang steht.

Nicht minder wird es für das Verständnis des historischen Kalenders der einzelnen idg. Völker wertvoll sein, den gemeinsamen Kern zu finden, der ihnen zugrunde liegt. Und endlich ist es unzweifelhaft, dass die Einteilung der Zeit bei einem Volke, z. B. die Frage, wie viele und welche Jahreszeiten es unterschied, eng mit der Lage und dem Klima des Landes ver-

knüpft ist, in welchem es wohnt, so dass wir auch nach dieser Seite, d. h. hinsichtlich der Frage der idg. Urheimat, auf einige weitere Anhaltspunkte hoffen dürfen.

### 1. Die Jahreszeiten.

Auf dem Standpunkt eines fast ausschliesslich von dem Ertrage seiner Herden lebenden Volkes regt der Einfluss des Witterungswechsels den Menschen zuvörderst zu einer doppelten Beobachtung an: er unterscheidet zwischen derjenigen Jahreszeit, in welcher er mit seinen Herden die oft Tausende von Kilometern entfernten Sommerweiden bezieht, und der, in welcher er vor den Unbilden der Witterung in geschütztere Winterquartiere flüchtet.

Dürfen wir Vámbéry Primitive Kultur p. 162 f. glauben, so haben die turko-tatarischen Völker in ihrer Urzeit lediglich zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, unterschieden, in deren Benennungen sich noch die Zustände eines Nomadenvolkes deutlich abspiegeln würden. Der Name des Sommers *jaz* wäre soviel wie die „Jahreszeit, in welcher man sich ausdehnen kann" (*jaz* „ausbreiten", *jazi* „Ebne", *jazilamaḳ* „auf die Weide, auf die Steppe gehen"), während die Benennung des Winters *ḳiś*, *kis* die schneeige (*ḳaj-iś*, *ḳaiś-ḳiś* „Schneegestöber") Jahreszeit bedeute.

Wie sind nun in dieser Beziehung die ältesten idg. Zustände zu beurteilen?

Die am schärfsten in den idg. Sprachen charakterisierte und in denselben am weitesten verbreitete Benennung einer Jahreszeit ist ohne Frage die des Winters:

sert. *hêmantá*, *hé'man* („im W."), *himâ*, *himá* (auch „Kälte"), aw. *zayan*, *zyam* (Nom. *zyå*), armen. *jmeṙn* (*jiun* „Schnee"), griech. *χειμών* (*χιών* „Schnee"), lat. *hiems* (auch „Unwetter"), ir. *gam*, altsl. *zima*, lit. *źiėmà*, alb. *dimεn*, germ. *ên-gimus* „jährlich" (*lex Salica*, Kern Taal u. Letterb. II, 143, vgl. lat. *bimus*, *trimus* usw. „zwei-, dreijährig", griech. *χίμαρος*, *χίμαιρα* „Ziegenbock, Ziege", eigentl. „Jährling").

Die Wurzel ist unbekannt; aber in dem Bedeutungswandel der angeführten Sippe (Winter, Sturm, Schnee) spiegelt sich die Natur eines nordischen Winters ab, was auch durch das Vorhandensein einer idg. Wurzel für schneien: aw. *snaêg* (aber *vafra*

„Schnee"), lat. *ninguere*, *nix*, griech. *νίφει*, *νίφα*, got. *snáiws*, lit. *sniēgas*, altsl. *snēgŭ*, ir. *snechta* bestätigt wird. Dazu kommt die Übereinstimmung von ahd. *îs* mit aw. *isu* „frostig, eisig".

Der genannten Sippe für den Winter stehen nun zunächst zwei Gleichungen gegenüber, die miteinander gemein haben, dass sie eine freundlichere Jahreszeit bezeichnen. Es sind:

1. scrt. *vasantá*, aw. *vaṅhar* (npers. *behâr*) = scrt. *vasar*, armen. *garun*, altsl. *vesna*, altn. *vár*, lat. *vêr*, corn. *guaintoin* (gl. *ver*), griech. *ἔαρ* „Frühling", lit. *wasarà* „Sommer" (vgl. russ. *vesnúška* „Sommersprosse").

2. scrt. *sámâ* „Halbjahr, Jahr" — aw. *ham*, armen. *amaṙn* (*amr* „Jahr"), ir. *sam*, *samrad*, ahd. *sumar* „Sommer".

Es ergibt sich also, dass wir für die idg. Grundsprache zunächst eine Dreiheit von Jahreszeiten: Winter, Frühling und Sommer anzusetzen haben. Tatsächlich findet sich eine solche Dreiteilung des Jahres auch bei mehreren idg. Einzelvölkern. So im ältesten Indien (*trayô va ṛtavaḥ saṁvatsarasya*, *Çat. Brâhm.*), bei Aeschylus: *χειμών*, *ἔαρ*, *θέρος*, bei den Germanen des Tacitus (*Germ.* Kap. 26: *unde annum quoque ipsum non in totidem digerunt species*: *hiems et ver et aestas intellectum et vocabula habent*, *autumni perinde nomen et bona ignorantur*). Gleichwohl fehlt es nicht an Spuren, die darauf hindeuten, dass in einer noch älteren Zeit, ganz, wie es, wie wir oben sahen, bei den Turko-Tataren der Fall war, nur zwei Jahreszeiten, nämlich Winter und Sommer unterschieden wurden. Diese Spuren sind die folgenden: 1. Unterscheidet sich der Name der von der Wurzel *ves* (scrt. *vas* „erstrahlen") gebildeten Jahreszeit von den beiden anderen, wie überhaupt von allen alten Jahreszeitbenennungen dadurch, dass er niemals und nirgends als *pars pro toto* für das ganze Jahr gebraucht wird, eine Ausdrucksweise, auf die unten zurückzukommen sein wird. Es folgt hieraus, dass die Bildungen mit *ves* ursprünglich nicht sowohl eine Zeitdauer, als einen Zeiteintritt, eben den Eintritt der „leuchtenden, hellen" Zeit bezeichnet haben müssen. 2. Lässt sich der Stamm **sam-* „Sommer" (scrt. *sámâ* „Halbjahr") nur schwer von dem daneben liegenden scrt. *samá* „eben, gleich", aw. *hama*, griech. *ὁμός*, lat. *similis* trennen, so dass sich als Grundbedeutung „gleiche, zweite Hälfte des Jahres" ergibt. 3. Kann man die Wahrnehmung machen,

ass in den Einzelsprachen sehr häufig zwei, niemals drei Jahres-
eitbenennungen in ihrer Suffixbildung aufeinander eingewirkt
aben, wie scrt. *hêmantá* : *vasantá*, aw. *zyam* : *ham*, armen.
*mern* : *amarn*, germ. *wintar* : *sumar*, ir. *gam* : *sam* zeigen.
. Finden sich, namentlich auf keltischem und germanischem
Boden, deutliche Überreste einer alten Rechnung nach Semestern
agls. *missere*, altn. *misseri*). Für die Kelten ist hierbei auf den
on Thurneysen Z. f. kelt. Phil. II, 525 behandelten altgallischen
Kalender von Coligny, für die Germanen auf zahlreiche Rede-
eendungen der Poesie und der Rechtssprache wie alts. *thea*
*abda sô filu wintro endi sumaro gilibd* oder agls. *wintres ond*
*umeres* (Rechtsformel) zu verweisen. Vgl. auch Beda *De*
*emporum ratione* Kap. 15: *Item principaliter annum totum in*
*duo tempora, hyemis videlicet et aestatis, digerunt.*

Ist es aber richtig, dass **sem*- ursprünglich das „andere
Halbjahr" war oder bedeutete, so findet in diesem Zusammen-
hang vielleicht noch eine bisher nicht genannte idg. Jahreszeit-
benennung, nämlich altsl. *jarŭ* „Frühling", griech. *ὥρα* (vgl. *ὀπώρη*)
„freundliche Jahreszeit", „Jahreszeit" — got. *jêr*, aw. *yâr* „Jahr"
lat. *hornus* „heurig") ihre Erklärung. Die Grundbedeutung
dieser Sippe ist nicht etwa speziell „Frühling", sondern vielmehr
Frühling und Sommer mit besonderer Rücksicht auf die in dieser
Zeit gesäten und reifenden Früchte. Besonders deutlich folgt
dies aus den slavischen Sprachen (serb. *jar*, *jari* „Sommer",
*jarica* „Sommerweizen", russ. *jarovóe* „Sommergetreide" etc.).
Ebenso aus dem Griechischen, wo *ὀπ-ώρη*, wörtl. „später Teil
der *ὥρη*" für *ὥρη* auf eine ursprüngliche Bedeutung „Sommer"
hinweist. Nicht weniger tritt der Begriff der Reife im Grie-
chischen in unserem Wort hervor. Auch im deutschen „Jahr"
„Obstjahr", „Fruchtjahr", „ein gesegnet Jahr") zeigt er sich noch.

Vielleicht lässt sich aber zu einer noch älteren Grundbedeu-
tung vordringen. Die Etymologen leiten die Sippe von scrt. *yâ*
„gehen" ab. Es fragt sich nur, in welchem Sinne dies gemeint sein
könne. Ich möchte im Hinblick auf scrt. *yâ-trâ* „der Austrieb"
und aw. *a-yâ-ϑrima* (von **a-yâ-ϑra*, Gegensatz: **yâ-ϑra*), ur-
sprünglich „das Fest der Heimkehr von Hirt und Herden aus
der Senne" (Bartholomae) die Vermutung — mehr kann es
natürlich nicht sein — wagen, dass **yêr*- in vorindogermanischer
Zeit in Verbindung mit **sam*- die Epoche bezeichnete, in der

man nach den Schrecken des Winters auf die Sommerweiden zog, also das gleiche, wie das oben genannte turko-tat. *yaz*. Da dies zugleich die Zeit war, in welcher in den mehr ackerbautreibenden Gegenden die Halmfrucht gesät wurde und zur Reife kam, so mochte die Bedeutung des Wortes frühzeitig in Beziehung zu diesen Tatsachen gesetzt werden.

Somit ist das älteste, was sich über die idg. Jahreszeiten ermitteln lässt, das folgende. Man unterschied: 1. den Winter mit Schnee und Eis, griech. *χειμών* und seine Sippe, 2. den Sommer, teils ahd. *sumar* usw., teils griech. *ὤρη* usw. genannt. Zwischen beide schob sich schon in der Urzeit lat. *ver* und seine Sippe ein, die aber noch keine eigentliche Jahreszeit, sondern nur den Eintritt, „das Aufleuchten" des freundlichen Wetters bezeichnete.

Einige Tatsachen aus der Geschichte der allmählichen Vermehrung der Jahreszeiten bei den Einzelvölkern werden uns am Schluss des nächsten Abschnitts und am Ende dieses Kapitels beschäftigen. Hier erhebt sich noch die wichtige Frage, ob in der Urzeit bereits der Begriff einer Zusammenfassung von Winter und Sommer, bezügl. von Winter, Frühling und Sommer, der Begriff des Jahres einen sprachlichen Ausdruck gefunden hatte.

Dies scheint nun wirklich der Fall gewesen zu sein. Es entsprechen sich scrt. *saṁ-vat-s-ará* „Jahr", *saṁvatsam* „ein Jahr lang", *parivatsará* „ein volles Jahr", *vatsará*, griech. *ϝέτος* „Jahr", alb. *viét* „Jahr", *si-viet* „in diesem Jahre", lat. *vetus* [1]) „alt", altsl. *vetŭchŭ*, lit. *wétuszas* desgl. Daneben scrt. *parút*, Pamird. *pard*, *par-wuz* (Tomaschek C. St. p. 19), osset. *fâre*, npers. *pâr*, armen. *heru* (Hübschmann Arm. St. I, 39, Osset. Spr. 65) = griech. *πέρυσι*, altn. *fjörþ*. Auch noch zwei weitere idg. Gleichungen von geringerer geographischer Verbreitung sind anzuführen: 1. lit. *mētas* = alb. *mot* „Jahr" (B. B. VIII, 9), deren ursprüngliche Bedeutung (W. *mē*) „Zeitmass" ist, wie auch im Slavischen Wörter wie bulg. *godina* „Jahr", serb. *god* mit wurzelverwandten Wörtern in der Bedeu-

1) Auch das lat. Adjektivum hatte ursprünglich die Bedeutung „Jahr, Alter, Altertümlichkeit", vgl. K. Brugmann K. Z. XXIV, 38. J. Schmidt Die Pluralbildungen der idg. Neutra p. 84. Anders Thurneysen K. Z. XXX, 485. — Über griech. *ἐνιαυτός*, das noch nicht sicher erklärt ist, vgl. K. Brugmann I. F. XV, 87.

tung „Zeit“, „Fest“ (poln. *gody*, čech. *hod*) zusammenfliessen[1]) (Miklosich Et. W. p. 61). 2. got. *aþn* = lat. *annus* aus **atno-s* (Grundbedeutung dunkel).

Häufiger aber als solcher Ausdrücke scheint man sich bei der Jahreszählung in der Urzeit anderer Mittel bedient zu haben. Einmal werden nämlich in den alten Texten die Jahreszeiten nebeneinander aufgezählt.

So heisst es im Hildebrandslied: *ic wallôta sumaro enti wintro sehstic* (= 30 Jahre, 60 Semester), im Heliand u. a. *thea habda sô filu wintro endi sumaro gilibd*. Auch im Rigveda begegnen Sätze wie „Hundert Herbste lebe zunehmend an Kraft, hundert Winter und hundert Lenze“. Ähnliches bei Homer und sonst. Es liegt auf der Hand, dass eine derartige schwerfällige und breite Ausdrucksweise vorwiegend bei poetischen Gelegenheiten, z. B. in den feierlichen Zauber- und Segenssprüchen, wie sie schon die Urzeit kannte (vgl. I³, 32), üblich war.

Den Bedürfnissen der täglichen Rede genügte es, das künftige oder vergangene Jahr kurzweg durch eine einzelne Jahreszeit zu bezeichnen (*pars pro toto*). Unverkennbar geht durch die idg. Sprachen der Zug, die ursprüngliche Bedeutung einer Jahreszeit zu vergessen und dieselbe zum Ausdruck der vereinigten Jahreszeiten zu benutzen. Und zwar werden in diesem Sinne, wie wir schon sahen, sämtliche im obigen genannte Jahreszeiten mit Ausnahme der von der Wurzel *ves* gebildeten gebraucht. Zahlreiches andere kommt aus den Einzelsprachen hinzu. So übersetzt Ulfilas die Worte *γυνὴ αἱμοῤῥοοῦσα δώδεκα ἔτη* mit *qinô blôþrinnandei tvalib vintruns*, wie auch agls. *ânwintre* „einjährig“ bedeutet. Im Slavischen ist *lěto* „Sommer“ und (mit *godŭ* wechselnd) „Jahr“. Das scrt. *çarád* „Herbst“ wird im Awesta durchaus für „Jahr“ gebraucht (vgl. aber osset. *särd* „Sommer“ neben npers. *sâl* „Jahr“), und zu dem indischen Worte selbst bemerkt A. Weber Ind. Stud. XVII, 232: „Die solenne Zählung in den Sprüchen der Ritualtexte, bis zu den *gṛhya-sûtra* hin, ist nach Herbsten. Es repräsentiert dies eine Mittelstufe zwischen der alten Zählung nach Wintern (*himâs*)

1) Zu slavisch *godŭ* „Zeit, Fest, Jahr“ stelle ich griech. *ἐπί-βδ-ᾱ* „Tag nach dem Feste“ (W. *ged*). Die bisherige Deutung dieses Wortes als „der auf dem Fusse (*πεδ-*) folgende“ lässt eine Beziehung zum Feste, die es immer hat, vermissen.

und der späteren nach Regenzeiten (*varshâṇi*), entsprechend der mittlerweile vor sich gegangenen Verschiebung der Wohnsitze."

Die hier im Indogermanischen nachgewiesenen Bedeutungsübergänge wiederholen sich in den finnischen Sprachen. So heisst im Mordv. *kiza* „Sommer, Jahr", im Ostjakischen *tal* „Winter, Jahr"; daneben besteht im Ostjakischen ein *tallui* „Winter und Sommer" = Jahr. Aber auch ein gemeinsames Wort für den Jahresbegriff haben diese Sprachen: finn. *ruosi*, weps. *wos*, ostj. *öt*. Tomaschek hält dasselbe für identisch mit idg. *vet*, *ut* (Pamird. p. 19), wenn richtig, gewiss ein bedeutsamer Kulturzusammenhang.

Näheres über den Charakter des idg. Jahres wird erst am Schluss des folgenden Abschnitts zu sagen sein.

## 2. Mond und Monat.

Unter den Gestirnen, die das Himmelsgewölbe schmücken, hat, wie anderen Völkern, so den Indogermanen der **Mond** in seinem ewigen Wechsel zuerst den Wandel der Zeit verkündet. *Omnium admirationem*, sagt Plinius *Hist. nat.* II, 9, 41, *vincit novissimum sidus terrisque familiarissimum*. Mond und Monat gehen, zuweilen unter kleinen Suffixverschiedenheiten, im Indogermanischen ineinander über: so im scrt. *mâ's*, aw., altpers. *mâh*, im altsl. *mėsęci*, im lit. *mėnů* (*mėnesis* nur „Monat"), im got. *mêna* „Mond" : *mênôþs* „Monat". Öfters ist nur der zu diesem Stamme gehörende Name des Zeitmasses erhalten, und für den des Gestirns sind neue Wörter eingetreten: so griech. *μήν* : *σελήνη* „Mond" (*σέλας* „Glanz", aber auch *μήνη* „Mond"), lat. *mênsis* (*Mene* „*dea menstruationis*") : *lûna* (*lucêre* „leuchten"), armen. *amis* „Monat" : *lusin* „Mond" (*lucere*), altir. *mi* : *ésca* „Mond". Vgl. auch alb. *moi* „Monat".

Die Wurzel dieser ganzen Sippe (über ihre Lautverhältnisse vgl. J. Schmidt K. Z. XXVI, 345) wird mit Recht in dem idg. *mê*, scrt. *mâ'-mi* „ich messe" gesucht, so dass der Mond sich selbst als „den Messer der Zeit", wie es M. Müller ausdrückt, *the golden hand on the dark dial of heaven* darstellt. In dem durch ihn bedingten Monat haben wir demnach den ersten und sichersten Ansatz einer geordneten Zeitteilung bei den idg. Völkern zu erblicken.

Der reine, ungebundene (synodische) Mondmonat beträgt bekanntlich 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Sekunden, und dass er in dieser von der Natur gegebenen Dauer sowohl in der Urzeit als auch bei den einzelnen Völkern noch eine geraume Zeit gegolten habe, dafür spricht unter anderen mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass einer der wichtigsten Vorgänge, deren Ende genau zu berechnen war, die Dauer der Schwangerschaft in früheren Perioden nicht auf 9, sondern auf 10 Monate festgesetzt wurde.

Wenn in der vedischen Zeit ein Kind als ein reifes, ausgetragenes bezeichnet werden soll, so wird es *daçamasya* „ein zehnmonatiges" genannt. In einem Gebet um Fruchtbarkeit des Weibes wird gesagt:

*táṃ tê gárbhaṃ havâmahê — daçamé mâsí sû'tavê* „Um die (im vorhergehenden näher bestimmte) Frucht bitten wir Dich zur Niederkunft im 10. Mond". Ebenso ist im Awesta die normale Zeit der Entbindung der zehnte Monat (Geiger O. K. p. 236), wie sie nicht weniger Herodot (VI, 69) als solche bezeichnet, und auch bei den Römern, z. B. in den zwölf Tafeln kehrt die gleiche Rechnung wieder. Am frühsten erwähnt sie in Europa der homerische Hymnus auf Hermes v. 11. Vgl. Leist über den Begriff eines zehnmonatlichen Schwangerschaftsjahres (Altarisches *jus gentium* p. 262 ff.) und W. H. Roscher Die enneadischen und heptomadischen Fristen und Wochen der ältesten Griechen (Abh. d. phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Ges. d. W. XXI, IV p. 10 ff.).

Der Monat wird naturgemäss durch die beiden sich entgegengesetzten Phasen des Mondlichtes, Voll- und Neumond, in zwei Hälften geteilt, welche die Inder *pûrva-pakshá* und *apara-pakshá* „vordere" und „hintere" Seite (Zimmer Altind. L. p. 364) oder *çuklapaksha* und *kṛshṇapaksha* „helle" und „dunkle" Hälfte nennen. Auch die Ausdrücke *yára* und *áyava* kommen schon in vedischen Texten für dieselben Begriffe vor. Ich möchte dieses *yára* zu *yúvan* „jung" (*yáv-îyaṅs, yáv-ishṭa*) stellen und mit lit. *jáunas mënů* „Neumond" vergleichen. Am Anfang der einen Hälfte steht die Neumondsnacht (*amâvâsyâ*), am Anfang der anderen die Vollmondsnacht (*paurṇamâsî*).

Die Zweiteilung des Monats, die wir bei den Indern gefunden haben, setzt auch das Awesta voraus (Geiger a. a. O.

p. 316). Im Griechischen weisen auf dieselbe die Ausdrücke *μηνὸς ἱσταμένου* und *μηνὸς φθίνοντος* (vgl. auch **διχομηνία** „Vollmond“) hin, obgleich in historischer Zeit an dieselben eine Einteilung des Monats in 3 Dekaden anknüpft (zunehmende Sichel, mehr oder weniger volle Scheibe, abnehmende Sichel). Auch bei den Germanen treten in dem Bericht des Tacitus *Germ.* Kap. 11 Neu- und Vollmond (*cum aut inchoatur luna aut impletur*) als die hervorstechendsten Phasen des Mondlichtes auf, und ebenso wird in dem altgallischen Kalender von Coligny (s. o.) jeder Monat in zwei scharf getrennte Hälften geteilt, wobei über der zweiten das Wort *atenoux*, das man als „grosse“ oder „Vollmondsnacht“ gedeutet hat, geschrieben steht. Endlich ist auch für die römische Monatsteilung von den *idûs* auszugehen, ohne Zweifel den Vollmondsnächten (*idûs* vielleicht nach Meyer-Lübke: dem oben genannten ir. *ésce* „Mond“ aus **eid-skiom*), denen gegenüber die *calendae* den „Rufetag“ (*calare, καλεῖν*) bezeichneten, d. h. den Tag, an dem der Neumond ausgerufen wurde. Für eine weitere Einteilung des Monats als in zwei Hälften fehlt es für die Urzeit an sicheren Spuren; doch sucht Roscher a. o. a. O. aus der langen Geltung des synodischen Monats (circa $29^1/_2$ Tage) bei den Einzelvölkern, bezüglich aus der Auffassung desselben als reinen „Lichtmonats“ (circa $27^1/_3$ Tage, d. h. des Zeitraums, während dessen der Mond wirklich am Himmel sichtbar ist) die zahlreichen 7-tägigen ($4 \times 7 = 28$) und 9-tägigen ($3 \times 9 = 27$) Fristen und Wochen zu erklären, die uns auch bei den idg. Völkern begegnen. Ansätze zu derartigen Bildungen könnten also schon in der Urzeit vorhanden gewesen sein.

Der Mond ist der Messer der Zeit, daher ist er der Herr über Wachsen und Vergehen, als von dem Vorrücken der Zeit bedingt. Dazu kommt, dass man dem Mondlicht schon frühzeitig einen direkten Einfluss auf die Vegetation der Erde, den Menschen und seine Schicksale zuschreibt. Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, den roten Faden zu verfolgen, an welchem dieser Glaube oft dunkel und unheimlich, oft kindlich und heiter sich durch Altertum und Neuzeit hindurchzieht. Nur einige der ältesten Zeugnisse, aus denen hervorgeht, wie mächtig der Glaube an die Bedeutung der Mondphasen öfters in die Geschichte der idg. Völker eingegriffen hat, seien hier erwähnt.

*Cum ex captivis quaereret,* berichtet Caesar *de bell. Gall.* I, 50, *quamobrem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres-familiae eorum sortibus ac vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset necne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent.* Die Erklärung fügt Tacitus *Germ.* Kap. 11 hinzu: *Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum incidit, certis diebus cum aut inchoatur luna aut impletur; nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt.* Ganz ähnlich leisten die in den Anschauungen des Altertums länger als andere Hellenen befangenen Spartaner den Atheniensern vor Marathon keine Hülfe, weil sie nicht ausziehen dürfen *μὴ οὐ πλήρεος ἐόντος τοῦ κύκλου* (Herod. VI, 106). Vgl. auch die athenische Bestimmung, von der Zenobius und andere (Roscher p. 56) berichten: *ἀπείρητο Ἀθηναίοις στρατιὰν ἐξάγειν πρὸ τῆς τοῦ μηνὸς ἑβδόμης.*

Mag man nun den ungebundenen Mondmonat von $29^1/_2$, bezügl. $27^1/_3$ Tagen, mit 10, dem oben erwähnten Schwangerschaftsjahr, mit 12, unserer gewöhnlichen Monatszahl, oder mit 13 multiplizieren, welche Anzahl der Monate bei zahlreichen ostasiatischen Völkern üblich ist (vgl. Schiefner Das dreizehnmonatige Jahr und die Monatsnamen der sibirischen Völker *Mélanges Russes tome* III, 307 ff.), in keinem Falle geht die Zahl der Monate in dem Sonnenjahr von $365^1/_4$ Tagen auf, und es erhebt sich darum die wichtige Frage, ob schon in der Urzeit der Versuch gemacht worden sei, einen Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr herzustellen.

In der Tat hat Albrecht Weber in seiner Abhandlung Zwei vedische Texte über Omina und Portenta p. 388 die Vermutung geäussert, dass die zwölf geweihten Nächte, welche im vedischen Altertum vorkommen, und die auch im Okzident, namentlich bei den Germanen, begegnen[1]), als solch ein Versuch anzusehen seien. Hiergegen hat aber der genannte Gelehrte in neuerer Zeit selbst Bedenken erhoben, indem er „Indische Studien"

---

1) Eine Spezialuntersuchung über die „Zwölften" wäre erwünscht. Vgl. E. H. Meyer Indog. Mythen II, 526, Ludwig Der Rigveda VI, 232, A. Hildebrandt Ritualliteratur etc., Grundriss III, 2 p. 5 f.

XVII, 224 sagt: „Und wenn sich nun die Frage erhebt, was denn wohl etwa diesen zwölf Tagen eigentlich zugrunde liegen mag, so liegt jedenfalls der Gedanke nahe, sie als den Versuch anzusehen, zwischen dem 354tägigen Mondjahr (unstreitig wohl der ältesten Form der Jahresrechnung) und dem 366tägigen Sonnenjahr eine Ausgleichung herzustellen, durch welche trotz der im Volke üblichen Rechnung nach Mondzeit doch eben auch dem faktischen Sachverhalte, wonach der „Lauf der Sonne“ den Umfang des Jahres bestimmt, Rechnung getragen werden sollte. Man verlegte die zwölf überschüssigen Tage an den Schluss des Mondjahrs und gewann so in ihnen teils ein Korrektiv für die Zeitrechnung, teils eine heilige Zeit, die für das je kommende Jahr als vorbedeutsam galt. Bedenken macht eine solche Auffassung darum, weil wir dann durch die Übereinstimmung, die in bezug auf die Zwölften zwischen Indern und Germanen vorliegt, genötigt werden, ein so richtiges Verständnis der Mond- und der Sonnenzeit bereits für die indogermanische Urzeit anzunehmen, was dann aber doch immerhin seine nicht geringe Schwierigkeit hat, da man den Trägern derselben eine solche Kenntnis doch wohl schwerlich auf Grund eigener Beobachtungen zutrauen darf.“ Einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten glaubt endlich Weber (Sitzungsb. d. kgl. preuss. Ak. d. W. zu Berlin phil.-hist. Kl. XXXVII, 2) in der Annahme zu finden, dass die 12 Nächte zwar schon idg. seien, aber in der Urzeit durch die Semiten von Babylon her entlehnt worden wären.

Auch ich halte es aus allgemeinen Gründen für unwahrscheinlich, dass das Rechenexempel, welches in der Ausgleichung des Mond- und Sonnenjahres liegt, schon von dem Urvolke gelöst war. Besondere Erwägungen führen zu der Annahme, dass sie ihm überhaupt unbekannt war.

So bedeutungsvoll in sprachlicher wie sachlicher Beziehung der Mond als „Messer der Zeit“ uns entgegen getreten ist, ebenso geringfügig sind die Beziehungen, welche die alten Namen der Sonne[1]) zu Zeit und Zeitteilung haben. Aus dem Griechischen könnte man vielleicht das zuerst in der Odyssee auftretende *λυκάβας* „Jahr“ (*-αντ-*) hierherstellen, wenn es „Wandel des Lichts“ oder „Lichtkreis“ (vgl. nach Fick *ἀβά· τροχός*,

1 Die Namen der Sonne vgl. Kap. XV.

Hes.) wirklich bedeuten sollte. Im Italischen möchte umbrisch *ose*, paelignisch *uus* „*anni, annum*“ (Bücheler *L. I. X.*) hierhergehören, das zu etrurisch *Usil* „*Sol et Eos*“, lat. *aur-ōra* zu stimmen scheint. Scrt. *ṛtu-vṛtti* ist eine ganz junge Bildung. Im übrigen ist mir aber keine Bezeichnung des Jahres bekannt, die von dem Umlauf der Sonne oder überhaupt von Namen der Sonne hergenommen wäre. Wenn daher Ideler in seinem Handbuch der Chronologie die linguistische Bemerkung macht: „Was endlich das Jahr betrifft, so mag hier zu dem, was über die Dauer und die verschiedenen Formen desselben gesagt worden ist, nur noch eine Bemerkung hinzukommen, dass das diesen Begriff bezeichnende Wort in fast allen Sprachen einen Kreislauf, eine Wiederkehr in sich selbst bezeichnet“, so ist dieselbe für das idg. Gebiet entschieden falsch.

Und noch folgender Gesichtspunkt befestigt mich in der Überzeugung, dass die Indogermanen vor ihrer Trennung nicht über die Zeitrechnung nach reinen, ungebundenen Mondmonaten hinausgekommen sind. Sobald nämlich eine Einrechnung des Mondjahrs in das Sonnenjahr stattgefunden hat und der Monat damit von dem Wechsel des Mondlichts, der seine Quelle war, losgelöst worden ist, ergibt es sich von selbst, dass die in den Kreis des Jahres eingefügten Monate zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Individuen werden, für welche eine Namengebung durchaus notwendig ist. Hätte nun dieser Vorgang bereits in der Urzeit sich vollzogen, so wäre durchaus zu erwarten, dass in der grossen Masse idg. Monatsnamen[1]), die uns aus

---

1) Vgl. J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache, Kap. VI: Feste und Monate, K. Weinhold Die deutschen Monatnamen, Halle 1869, F. Miklosich Die slavischen Monatsnamen (Denkschriften d. philos.-hist. Kl. d. Kais. Ak. d. W. XVII, 1—30) Wien 1868, Krek Einleitung in die slav. Literaturgeschichte² p. 510 ff. Wichtig für die Vergleichung ist auch die schon genannte Arbeit Schiefners Das dreizehnmonatige Jahr etc. sowie Grotefend Zeitrechnung I, s. v. Monatsnamen. Für die Griechen kommen in Betracht: K. F. Hermann Über griechische Monatskunde, Göttingen 1844, Th. Bergk Beiträge zur griechischen Monatskunde, Giessen 1845, für die Iranier: A. Bezzenberger „Einige avestische Wörter und Formen“, Nachrichten von d. K. Gesellschaft der W., Göttingen 1878 p. 251 ff., R. Roth Der Kalender des Avesta und die sogenannten Gâhanbâr Z. d. D. M.G. 1880 p. 698 ff., W. Geiger Ostiranische Kultur, De Harlez Der

alter wie neuer Zeit überliefert sind, wenigstens hier und da sich Spuren einer ursprünglichen Übereinstimmung zeigten. Allein das Gegenteil davon ist der Fall. Nicht nur, dass die idg. Sprachfamilien in der Benennung ihrer Monate gänzlich von einander abweichen, so zeigen auch die Sprachen dieser einzelnen Sprachfamilien, wie z. B. der germanischen und slavischen, der litauischen, auf diesem Gebiete eine so bunte dialektische Mannigfaltigkeit, dass jeder Gedanke an eine ursprüngliche Gemeinschaft ausgeschlossen werden muss. Jede Möglichkeit aber, ein idg. Altertum der 12 Nächte zu erweisen, fällt weg, wenn es neuerdings Tille (*Jule and Christmas, there place in the Germanic year*, London 1899) gelungen ist, den Nachweis zu führen, dass die sagenumwobenen Zwölften nur der germanische Abglanz des christlichen Dodekahemeron seien, der heiligen Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, zwischen dem alten und neuen Erinnerungstag der Menschwerdung Christi. Derselbe Gelehrte sieht auch die vier Jahrpunkte des Sonnenjahrs, die Sonnenwenden und Nachtgleichen, als nicht im nordischen Heidentum wurzelnd an, ein Punkt, auf den wir in Kap. XV (Religion) zurückkommen werden.

So gelangen wir zu dem Ergebnis, dass das, was in der idg. Grundsprache als **vetos* bezeichnet wurde, lediglich ein „Natur- oder Witterungsjahr“ (vgl. auch G. Bilfinger Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen I, Stuttgart 1899) war, d. h. nichts als eine Zusammenfassung der Jahreszeiten, also des Winters und Sommers oder Winters, Frühlings und Sommers. Daneben lief die Zählung nach Monden, d. h. reinen Mond-Monaten unausgeglichen her, und feste Monatsbezeichnungen waren nicht vorhanden.

Hingegen mögen allgemeinere, von den Witterungszuständen oder den Beschäftigungen der Menschen etc. hergenommene Zeitbestimmungen, die gleichsam auf der Grenze zwischen Jahreszeiten und Monaten stehen, in ziemlich frühe Epochen zurückgehen. So im Germanischen die schon von Beda *De mensibus Anglorum* genannten *Giuli* (got. *jiuleis*, altn. *jól* „Weihnachten“,

Avestische Kalender und die Heimat der Avesta-Religion, Verh. d. internat. Orientalisten-Kongresses II, 237 ff. — Alte Monatsnamen der Inder siehe bei Zimmer Altind. Leben p. 370. Vgl. auch mein Reallexikon s. v. Mond und Monat.

agls. *geohhol* „Jul", **jeqh-əla*, vielleicht = griech. **ζεφος* in *ζέφυρος* „Westwind", *ζόφος* „Finsternis", also „die dunkle Zeit") für Januar und Dezember, *Lida* (vielleicht = slav. *léto* „Sommer")[1]) für Juni und Juli. So im Griechischen: *ἀροτός* „Pflügezeit" (auch „Jahr"), *σποϱητός* „Saatzeit", *φυταλιά* „Baumpflanzungszeit" (vgl. Unger Zeitrechnung in I. v. Müllers Handbuch I², 724). So im Iranischen das schon oben genannte *ayâθrima* „Zeit des Eintriebs von der Alm", *paitiš. hahya*, eigentl. „Getreide mit sich bringend" usw.

Eine schon idg., d. h. — charakteristischer Weise — europäisch-idg. Bezeichnung dieser Art liegt in der Reihe got. *asans* „*θέρος*", ahd. *aran* „Ernte", altsl. *jesenĭ*, russ. *óseni*, altpr. *assanis* „Herbst", lat. *annôna* „Ertrag an Getreide" vor. Vgl. auch oben p. 225 über got. *jêr* etc.

### 3. Nacht und Tag.

Wenn der Zeitmesser der Urzeit der Mond und nicht die Sonne ist, so versteht sich die Zählung nach Nächten, nicht nach Tagen fast von selbst. Auch dürfte es kaum nötig sein, Zeugnisse für diese bekannte Sitte des hohen Altertums beizubringen. Im Sanskrit heisst *daça-râtrá* (: *râtrī́* „Nacht") ein Zeitraum von 10 Tagen, *niçâniçam* „Nacht für Nacht" ist = „täglich". „Lasst uns die alten Nächte (Tage) und die Herbste (Jahre) feiern", sagt ein Hymnus. Im Awesta ist die Zählung nach Nächten (*xšap*, *xšapan*, *xšapar*) in noch höherem Grade durchgeführt. Unter den Germanen, bei denen dieser Gebrauch schon dem Tacitus aufgestossen ist (*nec dierum numerum sed noctium computant Germ.* 11), begegnen in den deutschen Rechtsaltertümern unzählig oft Formeln wie: *sieben nehte, vierzehn nacht, zu vierzehn nechten.* Im Englischen sagt man noch heute *fortnight*, *sennight.* Vgl. auch mhd. *ze wîhen nahten* „Weihnachten" usw.

Denselben Gebrauch bezeugt für die Kelten Caesar *de bello Gall.* VI, 18. (*Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedi-*

---

1) Vgl. auch lit. *litus*, *liė́tus* „Regen"? In Russland betrachtet man den Regen als Vorboten der schönen Jahreszeit, und die Kinder begrüssen ihn, wie den Frühling selbst, mit altüblichen Liedern (vgl. A. Leroy-Beaulieu Das Reich der Zaren I², 135).

*cant idque ab druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt.*) Im engsten Zusammenhang hiermit steht aber, dass die Nacht, aus welcher nach alter Volksanschauung der Tag geboren ward, diesem vorangeht. In den streng formelhaften altpersischen Keilinschriften heisst es *xšapavâ raučapativâ* „bei Nacht und Tag". Im Sanskrit kommt neben *ahôrâtrá, aharniça* auch *râtryahan* „Nacht" und „Tag" und *naktamdinam* „bei Tag und Nacht" vor. Die Athener begannen den Volltag (*νυχθήμερον*) mit Sonnenuntergang. Dasselbe taten, wie z. B. agls. *frigeæfen* „Donnerstag Abend", eigentl. „Abend zum Freitag" zeigt, die Germanen. *Nox ducere diem videtur,* sagt daher Tacitus von ihnen, *dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur* Caesar von den Kelten. Auch auf slavischem Boden galt, wie die Komposita: altsl. *nošte-dĭnije*, altruss. *noščedĭnĭ, noščedĭnĭnica, noštedĭnica* für russ. *sútki* „der Zeitraum von 24 Stunden" zeigen, der gleiche Brauch.

Mit dieser Bedeutung der Nacht als eines Zeitmasses der Urzeit stimmt es überein, dass an ihrem idg. Namen — ähnlich wie an denen des Winters und Monats — die Einzelsprachen mit grösster Zähigkeit festgehalten haben: vgl. scrt. *nákti, nákta,* aw. *naxturu* „nächtlich", griech. *νύξ*, lat. *nox*, altsl. *noštĭ*, lit. *naktìs*, alb. *natε*, got. *nahts*, altir. *innocht* „diese Nacht". Idg. Grdf. **noqt-*. Die Wurzel ist dunkel. Auf die arischen Sprachen beschränkt sich die Gleichung von scrt. *kshap, kshapâ'* = aw. *xšap* usw. (s. o.).

Den Übereinstimmungen in der Benennung der Nacht gegenüber gehen die idg. Sprachen in derjenigen des **Tages**, weniger in der Wurzel als in der Suffixbildung, weiter auseinander: die enge Geschlossenheit unserer Sprachsippe in der Terminologie des **Winters, Mond-Monats** und der **Nacht**, der drei Hauptpfeiler der ältesten Zeitteilung, wird nicht erreicht durch die Übereinstimmungen, welche die Namen des Sommers, der Sonne und des Tages zeigen.

Der alte Name des Tages ist wahrscheinlich eine Bildung von der W. *div* „strahlen" gewesen; vgl. scrt. *div, dyávi-dyavi, divé-divê* „Tag für Tag", lat. *diēs*, altir. *dia*, armen. *tiv*; daneben (nach Kluge Z. f. d. Wortf. VIII, 145) vielleicht von einer anderen Wurzel (vgl. ahd. *zî-t*, agls. *tî-ma*): scrt. *dína*, altsl. *dĭnĭ*.

lit. *dienà* (vgl. lat. *nûn-dinum, peren-dinus*, got. *sin-teins*). Auf das Arische beschränkt ist scrt. *dhan* = iran. **azan* (Spiegel A. P. p. 98).

Wie der Übergang vom Winter zum Sommer durch Bildungen von der Wurzel scrt. *vas* „aufleuchten" bezeichnet wurde (vgl. oben p. 224), so dient dieselbe ebenso dazu, den Wechsel von Nacht und Tag auszudrücken. Von *ves, us* ist einmal scrt. *vâsará* „der ganze Tag", das anderemal der idg. Name der vielbesungenen, rosenfingrigen Morgenröte (scrt. *ushás*, aw. *ušah*, griech. *ἠώς*, lat. *aurôra*, lit. *auszrà*) gebildet.

In der Benennung des Abends gehen die idg. Sprachen in Gruppen auseinander. Es decken sich scrt. *dôshâ'* „Abend, Dunkel" und aw. *daoša*; griech. *ἑσπέρα* und lat. *vesper*, altir. *fescor*, cymr. *ucher* (**vespero-*); altsl. *večerŭ* und lit. *wăkaras*. Die beiden letztgenannten Gleichungen scheinen untereinander und mit dem armen. *gišer* zusammenzuhangen, ohne dass dieses Verhältnis bis jetzt lautlich aufgeklärt wäre.

Für eine weitere Teilung des Tages in der Urzeit fehlt jeder sprachliche und sachliche Anhalt. Und das kann nicht unverständlich erscheinen. In einer Zeit, in der die Glieder eines Volkes vorwiegend einer, und zwar der sehr eintönigen Beschäftigung der Viehzucht hingegeben leben, liegt das Bedürfnis nach einer exakten Tagesteilung selbstverständlich noch in weitem Felde. Die Bezeichnungen, welche sich in spärlichem Masse bilden, werden, der täglichen Lebensweise entnommen, notgedrungen sich in Begriffen bewegen, die auf einer höheren Lebensstufe schnell in Vergessenheit geraten.

Solche der Begriffssphäre der Urzeit entsprechende Benennungen der Tageszeiten mögen etwa gewesen sein: scrt. *samgavá* „Vormittag" = „die Zeit, wenn die Kühe zusammengetrieben werden", griech. *βου-λυτόν-δε* = „die Zeit, wenn die Kühe losgeschirrt werden", ir. *imbúarach* „beim Anbinden der Kühe", „morgens", scrt. *abhipitvá* „Einkehr und Abend", lit. *pëtûs* (: scrt. *pitú* „Nahrung") „Mittag" und andere. Auf die Bedeutung, die das Krähen der Haushähne allmählich für die Einteilung der Nacht gewann, ist schon oben (p. 167) hingewiesen worden[1]).

---

1) Nach dem russischen Volksglauben „schmähen die ersten

Da wir in diesem Kapitel zuweilen unseren Blick vergleichend auf die Kulturverhältnisse der Finnen gerichtet haben, so sei schliesslich noch erwähnt, dass auch auf diesem Sprachgebiet die Namen des nach der Sonne und dem Tageslichte benannten Tages auseinandergehen, während die Benennung der Nacht im Ostfinnischen wie im Baltisch-Finnischen dieselbe ist (Ahlqvist a. a. O.).

---

Blicken wir auf die eingangs dieses Kapitels aufgeworfenen Fragen zurück, so folgt, was zunächst das Problem der idg. Urheimat anbetrifft, aus den mitgeteilten Tatsachen, dass die Indogermanen, was wir schon aus dem Vorhandensein der Birke (oben p. 172) im urzeitlichen Sprachschatz folgerten, in einem Lande gelebt haben müssen, dem ein nördlicher Winter mit Schnee und Eis wohlbekannt war. Ferner geht aus der Einteilung des idg. Jahres in zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, in die sich eine kurze Übergangszeit des Frühlings hineinschob, hervor, dass dieses Urland, wenn in Europa, in der östlichen Hälfte desselben gesucht werden muss. Nichts ist für das europäische Russland, sowohl für die Steppengegenden, wie auch für die Waldgebiete so charakteristisch, als der fast unvermittelte Übergang von einem sehr kalten Winter zu einem verhältnismässig warmen Sommer. Selbstverständlich gibt es

Hähne die Mitternacht", „die zweiten (vor der Morgenröte) vertreiben die Teufel", „die dritten (bei der Morgenröte) rufen die Sonne zum Himmel" (Melnikow In den Wäldern III, 248 der russ. Ausg.). — Den Tag teilten die russischen Bauern, solange sie noch keine Uhren hatten, nach *úpovodi* ein. Eine *úpovodĭ* ist der Zwischenraum zwischen Mahlzeit und Mahlzeit, zwischen Ausruhen und Ausruhen. Im Winter gibt es drei *úpovodi*, im Sommer vier. Man kann also z. B. sagen: „Ich habe bis zur zweiten *úpovodĭ* geschlafen", d. i. im Sommer die Zeit zwischen Frühstück und Mittagessen, von 8 Uhr früh bis Mittag (Melnikow a. a. O. III, 154). Auf eine gleiche Tageseinteilung scheint das gemeingerm. got. *undaúrni* — : scrt. *antár*, lat. *inter* „zwischen" hinzuweisen, woraus sich die verschiedene Bedeutung des Wortes (agls. *undern* „Vormittag", ahd. *untorn* „Mittag", altn. *undorn* „Mitte zwischen Mittag und Abend" gut erklärt. Ursprünglich war offenbar die Hinzusetzung einer Zahl nötig: 1., 2., 3. *undorn*.

eine sogar sehr charakteristische Übergangszeit[1]) zwischen Winter und Sommer, eben die *vesná*, allein dieselbe ist zu kurz, um mit der *zimá* oder dem *lěto* auf gleiche Stufe gestellt und als eigentliche Jahreszeit betrachtet zu werden. Vgl. hierüber A. Leroy-Beaulieu Das Reich der Zaren I², 136.

Was die allmähliche Vermehrung der Jahreszeiten anbetrifft, so ist es begreiflich, dass bei der Ausbreitung der Indogermanen nach den südlichen Ländern in diesen vor allem neue Ausdrücke für den Sommer hervortreten, die denselben als „Gluthitze" oder ähnlich bezeichneten, wie dies in lat. *aestas* ( : *αἴθω* „brenne") und in griech. *θέρος* (= scrt. *háras* „Flammenglut") der Fall ist. Besonders deutlich spiegelt sich eine allmähliche Verschiebung des heimatlichen Klimas in den indischen Jahreszeiten ab. Von einer Dreiteilung des Jahres schritt man noch in vedischer Zeit, je mehr man die alten Sitze im Penjab verliess, zu einer Fünfteilung: *vasantá*, *grîshmá* (*aestas*, *θέρος*), *varshā́* („Regenzeit"), *çarád*, *hêmantá-çiçira* (*çiçirá* „kühl") oder unter Scheidung der beiden letztgenannten Abschnitte zu einer Sechsteilung (vgl. B. R. unter *ṛtú* „Jahreszeit"). Die heutigen Hindus endlich unterscheiden: *Baras*, die Regenzeit, Juli und August, *Scharad*, die drückende, feuchte Saison nach dem Regen, September, Oktober, *Hemanta*, die kühle Jahreszeit, November, Dezember, *Sisira*, die tauige Jahreszeit, die Periode der kühlen Morgen und der Nebel, Januar, Februar, *Wasant*, Frühling, März, April, *Grischma*, die glänzende, strahlende, heisse Jahreszeit, Mai, Juni (Schlagintweit Indien II, 173 Anm.).

In kulturhistorischer Hinsicht weisen die überaus primitiven Verhältnisse, die wir als idg. aufgedeckt haben, und die ihre Entsprechungen besonders in der ältesten finnischen und turko-tatarischen Zeitteilung finden, auf noch sehr primitive Zustände hin. Besonders ist hervorzuheben, dass der älteste idg. Kalender noch keine Beeinflussung durch das sumerisch-babylonische Sonnenjahr zeigt, das seine auch die Zeitteilungen der idg. Völker mächtig bestimmende Einwirkung offenbar erst ausgeübt hat, nachdem die einzelnen idg. Völker in ihren historischen Wohnsitzen angekommen waren. Es ist dies um so

---

1) Hierdurch erledigen sich auch die Ausführungen Kretschmers Einleitung p. 66.

**bemerkenswerter, als wir auf anderen Gebieten einzelnen Ausstrahlungen[1]) sumerischer (sumerisch-babylonischer) Kultur auf das idg. Urvolk früher begegnet sind (vgl. oben p. 118 und p. 199; über das idg. und sumerisch-babyl. Zahlenwesen vgl. Kap. XI: Handel und Wandel).**

1) Sehr unsicher ist der von Zimmern bei E. Schrader Keilinschriften und das alte Testament[3] p. 425 vermutete Zusammenhang des idg. Wortes für Stern: scrt. *star*, aw. *star*, armen. *astl*, griech. ἀστήρ, lat. *stella*, corn. *steren*, got. *stairnô*, ahd. *sterno* mit dem babylonischen *Ištar* = Venus.

VIII. Kapitel.

# Speise und Trank.

Mensch und Tier. Fleisch- und Pflanzenkost. Das Salz. Die Funde. Fischkost. Die Verwendung der Milch in der Urzeit. Butter und Käse. Met und Stutenmilch. Das Bier bei den nördlichen, der Wein bei den südlichen Indogermanen Europas. Sura und Soma bei den Ariern.

Ein feinsinniger Beobachter des Menschenlebens (R. v. Ihering Gegenwart 1882 Nr. 37) hat in geistvoller Weise den Gedanken ausgeführt, dass aller Brauch, mit dem die Sitte die menschliche Befriedigung der tierischen Bedürfnisse des Essens und Trinkens umgeben hat, dem Bestreben entspringe, die Gemeinsamkeit, die in diesem Punkte Mensch und Tier haben, zu verdecken oder wenigstens zu verschleiern. Ohne Zweifel aber ist die Empfindung, die diesem Bestreben zugrunde liegt, eine moderne. Der primitive Mensch fühlt sich als Tier mit dem Tiere, und noch die Sprache der Veden schliesst in dem Worte *paçáras* (: *paçú* „Vieh") Menschen und Tiere zusammen. Der Mensch ist ihr *dripá'd paçû'nâm* „das zweifüssige Tier" neben dem *cátushpâd* „dem vierfüssigen", eine Ausdrucksweise, die (vgl. umbr. *dupursus* „*bipedibus*" neben *peturpursus*) vielleicht in die idg. Vorzeit zurückgeht. So bietet denn auch die idg. Grundsprache keine besonderen Bezeichnungen für die Befriedigung des Hungers (scrt. *ad* „essen", lat. *edo*) und Durstes (scrt. *pâ*, lat. *bibo*) bei Mensch und Tier, und erst allmählich gelingt es den einzelnen Sprachen, besondere *termini* für beide zu schaffen, ohne es indessen überall zu einer so scharfen Scheidung wie in unserem neuhochd. „essen" und „fressen", „trinken" und „saufen" zu bringen.

Aber auch die Sorgfalt, die der Mensch auf die Auswahl und Zubereitung seiner Speisen und Getränke verwendet, hat

von jeher einen richtigen Schluss auf die Kulturstufe überhaupt gestattet, auf der er sich befindet. Der *μέλας ζωμός* des mit einem Fusse noch im Barbarentume stehenden Lakoniers behagt keinem Athener der perikleischen Zeit, und der gräzisierte Römer der Kaiserzeit rümpft die Nase über die bäurischen Gross- und Urgrossväter, „deren Worte nach Lauch und Zwiebeln dufteten“ (Varro bei Nonius p. 201, 5). Wenn aber somit das Wie der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse in einem gewissen Zusammenhang mit der geistigen und kulturlichen Höhe eines Volkes steht, so wird es von besonderem Interesse sein, was sich an der Hand der Sprache und Kulturgeschichte über die Nahrung der vorhistorischen Indogermanen ermitteln lässt, hier zusammenzufassen.

Ob animalische oder vegetabilische Kost die erste Nahrung des Menschen gewesen sei, diese oft aufgeworfene Frage lässt sich ebensowenig mit Sicherheit beantworten wie die, ob das Vorwiegen animalischer oder vegetabilischer Ernährung einen besonderen günstigen Einfluss auf die geistige und körperliche Entwicklung der Völker habe. Die ethnologischen Tatsachen (vgl. Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker I, 62 f.) lehren vielmehr, dass überall diejenige Nahrung für ein Volk (wie auch für den einzelnen) die beste ist, die seinem durch Klima und Lebensweise bedingten Organismus am meisten entspricht, und dass geistiger Fortschritt sowohl bei pflanzen- als auch bei fleischessenden Völkern gefunden werden kann. Da nun einerseits so viel sicher ist (vgl. oben p. 238), dass die idg. Urheimat in einem gemässigten, auf animalische Kost hinweisenden Klima zu suchen ist, andererseits schon in vorhistorischen Zeiten der Übergang von der Viehzucht zu einem wenn auch primitiven Ackerbau gemacht worden war, so dürfte für die Urzeit von vornherein die Wahrscheinlichkeit einer kombinierten Tier- und Pflanzenkost einleuchten.

Die Indogermanen treten sämtlich als fleischessende Völker in der Geschichte auf, und nur bei den Indern war schon in vedischer Zeit, offenbar aus klimatischen Gründen, die Fleischnahrung mehr und mehr der Milch- und Pflanzenkost gewichen (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 268). Zwei Bezeichnungen des Fleisches gehen aber augenscheinlich bis auf die idg. Grundsprache zurück. Es ist dies einmal scrt. *kravya*, *kravis* = griech.

*κρέας*, Wörter, die ursprünglich, wie die nahestehenden lat. *cruor*, altsl. *krŭvĭ*, altir. *crú* „Blut" zeigen, das rohe (ahd. *rô* aus **hrô*), blutige Fleisch bezeichneten, andererseits scrt. *mâṁsá*, armen. *mis*, altpr. *mensa*, lit. *mėsà*, altsl. *męso*, alb. *miš*, got. *mimz*, vielleicht eine urzeitliche Benennung des **zubereiteten** Fleisches. Denn dass die Anfänge der Küchenkunst den Indogermanen bekannt waren, geht aus einer ziemlich erheblichen Zahl von urverwandten Gleichungen für dieselbe hervor. Die wichtigsten sind: scrt. *pac* „kochen, backen, braten", aw. *pač* (npers. *puxten* „kochen"), griech. *πέσσω*, „koche, backe", lat. *coquere* „kochen" (vgl. aber auch *panem coquere* und *coctile* „Ziegelstein", *popîna* „Garküche", ein oskisch-umbrisches Wort), altsl. *peką* „backe, brate", corn. *peber* „pistor"; scrt. *bhrajj* „rösten", griech. *φρύγω*, lat. *frîgo*; griech. *φώγω*, ahd. *bahhan*; lit. *kepù* „brate, backe", griech. *ἀρτο-κόπος* „Bäcker"; armen. *ep'em* „koche", griech. *ἕψω* id. Besonders beliebt mag, wie im Rigveda (vgl. **Zimmer** Altindisches Leben p. 271) und bei Homer, das Braten am Spiess über dem offenen Feuer gewesen sein; doch ist auch das Kochen in irdenen Gefässen (vgl. Kap. X) uralt, wie z. B. der germanische Opferbrauch (got. *sauþs* „Opfertier": ahd. *siodan*) zeigt. Ob daher die Gleichung scrt. *yûs*, *yûshán*, lat. *jûs*, altsl. *jucha* „Brühe" mehr den aus dem Fleisch beim Braten desselben über dem Feuer ausbrodelnden Saft oder eigentliche Bouillon bezeichnet habe, wird sich schwer sagen lassen. Als eine besondere Feinheit mochte, wie noch bei Homer (Il. XXII, 501), das Mark [1]) der Knochen angesehen werden, eine Lieblingsspeise aller karnivoren Naturvölker (vgl. **Lubbock** Die vorgeschichtliche Zeit II, 37). Verstanden sich aber die Indogermanen bereits auf die Zubereitung des Fleisches mit Hilfe des Feuers, so schliesst dies doch den nebenhergehenden Genuss des rohen (scrt. *âmá*, griech. *ὠμός*, ir. *óm*) Fleisches, den bekanntlich nicht einmal unsere Kultur ganz überwunden hat, nicht aus. Von den Germanen wenigstens berichtet dies Pomponius Mela III, 28 ausdrücklich. Nach diesem Schriftsteller genossen unsere Vorfahren das rohe Fleisch entweder frisch (*recens*) oder, nachdem sie es mit Händen und Füssen mürbe gewalkt hatten. Ja, noch das erste Wikingergesetz musste ausdrücklich verbieten,

1) scrt. *majján*, aw. *mazga*, altsl. *mozgŭ*, ahd. *marg*.

dass robes Fleisch gegessen werde. „Viele Menschen“, heisst es in demselben, „hegen die Sitte, rohes Fleisch in ihre Kleider zu wickeln und so zu sieden, wie sie es heissen; aber das ist mehr eine Wolfs- als eine Menschensitte“ (Weinhold Altn. Leben p. 148). Bei den Indern gelten allerdings nur Dämonen und Zauberer als *kravyā́d* „rohes Fleisch fressend“; doch haben auch die Inder des Rigveda bereits eine höhere Kulturstufe erreicht als die Germanen an der Schwelle der Geschichte.

Was die Tiere anbetrifft, die dem Urvolk zur Nahrung dienten, so lieferten bei einem viehzüchtenden Volk in erster Linie natürlich die Herden das Schlachtvieh (*neque multum frumento sed maximam partem lacte atque pecore* — „Herdenvieh“ — *vivunt*, Caesar von den Sueben IV, Kap. 1). Hierzu mochte, wenn auch seltener, der Genuss der Jagdbeute, den Tacitus bei den Germanen kennt (*recens fera*, Kap. 23), treten. Auffallend ist es jedenfalls, dass bei Homer nur zweimal und zwar nur in der Odyssee vom Verspeisen des Wildprets, wilder Ziegen (IX, 154) und eines Hirsches (X, 157), die Rede ist, und noch dazu beidemal in Fällen, wo es nichts anderes zu geniessen gab. Im Rigveda, wo Jagden auf wilde Tiere doch mehrfach erwähnt werden, scheint der Genuss des Wildprets ganz unbekannt gewesen zu sein. Man jagte daher in der Urzeit augenscheinlich mehr, um die gefährlichen Feinde der Herden und Ansiedelungen zu vernichten, als um des Nutzens willen, den man von der Jagdbeute erhoffte (vgl. oben p. 138).

Einen trefflichen Rückschluss auf die bei den Indogermanen verspeisten Tiere gestatten die ältesten Bestimmungen über die als Opfer (vgl. Kap. XV) gestatteten (griech. *ἱερεῖα* „Schlachtvieh“). So werden bei den Indern als Opfertiere Ross, Rind, Schaf, Ziege, bei den Iraniern Hengste, Rinder und Kleinvieh, bei Griechen und Römern Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine bezeichnet. Bei den Germanen werden Pferde-, Rinder-, Schweine- und Ziegenopfer genannt. Wildpret, Geflügel und Fische sind dem ältesten Opferritual fremd, weil sie entweder, wie das Geflügel (oben p. 165 ff.), in der Urzeit noch unbekannt waren oder, wie Wildpret und Fische (I³, 162 f., vgl. auch Kap. XI), nicht zu den Lieblingsspeisen der Menschen gehörten.

Zu der animalischen Nahrung trat als vegetabilische in der ältesten Zeit die Frucht der wildwachsenden Obstbäume

*agrestia poma* Tac. *Germ.* Kap. 23), deren etymologisch über-
instimmende Namen oben (p. 175) mitgeteilt sind, und, woran
nan kaum wird zweifeln können, die Eichel (lat. *glans*, griech.
άλανος, altsl. *želądĭ*, armen. *kalin*). Werden doch die in ihrer
Culturentwicklung zurückgebliebenen Arkader ausdrücklich als
αλανηφάγοι „Eichelesser“ bezeichnet, und weiss doch Plinius
XVI, 5, 6) zu berichten, dass man bisweilen bei Hungersnot
Brot aus Eichelmehl buk (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne
). 72 f.). Ja, in einem altenglischen Runenlied (Wülker I,
331—337) wird die Eichel geradezu als „Nahrung des Fleisches
ür die Menschenkinder“ bezeichnet.

Besonders im Westen des vorhistorischen Sprachgebiets
ritt dann immer mehr die Halmfrucht in die Reihe der un-
entbehrlichen Lebensmittel. Vor allem wird man das auf der
primitiven Handmühle (got. *qaírnus* usw. vgl. Kap. VI, p. 204)
gewonnene Mehl in der Form des Breies genossen haben, für
den eine idg. Gleichung in griech. πόλτος = lat. *puls* vorliegt.
Nach Plinius *Hist. nat.* XVIII, 149 hätte Hafergrütze eine Haupt-
speise der alten Germanen gebildet, und nach demselben Autor
XVIII, 83 hätten die Römer lange Zeit nicht von Brot, sondern
von Brei (*puls*) gelebt.

Doch ist auch die Bekanntschaft der Indogermanen mit
dem Brot uralt, wie schon die Gleichungen griech. πλάϑανον =
ahd. *flado* „Fladen“ und (vielleicht) lat. *lībum* = got. *hlaifs*,
ahd. *lëbe-kuoche* (altsl. *chlěbŭ* wahrscheinlich aus dem Germani-
schen entlehnt) zeigen[1]). Dieses urzeitliche Brot müssen wir uns
als ungesäuert und darum schwer, flach und unverdaulich vor-
stellen. In Rom musste derselbe Flamen Dialis, der sich den
Bart mit ehernem Messer rasieren musste (oben p. 70), sich
auch der *farina fermento imbuta* enthalten. Aus Plinius XVIII,
58 lässt sich ersehen, dass der Gebrauch der Bierhefe zum Brot-
backen in den barbarischen Ländern damals noch auf Gallien
und Spanien beschränkt war, und in unserem *brôt* (agls. *bréad*,
altn. *brauð*), das selbst von Haus aus „Bierhefe“ (= βροῦτος
ἐκ κριϑῶν πόμα Hes.) bedeutet, dürfte gegenüber dem urzeit-
lichen *hlaifs* ein verhältnismässig junger Ausdruck für das ge-
säuerte Brot vorliegen.

1) Vgl. über die verschiedenen Deutungen der zuletzt genannten
Wortsippe Walde Lat. et. Wb. s. v. *libum*.

In naturnotwendigem Zusammenhang mit dem Genuss der Halmfrucht steht, wie schon in Kap. VI gezeigt worden ist, der des Salzes, dessen idg., aber, wie die meisten Ackerbaugleichungen, auf Europa (und Armenien) beschränkte Bezeichnung, lat. *sal* etc., wir ebenfalls bereits kennen gelernt haben. Zeugnisse dafür, dass der Mensch bei reiner Fleischnahrung des Salzes nicht bedarf, liegen aus Europa einerseits in der Nachricht des Pausanias (I, 12), derzufolge die auf der Stufe der Viehzucht stehen gebliebenen Epiroten die schon von Homer genannten Menschen waren, die

οὐδὲ θ' ἅλεσσι μεμιγμένον εἶδαρ ἔδουσι,

andererseits in dem von Athenion (Athenaeus XIV, p. 661) berichteten altgriechischen Opferbrauch vor, den den Göttern dargebrachten Eingeweiden der Opfertiere Salz nicht hinzuzufügen (οὐ γὰρ ἦσαν οὐδέπω εἰς τὴν τοιαύτην χρῆσιν ἐξευρημένοι). Von dem altindischen Opfer (vgl. Oldenberg Religion des Veda p. 413[2]) waren überhaupt gesalzene Speisen ausgeschlossen. Nimmt man hinzu, dass im Awesta und Rigveda überhaupt noch kein Wort für Salz genannt wird, so findet auch von dieser Seite unsere oben p. 221 entwickelte Ansicht, dass bei den östlichen Gliedern des Urvolks, und wo sonst etwa noch fast ausschliesslich Viehzucht getrieben wurde, das Salz noch unbekannt, d. h. nicht verwertet und darum nicht benannt war, ihre Bestätigung. Die Frage aber, woher den übrigen Indogermanen das für ihre Ernährung notwendige Salz kam, ist nicht schwer zu beantworten, wenn in den Kap. II—VI der Schauplatz der ältesten idg. Entwicklung mit Recht im südlichen Russland gesucht worden ist. Das Meer, an dem alsdann jedenfalls die westlichen Glieder des idg. Sprachstamms sassen (lat. *mare*, ir. *muir*, got. *marei*, altsl. *morje*, lit. *mārės*) ist alsdann das Schwarze[1]) Meer gewesen, in

1) Der Einwand von Hoops Waldbäume p. 382 ff., dass, wenn das Meer, an dem auch nach ihm die Indogermanen sassen, das Schwarze Meer gewesen wäre, man erwarten solle, „dass gerade die Sprachen der südlichsten, dem Schwarzen Meere ursprünglich am nächsten wohnenden Stämme, also das Griechische und Indo-iranische, einen gemeinsamen Namen für „Meer“ entwickelt hätten“, scheint mir nicht stichhaltig. Denn erstens steht der Annahme nichts im Wege, dass die Indoiranier an den Sippen von lat. *sal* und *mare* deswegen nicht teilnehmen, weil ihre Sitze in der Urzeit nicht bis zum Schwarzen

dessen an seinen nördlichen Ufern gelegenen Limans bekanntlich noch jetzt ein ungeheurer, zum Gebrauch fertiger Salzreichtum zutage tritt und seit Urzeiten zutage getreten ist. Wie für diese von der Natur hier mühelos dargebotenen Schätze die Indogermanen später, da, wo sie sich vom Meere entfernten, mühevollen Ersatz in dem kunstlosen Absieden des Wassers eifersüchtig gehüteter und gierig umstrittener Salzquellen suchen mussten, ist von V. Hehn in seiner Schrift Das Salz (2. Aufl. 1901) ausführlich dargestellt worden.

Dem Bild, das wir im bisherigen von der ältesten Nahrung der Indogermanen gewonnen haben, entspricht im wesentlichen das in den Ausgrabungen der neolithischen Epoche und ältesten Metallzeit Europas zutage tretende. In erster Linie ist auch hier das Fleisch der Jagd- und Herdentiere (hier zuweilen in dieser Reihenfolge) zu nennen. „Ein durchgehendes Merkmal seines (des Pfahlbauern) Küchenmoders ist, dass alle Knochen, die Mark oder anderen essbaren Inhalt haben, geizig bis auf diesen ärmlichen Inhalt ausgebeutet sind" (Rütimeyer Pfahlbautenb. v. F. Keller III, VII Anm. 1). An Vegetabilien haben sich verkohlte wilde Äpfel (auch Birnen) massenhaft in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. Sie waren in mehrere Teile zerschnitten und scheinbar für den Winterbedarf zurückgelegt (Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I, 207). Auch verkohlte, geschälte Hälften von Eicheln fanden sich in Möringen (Pfahlbautenb. III, 63). In den Pfahlbauten der Poebne fanden sich ebenfalls Eicheln in grosser Menge, und zwar in Tongefässen aufbewahrt, so dass es wahrscheinlich ist, „dass sie nicht nur zur Mast für die Schweine, sondern auch den Menschen zur Speise dienten" (Helbig a. a. O. p. 17).

Die Nachrichten endlich über die Verwendung der Halm-

---

Meere reichten. und zweitens wäre es, was die Griechen anbetrifft, doch nur etwas im Leben der Sprache ganz gewöhnliches, wenn sie ein der Sippe *mare* angehörendes Wort verloren hätten und dafür ἅλς „Salz" und „Meer" gebrauchten. Überdies scheint in griech. *πλη(μ)μυρίς* „Flut", eigentl. „Vollmeer" (vgl. auch lat. *muria* „Salzlache") ein ziemlich sicherer griech. Anverwandter der idg. Sippe *mare* vorhanden zu sein (vgl. Prellwitz Et. W. d. griech. Spr.[2] p. 375 und Walde Lat. et. Wb. p. 400).

frucht, die man auf steinernen Kornquetschern zu mahlen verstand, fasst Lubbock in folgender Weise (a. a. O. p. 207) zusammen: „Noch unerwarteter war die Auffindung von Brot oder richtiger Zwieback; denn seine Beschaffenheit ist so dicht, dass es scheint, als ob keine Hefe dazu benutzt worden ist. Die Brote waren rund und flach, hatten eine Dicke von 1 Zoll bis zu 15 Linien und besassen einen Durchmesser von 4—5 Zoll (nach Heer war die zerquetschte Masse zu einem Teige angemacht und zwischen heissen Steinen gebacken). In anderen Fällen scheint man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und dann entweder in grossen irdenen Töpfen aufbewahrt oder leicht angefeuchtet genossen zu haben." Auch in den Pfahlbauten des Mondsees sind von M. Much hefenlose Brote aufgefunden worden. Vgl. noch Heer Bemerkungen über die Landwirtschaft der Ureinwohner unseres Landes, Pfahlbautenberichte III, 111 ff.

Ein Unterschied der archäologischen und linguistisch-historischen Tatsachen ergibt sich hingegen insofern, als in weiten Teilen des ältesten Europa die Fischnahrung ohne Zweifel eine wichtigere Rolle gespielt hat, als oben und I³, 163 für die Indogermanen angenommen worden ist. Von paläolithischer Zeit an ist in Europa, wie zahlreiche Funde von Harpunen und anderen Fischereigeräten zeigen, an vielen Orten ein emsiger Fischfang betrieben worden, der auch in neolithischer Zeit, wie die Schweizer und Oberösterreichischen Pfahlbauten, aber auch die dänischen und schwedischen Funde zeigen, noch andauerte. Vielleicht haben wir es hier zunächst mit vor- und nicht-indogermanischen Völkerschichten zu tun, mit denen die von Osten her sich ausbreitenden, die Fische ursprünglich geringschätzenden indogermanischen Viehzüchter allmählich verschmolzen, und deren Gewerbe und Nahrungsweise sie im Laufe der Zeit annahmen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang jedenfalls, dass Chwoiko in seinem öfters (p. 153 usw.) genannten Aufsatz über neolithische Siedlungen am mittleren Dnieper p. 800 ausdrücklich hervorhebt, dass die Überreste von Fischen hier im Vergleich mit denen von Haustieren und wilden Vierfüsslern ausserordentlich selten seien. Keinerlei Überreste und Zeugen eines daselbst betriebenen Fischereigewerbes sind in den Pfahlbauten der Poebne (Helbig

Die Italiker in der Poebne p. 15), sowie in Tiryns und Mykenae (I[3], 163 Anm.) zutage getreten.

Wie lückenhaft aber unsere Kenntnis der ältesten Ernährungsweise wäre, wenn wir sie nur aus den prähistorischen Funden schöpften, zeigt am besten der Umstand, dass wir durch die letzteren überhaupt nichts über eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Urzeit erfahren würden, über die Milch und ihre Benutzung zu Butter und Käse. Dass die Indogermanen als *γαλακτοτροφοῦντες*, wie es Caesar V, 14 von den Britanniern (die *lacte et carne vivunt*) und VI, 22 von den Germanen (*maior pars victus eorum in lacte, caseo, carne consistit*), Plinius *Hist. nat.* XI, 41, 96 überhaupt von den *barbarae gentes* (*quae lacte vivunt*) berichtet, in die Geschichte eintreten (vgl. auch noch Jordanes Kap. 51 von den *Gothi minores* : *nihilque abundans nisi armenta diversi generis pecorum et pascua — nam lacte aluntur plerique*), und dass also schon dem Urvolk die Milch seiner Herden, seiner Kühe, Schafe und Ziegen, vielleicht auch seiner Stuten (s. u.) in allererster Linie zur Nahrung diente, kann in keiner Weise bestritten werden. Urverwandte Bezeichnungen für den Begriff „Milch" sind schon oben (I[3], 172) angeführt worden. Merkwürdig ist, dass der Ausdruck für das Melken: griech. *ἀμέλγω*, lat. *mulgeo*, ir. *blichim* (ir. *melg* „Milch"), ahd. *melchan* (got. *miluks* „Milch", *μέλκα*, ein altgerm. Milchgericht, hieraus entlehnt altsl. *mlěko*), altsl. *mlŭzą* (russ. *molózevo* etc. „Biestmilch") bei Europäern und Ariern (scrt. *duh*) verschieden ist. Vielleicht weist auch dies auf einen alten Kulturgegensatz zwischen dem Westen und Osten des Urlands hin, den wir freilich im einzelnen nicht bestimmen können.

Für die weitere Verwertung der Milch in der Urzeit sind die folgenden Gleichungen von Wichtigkeit: scrt. *ấjya* „Opferbutter", lat. *unguentum* „Salbe", altpr. *anctan*, ahd. *ancho*, ir. *imb* „Butter"; scrt. *sarpís* „ausgelassene Butter", kypr. *ἔλφος* „Butter", agls. *sealf* „Salbe", alb. *g'alp* „Butter"; scrt. *sấra* „geronnene Milch", lat. *serum*, griech. *ὀρός* „Molken"; aw. *tûri* N. „käsig gewordene Milch", „Molke", *tûirya* „käsig" = griech. *τυρός* „Käse" u. a.

Wir lernen aus ihnen, dass man schon in der Urzeit die fetten Bestandteile der Milch auszuscheiden verstand, weniger wohl zum Genuss, der in dem Trinken der Buttermilch besteht,

als vielmehr zum Schmieren (scrt. *lip*, griech. *ἀλοιφή* = altsl. *prilěpŭ* „Salbe“) des Haares und Salben des Körpers. Für diesen Gebrauch der Butter wie auch des Tierfettes kann ich mich in sachlicher Hinsicht auf V. Hehns Ausführungen Kulturpfl.[7] p. 154 ff. beziehen, in sprachlicher auf die schon angeführten Bedeutungsübergänge zwischen Butter und Salbe. Hierher gehört auch altsl. *maslo* „Butter“ und „Salbe“[1]) (*mazĭ* „Salbe“, *mazati* „schmieren“: griech. *με-μαγ-μένη*, *μαγεύς* etc.), und ahd. *seifa*, agls. *sâpe* „die bei den nördlichen Völkern zum Färben der Haare ursprünglich verwendete Seife“ = lat. *sêbum*[2]) (**saeb-um*) „Fett, Talg“. Die südlichen Völker, Griechen und Römer, haben also ihre Vorliebe für das Salben des Körpers aus der Urzeit mitgebracht, nur dass bei ihnen das edlere Öl und kostbare ausländische Spezereien den urzeitlichen Schmalz- und Fettgebrauch frühzeitig verdrängten. Doch hat auch hier die Urzeit ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Ein altes Wort für die Salbe ist im Griechischen *μύρον*. Es kann kein Zweifel sein, dass dies zunächst dem hebr. *môr*, aram. *murrâh* „Saft der arabischen Myrrhe“ entspricht, aus welchem es entlehnt ist. Aber der griechische Ausdruck kommt auch mit anlautendem *σ* (*σμύρον*) vor, das keinen Anhalt in den semitischen Sprachen findet. Ich nehme daher an, dass im Griechischen zwei verschiedenartige Bestandteile miteinander verschmolzen sind, ein phönizisch-semitischer und ein einheimischer, und dass in dieser Sprache von alters her ein *σμύρον* oder **σμέρον* „Salbe“, „Schmiere“, vorhanden war, das dem ahd. *smero* „Fett, Schmiere“, got. *smairþra* „Fett“, altn. *smjör*, ir. *smir* „Mark“ entsprach. Während dann die nordischen[3]) und auch die arischen Völker (scrt. *ghṛtá*, aw. *raoγna* „Butter“, parsi *raoγan*, pers. *rôghan*, Pamird. *rúghn*,

1) Der spezielle Ausdruck für Butter ist im Russischen *koróvie máslo* (*koróva* „Kuh“), ganz wie ahd. *chuo-smëro*, und ähnlich wie griech. *βού-τυρον*, eigentl. „Kuhquark“.

2) Lat. *sâpo*, nach Plinius „Haarsalbe“, ist ein keltisch-germanisches Wort und wahrscheinlich aus einem westgerm. **sâpôn-*, das neben **sâipon* (ahd. *seifa*) bestanden haben muss, entlehnt.

3) Ein gemeingerm. Ausdruck der Butterbereitung ist altn. *kirna*, engl. *churn* „Butterfass“, agls. *ćyrnan*, nhd. *kernen* „buttern“; er wird mit dem oben genannten got. *qaírnus* „Handmühle“ zusammenhängen, da das Butterfass Ähnlichkeit mit dieser letzteren hatte. Erst im X. Jahrh. kommt ahd. *butera* auf.

*róghün* etc.) die primitive Kunst der Urzeit bis zur eigentlichen Butterbereitung vervollkommneten, gaben sie Griechen und Römer, in ihren neuen Wohnsitzen mit dem semitischen Ölbaum und seiner Frucht bekannt geworden, ganz auf.

Den Käse der Urzeit werden wir uns am besten als das vorstellen, was Tacitus *Germ.* Kap. 23 als *lac concretum* „kondensierte Milch" bezeichnet, und in Beziehung worauf Plinius a. o. a. O. sagt: *mirum barbaras gentes, quae lacte vivunt, ignorare aut spernere tot saeculis casei* (d. h. des geformten und getrockneten Käses) *dotem, densantes id alioqui in acorem iucundum et pingue butyrum.* Gerade dieser *acor iucundus* liegt in der ursprünglichen Bedeutung des lat. *caseus* ausgesprochen, das etymologisch zu dem slavischen, russ. *kvasŭ* „säuerlicher Geschmack", „säuerliches Getränk" gehört. Auch die einzige echt germanische Bezeichnung des Käses, altn. *ostr* (finn. *juusto* „Käse") weist, als zu lat. *jûs* „Brühe" (vgl. oben p. 243) gehörend, auf ein flüssiges Gericht. Selbst im Rigveda wird nur ein Schlauch mit saurer Milch, kein eigentlicher Käse genannt (Zimmer Altind. Leben p. 227), und auch im Awesta kann *payôfšûta* : *payah* „Milch" = Pamird. *pái, pâi, pôi* „geronnene Milch", „Quark" sehr wohl von *lac concretum* verstanden werden.

Eigentlichen, geformten Käse (**formaticus* = frz. *fromage*, it. *formaggio*, vgl. auch ahd. *formizzi*) haben die Nordvölker erst durch die Römer kennen gelernt und damit das lat. *caseus* (ir. *caise*, ahd. *châsi*, agls. *čŷse*) übernommen. Im Osten haben die Slaven sehr frühzeitig ihr *tvarog* (unser mhd. *quark*) aus turko-tatarischen Sprachen (džagat. *turak*, türk. *torak* „Käse") entlehnt. Es bedeutete bei diesen Reiternomaden speziell die in Lederschläuche gezogene und dadurch zum Gerinnen gebrachte Milch (vgl. J. Peisker Ältere Beziehungen der Slaven p. 122 f.).

---

Ebensowenig wie über den Milchgenuss, würden wir über die geistigen Getränke der Indogermanen allein durch die prähistorischen Funde etwas erfahren. Auch hier sind wir ausschliesslich auf die Sprache und Überlieferung angewiesen. Sie lehren uns, dass die sanfte Labung der Milch dem Durst unserer vorzeitlichen Ahnen keineswegs genügte, und wie wir bei den meisten, selbst bei den rohsten Naturvölkern dem Bestreben

begegnen, durch die Herstellung eines berauschenden Getränkes aus Wurzeln, Kräutern u. dergl. sich die Möglichkeit eines kurzen Entrücktseins aus dem irdischen Jammertale zu verschaffen, so kann auch unseren idg. Vorfahren die Poesie des Rausches nicht verborgen gewesen sein. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Nationalfehler des Trunkes, den Tacitus bei den Germanen fand, ein Erbe idg. Vorzeit ist. Wohin wir uns jedenfalls, auch abgesehen von den Germanen, in der idg. Völkerwelt wenden, ob zu den Kelten oder Thrakern, den Preussen oder Skythen, den Indern oder Iraniern, überall treten uns dieselben trunkfesten und trunkfröhlichen Männer entgegen, und zahlreiche Göttergestalten wie der indische Indra oder der griechische Herakles oder der germanische Thor sind ebenso gross in der Verübung kühner Abenteuer wie in der Vertilgung ungeheurer Massen von Speise und Trank (vgl. mein Reallexikon u. Mahlzeiten und Trinkgelage). Auch in dieser Beziehung haben, wie beiläufig bemerkt sei, die heutigen Russen die Stufe der Urzeit noch treu bewahrt, die sie, wie andere Völker, überwinden werden. Ihr besonderes Unglück liegt nur darin, dass der Schnaps, das „Wässerlein“ (*vodka*), der seinen unheimlichen Siegeszug über Europa seit dem XV. Jahrh. antrat, die Russen noch auf der Stufe der Urzeit vorfand und so, statt oder neben harmloserem Getränk, zum eigentlichen Volksgetränk wurde.

Das Getränk, in dem sich die Urzeit berauschte, war der Met: scrt. *mádhu* „Süssigkeit, süsser Trank und Speise, Met“, später auch „Honig“, aw. *maδu* „süsser Trank“ (vielleicht der *haoma*, W. Geiger p. 231 f., nach Bartholomae p. 1114 „Beerenwein“), griech. *μέθυ* „Wein“ (vgl. *μέθη* „Trunkenheit“), ahd. *metu*, altsl. *medŭ* „Honig, Wein“, lit. *midùs* „Met“, *medùs* „Honig“ (Kurschat), altir. *mid* „Met“ (*mesce* = **medce* „*ebrietas*“). Die Bedeutung „Honig“, welche diese Wortreihe in zahlreichen Sprachen hat, sowie der Begriff der Trunkenheit[1]), den sie entwickelt, zeigen, dass wir es hier mit einem berauschenden Getränk zu tun haben, dessen wesentlichster Bestandteil Honig

1) Vgl. auch die Reihe scrt. *mádati* „ist trunken“, *máda* „Trunkenheit“, aw. *maδa* „Rauschtrank“, lat. *mattus* „trunken“ = scrt. *mattá* id., die von der im Text angeführten nicht immer scharf gesondert werden kann, und deren Grundbedeutung „feucht sein“ („feuchtfröhlich“), lat. *madeo* zu sein scheint.

gewesen sein muss, für den in den europäischen Sprachen noch eine zweite Benennung: griech. *μέλι*, lat. *mel*, got. *miliþ*, ir. *mil*, alb. *mjal'* (auch armen. *melr*) besteht.

Neben dem Met wird man nach dem oben (p. 156 ff.) über die Stellung des Pferdes im ältesten Haushalt der Indogermanen bemerkten auch die **Stutenmilch** als berauschendes Getränk anzuerkennen haben, obgleich ihr Gebrauch allerdings nur auf einem verhältnismässig beschränkten geographischen Gebiet, nämlich bei den Iraniern (vgl. W. Geiger Ostiran. Kultur p. 228 und Bartholomae Altiran. W. s. v. *xšâudray-*), den Skythen (Herodot IV, 2) und den alten Preussen (*Script. rer. pruss.* I, 54: *pro potu habent . . . . mellicratum seu medonem et lac equarum*; vgl. altpr. *aswinan* „Pferdemilch") bezeugt finden.

Mit der grösseren Betonung des Ackerbaus und dem allmählichen Übergang der Indogermanen zu festeren Wohnsitzen wird der Met, der sich am längsten in den zur Bienenzucht vortrefflich geeigneten Wohnsitzen der slavischen Völker erhielt, ebenso wie die Stutenmilch, immer mehr durch vollkommnere Getränke, bei den Ariern durch Soma (aw. *haoma*) und Sura (aw. *hura*), bei den Europäern durch **Bier** und **Wein** in den Hintergrund gedrängt.

Das älteste **Bier**, das die Alten, ausser in Germanien (Tac. Kap. 23), auch in Spanien (*cerea*) und Gallien (*cervesia* und *κόρμα*), in Illyrien und Pannonien (*sabaja*), bei den Thrakern (*παραβίη*), Phrygern (*βρῦτον*) und Armeniern vorfanden, wird man am besten als ein Übergangsgetränk vom Met zu unserem Bier mit Hopfen und Malz auffassen. So fand es Posidonius (Athenäus IV p. 152) und Pytheas (Strabo IV p. 201) bei den Kelten, beziehungsweise im fernen Thule: *παρὰ δὲ τοῖς ὑποδεεστέροις ζῦθος πύρινον μετὰ μέλιτος ἐσκευασμένον* und *παρ' οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν.* Dieses prähistorische Bier entbehrte noch des **Hopfens**, der erst im Mittelalter durch Anregungen, die von Ostasien und der slavischen[1]) Welt ausgingen (vgl. die Reihe: čuv. *χumlâ*, tat. *χomlak*,

1) Auf diese Tatsache gestützt, hat E. Kuhn K. Z. XXXV, 313 auch die germanischen ahd. *bior*, agls. *beór*, altn. *bjórr* als Entlehnungen aus dem slavischen *pivo*, altpr. *piwis* „Bier" aufgefasst, und zwar habe die germanische Sippe gegenüber dem germ.-slav.: agls. *ealu*, *ealođ*, altn. *öl*, lit. *alùs*, altsl. *olŭ*, dem ungehopften Bier, das

slav. *chmelĭ*, *chmêlĭ*, altn. *humall*, mlat. *humulus*), zur Kulturpflanze und zum regelmässigen Ingrediens des braunen Trankes geworden ist; doch mag man vorher andere Mittel zu dem gleichen Zweck wie Eichenrinde, Fichtensprossen oder die stark duftende *κόνυζα*, welche die Paeonier zu ihrer *παραβίη* verwendeten, gebraucht haben. Auch die Kunst des Malzens wird noch unbekannt gewesen sein. Man wird vielmehr in der ältesten Zeit das gequollene Getreide unmittelbar zur Bierbereitung benutzt haben, so dass bei den Armeniern nach Xenophons Anabasis (IV, 5, 26) noch die Gerstenkörner in den Mischkrügen umherschwammen. Auch die Fertigkeit, das Bier haltbar zu machen, hat sich erst ganz allmählich, nach Plinius XIV, 149 zuerst in Spanien entwickelt. Bei den Litauern wurde es noch zur Zeit des Lasicius (*De diis Samagitarum* p. 44) heute gebraut, um schon am folgenden Tage getrunken zu werden. Wo das Getreide knapp war, wird man, wie beim Brote (oben p. 245), auch hier zur Eichel gegriffen haben, wie denn der ärmsten russischen Landbevölkerung ein *želudĕvy kvasŭ* „Eichelkwas" nur zu gut bekannt ist.

Es muss also ein nichtswürdiges Getränk gewesen sein, an dem man sich in der Urzeit berauschte, und an dem, wie die Gleichungen ahd. *briuwan*, agls. *breówan*, altn. *brugga* „brauen": phryg. *βροῦτον* „Bier" (s. o.), *βροῦτος· ἐκ κριθῶν πόμα* Hes. und agls. *beorma* „Bärme" = alb. *brum* „Sauerteig", lat. *fermentum* „Hefe, Gärungsmittel" zeigen, gewiss auch die Griechen und Römer teilnahmen, bevor sie in ihren historischen Wohnsitzen in den Besitz einer Kulturpflanze kamen, die zunächst für ihr eigenes Volksleben, dann auch für das des übrigen Europa von unermesslicher Bedeutung werden sollte, der *vitis vinifera*, des Weinstockes.

Während das Altägyptische (*arp*, woraus griech. *ἔρπις*), die iranischen (pers. *mai*, kurd. *mei* = aw. *maδa*, scrt. *mádа* „Rauschtrank") und die nichtidg.-kleinasiatischen Sprachen (lyd. *μώλαξ*) mit ihren Benennungen des Weins abgesondert und allein stehen, werden die Westsemiten (arab.-äthiop. *wain*, hebr. *jajin* aus **wain*) mit den Armeniern (*gini* aus **voino-*, **voinio-*) und

gehopfte bezeichnet. Indessen sind die Lautverhältnisse noch nicht aufgeklärt, und jedenfalls muss ahd. *bior* usw. auf germanischem Boden sehr alt sein (vgl. I. F. XVII, 32).

den europäischen Indogermanen (griech. *Ϝοῖνος*, alb. *vënε* aus **vainā*, lat. *vīnum*, got. *vein*, slav. *vino*, altir. *fín*) durch eine gemeinsame Benennung desselben verbunden. Da nun einerseits diese Wortgruppe eine etymologische Anknüpfung nur in den indogermanischen Sprachen (vgl. lat. *vi-tis* „Weinstock", *vīmen*, *vieo*, griech. *ἰυή*, *ἰυόν* „wilder Wein") findet, andererseits der Weinstock gerade in Pontus, Armenien und im Süden des Kaukasus die edelsten Früchte ohne Kultur des Menschen hervorbringt (vgl. A. de Candolle Ursprung der Kulturpflanzen p. 236), so scheint mir die nächste Erklärung für den angeführten semitisch-indogermanischen Zusammenhang die zu sein, dass ein pontisches **voino* (vgl. armen. *gini*) zusammen mit der Weinkultur sich in vorhistorischer Zeit sowohl zu den Westsemiten wie auch nach der Balkanhalbinsel und Italien (vgl. oben p. 50 Anm. 1) auf dem Wege früher Entlehnung verbreitete, von welchem letzteren Lande aus es dann in frühhistorischer Zeit durch die Römer (lat. *vīnum*) nach dem Norden Europas getragen wurde.

Diese Auffassung ist mir bei der in meinem Reallexikon (s. v. Wein) und bei V. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere[7] p. 90 ff. geschilderten kulturhistorischen Gesamtlage immer noch die wahrscheinlichere. Doch muss bemerkt werden, dass wir uns bei einer Reihe wie armen. *gini*, alb. *vënε*, griech. *οἶνος*, lat. *vīnum* in der I[3], 195 hervorgehobenen Lage befinden, linguistisch nicht entscheiden zu können, ob wir es mit Urverwandtschaft oder alter Entlehnung der betreffenden Wörter zu tun haben. Die Möglichkeit ist daher nicht ausgeschlossen, dass die angeführte Wortsippe einen urindogermanischen Namen des Weins, natürlich noch des wilden, enthält. Zugunsten dieser Annahme könnte man anführen, dass nach den neueren Forschungen *Vitis vinifera* ausser in den oben angeführten Ländern auch in Südrussland, in ganz Südeuropa und in Teilen Mitteleuropas spontan ist, wie denn auch Überreste des wilden Weinstocks in stein- und bronzezeitlichen Niederlassungen Italiens und vielleicht des Bodenseegebiets zutage getreten sind (vgl. Hoops Waldbäume p. 291, 300). Die Nordeuropäer hätten dann in ihren späteren Wohnsitzen den Stamm **voino-* eingebüsst, um ihn später durch die römische Weinkultur aufs neue zu erhalten (vgl. oben p. 148 ff. über die Schildkröte). Bedenken sollte man aber, dass, wer in den eingeführten Weinnamen eine urverwandte Sippe

erblickt, aus den angegebenen pflanzengeographischen Gründen jeden Gedanken an eine nordeuropäische Herkunft der Indogermanen aufgeben muss.

Wir haben nun noch mit wenigen Worten bei den beiden schon genannten Getränken zu verweilen, welche die arischen Völker miteinander gemein haben, dem *súrâ* (*hurâ*) und dem *sṓma* (*haoma*). Über die Zusammensetzung des ersteren wissen wir nichts bestimmtes. Das Petersburger Wörterbuch gibt als Bedeutung „geistiges Getränk", „Branntwein" an. Bemerkenswert ist aber, dass sowohl die tatarischen wie die ostfinnischen Sprachen eine sehr ähnlich klingende Bezeichnung des Bieres: wog. *sara*, wotj. und syrj. *sur*, ung. *ser*, tscher. *sra*, tatar. *sra* (Ahlqvist p. 51) besitzen, die wahrscheinlich eine Entlehnung aus iranischem Sprachgebiet darstellen. Auch weist E. Kuhn (K. Z. XXXV, 313) darauf hin, dass altindische Rezepte die *súrâ* eher als bierähnliches Getränk kennzeichneten. Awestisch *hurâ* hinwiederum ist (nach Bartholomae Altiran. Wb. p. 1837) sicher eine Art Milchwein, Kumys (s. o.) gewesen; doch kommt auch ein bierartiges Getränk (von *yava* bereitet) im Awesta vor (Bartholomae p. 533). Zu einer Sicherheit, was *súrâ-hurâ* in der arischen Urzeit bedeutet hat, ist also nicht vorzudringen.

Was den Soma betrifft, der bei beiden Völkern als Gott wie als Trank gedacht wird, beiden Völkern Reichtum an Vieh und Nachkommenschaft verleiht, bei beiden Völkern auf das engste in den Kultus verwebt ist (vgl. Spiegel Die Arische Periode p. 168 ff.), so sind, namentlich auf R. Roths Betrieb (Z. d. D. M. G. XXXV, 680—692), sowohl russischer- wie englischerseits sorgfältige botanische Nachforschungen angestellt worden, um den irdischen Repräsentanten der göttlichen Somapflanze (*yam bramânah viduh* „die die Priester kennen"), für die die heutigen Inder und Parsen aber allerlei Surrogate verwenden, in den Gebirgen des Hindukusch oder den Tälern des Oxus wieder zu entdecken. So hoffte man einen festen Punkt in der Frage nach der arischen Urheimat zu gewinnen. Leider haben alle angestellten Untersuchungen bis jetzt kein greifbares Resultat ergeben. Vgl. über dieselben M. Müller *Biographies of words and the home of the Aryas* p. 222 ff., über den Haoma auch Bartholomae Altiran. Wb. p. 1734.

IX. Kapitel.

# Kleidung.

Felltracht. Die *renônes*. Das Gerben. Das Filzen. Das Flechten. Terminologie des Webens und Spinnens. Das Material dieser beiden Künste. Vergleichung der altgermanischen, altgriechischen und altrömischen Männertracht. Mantel. Schurz. Hose. Schuhwerk. Kopfbedeckungen. Schmuck. Tätowieren und Schminken. Der Waid.

Dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung, wo auch immer ihre Heimat gewesen ist, nicht mehr in paradiesischer Nacktheit wandelten, beweist die durch fast alle Sprachen unseres Stammes sich hindurchziehende Wurzel *ves* „ankleiden", der überaus zahlreiche Benennungen des Kleides und des sich Kleidens in diesen Sprachen entstammen (scrt. *vásman*, *vásana*, *vástra*, *vâsâna*, aw. *vaṅh*, *vaṅhana*, *vastra*, griech. ἕννυμι, εἷμα, ἐσθής, lat. *vestis*, *vestio*, got. *gavasjan* usw.). Den entgegengesetzten Begriff der Nacktheit bezeichnet die Gleichung: scrt. *nagná*, altsl. *nagŭ*, lit. *nű'gas*, lat. *nûdus* (**nogv-ido*), got. *naqaþs*, altir. *nocht*.

Dass ein viehzüchtendes Volk, wie es die Indogermanen waren, zu seiner Bekleidung sich nicht die Felle der geschlachteten Herdentiere sowie auch die der erlegten Jagdbeute entgehen liess, ist an sich selbstverständlich und wird für die nördlichen Indogermanen, für Briten und Germanen, ausdrücklich von Caesar (*de bell. Gall.* V, 14, VI, 21) und von Tacitus (*Germ.* Kap. 17) bezeugt. Die Goten hatten sich an diese Felltracht so gewöhnt, dass sie vom römischen Hofe, wo sie nicht in ihrer Nationalkleidung erscheinen durften, zurückgekehrt, sich alsbald wieder in ihre Schaffelle hüllten (*αὖθις ἐν τοῖς κῳδίοις εἰσί*, Beckmann Beitr. z. G. d. Erf. V, 1, 26). Diese für die Goten hier ausdrücklich bezeugte Tracht aus Schafpelzen, die noch im heutigen Russland die Nationalkleidung der Bauern ist (russ.

*ovčina*), lässt sich bis in die ersten Zeiten der germanischen Überlieferung zurückverfolgen. In Übereinstimmung mit Caesar (*Germani . . . pellibus aut parvis renonum tegimentis utuntur*) spricht auch Sallustius (*Germani intutum renonibus corpus tegunt* und *Vestes de pellibus renones vocantur*) die *renones* als ein nationales Kleidungsstück den Germanen zu. Dass dieses Wort nichts mit altn. *hreinn* „Renntier" zu tun haben kann, ist bekannt. Ich nehme *renones* für **vren-ôn-es* — denn in lateinischem Mund musste sich der in dieser Sprache zugefügte Anlaut *vr* zu *r* vereinfachen — und stelle es dem griech. *vren-* in *πολύρρηνες*, scrt. *úraṇa* und *vṛn-* in *ἀρήν, ἀρνός, ἀρνειός* gleich (so jetzt auch Walde Lat. et. Wb.). Auch in Griechenland werden *ἀρνακίδες* „Schafpelze" genannt.

Denn ebenso verharrten hier die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Stämme oder die niedrigeren Bevölkerungsschichten noch lange bei der ursprünglichen Felltracht. So trug man in Phokis und Euböa Röcke aus Schweinsleder (Paus. VIII, 1, 5), die ozolischen Lokrer hüllten sich in ungegerbte Tierhäute (Paus. X, 38, 3), Hirten, Heloten und Sklaven trugen die sogenannte *διφθέρα* (I. Müller Privataltert.[2] p. 72). Selbst homerische Helden, wie Agamemnon und Diomedes, werden, gleich Herakles, dem Helden der griechischen Urzeit, uns noch im Schmuck ihrer Felle geschildert.

Auch die Sprache bietet zahlreiche Belege für das Vorhandensein einer ursprünglichen Felltracht: got. *snaga* „Gewand" ist von A. Bezzenberger ansprechend mit griech. *νάκος* „Vliess" (*κατω-νάκη* „ein Sklavenkleid") verglichen worden, die germanische Sippe got. *paida*[1]) (*ga-paidôn* „*ἐνδύειν*"), ahd. *pheit*, alts. *pêda* stimmt genau zu griech. *βαίτη* „Kleid aus Ziegenfell", das griech. *χλαμύς* „Oberkleid" entspricht dem thrak. *ζαλμός* „Fell", und auch für lat. *palla, pallium* (vgl. zuletzt Walde Lat. et. Wb. s. v.) dürften Beziehungen zu lat. *pellis* kaum von der Hand zu weisen sein.

---

1) Ausführlich handelt über sie A. Thumb Z. für deutsche Wortforschung VII, 261 ff. Er kommt zu dem Schluss, dass die germanischen Wörter aus dem griech. *βαίτη* entlehnt seien, namentlich, weil dieses die als ursprünglich vorauszusetzende Bedeutung „Ziegenfell" noch aufweise, während die germanischen Ausdrücke nur „Rock" (aus Ziegenfell) bedeuteten.

Dass man sich frühzeitig darauf verstanden haben wird, das spröde Leder durch allerhand Manipulationen für den Gebrauch geschmeidig zu machen, ist an sich wahrscheinlich. Auch scheint eine urverwandte Gleichung für eine solche in der Reihe: scrt. *carma-mnā́* „Gerber", altpr. *mynix* id.: lit. *minti* „treten, gerben" vorzuliegen[1]); doch tritt in den einzelnen Sprachen erst spät eine deutliche zwischen den Begriffen „Fell" und „Leder" unterscheidende Terminologie (vgl. mein Reallexikon s. v. Leder) hervor. Die primitive Technik einer mit Hilfe des Fetts ausgeübten Gerberei (Sämisch- oder Ölgerberei) schildert Homer Il. XVII, 389 ff.:

> *ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ ταύροιο βοὸς μεγάλοιο βοεΐην*
> *λαοῖσιν δώῃ τανύειν, μεθύουσαν ἀλοιφῇ·*
> *δεξάμενοι δ' ἄρα τοίγε διαστάντες τανύουσι*
> *κυκλόσ', ἄφαρ δέ τε ἰκμὰς ἔβη, δύνει δέ τ' ἀλοιφή*
> *πολλῶν ἑλκόντων, τάνυται δέ τε πᾶσα διαπρό.*

Ihr gegenüber zeigen die im bronzezeitlichen Europa bis jetzt nachgewiesenen Lederreste Beispiele der Alaun- oder Weissgerberei (vgl. lat. *alûta* „Leder" : *alûmen* „Alaun").

Indessen brauchten sich die Indogermanen für die Herstellung ihrer Kleidungsstücke keineswegs mehr auf die Felle der Tiere zu beschränken.

Neben dem Gerben des Leders lassen sich noch zwei andere uralte Formen der Stoffgewinnung, das Filzen und Flechten, unterscheiden. Ersteres, die Kunst, die aufgeschichtete Wolle des Schafes oder anderer wolletragender Tiere mit Wasser zu besprengen, mit Hilfe des klebrigen Fettes in eine feste Masse zu verwandeln, dann zu pressen und zu walken, ist namentlich bei den nomadischen Völkern turko-tatarischen Stammes zu Hause. Dass sie jedoch auch den Indogermanen bekannt gewesen ist, darauf weist die allerdings auf Europa beschränkte Gleichung:

griech. *πῖλος* „Filz", lat. *pilleus*, ahd. *filz*, altsl. *plŭstĭ* deutlich hin[2]).

---

1) Aus dem „Treten" entwickelt sich der Begriff des Gerbens auch in griech. *δέψειν* : *δέφω* „kneten, walken", mhd. *zipfen* „trippeln". Von *dubŭ* „Eiche" abgeleitet ist russ. *dubítĭ* „gerben" wie frz. *tanner* „rot gerben" : *tan* aus ahd. *tanna* (vgl. dazu Hoops Waldbäume p. 115).

2) Die Lautverhältnisse dieser Reihe sind noch nicht völlig aufgeklärt; doch scheinen mir die Wörter nach Form und Bedeutung zu nahe zu liegen, um sie voneinander trennen zu dürfen.

Bedeutungsvoller und folgenreicher erweist sich auf idg. Sprach- und Völkergebiet die Kunst des **Flechtens**, in der die Natur selbst als Lehrerin des Menschen gelten kann; denn Schlingpflanzen und ineinander gewachsene Baumzweige mussten von selbst den primitiven Menschen auf diese wichtige Technik hinweisen. Die idg. Wurzel für dieselbe ist *prek̂*, wie folgende Zusammenstellung deutlich macht:

griech. *πλέκω*, lat. *plecto*, ahd. *flihtu*, altsl. *pletą*, *plesti*, scrt. *praçna* „Geflecht, Korb".

Vgl. auch scrt. *rájju* „Strick, Seil" : lit. *rezgù* „flechte", „stricke" (altsl. *rozga* „Zweig, Rute").

Embryonisch ist aber, wie ich dies in Handelsgeschichte und Warenkunde I, 161 ff. weiter ausgeführt habe, in der Kunst des Flechtens bereits die des **Webens** und ebenso die des **Spinnens** enthalten: „Entspringt die letztere aus der Fertigkeit, ohne Benutzung eines Querfadens Haargeflechte, Bänder und dergleichen Dinge durch einfaches Drehen herzustellen, so ähnelt erstere am meisten der Kunst des Korbflechters, welcher in seinem Handwerk den Querfaden anzuwenden gelernt hat. In der Tat lässt sich eine scharfe Grenzscheide zwischen Spinnen einer-, Weben andererseits und Flechten weder sachlich noch historisch ziehen." „Auch setzt die Weberei keineswegs, wie wir wohl meinen, durchaus und überall das Spinnen voraus. Die Bewohner der meisten Südseeinseln wissen den Webstuhl geschickt zu gebrauchen, spinnen aber nicht, sondern stellen ihre Webstücke aus Baststreifen her."

Nach diesen sachlichen Vorbemerkungen wenden wir uns zu der Terminologie des Webens und Spinnens in den idg. Sprachen, in der Hoffnung, einige Anhaltspunkte zu finden, um die Frage zu beantworten, wie weit die Indogermanen vor ihrer Trennung es in beiden Techniken gebracht haben.

### A. Das Weben.

Folgende Gruppen etymologischer Entsprechungen lassen sich, nach der Häufigkeit ihrer Vertretungen geordnet, unterscheiden:

1. Idg. *vê* (*vei*): scrt. *vâ* „weben" (vgl. **Whitney** Ind. Gr. p. 266), *ô'tu* „Einschlag", *úmâ* „Flachs", griech. *ἦ-τριον* „Aufzug" („Mittel zum Weben", vgl. *νῆ-τρο-ν* „Rocken" : *νέω*),

*ἀ-Ϝω-τός* „Wolle“ (web-bar“, vgl. *λυ-τό-ς* „lösbar“), lit. *wó-ras* „Spinne“, ahd. *wâ-t*, alt. *vá-d* (gewebtes) „Gewand“, lat. *vê-lum* „Hülle, Tuch“ (?). Daneben idg. **véjeti*, scrt. *váy-ati* „er webt“, altsl. *sŭ-vi-to* „Leinwand“, *svila* „Seide“, *na-voj* „*liciatorium*“, altir. *fi-g-im* „webe“ (?).

2. Idg. *vebh* : scrt. *ûrṇa-vâbhi* „Wollweberin“ = „Spinne“, aw. **ubda* „gewoben“, Pamird. *waf*, npers. *bâfad* „er webt“, osset. *wafun* „weben“ (Tomaschek Pamird. II, 124 f.), griech. *ὑφαίνω, ὑφή, ὑφαντική, ὑφασία, ὕφασις, ἐφυφή*, ahd. *weban*, agls. *wefan*, altn. *vefa* „weben“, altn. *veftr*, *veptr* „Einschlag“; agls. *weft* desgl., mhd. *wift* „feiner Faden“, agls. *wefl*, ahd. *wefel* „Einschlag“, alb. *veń* „webe“ aus **vebh-nio*.

3. Griech. *ἄττομαι* „webe“ (**ṇτ-jομαι*), *ἀντίον* „ein Teil des Webstuhls“ (*διάζομαι*, unorganisch wie *σφάζω* neben *σφάττω*, *δίασμα, ἄσμα*), alb. *ent* „weben“, scrt. *átka* (ausdrücklich im Rgv. als „gewoben“, *vyutá* bezeichnet), aw. *aδka* (**ṇt-ká*) „Gewand“.

4. Griech. *κρέκω* „webe“, *Κίρκη* „Weberin“, *κρόκη* „Einschlag“, *κερκίς* „Schiffchen“, altsl. *krosno* „Weberstuhl“ (Benfey G. W. II, 315). Grundbedeutung „festschlagen“ (vgl. auch Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.[2] p. 243).

5. Lat. *texo*, *textor*, *textura*, *textrinum*, *têla* „Aufzug“, *subtêmen* „Einschlag“, altsl. *tŭkati* „weben“, *ą-tŭkŭ* „Aufzug“, *tŭkalij* „Weber“; doch ist es lautlich wahrscheinlicher, dass das lat. *texo* : scrt. *taksh* „künstlich verfertigen“ (F. Miklosich *Lex. palaeosl.*[2] 1016) zu stellen ist, während die Grundbedeutung von altsl. *tŭkati* „weben“ in *tŭk-nąti* „einstecken“ (Miklosich Et. W. p. 368) bewahrt wurde.

6. Griech. *τάπης*, *ητ-* „Decke, gewebtes“, neuiran. *tab* „spinnen, weben“ (npers. *tâftah*, *tâftik*, *tiftik*); vgl. Tomaschek II, 142. Indessen wäre es möglich, dass in *τάπης* ein schon homerisches Lehnwort aus iranischem Kulturkreis vorliegt (vgl. *ῥόδον* : altp. **varda*; *λείριον* : npers. *lâleh*; *σάνδαλον* : npers. *sandal*). Vgl. auch Lidén I. F. XIX, 331.

Blicken wir auf diese eben erörterten Gleichungen zurück, so scheint sich mir, namentlich aus den Nummern 1—3, mit grosser Wahrscheinlichkeit zu ergeben, dass bereits in der Ursprache ausgebildete *termini* für das Weben — in Unterschied zu dem Flechten — vorhanden waren, die auf gewisse Fort-

schritte in dieser Kunst schliessen lassen. Diese Fortschritte, welche zu einer Differenzierung der sprachlichen Ausdrücke für Flechten und Weben führten, können nur in der Erfindung eines primitiven Apparates bestanden haben, um die Herstellung kunstloser Stoffe für den Weber oder die Weberin zu erleichtern. Prüfen wir die Terminologie des Webstuhls in den idg. Sprachen, die ich in ihren Grundzügen Handelsgeschichte und Warenkunde I, 172 ff. mitgeteilt habe, so fällt die häufige Verwendung der W. *stâ* zur Benennung sowohl des ganzen Webstuhls als auch des Aufzugs, als auch endlich des Webers selbst in die Augen (vgl. griech. *ἱστός* „Webstuhl", *στήμων* „Aufzug", lat. *stamen*, lit. *stãklės* „Webstuhl", altn. *vefstaðr*, scrt. *sthávi* „Weber"). Es lässt dies darauf schliessen, dass der älteste idg. Webeapparat aufrecht stand, und der Webende stehend vor demselben tätig war (*ἱστὸν ἐποίχεσθαι*), ein Ergebnis, zu dem Ahrens durch eine Vergleichung des gräco-italischen und altnordischen Webstuhls (Philologus XXXV, 385 ff.) auch auf rein sachlichem Wege gekommen ist.

Weiteres möchte ich für die Einrichtung des ältesten Webeapparates an der Hand der Sprache nicht zu erschliessen wagen. Dürfen wir den weiteren Resultaten des genannten Gelehrten trauen, so würde zu den Charakteristicis des ältesten Webstuhls noch die Spannung der Kette durch Webesteine, das Weben nach aufwärts und das Dichtschlagen des Gewebes mit der *σπάθη* gehören.

## B. Das Spinnen.

1. alb. *tjer* „spinne", scrt. *tarkú*, Pamird. *s-tarkh*, griech. *ἄτρακτος* „Spindel" : lat. *torqueo* „drehe".

2. griech. *νέω* (*νήθω*, *νηθίς*, *χερνῆτις*, *νῆμα*, *νῆσις*, *νῆτρον*), lat. *neo* (*nêmen*, *nêtus*) „spinne", altir. *snímaire* „Spindel", *snim* „spinning" (B. B. XI, 91) — ahd. *nâan* „nähen", got. *nêþla* „Nadel" etc. Der gleiche Bedeutungsübergang liegt in lit. *werpù* „spinne", *warpstė* „Spindel" : griech. *ῥάπτω* (*Ϝṛπ-jω*) „nähe" vor[1]. Die idg. Wurzel des griech. *νέω*, *ἔννη* etc. lautete *snê* (*nê*) und bedeutete, wie got. *snôrjô* „Korb", ahd. *snuor* „Schnur,

1) Im Sanskrit gehört *várpas* „List, Kunstgriff" hierher (vgl. *φόνον* etc. *ῥάπτειν*). Ein Analogon ist griech. *κάττυμα*, *κάσσυμα* „lederne Sohle", „Anzettlung, Intrigue" : *suo* „nähe" Osthoff M. U. IV, 189.

Band", altir. *snáthe* „Faden" und andere zeigen, eigentlich „flechten". Daneben lag (wie oben *vei* neben *vê*) eine Wurzel *snei* (*nei*), die in altsl. *ni-ti*, *ništa* „Faden" und scrt. *nî-vi* „Schurz" („gesponnenes") erhalten ist. Vgl. W. Schulze K. Z. XXVII, 426.

3. scrt. *kart* „spinnen", npers. *kartînah* „Spinnengewebe", Pamird. *črt* (Tomaschek II, 77), ir. *certle* „*glomus*" (B. B. IX, 88). — Die ursprüngliche Bedeutung „flechten" scheint in scrt. *kâṭa* „Geflecht" (vgl. auch *cṛtâ'mi* „hefte zus."), lat. *crâtês*, griech. *κάρταλος*, *κύρτος*, got. *haúrds*, lit. *krãtai* „Gitter", preuss. *korto* „Gehege" erhalten.

4. Auf die europäischen Nordsprachen beschränken sich: got. *spinnan*, cymr. *cy-ffiniden* „Spinne, Spinngewebe" (*-ffin* aus **spîn-*), lit. *pinù* „flechte" und altsl. *pręsti* „*nere*" (**prend-*), let. *prêst* „mit der Spindel spinnen". Vgl. auch griech. *κλώθω* „spinne", lat. *colus* „Rocken".

Überblicken wir diese Terminologie des Spinnens in den idg. Sprachen, namentlich in Vergleich mit der oben erörterten des Webens, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass Reihen, die in Form und Bedeutung gleichmässig durch das ganze oder fast ganze Sprachgebiet übereinstimmen, wie die Bildungen von den Wurzeln *vê* und *vebh*, hier nicht gefunden werden. Neben der Bedeutung „spinnen" ist hier überall noch die Bedeutung „flechten" lebendiger, als dies bei den Ausdrücken für „Weben" der Fall war. Man kann hieraus schliessen, dass das Bedürfnis, die Kunst des Spinnens von der des Flechtens zu unterscheiden, später erwachte als der Wunsch, weben und flechten sprachlich voneinander zu trennen.

Nichtsdestoweniger dürfte schon in der Urzeit dasjenige Instrument erfunden gewesen sein, welches die erste Stufe des Übergangs vom Flechten zum Spinnen begründet, die Spindel. Es scheint dies aus der schon genannten Gleichung:

scrt. *tarkú* (vedisch), iran. *s-tarkh*, griech. *ἄτρακτος*, alb. *tiér* „spinne"

zu folgen. In jedem Falle sind die in derselben enthaltenen Namen der Spindel sehr hohen Alters. Die ihnen zugrunde liegende Wurzel *terq* (= lat. *torqueo* „drehe") ist im Arischen ganz erloschen und im Griechischen nur mit labialem Auslaut (*τρέπω* „wende") erhalten. Auch die Bedeutung des Suffixes *-το* in

griech. *ἄ-τρακ-τος* (aus **sm̥-tr̥q-to*), das nicht „zusammengedreht" — was keinen Sinn ergibt —, sondern nur „zusammendrehend" (vgl. *τλη-τό-ς* „duldend", Brugmann Grundriss II, 205 ff.) bedeuten kann, ist altertümlich.

Bemerkenswert, wenn auch von geringerer Tragweite, ist ferner der Umstand, dass der Name des Wirtels in vielen Sprachen einhellig von der W. *vert* „drehen" gebildet wird: scrt. *vartana*, *vartulâ*, lat. *verticillus*, altsl. *vrĕteno*, mhd. *wirtil*, ir. *fertas*, von denen das indische, slavische und germanische (*wirtil* aus **wirtin*) Wort auch auf Suffixgleichheit beruhen dürften.

Über das Material der Technik des Spinnens und Webens, die wir also in ihren Grundzügen bis in die Urzeit der idg. Völkerwelt zurückverfolgen können, ist kein Zweifel möglich. Da das Schaf:

scrt. *ávi*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, lit. *awis*, altsl. *ovica*,
got. *avi-*, ahd. *ouwi*

den Indogermanen bekannt war, da seine Wolle gleichmässig in allen idg. Sprachen benannt ist:

scrt. *û'rṇâ*, lat. *lâna* und *vellus*, lit. *wilna*, altsl. *vlŭna*,
got. *vulla*, cymr. *gulan*, armen. *geλ-man*,

da endlich alle idg. Völker mit der Verarbeitung der Wolle vertraut in die Geschichte eintreten, so ist kein Grund vorhanden, diesen Textilstoff trotz gewisser technischer Schwierigkeiten, die seine Verarbeitung verursacht, der idg. Urzeit abzusprechen. Über die Geschichte des Flachses und Hanfes ist bereits oben (Kap. XV) gehandelt worden. Das auf Urverwandtschaft beruhende Wort für Flachs zieht sich gleichmässig durch alle idg. Sprachen Europas hin. Linnene Gewandung kennt schon Tacitus *Germ.* Kap. XVII bei den germanischen Frauen, eine Nachricht, die durch Plinius *Hist. nat.* XVIII, 1, 2 bestätigt wird.

Ebenso hebt Caesar (*de bell. Gall.* III, 13), als er von den aus Tierfellen bestehenden Segeln der Veneter erzählt, ausdrücklich hervor, dass dies nicht geschehe ***propter lini inopiam atque eius usus inscientiam.***

Auch bei Homer werden die Parzen, die den Faden des Schicksals spinnen, als Flachs-, nicht wie später als Wollespinnerinnen gedacht:

*ὕστερον αὖτε τὰ πείσεται, ἅσσα οἱ Αἶσα*
*γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ.*

Es scheint mir daher eine willkürliche Annahme V. Hehns zu sein, dass dieses *λίνον* erst von Asien her eingeführt werden musste, oder dass *λίνον* eigentlich nicht Flachs, sondern nur Bast bedeutet habe (Kulturpflanzen[7] p. 588). Doch kann zugegeben werden, dass die Griechen in ihrer neuen, zu Flachsbau wenig geeigneten Heimat die Benutzung des Flachses hinter der der Wolle zurücktreten liessen (Handelsgeschichte und Warenkunde I, 191).

Ich denke also, wir haben ein Recht, die Gewandstoffe der Indogermanen, für deren Bezeichnung wir schon mehrere Gleichungen[1]) kennen gelernt haben, wenigstens was die europäischen Indogermanen betrifft, uns ebensowohl aus Linnen wie aus Wolle verfertigt vorzustellen.

Blicken wir von den linguistisch-historischen auf die archäologischen Zeugnisse, so kann soviel gesagt werden, dass die Künste des Webens und Spinnens, auch den letzteren nach, in zahlreichen Gegenden unseres Erdteils bis in die älteste Metallzeit, ja bis in die neolithische Epoche zurückgehen. Dies folgt, ausser aus einzelnen prähistorischen Geweberesten (vgl. im allgemeinen G. Buschan Über prähistorische Gewebe und Gespinste, Braunschweig 1889), aus zahlreichen Funden tönerner Webergewichte und Spinnwirtel, die wir aus den meisten Teilen Europas besitzen. Nur im Norden Europas fehlen bis jetzt in den älteren Perioden beide (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde I, 450, Urgeschichte Europas p. 148), während in den oft genannten südrussischen Ausgrabungen des Herrn Chwoiko (oben p. 153) sowohl Webergewichte wie Spinnwirtel (russ. *grúzilo* und *prjaslica*) wiederholt aufgefunden worden sind (p. 758, 759, 762, 774, 775, 790). Welches Material daselbst verwoben und versponnen wurde, scheint aber noch nicht festgestellt. Gewebereste selbst kennen wir in etwas grösserem Umfang bis jetzt nur an zwei geographisch weit voneinander getrennten Stellen. Zunächst die keineswegs seltenen Linnen-

---

1) Ich füge noch hinzu scrt. *drâpi* „Mantel“: lit. *drapaná* „Kleid“ (bemerkenswert, aber unerklärt ist frz. *drap*); scrt. *mála* (Rgv.) „Gewand“ (n. B. R.: *mlá* „gerben“?), lit. *milas* „feines Tuch“ (griech. *μαλλός* „Vliess“); griech. *λώπη* „Gewand“: lit. *lōpas* „Stück Tuch, Lappen“; lat. *pannus* „Stück Tuch“, ahd. *fano* „Zeug“, altsl. *opona* „Vorhang“; altsl. *platīno* „Leinwand“: altn. *faldr* „Mantel“ (J. Schmidt).

zeuge, die in den Schweizer Pfahlbauten z. B. in Robenhausen zutage getreten sind. Einige derselben überschreiten die Kunst des Korbflechtens nicht. „Es besteht“, so lautet die Schilderung eines derselben (Berichte III, 116), „aus parallel nebeneinander liegenden dünnen Schnüren von Flachs (Zettel), die aus zwei Fäden zusammengedreht sind. Quer durch diese Schnüre schlingen sich ähnliche Schnüre von Flachs (Eintrag), je eine von der anderen in einem Abstande von 1/2 Zoll. Das Ganze bildet zwar nicht ein dichtes, straffes, aber dessenungeachtet sehr zähes Geflecht“. Andere Zeugstücke wiederum verraten grössere Kunstfertigkeit und können, nach dem Urteil der Sachverständigen, nicht ohne einen einfachen Webeapparat verfertigt worden sein, wie einen solchen versuchsweise der Züricher Bandfabrikant Paur konstruiert hat. Vgl. über die ganze Frage den Aufsatz Flachsindustrie auf den Pfahlbauten (B. IV, 14 ff.). Umgekehrt wie hier, wo Wollenstoffe ganz zu fehlen scheinen, bestehen aus solchen ausschliesslich die Männer- und Frauentrachten, die in Eichensärgen jütischer und schleswig-holsteinscher Grabhügel aufgefunden worden sind (vgl. S. Müller Nordische Altertumskunde I, 268 ff.). Sie gehören nach dem genannten Forscher der älteren Bronzezeit an, während aus der Steinzeit überhaupt keine Gewebestoffe, ja überhaupt keine Überreste irgendwelcher Bekleidung bekannt geworden sind. Dass man aus solchen vereinzelten Tatsachen noch keine allgemeinen Schlüsse über die Verteilung von Wolle und Flachs im neolithischen Europa zu ziehen berechtigt ist, wird der besonnene Prähistoriker gewiss gern zugeben.

Es bleibt uns nun noch die Frage zu erörtern, ob sich über die Form und Art der idg. Kleidungsstücke etwas ermitteln lasse. Da anzunehmen ist, dass dieselben sich, je nach den verschiedenen Wohnorten und ihren Klimaten, rasch verändert und neue Ausdrücke notwendig gemacht haben, da ferner unzweifelhaft auf diesem Gebiete in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht eine ungeheure Entlehnung von Volk zu Volk stattgefunden hat — denn die Mode war in alter wie neuer Zeit zu Wanderungen geneigt —, so könnte eine Erforschung des Ursprünglichen im einzelnen unmöglich erscheinen.

Nichtsdestoweniger glaube ich, dass die Grundzüge der idg. Tracht, wenigstens soweit die Männer dabei in Betracht kommen, noch erkennbar sind.

Der *locus classicus* über die germanische Tracht ist bekanntlich das vielumstrittene und leider auch viel umstreitbare XVII. Kapitel der Germania. Die wichtigsten Sätze lauten: *Tegumen omnibus sagum fibula aut, si desit, spina consertum: cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente.*

Aus dieser Stelle lernen wir folgendes: Zunächst war allen Germanen das *sagum*, ein mit Fibula oder Dorn genesteltes Stück Zeug, gemeinsam. Das gallo-germanische (vgl. Diefenbach *O. E.*) Wort hat noch keine sichere Erklärung gefunden (vgl. lit. *sagis* „Reisekleid der Frauen"?). Dass es meist aus Wolle bestand, geht aus seinen romanischen etc. Verzweigungen hervor: sp. prov. *saya*, it. *saja*, frz. *saie*, mhd. *sei*, altir. *sái* (Diez p. 280), die sämtlich Wollenstoff bezeichnen.

Zweitens: Während das *sagum* von allen getragen wurde, befanden sich nur die *locupletissimi* im Besitz eines Leibrocks (*vestis*), der eng am Körper anlag. Wenn Müllenhoff *vestis* durch „Stoff des Unterkleides" übersetzt, damit also allen Germanen ein solches zuspricht, so ist dies eine durch anderweitige, nicht in der Sprache oder in unserem Kapitel begründete Rücksichten veranlasste Annahme des berühmten Germanisten, der ich mich nicht anschliessen kann.

Drittens: Abgesehen von dem Mantel (*sagum*) hatten die *non locupletissimi* keine Kleidung (*cetera intecti*).

Dieser Schilderung der altgermanischen Tracht entsprechen die Zustände, wie wir sie in der ältesten Zeit bei Griechen und Römern finden oder voraussetzen müssen, mit ziemlicher Genauigkeit. Auf gleicher Stufe mit dem *sagum* der Germanen steht die *toga* (: *tego*) der Römer und die *χλαῖνα* der Griechen. Unter der *toga* wurde bei den Römern die *tunica*, unter der *χλαῖνα* bei den Griechen der *χιτών* getragen. Da nun diese beiden Wörter (*tunica* und *χιτών*) ohne jeden Zweifel uralte Entlehnungen aus dem Semitischen (vgl. hebr. *ketonet* „Leibrock") sind, und wir ausserdem wenigstens für die Römer die bestimmte Überlieferung besitzen, dass ihrer ältesten Tracht die *tunica* fremd war (vgl. Gellius *Noct. Att.* VII, 12, 3: *viri autem Romani primo quidem sine tunicis toga sola amicti fuerunt*), so ergibt sich durch diese Übereinstimmung der Germanen,

Griechen und Römer der Mantel als das Kleidungsstück κατ' ἐξοχὴν der idg. Urzeit, neben oder unter dem ein Leibrock noch nicht vorhanden war. An Stelle der *tunica* trugen die ältesten Römer zur Bedeckung der Scham den Schurz: *subligaculum* oder *cinctus*. Vgl. Porphyr. *ad Horati Art. Poet.* 50: *omnes enim Cethegi unum morem servaverunt Romae .... nunquam enim tunica usi sunt, ideoque cinctutos eos dixit, quoniam cinctum est genus tunicae infra pectus aptatae.* Ebenso war der Schurz (*the breech-cloth or loin-apron, drawn between the legs and girded at the waist*), wie die Denkmäler (vgl. Tsountas and Manatt *The Mycenaean age* p. 159 ff.) mit grosser Deutlichkeit zeigen, ein regelmässiges und das neben dem Mantel einzige Kleidungsstück des mycenischen Zeitalters. Da nun für den Begriff der Gürtung eine zweifellose idg. Gleichung vorliegt: aw. *yâh* „gürten", griech. ζώννυμι, ζῶμα, ζώνη, lit. *jûsta* „Gürtel" (aw. *yâsta*, griech. ζωστός), *jûsmŭ* „Gurt", altsl. *pojasŭ* „Gürtel", so wird man nicht fehlgehen, ausser dem Mantel, auch den Lendenschurz als idg. Kleidungsstück anzuerkennen.

Merkwürdig ist, dass Tacitus an der oben genannten Stelle nichts über einen von den Germanen unter dem Mantel getragenen Schurz zu berichten weiss; doch sind wir durch anderweitige Quellen genugsam unterrichtet, dass er vorhanden war, allerdings in der schon etwas veränderten Gestalt der Hose, die wir als nationales Kleidungsstück ebenso bei den Germanen wie bei ihren westlichen, keltischen und östlichen, slavischen[1]) Nachbarn antreffen. Ihr ältester Name ist das gemeingermanische ahd. *bruoh*, altn. *brók*, agls. *bróc*, ein Wort, das im Germanischen wurzelt (agls. *brēc* „Steiss" = lat. *suf-frâgines* „Hinterbug der Tiere"; vgl. frz. *culotte* „Hose" : lat. *culus* „Hinterer"), und von hier aus (nach der ersten Lautverschiebung) zu den Kelten (altgall. *brâca*, *Gallia bracata*) und noch später zu den Slaven (russ. *brjúki*) gedrungen ist. Die Germanen wird man daher als die Erfinder der Hose d. h. des vervollkommneten Schurzes, wenigstens für Europa, ansehen dürfen. Wie sich hierzu die Hosentracht der Perser, Meder, Skythen usw. historisch verhält,

1) Prokop. B. G. III, 14. Nach seinen Worten war es mehr ein Schurz als eine Hose, den die Σκλαβηνοὶ καὶ Ἄνται trugen: *τινὲς δὲ οὐδὲ χιτῶνα οὐδὲ τριβώνιον ἔχουσι, ἀλλὰ μόνας τὰς ἀναξυρίδας ἐναρμοσάμενοι μέχρι ἐς τὰ αἰδοῖα, οὕτω ἐς τὴν συμβολὴν τοῖς ἐναντίοις καθίστανται.*

ist noch nicht genügend aufgeklärt (vgl. *Arbois de Jubainville Le pantalon gaulois*, *Revue Archéologique* IV *série*, *tome* I, *Mai-Juin* 1903). Zur Zeit, wo die Römer die Bekanntschaft der europäischen Nordvölker machten, waren dieselben, vor allem die Germanen, wie die Darstellung derselben namentlich auf der Marcus-Säule zeigt, bereits durch den Besitz der Hose neben nacktem Oberkörper und Mantel charakterisiert (vgl. mein Reallexikon, s. v. Kleidung p. 433). Vielleicht führt uns aber die Prähistorie in eine Epoche zurück, in der es auch im Norden noch keine Hosen gab. Die schon oben genannten, in Jütland und Schleswig-Holstein aufgefundenen Männertrachten der älteren Bronzezeit weisen sie nämlich noch nicht auf. Unter einem weiten, vorn zusammenziehbaren Mantel wurde der Körper vielmehr lediglich durch ein wollenes viereckiges, nicht genähtes Stück Zeug umhüllt, das, von einem Ledergürtel zusammengehalten, oben bis zur Brust, unten bis zum Knie reichte, und so eine Art Mittelding zwischen Rock und Schurz bildete. Über den ältesten Fund einer Hose bei einer wohlerhaltenen Mannesleiche im Seemoor zwischen Damendorf und Eckernförde (Schleswig-Holstein) vgl. Historische Vierteljahrsschrift, herausg. v. G. Seeliger IV, 1901, 1. Heft, Nachrichten u. Notizen II, 151.

So haben wir, glaube ich, ein gutes Recht, als älteste männliche Kleidungsstücke der Indogermanen den Mantel und Schurz (Hose) zu bezeichnen. Was die Frauen betrifft, so könnte es scheinen (vgl. Tacitus Kap. 27: *nec alius feminis quam viris habitus*, Nonius p. 540, 31: *toga non solum viri, sed etiam feminae utebantur*), als ob ihre Tracht von der männlichen ursprünglich überhaupt nicht verschieden gewesen sei; doch ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, die historischen, kunstgeschichtlichen und prähistorischen Zeugnisse (vgl. mein Reallexikon, s. v. Kleidung) in dieser Beziehung unter einen Hut oder in deutliche Entwicklungsreihen zu bringen.

Für den Schutz der Füsse wurde frühzeitig gesorgt. Vgl. griech. *κρηπίς*, lat. *carpisculum*, agls. *hrifeling*, lit. *kùrpė*, altpr. *kurpe* „Schuh", ir. *cairem* „Schuhmacher". Auch weist die Gleichung: armen. *bok*, altsl. *bosŭ*, lit. *bãsas* (ahd. *bar*) „barfuss" auf vorhistorische Schuhbekleidung hin. Über Kopfbedeckungen ist schon Abh. III, Kap. IX gesprochen worden, über Schmuckgegenstände ebenda p. 116.

Sehr wahrscheinlich haben wir auch ein Recht, den Indogermanen die Sitte der Tätowierung zuzusprechen. Die historischen und archäologischen Zeugnisse hierfür sind in meinem Reallexikon s. v. Tätowierung gesammelt worden und sollen hier nicht wiederholt werden. Eine diesen Zwecken dienende, in die Urgeschichte Europas zurückgehende Pflanze ist der Waid (*Isatis tinctoria* L.): lat. *vitrum*, griech. *ἰσάτις* (**Ϝιτ-σατις*), got. *vizdila*, ahd. *weit*, agls. *wâd* (*waisdo* im *Capitulare de villis*). Er wächst (nach Brockhaus' und Meyers Konversationslexikon) wild nur im mittleren und südlichen Europa, und würde also, ähnlich wie der idg. Name der Schildkröte (oben p. 148 ff.), ebenfalls Zeugnis gegen eine nordeuropäische Heimat der Indogermanen ablegen. Hinzugefügt sei hier nur noch, dass auch die dem Tätowieren nah verwandte Kunst des Schminkens nicht etwas modernes ist, sondern sich gerade im dunkelsten Russland nach dem Zeugnis der Volkslieder am ausgeprägtesten findet. Weisse und rote Schminke (*bĕlíla* und *rumjány*) sind die gebräuchlichsten Verschönerungsmittel der russischen Bäuerin. Auf den Hochzeiten sammeln die Brautführer zugunsten der Braut Gaben: *na šilĭce* (kleine Ahle), *na mylĭce* (Seife), *na alyja rumjana* (rote Schminke), *na bĕlyja bĕlila* (weisse Schminke).

X. Kapitel.

# Wohnung.

Idg. *domo-s „Haus". Die unterirdische Wohnung. Pfahlbauten. Das Material der idg. Hütte. Ihre älteste Form. Tür. Fenster. Hausrat. Töpferei. Der Ofen. Die russische *izbá*.

Dass die Indogermanen in Hütten oder Häusern (scrt. *damá*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ*) mit Türen (scrt. *dur*, aw. *dvar*, griech. *θύρα*, lat. *fores*, altsl. *dvĭrĭ*, lit. *dùrys*, got. *daúr*, altir. *dorus*), Pfosten (scrt. *â'tâ*, aw. *ąiϑyâ*, lat. *antae*, armen. *dr-and*, altn. *önd* „Vorzimmer"), Pfeilern (scrt. *sthû'ṇâ*, aw. *stûna*, griech. *στήλη*, ahd. *stollo*), Dach (griech. *τέγος*, *στέγος*, ahd. *dah*, lit. *stógas*) usw. wohnten, geht aus den angeführten Gleichungen mit Sicherheit hervor. Auch heben die Alten gerade mit Rücksicht auf die kulturhistorisch am meisten zurückgebliebenen Glieder der idg. Völkerwelt, die Slaven, ausdrücklich hervor, dass sie sich durch die Fähigkeit, feste Häuser zu bauen, von den benachbarten, auf ihren Pferden und Wagen lebenden Sarmaten deutlich unterschieden, und daher nicht sowohl diesen, als vielmehr den Germanen, von denen also das gleiche galt, zuzuzählen seien (vgl. Tacitus *Germ.* Kap. 46).

Es fragt sich nun, was sich näheres über die Anlage und Einrichtung dieser ältesten idg. Wohnungen ermitteln lässt.

Zunächst ist hier von den unterirdischen oder halbunterirdischen, d. h. in die Erde eingegrabenen Wohnungen zu sprechen, deren Vorhandensein bei zahlreichen idg. Völkern aufs beste überliefert ist. Am ausführlichsten ist die Schilderung Vitruvs *De architect.* II, 1, 5 hinsichtlich der Phryger: *Phryges vero, qui campestribus locis sunt habitantes, propter inopiam silvarum egentes materia eligunt tumulos naturales eosque medios fossura distinentes et itinera perfodientes dilatant spatia, quantum natura loci patitur. insuper autem stipites*

*inter se religantes metas efficiunt, quas harundinibus et sarmentis tegentes exaggerant supra habitationes e terra maximos grumos. ita hiemes calidissimas, aestates frigidissimas efficiunt tectorum ratione.* Auch bei den Armeniern fand Xenophon (*Anab.* IV, 5, 24) *κατάγειοι οἰκίαι.* Ihr Eingang war wie die Öffnung eines Brunnens, nach unten sich erweiternd. Für das Zugvieh, das also mit unter die Erde genommen wurde, waren Zugänge gegraben. Die Menschen stiegen auf einer Leiter hinab.

Von den Germanen berichtet Tacitus *Germ.* Kap. 16: *solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, subfugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi locis molliunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt quod quaerenda sunt.* Diese Nachricht erhält ihre weitere Bestätigung durch Plinius *Hist. nat.* XIX, 1, 2: *In Germania autem defossi atque sub terra id opus (texendi) agunt.*

Sehr häufig wird die unterirdische Bauweise auch von skythischen [1]) d. h. nordpontischen Stämmen berichtet, deren gemütliches Winterleben der Dichter höchst idyllisch schildert:

*Ipsi in defossis specubus secura sub alta*
*otia agunt terra, congestaque robora totasque*
*advolvere focis ulmos ignique dedere.*
*Hic noctem ludo ducunt et pocula laeti*
*fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.*

Verg. Georg. III, 376 ff. Natürlich hat der hauptstädtische Dichter derartige Behausungen, von deren Schattenseiten nach neueren Analogien V. Hehn[7] (p. 529 f.) ein anschauliches Bild gibt, niemals betreten. Vielmehr ist auch dies ein Zug jener Romantik, welche die klassischen Schriftsteller so oft über das nördliche Barbarentum ausgegossen haben.

In Übereinstimmung mit diesen literarischen Nachrichten ist in den idg. Sprachen nicht selten die Benennung des Hauses aus Wörtern für „Grube“ oder „Höhle“ hervorgegangen. So ist scrt. *gṛhá* „Haus“ mit aw. *gereδa* „Höhle“ zu vergleichen. Aus dem

1) *Ἔφορος δὲ τοῖς Κιμμερίοις προσοικῶν φησι αὐτοὺς ἐν καταγείοις οἰκίαις οἰκεῖν, ἃς καλοῦσιν ἀργίλλας*, Strabo p. 351. *Ἄργελλα· οἴκημα Μακεδονικόν, ὅπερ θερμαίνοντες λούονται*, Suidas. Vgl. L. Diefenbach O. E. p. 91, 233 f. und O. Hoffmann Die Makedonen p. 61.

aw. *kata* „Keller", „Grabstätte" ist die gewöhnliche Benennung des Hauses im Neupersischen (*ked*) und in den Pamirdialekten (*ket, čéd*) hervorgegangen[1]), wie denn in allen Teilen Irans (Geiger Ostiran. Kultur p. 217) unterirdische Wohnungen sich noch heute finden. Auf die wichtige Gleichung: griech. *γύπα* „*καλύβη*", „*θαλάμη*", „*ἡ κατὰ γῆν οἴκησις*" = altn. *kofi* „Hütte", agls. *cofa* „Gemach", mhd. *kobe* „Stall, Kofen", ahd. *chubisi* „Hütte" wurde schon I³, 214 hingewiesen. Ahd. *tunc*, der eigentliche Name für die von Tacitus genannten *subterranei specus*, wird von einigen Gelehrten zu griech. *τάφος* „Grab", *τάφρος* „Graben", *θάπτω* „begrabe" gestellt, was freilich von anderen bestritten wird. Zunächst ist jedenfalls *tunc* mit ahd. *tunga* „Düngung" (vgl. bei Tacitus: *insuper fimo onerant*) zu verbinden.

Auch die Prähistorie weist auf die weite Verbreitung derartiger ganz oder halb unterirdischer Wohnungsanlagen in unserem Erdteil hin. Die am Mittellauf des Dniepr blossgelegten neolithischen Ansiedlungen (vgl. oben p. 150, 153, 187, 248) befanden sich ausschliesslich in derartigen Erdhütten, die von Chwoiko (p. 799) folgendermassen beschrieben werden: „Zum Zweck der Herstellung dieser Erdhütten (*zemljánka*) wurde in der oberen Schicht des Bodens bis zu einer Tiefe von 30—40 cm ein Platz ausgeschnitten in der Art eines länglichen Vierecks oder Kreises von 3—5 m in der Länge oder im Durchmesser; in der Mitte dieses Platzes wurde eine Grube von entsprechender Gestalt ausgegraben mit einer Tiefe von $^3/_4$—$1^1/_2$ m und einer Breite und Länge von 2—$2^1/_2$ m. Auf der einen Seite wurde ein Zugang gelassen, wenn nötig, mit Stufen. In der diesem Eingang gegenüber gelegenen Wand der Grube wurde, etwas erhöht vom Boden, ein Ofen in der Form einer gewölbten Grotte[2]) aus-

1) Bemerkt sei, dass im Finnischen das Haus ganz wie im Iranischen benannt ist: finn. *kota*, estn. *koda*, mordv. *kud*, tscherem. *kuda*. Liegt hier Entlehnung vor? Echt finnisch ist jedenfalls finn. *sauna*, estn. *saun* etc., „die unterirdische Wohnung".

2) Vielleicht erklärt es sich hieraus, dass in der gemeinslavischen Reihe: altsl. *peštĭ*, russ. *pečĭ* etc. die Bedeutungen „Ofen" und „Höhle" nebeneinander liegen. Grundbedeutung: „Backraum (altsl. *pešti* „backen") in Form einer Höhle". Der slavische Ausdruck ist in weiter Ausdehnung auch ins Finnische (*petsi* „Ofen") gewandert.

gemeisselt mit einer kleinen Öffnung zum Abzug des Rauches, oder es wurde statt dessen an derselben Wand ein runder Herd angelegt, dessen einer Teil sich in der Grube befand, dessen anderer Teil in die unter ihm ausgemeisselte Wand mündete, wo dieselbe Öffnung für den Rauch, wie bei den Öfen, ausgeschlagen war. Hierauf wurde der äussere Rand des erstgenannten Platzes mit in die Erde eingeschlagenen Pfählen umzäunt in Art eines Staketes oder Zaunes, der mit Lehm verschmiert ward und niedrige Wände bildete, auf denen das der Form des ganzen Gebäudes entsprechende Dach ruhte. Wahrscheinlich wurde dieses ausserdem innen von einem oder einigen Pfeilern gestützt, besonders wenn es mit Reisig bedeckt und noch obendrein mit Erde überschüttet oder mit Rasen belegt war.“ In diesen Zusammenhang sind auch die sog. Trichtergruben oder Mardellen zu stellen, über deren Charakter als Wohnungen, namentlich mit Rücksicht auf Südbayern, F. S. Hartmann (Zeitschrift für Ethnologie 1881 XIII, 237 ff., vgl. auch M. Much in den Mitteil. der Wiener anthrop. Ges. VII, 318 ff.) gehandelt hat. Dieselben zeigen nach Hartmann in der Regel kreisrunde Form und haben bei einer Tiefe von 2 bis 4 m einen Durchmesser von 11—15 m. Nach der Tiefe verlaufen sie seltner in Trichterform, sondern zeigen gewöhnlich kesselartige Ausbuchtungen. Dieselben dienten in der Regel nur als Unterbau der Wohnungen, und über ihnen erhob sich eine dann natürlich gleichfalls runde Hütte, deren Konstruktion aber nicht weiter zu erkennen ist. Ein sehr interessanter Fund dieser Art ist in der vorgeschichtlichen Ansiedlung innerhalb der sogenannten Türkenschanze bei Lengyel unfern von Fünfkirchen (Ungarn) gemacht worden. Es zeigten sich hier unterirdische, in den festen Löss gegrabene Wohnungen. „Dieselben sind kreisrund, nicht viel höher, als dass ein Mann stehen kann; durch eine kleine Öffnung fand der Zugang wahrscheinlich auf einem senkrecht angebrachten Steigbaum statt. Am Grunde der Höhlungen fanden sich Reste von Tongeschirr, Webstuhlgewichte und Überbleibsel der Herde“ (M. Much).

Solche Mardellen sind, wie in Deutschland, Ungarn, Frankreich und England, auch in Dänemark (hier selten), in Böhmen, in Italien (vgl. S. Müller Urgeschichte Europas p. 25) und in der Schweiz (Hartmann a. a. O. p. 242) gefunden worden, und

da es zum mindesten als sehr wahrscheinlich betrachtet werden kann, dass zu derselben Zeit, in welcher die Seen der Schweiz durch Pfahlbauern bevölkert waren, auch das trockene Land bewohnt war, so können wir uns hier die Pfahlbauten im See und die Mardellen auf dem Land sehr wohl nebeneinander denken.

Hiermit sind wir bei einer zweiten, ebenfalls im Bereich der idg. Völkerwelt, vor allem in der Schweiz, Oberösterreich, Italien, Süddeutschland, aber auch in Mecklenburg, Pommern, Ostpreussen, Galizien, Bosnien usw. weit verbreiteten Fundamentierungsart der Wohnungen, dem Pfahlrost, angekommen. Auch über sie besitzen wir literarische Nachrichten, besonders eine lebensvolle Schilderung Herodots V, 16, betreffend die Pfahlbauten der Paeonier, eines thrakischen, also indogermanischen Volks im See Prasias: „Auf hohen Balken befinden sich in der Mitte des Sees bretterne Gerüste, die mittels einer Brücke einen engen Zugang vom Lande her haben. Die das Gerüst tragenden Pfähle haben zuerst alle Bürger gemeinsam eingeschlagen, weitere Pfähle aber stellen sie nach Massgabe des folgenden Brauches auf: Wer heiratet, stellt für jede Frau drei Pfähle auf, die er aus dem Orbêlos-Gebirge herbeischafft. Und jeder hat zahlreiche Frauen. So wohnen sie, indem ein jeder über die auf dem Gerüst errichtete Hütte, in der er lebt, regiert, und an der unten durch das Gerüst hindurch eine Tür angebracht ist, die in den See führt. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Strick am Fusse fest, damit sie nicht hinunterfallen. Den Pferden und Zugtieren bieten sie Fische als Nahrung, von denen es eine ungeheure Menge gibt" usw. Bedenkt man nun, dass diese Paeonischen Pfahlbauern, wie aus dieser und anderen Nachrichten zu folgern ist, nicht nur Fischer, sondern auch Viehzüchter und Ackerbauer — denn sie tranken Bier (oben p. 254) — waren, dazu auch Flachs anbauten und ihn verspannen (Herod. V, 12), so entspricht das Kulturbild, welches sich hier ergibt, in allem wesentlichen dem, das uns die Schweizer und Oberösterreichischen Pfahlbauten von der jüngeren Steinzeit an enthüllen. Dass aber derartige Pfahlkonstruktionen als Unterbau der Wohnungen nicht nur in Flüssen und Seen, sondern auch auf dem festen Lande errichtet wurden, lehren uns die Pfahldörfer in den Terramare der Emilia (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne) mit besonderer Deutlichkeit. Es dürfte kaum möglich sein, zu entscheiden, ob man

derartige Bauten zuerst auf dem festen Land oder im Wasser errichtet habe. Sie boten in beiderlei Beziehung offenkundige und auf der Hand liegende Vorteile dar.

Des weiteren lässt sich, wie ich glaube, zweierlei für die ältesten Häuser der Indogermanen mit genügender Sicherheit feststellen: erstens dass das Material zu denselben lediglich aus Holz, Flechtwerk, Lehm, nicht aus Stein bestand, und zweitens dass die gewöhnliche, vielleicht älteste Form, wenigstens der nicht auf Pfählen errichteten europäischen Hütte, der Kreis gewesen ist.

Wenden wir uns zunächst zu dem ersten Punkte, so liegen die Verhältnisse naturgemäss am durchsichtigsten und einfachsten bei den nördlichen Völkern. Nach dem Bericht des Tacitus *Germ.* Kap. 16 war den Germanen der Gebrauch des Mörtels und der Ziegeln unbekannt: *materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem.* Desgleichen sagt Herodian VII, 2 von Maximinus: „er brannte (*anno 234*) die ganze Gegend (der Alemannen, Chatten, Hermunduren) nieder . . . . . auf das leichteste erfasst das Feuer sämtliche Wohnungen; denn aus Mangel an Steinen und Ziegeln sind dieselben ganz aus Holz" usw. Doch müssen wir uns diese ältesten germanischen Häuser nicht als eigentliche Blockwerksbauten mit horizontal geschichteten Baumstämmen, sondern vielmehr in der Weise vorstellen, dass aufrecht gestellte Baumstämme oder Stangen durch Flechtwerk miteinander verbunden wurden. So beschaffen sind die auf der Marcus-Säule dargestellten Gebäude. „Die Häuser, fünf an der Zahl, sind alle rund im Grundriss, bis auf das grösste oben rechts, welches viereckig erscheint (Tafel VII), aufgebaut aus aufrechten, durch drei bis vier Flechtseile in Abständen übereinander verbundenen, nicht dicken Stämmen." Auch sprachliche Gesichtspunkte weisen auf die hohe Bedeutung des Flechtwerks bei jenen alten Bauten hin (vgl. schon I³, 213). So steht im Althochd. *want* „die Wand" neben got. *vandus* „Rute", lit. *wanta* „Badequast"; im Gotischen selbst wird die Wand *vaddjus* (altn. *veggr*) genannt, das, aus **voj-u-s* hervorgegangen, zu der im vorigen Kapitel p. 260 besprochenen Wurzel *vei* (**véj-eti*) gehören dürfte, die dann hier ursprünglich soviel wie „flechten" bedeuten würde[1]). Im Russischen haben wir *plótnikŭ* „der

1) Got. *baúrgs-vaddjus* τεῖχος, *grundu-vaddjus* θεμέλιον. Zu der

Zimmermann“ und *o-plótŭ* „die Mauer“, beide zu *plesti* „flechten“, usw. Als gemeinsame Eigentümlichkeit der nordischen Völker wird von Plinius *Hist. nat.* XVI, 36, 64, wie von zahlreichen anderen Autoren, das Strohdach angegeben: *Tegulo earum harundinum domus suas septentrionales populi operiunt, durantque aevis tecta talia.*

Der indirekte Beweis aber dafür, dass Steinbauten den Germanen fremd waren, wird durch den Umstand geliefert, dass fast alle auf diese neue Kunst bezüglichen Ausdrücke dem Lateinischen entstammen. Es genügt in dieser Hinsicht auf die Zusammenstellungen von W. Franz Lat.-rom. Elemente im Althochd. Strassburg 1884 zu verweisen. Man vgl. ahd. *mûra* = *mûrus*, *ziegal* = *tegula*, *mortere* = *mortarium*, *pfost* = *postis*,

---

angeführten Erklärung stimmt, dass die germanischen Befestigungen auf der Siegessäule Marc Aurels (F. Dahn Urgeschichte II, 172) sichtlich am oberen Ende aus Flechtwerk hergestellt sind. In demselben Sinn, in welchem hier die W. *vei* gebraucht ist, kommt auch lat. *texo* vor. Vgl. Ovid Fast. VI, 261 vom ältesten Tempel der Vesta:

*quae nunc aere vides, stipula tum tecta videres,*
*et paries lento vimine textus erat.*

Von grossem Interesse ist in diesem Zusammenhang auch, was A. Schliz Das steinzeitliche Dorf Grossgartach (Stuttgart 1901) p. 15 bemerkt: „Der Bau der Hüttenwände [welche übrigens ebenfalls in den Boden ziemlich tief eingegraben waren] zeigt sich deutlich in Abdrücken des Wandbewurfs: Stangenholz von 5—6 cm Durchmesser, rund oder gespalten, wird senkrecht in den Boden gestellt. Zwischen diesen Stangen werden dünnere ca. 3 cm starke, biegsame Stangen quer durchflochten, so dass zunächst ein fester Verband von Flechtwerk entsteht Diese zunächst einfache Wand ist von beiden Seiten mit einer aus Lehm und Häcksel hergestellten Verputzmasse beworfen, so dass das ganze Flechtwerk vollkommen verstrichen ist . . . . . In den meisten Wohnungen zeigt dieser Glattstrich überall die Formen eines rötlich-gelblichen Wasserfarbanstrichs. Die Besitzer der hervorragenden Wohnung auf dem „Stumpfwörschig“ haben sich jedoch hiermit nicht begnügt. Auf dem gelben Grund sind Zickzackmuster in Form von kräftigen abwechselnd weissen und roten, satten Farbstreifen von 1 cm Breite in grossen Zügen aufgemalt.“ Vergleichen wir hiermit, was Tacitus den oben im Text angeführten Worten hinzufügt: *quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur*, so ergibt sich, dass die Wände der germanischen Häuser zur Zeit des Tacitus nicht wesentlich von denen des steinzeitlichen Dorfes Grossgartach verschieden gewesen sein können

*phîlari* = *pilarius*, *turri* = *turris*, *pforzih* = *porticus*, *chalch* = *calx* und andere (bei F. Kluge in Pauls Grundriss I², 333 ff. und R. Meringer Das deutsche Haus p. 37). Schon im Jahre 356 fand Julian bei den Alemannen zwischen Rhein und Main ganze Dörfer nach dem Muster römischer Villen erbaut (F. Dahn Urgeschichte I, 56 nach Amm. Marc.).

Bereits vor diesem römischen Einfluss hatten übrigens die Germanen vielleicht einiges im Bauwesen den Kelten abgesehen, worauf die Entlehnung des got. *kêlikn* „Turm, oberes Stockwerk, Speisesaal" aus gall. *celicnon* „Turm". (Stokes Beiträge II, 100, 108) hinweist.

Ähnlich liegen die Dinge bei den Slaven. Dass die Veneti schon im 1. Jahrhundert nach Chr. im Gegensatz zu den Sarmaten *in plaustro equoque viventibus* Häuser bauten, haben wir schon oben gesehen. Wie elend dieselben aber noch nach Jahrhunderten beschaffen gewesen sein müssen, lehrt der Bericht des Prokop B. G. III, 14 von den *Σκλαβηνοί* und *Ἄνται* (*οἰκοῦσι δὲ ἐν καλύβαις οἰκτραῖς διεσκημένοι πολλῷ μὲν ἀπ' ἀλλήλων*). Auch hier zeigt die Sprache, dass wir nur an Holzbauten denken dürfen, da „es an gemeinslavischen Ausdrücken fehlt, die zur Annahme berechtigen, dass die Slaven der Urzeit auf die Steinbaukunst sich verstanden" (Krek Einleitung² p. 145). Vielmehr sind die Slaven auf diesem Gebiet Schüler einerseits der Griechen in Byzanz, andererseits ihrer germanischen Nachbarn, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll. So entstammt z. B. dem griechischen *πλίνθος* altsl. *plinŭta*, dem mgriech. *ἄσβεστος* altsl. *izvistŭ*, dem griech. *τέρεμνον* altsl. *trěmŭ* „Turm", dem deutschen *chalch* altsl. *klakŭ*, dem deutschen *ziegal* russ. *cigelĭ* usw.

Bemerkenswert ist, dass eine in allen Slavinen wiederkehrende Benennung des ganzen Hauses (altsl. *hyzŭ* usw.) dem Germanischen entnommen wurde (ahd. *hûs* etc., ungewissen Ursprungs). Auch altsl. *hlěvŭ* „Stall", *hlěvina* „Haus" sind wahrscheinlich gleicher Herkunft[1]).

---

1) Vgl. got. *hláiv* „Grabhügel", „gehöhltes Grab", woneben eine Bedeutung „unterirdische Wohnung für das Vieh" (vgl. oben ahd. *tunc*: *τάφος*, *τάφρος*) anzusetzen sein wird. In dieser dürfte das Wort zu den Slaven gewandert sein, die vorher das Vieh im Winter in ihren eigenen Zemljanken untergebracht haben werden (s. unten). Vgl. auch Peisker a. a. O. p. 69. — Wichtige Mitteilungen über

Aber auch im Süden Europas haben sich trotz der Pracht des Marmors, die uns hier blendet, unzweifelhafte Spuren des ursprünglichen Hüttenbaus erhalten. „Griechen und Italiker kannten, als sie in die beiden klassischen Halbinseln einwanderten, keine andere Wohnstätte, als die aus Stroh, Reisig oder Lehm errichtete Hütte.“ Den archäologischen Nachweis für diese Behauptung hat, namentlich für das alte Italien, W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 45 ff. geführt. Dieselbe lässt sich auch durch sprachliche Beobachtungen stützen. So weist das griech. *τεῖχος* „Mauer“, *τοῖχος* „Wand“ = osk. *feihuss* „muros“ durch seine Verwandtschaft mit scrt. *dêhí* „Aufwurf“, Wall“ und mit altn. *deig* „Teig“, got. *deigan* „aus Ton bilden“, lat. *fingere, figulus* „Töpfer“ deutlich auf Lehm-, nicht auf Steinwände hin. Das griech. *ὀροφή* „Dach“ (: *ἐρέφω* „bedecke“) ist identisch mit *ὄροφος* „Rohr“, und anderes.

Mitten zwischen diesen stroh- und rohrbedeckten Lehm- und Holzhütten der Balkanhalbinsel erhoben sich dann, von asiatischen Steinmetzen (*φοίνικι κανόνι* „nach phönikischem Kanon“, vgl. griech. *κανών* „Richtscheit“: hebr. *qâneh* „Messrohr“) aufgeführt, die steinernen Paläste der griechischen Fürstengeschlechter, wie sie die Ausgrabungen von Tiryns usw. dem staunenden Blick gezeigt haben, und die auch für die folgenden Jahrhunderte und für das homerische Zeitalter das freilich unerreichte Vorbild des griechischen Anaktenhauses waren.

Endlich sind auch den arischen Indogermanen in der ältesten Zeit Steinbauten noch unbekannt gewesen. In der Epoche des Atharvaveda war das indische Haus ein reiner Holzbau, der von Zimmer (Altind. Leben p. 153) folgendermassen geschildert wird: „Strebepfeiler — wohl vier — wurden auf festem Grunde errichtet, Stützbalken lehnten sich schräg wider dieselben; Deckbalken verbanden die Grund- und Eckpfeiler des Hauses; lange Bambusstäbe lagen auf ihnen und bildeten als Sparren das hohe Dach. Zwischen den Eckpfeilern wurden je nach Grösse des Baues verschiedene Pfosten noch

---

deutsche, den Hausbau betreffende Wörter in den slavischen, besonders den südslavischen Sprachen macht jetzt M. Murko Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslaven (S. A. aus Band XXXV und XXXVI der Mtlg. der anthrop. Gesellschaft in Wien) Kap. 5.

aufgerichtet. Mit Stroh oder Rohr, in Bündel gebunden, füllte man die Zwischenräume in den Wänden aus und überzog gewissermassen das Ganze damit. Riegel, Klammern, Stricke, Riemen hielten die einzelnen Teile zusammen."

Kürzer können wir uns über den zweiten der beiden oben aufgestellten Sätze fassen, dass nämlich die gewöhnliche Form, wenigstens der europäischen Hütte, der Kreis gewesen sei.

Die germanischen Hütten, welche die Reliefs der Siegessäule Marc Aurels darstellen, sind, wie wir schon sahen, vorwiegend rund. Ebenso beschreibt Strabo p. 197 die Wohnungen der Belgen: *τοὺς δ' οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέρρων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες.* Auch die Urform der italischen Hütte ist durch Helbig als eine runde erwiesen worden, wie er namentlich aus der primitiven Konstruktion des ältesten Vesta-Tempels • folgert. Grundrisse runder oder ovaler Hütten sind sowohl nördlich wie südlich des Po vielfach gefunden worden, und die in der Umgegend von Bologna aufgedeckten, den Umbrern zugeschriebenen Wohnungsreste beschreibt Montelius *La civilisation primitive de l'Italie* p. 408 wie folgt: *Les cabanes ombriennes étaint rondes ou arrondies (oblongues) sauf un très petit nombre qui étaient rectangulaires. Le diamètre de la plupart des fonds ronds est de 3—5 mètres. Ils sont entourés de trous contenant le bois décomposé des poteaux, qui avec des roseaux, couvert d'argile, formaient les parois des huttes.* Auch in Orchomenos hat man (vgl. den Bericht der „Woche" No. 5, 1904) aus neolithischer Zeit runde, hier aber bereits steinerne Wohnhäuser gefunden. Auf eine ursprünglich rundliche Anlage der idg. Hütten weisen ferner die auch in anderer Beziehung für die Geschichte des Hausbaus wichtigen sogenannten Hausurnen, welche man namentlich in Italien, Deutschland und Dänemark gefunden[1]) hat, und die trotz vieler Verschiedenheiten im einzelnen doch im grossen miteinander gemein haben, „dass zur Aufnahme der aus dem Leichen-

1) Über neuere italienische Funde vgl. *G. A. Collini e R. Mingarelli La necropoli di villa Cavalletti nel commune di Grottaferrata,* Roma 1902. Ebenso förderten die Ausgrabungen Bonis auf dem *Forum Romanum* Hausurnen zutage. In Deutschland ist u. a. eine neue Hausurne im Frühjahr 1887 zu Unseburg im Magdeburgischen gefunden worden.

brande gesammelten Überreste des Toten ein Tongefäss in Form eines Hauses benutzt wurde, und dass dieses Haus stets eine grosse, durch eine versetzbare und vermittelst einer queren Verschlussstange von aussen zu schliessende Tür besass" (Virchow Über die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen, Sitzungsberichte d. Akad. d. W. zu Berlin 1883 p. 1008).

Hinsichtlich ihrer Gestalt schildert Helbig (Die Italiker in der Poebne p. 50) die latinischen Hausurnen der Nekropole von Alba longa folgendermassen: „Die Urnen stellen rundliche Hütten dar, deren Wände man sich aus Lehm, Reisig oder anderen vergänglichen Stoffen aufgeführt zu denken hat. Das Dach scheint aus Lagen von Stroh oder Rohr bestanden zu haben und wird durch Rippen zusammengehalten, die in der Wirklichkeit offenbar aus Holz gearbeitet waren. Es entbehrt des für das spätere italische Wohnhaus bezeichnenden Compluviums. Vielmehr diente, um das Licht in den inneren Raum hinein- und den Rauch aus demselben herauszulassen, die Türöffnung und ausserdem bisweilen eine kleine dreieckige Luke, welche einige dieser Aschengefässe an dem vorderen, wie an dem hinteren Abfalle des Daches erkennen lassen."

Auch für die deutschen Urnen, sowohl für die bienenkorbartigen oder backofenähnlichen als auch für die eigentlichen Hausurnen kommt Lisch, der erste wissenschaftliche Bearbeiter dieser Denkmäler (Jahrb. d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte XXI, 249), zu der Ansicht, dass die rundliche Form die ursprüngliche Gestalt dieser Urnen gewesen sei. „Wirft man einen vergleichenden Blick auf die Gestalt dieser Urnen, so drängt es sich unwillkürlich auf, dass sie die Entwicklung des alten Wohnhauses darstellen. Die älteste Form des Hauses geben ohne Zweifel die Urnen von Burg-Chemnitz und Rönne, welche die Tür im Dache haben, wie die Wohnungen ungebildeter Völker oft die Tür im Dache haben, zum Schutz gegen wilde Tiere[1]; man stieg auf Leitern hinein, welche man nach sich zog, und so war man durch die steilen glatten Wände mehr gesichert. Jünger sind sicher diejenigen runden Häuser, wie die Urnen von

---

1) Vielleicht ist es aber wahrscheinlicher, dass der unter der im Dache befindlichen Tür liegende Teil des Hauses als in die Erde eingegraben zu denken ist. Vgl. oben über die Mardellen.

Kiekindemark und Klus, welche die Tür in der Seitenwand haben[1]). Das jüngste Haus wird wohl durch die Urne von Aschersleben dargestellt; dieses Haus war viereckig, mit hohem, steilem Strohdache, ein überraschendes Vorbild der jetzigen geringen Landhäuser." Endlich ist auch auf griechischem Gebiet, in Melos, eine in vormykenische Zeit fallende Hausurne, die mehrere runde Hütten darstellt, zutage getreten. Nimmt man dies alles zusammen mit den obigen Ausführungen über die Anlage der Zemljanken und Mardellen, so kann man über die ursprüngliche Gestalt der indogermanischen Hütte (vgl. auch O. Montelius Die runde Hüttenform in Europa, Archiv f. Anthropologie XXIII, 1895 p. 451 ff.) nicht wohl zweifelhaft sein, wenn auch zuzugeben ist, dass die rechtwinklige Anordnung der Wände, wie sie namentlich die Pfahlbauten, aber auch die Wohnhäuser des oben (p. 277 Anm.) genannten Dorfes Grossgartach zeigen, sich frühzeitig der rundlichen zugesellten.

Des weiteren lässt sich über die Beschaffenheit und innere Ausstattung des idg. Wohnhauses noch das Folgende sagen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürfen wir uns über der Tür des idg. Hauses, die, nach Ausweis der Hausurnen, ein vorgesetztes Brett war, oder, nach Ausweis der Sprache (vgl. got. *haúrds*, altn. *hurð* „Tür" = lat. *crâtes* „Flechtwerk") aus Flechtwerk bestand und durch einen nagelartigen Verschluss zu versperren war (vgl. griech. *κληίς* = lat. *clâvis* „Schlüssel"; lat. *clâvus*, ir. *clói* Pl. „Nagel"), eine Art von Vordach vorstellen, das auf zwei oder mehr Pfosten (vgl. oben scrt. *sthû'ṇâ* und seine Sippe) ruhte, und für das eine idg. Bezeichnung vielleicht in der schon oben genannten Reihe: scrt. *â'tâ* „Türpfosten", lat. *anta* (*templum in antis*), altn. *önd* „Vorzimmer", armen. *dr-and* „Raum an der Türschwelle" zu finden ist. Durch die Tür gelangte man in den Herdraum, ohne Zweifel den einzigen Raum des Hauses, der der ganzen Familie zugleich als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer diente, und in den man in Zeiten bitterster Kälte auch das sonst im Freien überwinternde Vieh, so gut es ging, mit

1) Am nächsten stehen diesem Typus (Lisch p. 247) die Barbarenhäuser auf der Siegessäule Marc Aurels, nur dass die Türen — Fenster fehlen auch hier durchaus — bei ihnen länger und schmäler als dort sind.

hinein nahm. So schildert es z. B. **Lasicius** *De diis Samagitarum* p. 45 bei den Litauern: *Mapalia, quae turres appellant, sursum angusta, atque qua fumus et foetor exeat, aperta, ex tignis, asseribus, stramine, corticibus faciunt. in his homines cum omni peculio, in pavimento tabulato stante, habitant* (vgl. weiteres in meinem Reallexikon s. v. **Stall und Scheune**). Die Flamme des **Herdes** (griech. ἑστία = lat. *Vesta*; scrt. *â'sa* „Asche", *âshṭrî'* „Feuerplatz" = lat. *âra*, umbr. *asa* „Altar"), die den religiös verehrten Mittelpunkt des Hauses bildete (vgl. auch Kap. XV: **Religion**), und in der Asche während der Nacht sorgfältig bewahrt, früh angeblasen[1]) wurde, musste gleichzeitig den drei verschiedenen Zwecken der Erwärmung, Speisezubereitung und Erleuchtung dienen. Charakteristisch für die zweite Aufgabe ist es, dass in mehreren Fällen die Benennungen des späteren Ofens hervorgegangen sind aus denen des Topfes, der über dem Herdfeuer aufgehängt oder in die Asche desselben hineingeschoben wurde (vgl. got. *aúhns*, altnorw. *ogn* „Ofen", griech. ἰπνός „Backofen" : lat. *aulla, auxilla* „Topf", scrt. *ukhâ'* „Kochtopf" und lat. *fornus* „Ofen" : gemeinsl. **gernŭ*, altsl. *grŭnŭ* „Herd, Topf, Ofen"). Die Leuchtkraft des Herdes ward unterstützt durch den an der Wand befestigten **Kienspan**, wie es noch bei Homer (δαΐς) der Fall ist. In der russischen *izbá* liefert die *lučina* („Kienspan") bekanntlich noch heute die einzige Beleuchtung, wie in Litauen der *žiburỹs* (vgl. ostpreuss. Schibber = Kienspan). **Fenster** (vgl. I³, 164) waren in dem ältesten Haus noch nicht vorhanden. Für den Zutritt des Tageslichts und den Abzug des Herdrauchs sorgte die meist geöffnet stehende Tür und ein kleines Rauchloch im Dach, welches sich unmittelbar und ungetrennt über dem Herdraum erhob (vgl. mein Reallexikon u. **Dach**).

Eigentlicher **Hausrat**[2]) war so gut wie nicht vorhanden.

---

1) *Vŭ Osipovkě eščě ognej ne vzduvali* „In O. hatte man noch nicht die Feuer angeblasen" (bei **Melnikow** In den Wäldern I, Kap. 10) klingt beinahe wie eine feste Zeitbestimmung. Vgl. altn. *kveykja* „anzünden", eigentl. „lebendig machen". Über die Entzündung neuen, besonders heiligen Feuers vgl. Kap. XV (Religion).

2) Vgl. die I³, 213 angegebenen Schriften R. **Meringers**. Hinzugekommen sind R. **Meringer** Das deutsche Haus und sein Hausrat, Leipzig 1906 und die oben p. 278 Anm. 1 angeführte Schrift M. **Murkos**

Alle die Gegenstände, wie Bett, Stuhl, Bank, Tisch, die wir heute auch in der kleinsten Hütte für unentbehrlich halten, verwandeln sich, in je ältere Zeiten wir zurückgehen, in immer primitivere Begriffe. Man schlief und sass auf der Streu, statt in Betten und auf Stühlen. So fand es Strabo III, p. 164 u. IV, p. 197 (*καὶ τοῦτό τε καὶ τὸ χαμευνεῖν κοινόν ἐστι τοῖς Ἴβηρσι πρὸς τοὺς Κελτούς — χαμευνοῦσι δὲ καὶ μέχρι νῦν οἱ πολλοὶ καὶ καθεζόμενοι δειπνοῦσιν ἐν στιβάσι*) bei Iberern und Galliern ebenso, wie es schon vor hundert Jahren A. Linhart Versuch einer Geschichte von Krain III, p. 302 für die ältesten Slaven auf Grund der Sprache voraussetzt: „Ihr Nachtlager nahmen sie auf der Erde, auf blossem Streu. Dieses zeigt die jetzige Bezeichnung des Bettes an, Postela [altsl. *postelja* „Bett“: *steljq*, *stĭlati* „*sternere*“]. Das Bettgestelle, Pölster und Küssen sind Gemächlichkeiten, die sie später kennen gelernt haben.“ „Der Tisch war weiter nichts als ein Stol, neben dem sie auf der Erde sassen.“ Eine charakteristische Sprachreihe liegt in dieser Beziehung in der Gleichung: ahd. *bolstar* „Kissen“, slov. *blazina* „Federbett“, serb. *blazina* „Kissen“, altpr. *pobalso* „Pfühl“, *balsinis* „Kissen“, aw. *barəziš* „Decke, Matte“, scrt. *barhis* „Streu, Opferstreu“ vor. Die älteste Bedeutung hat offenbar das Sanskrit bewahrt. Wenn man aber zum Speisen auf der Erde sass, so mussten die Tische, von denen man speiste, ganz niedrig sein. Tatsächlich hören wir von solchen sich nur wenig von der Erde erhebenden Tischen durch Athenäus IV, p. 151 wiederum bei den Kelten, und Tacitus *Germ.* Kap. 22 bemerkt von den Germanen, dass jeder seinen eigenen und besonderen Tisch gehabt habe. Noch weiter rückwärts wird dieses niedrige und besondere Tischchen nichts anderes als ein tönernes Gefäss gewesen sein, wie es in der germanischen Reihe: got. *biuþs*, altn. *bjóðr*, ahd. *beot* ausgesprochen liegt, die zugleich „Schüssel“ (hieraus altsl. *bljudo* „*patina*“) und „Tisch“ bezeichnet. So wird, was etwa an Hausrat in der idg. Hütte vorhanden war, in erster Linie dem Bereich der Töpferkunst angehört haben, die, wie zahlreiche Gleichungen (z. B. scrt. *carú* „Kessel, Topf“, ir. *core*,

---

mit sehr lehrreichen Details über die primitive Beschaffenheit des Hausrats bei den Balkanvölkern, namentlich des Tisches. Vgl. auch Meringer I. F. XIX, 448 (über das Bett), 449 (über den Tisch).

altn. *hverr* „Kessel“ oder das oben genannte scrt. *ukhâ'* usw.) zeigen, in die idg. Urzeit und nach Ausweis der Funde bis in die neolithische Epoche zurückgeht. Auch sie stand noch auf einer verhältnismässig niedrigen Stufe, da sie, wie die neolithische Keramik beweist, noch der Erfindung der Drehscheibe entbehrte. Solche lediglich mit der Hand gearbeitete Gefässe, deren sich die Arvalen bei ihren Kultushandlungen bedienten, sind in dem Hain der Dea Dia gefunden worden (vgl. W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 87). Ohne Drehscheibe wird auch in Indien die sog. *Ukhâ*, d. h. der Topf, angefertigt, dessen Herstellung bei der Agniciti, der Schichtung eines Feueraltars, vorgeschrieben wird[1]).

---

1) Vgl. A. Hillebrandt Ritualliteratur etc. (Grundriss der indoarischen Phil. III, 2 p. 8). Da die Stelle für den Prähistoriker ein grosses Interesse hat, setze ich sie hierher: „Kâtyâyana (ein alter Lehrer) sagt 16, 3, 23: Der Opferer macht einen Topf, nachdem er mit einem Spruch „du bist das Haupt des Makha“ Erde dazu entnommen hat. 24. Eine Spanne breit und hoch. 25. Bei einem fünffachen Tieropfer fünf Spannen oder einen Pfeil breit. 26. Mit dem Spruch „mögen die Vasus dich bereiten“ breitet er den entnommenen Ton aus [so dass die Grundfläche entsteht]. 27. Nachdem er von allen Seiten [von dieser Grundfläche] den Rand in die Höhe gebogen hat, trägt er [auf diesen Rand] den ersten Tonklumpen auf mit den Worten „die Adityas sollen dich herstellen“. 29. Er ebnet [das Gefäss] mit dem Spruch „die Rudras sollen dich herstellen“. 30. Bei dem oberen Drittel [des Topfes] macht er [aus Ton] einen ringsumlaufenden Stab oder Gürtel mit den Worten „du bist ein Gürtel für Aditi“. 31. [Von unten] nach oben vier weitere Stäbe [aus Ton] in allen vier Richtungen bis an den Querstreifen. 4, 1. An ihren oberen Enden bringt er nach oben zu Frauenbrüsten ähnliche [Tonteile] an. 2. Man versieht den Topf mit zwei Brüsten, nach einigen mit acht Brüsten.“ Nach einem anderen Lehrer (Hiraṇyakêçin) soll für einen Mann, der mehrere Frauen hat, die erste Frau die Herstellung des Topfes übernehmen. Wieder ein anderer Kommentator spricht von einer am Hals des Gefässes befindlichen Linie, die einem Gürtel ähnlich sei (Bandkeramik?) usw. Die in eckige Klammern eingeschlossenen Stellen sind Ergänzungen des Übersetzers. — Nun macht Helbig a. o. a. O. darauf aufmerksam, dass in Latium der Übergang von einer jedes mechanischen Hilfsmittels entbehrenden Technik zur Anwendung der Drehscheibe durch ein Verfahren vermittelt werde, „welches darin bestand, dass man den Gefässwänden vermöge des Einsetzens hölzerner Reifen die gehörige Richtung zu geben suchte. Die Eindrücke solcher Reifen sind an den Innenseiten der meisten in dem Arvalhaine gefundenen

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, dass wir für die idg. Völker als ältester Wohnstätte von der halb oder mehr in die Erde eingegrabenen, aus Holz und Flechtwerk zusammengefügten, meist rundlichen Hütte auszugehen haben, die aus dem einzigen Herdraum bestand und vor der Tür eine kleine Vorhalle (Vordach) hatte. Solche „Herdhäuser" sind, allerdings meist in rechtwinkliger Anordnung ihrer Wände, noch in den verschiedensten Teilen Europas und Asiens erhalten (vgl. Meringer Das deutsche Haus p. 8). Besonders dürfte das armenische Bauernhaus jenen ältesten Typus mit grosser Treue aufweisen (vgl. darüber Ter-Mowsesianz Das armenische Bauernhaus in den Mitteil. d. anthrop. Ges. zu Wien XXII, 125 ff.).

Andererseits ist man aber, auch bei den Nordvölkern, sehr frühzeitig darauf ausgegangen, neben dem Herdraum für die einen oder anderen Zwecke besondere Räume zu gewinnen. Schon das oben genannte neolithische Haus von Grossgartach weist neben dem sehr tief gelegenen Herdraum mit der Herdgrube noch einen zweiten, höher gelegenen, aber nicht erwärmbaren Raum auf, kann also bereits als ein „zweizelliges" bezeichnet werden. Dieser Ansatz ist nun in frühen nachchristlichen Jahrhunderten in Oberdeutschland, da, wo barbarische und römische Kultur zusammenstiessen, durch die unter dem Druck des nördlichen Klimas erfolgte Erfindung des Ofens weiter entwickelt worden, so dass das oberdeutsche Haus von jetzt ab zwei heizbare Räume, den Herdraum und den Ofenraum, d. h. die durch den von aussen heizbaren Ofen gewärmte Stube besitzt. Dieser neue Kulturträger, der Kachelofen („Kachel" aus lat. *cacula*), ist das römische Hypokaustum, in die primitive Wohnung des Barbaren übertragen. Sein Name ist in unserem Worte „Stube" erhalten. Dieses stammt aus einem aus ital. *stufa*, frz. *étuve* „Ofen" und „Badestube" erschliessbaren griech.-lat. **extufa* (vgl. griech. τῦφος „Dampf", ital. *tufo* „Dunst"). Die Bedeutung „Ofen" ist z. B. noch in engl. *stove* „Küchenofen" erhalten (vgl. zum Bedeutungsübergang „Ofen" — „Stube" auch lat. *clibanus* „Ofen" — agls. *cleofan* „Zimmer" und lat. *pensile* „der auf den

Gefässe deutlich erkennbar". Ich möchte daher fragen, ob nicht auch in den von Kâtyâyana genannten „ringsumlaufenden Stäben oder Gürteln" solche hölzerne Reifen (also nicht tönerne Wülste) verstanden werden könnten.

Säulen des Hypokaustum schwebende Raum", frz. *poêle* „Ofen" — agls. *pisle*, ahd. *pfiesal* „Gemach"). Den Siegeszug dieses oberdeutschen Hauses mit Küche und Stube zu den Tschechen, Magyaren, Südslaven bis nach Bosnien und der Herzegowina, wo es mit dem romanischen Kaminhaus zusammenstiess, haben Meringer Das deutsche Haus p. 25 (vgl. auch Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina VII) und Murko Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslaven (a. o. a. O.) erschöpfend behandelt.

Noch unerforscht sind dagegen die näheren sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge, die zwischen der germanischen *stuba* und der russischen *izbá* bestehen. Der erste, der das letztere Wort und zwar in der Form *itba* nennt, ist der Araber Ibrahim ibn Jakub (um 970 n. Chr.), der berichtet, dass die Slaven in so bezeichneten, mit einem Ofen versehenen Holzhütten ihre Dampfbäder zubereiteten[1]). Natürlich schliesst dies nicht aus, dass die Slaven derartige Öfen schon damals auch in ihren gewöhnlichen Wohnstätten errichteten, zumal bis auf den heutigen Tag die Bauern sehr oft ihr sonnabendliches Schwitzbad in dem Ofen der *izbá* selbst nehmen, Bade- und Wohnraum also in diesem Falle ein und dasselbe ist (vgl. Melnik Russen über Russland p. 63). Stellen wir uns die Wohnungen der Urslaven etwa so vor, wie es oben p. 273 f. an der Hand der neolithischen Ausgrabungen am Dnieper ausführlich geschildert ist, so besteht ihnen gegenüber das eigentlich Charakteristische der russischen *izbá*, worunter zunächst immer der wärmbare Teil der Wohnung (im Gegensatz zu der an der andern Seite der *sě'ni* „Flur" gelegenen, nicht heizbaren *górnica* und den *klě'ti*) zu verstehen ist, darin, dass man den alten Herd oder Herdofen ganz und gar in dem neuen, aus Backsteinen gemauerten Ofen aufgehen liess. Man behielt also den alten urzeitlichen und einzelligen Herdraum bei, nur mit dem Unterschied, dass man in ihm statt eines Herdes oder Herdofens einen gleichzeitig der Erwärmung wie auch der Speisezubereitung, ja selbst dem Badebedürfnis dienenden Ofen errichtete. Auch die urslavische Bezeichnung *pěčka* (s. o.) behielt

---

1) Vor ihrer Bekanntschaft mit dem Ofen der *itba* badeten vielleicht die Russen wie die Skythen (Herod. IV, 74, 75) im Dampf des nur auf glühenden Steinen erhitzten Hanfsamens.

man für diesen Ofen bei, während man das fremde *izbá* = germ. *stuba* nur für den Raum verwendete, in dem die *péčka* stand. Die letztere wurde von der Stube selbst aus geheizt und entbehrte ursprünglich der Esse, so dass der Rauch, wie dies in der *čërnaja izbá* „der schwarzen *izbá*“ noch jetzt der Fall ist, durch ein Loch im Dach und die Schiebefenster der Wände abziehen musste. Gesonderte Räume vertreten die Ecken der *izbá*, die ganz bestimmten Zwecken dienen und bestimmte Namen tragen: auf der einen Seite vom Eingang der „Koch- oder Frauenwinkel“ (mit dem Ofen), auf der andern „der Herrenwinkel“ (mit einem auch als Pritsche dienenden Kasten für Pferdegeschirr u. dergl.), dem Ofen gegenüber „der Handmühlenwinkel“ (mit der Handmühle, wo die Frauen arbeiten), schliesslich „der schöne“ oder „grosse“ Winkel mit den Heiligenbildern und dem Tisch (vgl. Dahl Wörterbuch s. v. *izba*). Schwieriger zu beantworten ist die Frage, aus welcher germanischen Sprache, und von welchem germanischen Volke die Russen ihr *izbá* (*istba, istopka, istŭtopŭka, istobka*) und damit die Kenntnis des Stubenofens entlehnten. Graf Uvarow, der einzige, soviel ich weiss, der in den Moskauer *Drevnosti* II (Materialien für ein archäologisches Wörterbuch p. 17 ff.) aus Chroniken und Volksliedern eine Reihe von Tatsachen zur Geschichte des russischen Hauses gesammelt hat, ist geneigt, einen starken skandinavischen, durch die Varjäger vermittelten Einfluss auf die altrussische Baukunst anzunehmen. Gleichwohl wird man aus lautlichen Gründen das russische *istba* eher als an das altn. *stofa, stufa* „Baderaum mit Ofen“, an das kontinentaldeutsche *stuba*, oberdeutsch *stupa* anknüpfen, aus dem auch die übrigen slavischen Sprachen (vgl. Murko p. 98 ff.) direkt oder indirekt entlehnt haben. Wann[1])

---

1) Meringer Das deutsche Haus p. 65, der als Quelle für unser „Stube“ ausser romanisch **extufa* auch noch ein urgermanisches **stubôn* („Badestube“): „stieben“ annimmt, möchte aus dem Akzent des russischen *izbá* folgern, dass dieses Wort aus dem Germanischen entlehnt wurde, als es hier noch **stubô'n* hiess. Ob er hierbei bedacht hat, in wie frühe, vorchristliche Jahrhunderte (vgl. I³, 140) er mit dieser Annahme zurückgehen muss? Das ursprünglich dreisilbige russische *istŭbá* wird seinen Akzent einfach nach den zahllosen Vorbildern von *borodá, borozdá, boroná, golová, želězá, slobodá* usw. gebildet haben. Übrigens widerspricht sich Meringer, wenn er einerseits a. a. O. p. 64 aus der frühen Herübernahme des Wortes „Hanf“ ins Germanische

und auf welchem Wege dies geschehen ist, vermag ich freilich nicht zu sagen.

In jedem Falle aber hat erst die *izbá* mit ihrem gewaltigen Ofen dem Russen sein Vordringen bis zum Ural und nach Sibirien ermöglicht, so dass den beiden kein geringes Verdienst um die nordöstliche Ausbreitung des idg. Sprachstamms zugeschrieben werden muss.

---

(vgl. oben p. 192) eine sehr frühe Bekanntschaft der Germanen mit der Badestube folgert, und auf der andern Seite (p. 76 f.) zu Tacitus *Germ.* Kap. 22: *statim e somno . . . lavantur, saepius calida* bemerkt, dass bei diesen Worten nur an ein warmes Waschen gedacht werden könnte.

## XI. Kapitel.

# Handel und Wandel[1].

**Tauschen. Kaufen und Verkaufen. Zahl und Mass. Der Fremde. Die Gastfreundschaft. Stummer Tauschhandel und Marktverkehr. Handel und Wandel in der Sprache. Furten und Wege. Der Wagenbau. Die Schiffahrt.**

Der Gedanke, ein fremdes Gut gegen einen Teil der eigenen Habe einzutauschen, ist ein so naheliegender, dass wir ihn auf jeder Kulturstufe voraussetzen dürfen. Ein solcher Tausch ist aber von einem regelrechten Kaufgeschäft, das deutlich in die beiden Seiten des Kaufens und Verkaufens zerfällt und diesen Namen eigentlich erst bei dem Vorhandensein des metallischen Wertmessers, des Geldes, verdient, noch weit entfernt. Bei dem Tausch ist der Käufer zugleich Verkäufer und umgekehrt, und es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn die kaufmännische Terminologie der idg. Sprachen noch deutliche Spuren dieses primitiven Zustandes verrät.

Der Begriff des Tauschens wird in den idg. Sprachen durch die W. *mei* ausgedrückt, die in scrt. *mê, mdyatê*, desid. *mitsatê*, im lat. *mûnus* „(Gegen)gabe“, *mûtare* ( : **moi-ta*), im litu-slavischen *maĩnas-mĕna* „Tausch“ etc. vorliegt. Der Gegenstand, für den ein anderer eingetauscht wird, später „der Kaufpreis“, ward in der Grundsprache durch **vesno* (scrt. *vasnà*, griech. ὦνος, lat. *vênum*, armen. *gin*) bezeichnet[2]. Die von

1) Dieses Kapitel stützt sich auf die ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes in meinem Buche Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde I (Die Ursprünge des Handels und Wandels in Europa) Jena 1886.

2) Nicht sicher ist, ob auch altsl. *vĕno* „Mitgift“ hierher oder zu der I³, 217 genannten Sippe gehört; doch kommt im Altrussischen *vĕno, veno, vĕnno* auch in der allgemeinen Bedeutung „Bezahlung“ vor, und altsl. etc. *vĕniti* bezeichnet nur „vendere“.

diesem Substantiv abgeleiteten Verben (scrt. *vasnay* „feilschen") verteilen sich gleichmässig auf den Begriff des Kaufens (griech. *ὠνέομαι*, armen. *gnem*) und Verkaufens (lat. *vênire*, *vênumdare*). Einheitlicher scheint die Bedeutung in der Reihe: scrt. *krî-ṇâ'-mi*, ir. *crenim*, griech. *πρίαμαι* „kaufe", altruss. *krînuti* „kaufen", auch „bezahlen", vgl. auch lett. *kreens*, *kreena nâuda* „Geschenk an die Braut" (eigentlich „Kaufpreis", vgl. Bezzenberger in s. B. XII, 78).

Wie spät namentlich im Norden Europas das Bedürfnis auftrat, Käufer und Verkäufer sprachlich auseinander zu halten, zeigt am besten die germanische Sippe von got. *kaupôn*, altn. *kaupa*, ahd. *choufan*, agls. *ceápian*, die „das Wesen des Handels nach allen Seiten" (kaufen, verkaufen, Handel treiben usw.) sprachlich umfasst. Dass wir es hier mit frühzeitigen Entlehnungen aus dem Lateinischen zu tun haben, und dass die älteste Bedeutung der germanischen Wörter war „mit einem *caupo* Handelsgeschäfte treiben", glaube ich an dem angegebenen Orte p. 88 ff. namentlich durch Hinweis auf die ganz analoge Erscheinungen darbietenden, aus lat. *mango* entlehnten Worte: ahd. *mangâri*, agls. *mangere*, altn. *mangari* „*mercator*", agls. *mangian*, altn. *manga* „*negotiari*" etc. erwiesen zu haben. Aber auch das einheimische, noch nicht sicher erklärte[1]) got. *bugjan*, agls. *bycgan* hat neben der regelmässigen Bedeutung von „kaufen" auch die von „verkaufen" (vgl. das Glossar zu Ulphilas von Gabelentz-Löbe).

Naturgemäss vervollständigt sich die Terminologie des Kaufs auch durch Ausdrücke, die auf die Grundbegriffe „Geben", „Nehmen", „Anbieten" zurückgehen. So im scrt. *parâ-dâ* „umtauschen", lit. *pardůti* „verkaufen", griech. *ἀποδίδοσθαι*, altsl.

---

1) Ausführlich hat sich mit diesen Wörtern M. Müller *Biographies* p. 76 ff. beschäftigt. Er sieht als Grundbedeutung des agls. *bycgan* an *to bend or break off a piece from a coil of gold* (altn. *baugr* : got. *biugan* „biegen"). Da aber „biegen" nicht „brechen" ist, und bei der Bezahlung mit Ringstücken alles auf letzteres ankommt, so scheint mir diese Erklärung nicht annehmbar. Wahrscheinlicher dünkt mir, dass got. *bugjan* „kaufen" (*baúhta*) in demselben Sinne zu *bugjan* (*báug*) „biegen" gehört, in welchem sich griech. *πωλέω*, *ἐμπολάω*, *πωλέομαι* : *πέλω* „drehen", lit. *werczìů's* „verkehre im Handel" : lit. *wertù* = lat. *verto* „wende" stellt, so dass die Bedeutungsentwicklung war: „ausbiegen", „sich wenden", „verkehren", „im Handel verkehren".

*prodati* „verkaufen"; im lat. *emo* „kaufe" = got. *nima* „nehme", lit. *imù*, altsl. *imą*, ir. *-em*; im agls. *sellan* „verkaufen", altn. *selja*, *sall* „Übergabe, Verkauf": lit. *súlau*, *súlyti* „darbieten".

Es ist aber eine natürliche Folge jeglichen Tauschverkehrs, dass mit der Zeit auf den verschiedenen Handelsgebieten solche Gegenstände im Handel besonders hervortreten, die, von allen in gleicher Weise begehrt, zugleich geeignet sind, für alle übrigen Waren einen Wertmesser abzugeben. Es kann aber nach dem schon oben p. 155 erwähnten und „Handelsgeschichte und Warenkunde" p. 113 ff. ausführlich dargestellten kein Zweifel darüber obwalten, dass schon in der Urzeit und noch in den ältesten geschichtlichen Perioden das Vieh der eigentliche Wertmesser der Indogermanen gewesen sei, wie dies auch von vornherein bei einem von dem Ertrage seiner Herden fast ausschliesslich lebenden Hirtenvolk nicht anders zu erwarten ist. Nehmen wir hinzu, dass schon in der Urzeit ein auf dezimaler Rechnung beruhendes Zahlensystem, mindestens bis Hundert — die Benennungen der Zahl Tausend gehen gruppenweise auseinander (scrt. *sahásra*, aw. *hazańra*, griech. *χίλιοι*; got. *þusundi*, altsl. *tysąšta*, lit. *túkstantis*; lat. *mille*, ir. *míl*) — ausgebildet[1]) war,

---

1) Neuerdings hat man auch lat. *mille* (**smī-ĝhsl-ī*) mit griech. *χίλιοι* etc. zu verbinden gesucht und dann für die keltischen Wörter Entlehnung aus dem Lat. angenommen (?). — Im übrigen wird bekanntlich das idg. Dezimalsystem in den europäischen Sprachen durch die Spuren eines Sexagesimal- oder Duodezimalsystems durchkreuzt (vgl. I³, 106 f.), dessen Ursprung mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Babylon zurückzuführen ist. Die in die Augen fallendste, hierhergehörende Erscheinung ist die, dass im Griechischen, Keltischen und Lateinischen nach der 60 mit der Ordinalzahl, statt mit der Kardinalzahl, weiter gezählt wird (griech. *ἑβδομήκοντα* : *ἑξήκοντα*, ir. *sechtmoga*: *sesca*, lat. *septuâginta* [aus **septumaginta*] : *sexaginta*). Hier wird man nicht umhin können, einen vorhistorischen Zusammenhang anzunehmen. Wir erinnern dabei an das Kap. V (am Ende) über die mögliche Herkunft gewisser ureuropäischer Kulturpflanzen aus semitischem Kulturkreis Gesagte. In ihrer Gefolgschaft könnten auch die ersten Ausstrahlungen des babylonischen Zahlensystems über Kleinasien zu den Ursitzen der europäischen Idg. nördlich der Donau und des Schwarzen Meeres gelangt sein, während die östlicher sitzenden Arier in beiden Fällen von diesen Kultureinflüssen unberührt blieben. Erkennen wir hier Spuren eines von Osten gekommenen Sexagesimalsystems an, so begegnet uns daneben, namentlich im Westen Europas, in den kelti-

›denken wir ferner, dass auch der Begriff des „Messens" und ›s „Masses" einheitlich in den idg. Sprachen benannt ist (scrt. *d'mi, mi-mê*, griech. *μέτρον*, lat. *me-tior*, lit. *mierà*, altsl. *mêra*, ;l. auch got. *mitan*, griech. *μέδιμνος*, lat. *modius* etc.), wobei ›r urzeitliche Mensch unzweifelhaft von den ihm von der Natur ›rliehenen Körpermassen, Finger und Fingerspanne, Arm und rmspanne („Elle" und „Klafter"), Fuss und Fussspanne ausng, so wird man zugeben müssen, dass alle Vorbedingungen nes primitiven Tauschhandels schon in der Urzeit gegeben aren.

Hierbei haben wir zunächst den Handelsverkehr im Auge, ›r sich zwischen den Mitgliedern eines und desselben Stammes ıtwickelte, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob denn ıch zwischen den Angehörigen fremder Stämme, mochten dielben nun indogermanischem Blute angehören oder nicht, schon der Urzeit geordnete Handelsbeziehungen denkbar sind.

Der primitive Mensch betrachtet nur denjenigen als sich ırch Rechtsgemeingeschaft verbunden, der demselben Stamme ie er angehört: der Fremde ist schutzlos und rechtlos, ja, da ›emder und Feind in der Anschauung der Urzeit identisch sind, ist es ein verdienstliches Werk, den Fremden zu töten, ihn ›n Göttern zu opfern oder zum Sklaven zu machen. Diese imitive Ethik ist in den idg. Sprachen noch ziemlich deutlich kennbar.

---

hen Sprachen, der Einfluss einer Vigesimalrechnung, in der also e 20 eine herrschende Rolle spielt (z. B. ir. *dá fichit*, $2 \times 20 = 40$), und e man gern als eine Entlehnung aus den Sprachen der ursprünglich n Westen Europas bevölkernden iberischen Stämme ansieht, da die ›chnung nach Zwanzigern noch heute dem letzten Rest der Iberer, n Basken (vgl. F. A. Pott Die quinare und vigesimale Zählmethode i Völkern aller Weltteile, Halle 1847), eignet. Tut man dies, so muss ın nur noch die weitere Konsequenz ziehen und auch Dänemark ıd Norddeutschland, im Süden auch Illyrien (das heutige Albanien) :h einst von einer den Iberern verwandten Bevölkerung besetzt nken, da sich in den Sprachen aller der genannten Länder Spuren ıes Vigesimalsystems zeigen, eine Konsequenz, gegen die wir nichts ızuwenden hätten, ja für die manches andere spricht (vgl. Kap. XII ı Schluss und Kap. XVI: die Urheimat), die aber zu einer Lokali›rung der idg. Urheimat in Norddeutschland oder Dänemark nicht mmt.

Freund ist, wer der Sippe oder dem Stamme angehört: ahd. *wini* „Freund" stellt sich zu altir. *coibnes* „*affinitas*", *fine* „der Stamm"; lat. *cîvis* „der Mitbürger" (*civis hostisque* „Freund und Feind") gehört zu dem germanischen Stamm **heiwa* (got. *heiva-frauja* „Hausherr", agls. *hîwan* etc.), dessen Grundbedeutung offenbar „Sippe", „*familia*" ist, und der im scrt. *çḗva* in der Bedeutung von „lieb, hold, wert, teuer" vorliegt[1]) (vgl. I³, 203). Umgekehrt zeigen eine Reihe von Wörtern, die in milderen Zeiten die Bedeutung „Gast", „Gastfreund" angenommen haben, in der Urzeit unzweifelhaft noch einen finsteren und bedrohlichen Sinn. So bedeutet griech. *ξένος* (*ξέν-Ϝο-ς*) „der Gastfreund" ursprünglich den Feind, den Kriegsfeind (*ξένοι· οἱ πολέμιοι, οἱ δὲ τοὺς Πέρσας* Hes.), die slavo-germanischen altsl. *gostĭ*, got. *gasts* sind identisch mit lat. *hostis*, *fostis* „Fremder" (*peregrinus*), „Feind", erst *hospes* (**hosti-pets*) bezeichnet den „Gastfreund"; altir. *oech*, *oegi* „Gast" bedeutet entweder „feindlich" (agls. *fâh*, **poiko-s*) oder „dem Tode verfallen" (ahd. *feigi*, **poigho-s*). Bedenkt man dazu, dass noch in altgermanischer Zeit der Totschläger des Fremden nicht friedlos und landflüchtig wird, und der Ausländer kein Wergeld beanspruchen kann (Grimm Rechtsaltertümer p. 397 ff.), erwägt man ferner, wie oft in den idg. Sprachen Namen für die Begriffe „unglücklich, gottvergessen" etc. aus Benennungen für „heimat-, sippelos" hervorgehen (vgl. ahd. *elilenti*, engl. *wretch* = agls. *vrecca* „Verbannter", got. *unsibjis*, griech. *ἀφρήτωρ* etc.), so kann man über die Gesinnung des höchsten Altertums dem Fremden gegenüber nicht zweifelhaft sein.

Diese Anschauung der Urzeit von der Rechtlosigkeit des Fremden, die prinzipiell erst durch die Lehren des Christentums überwunden worden ist, wurde nun schon im frühen Altertum gemildert durch die allmählich aufkommende Überzeugung, dass

---

1) Ob in diesem Fall die Bedeutung „lieb" oder „Sippe" das *prius* gewesen sei, ist trotz der apodiktischen Behauptung Streitbergs Lit. Zentralbl. 1906 p. 824, der das letztere annimmt, schwer zu sagen. Mir scheint im Hinblick auf Bedeutungsentwicklungen wie scrt. *priyá* „lieb" — got. *freis*, eigentl. „zu den Lieben, d. h. zum Stamme gehörend", dann „frei" oder scrt. *aryá* „freundlich" — *ā́rya*, eigentl. „zu den Freunden gehörend", dann „der Arier" (vgl. mein Reallexikon p. 806) das erstere das wahrscheinlichere. Vgl. in diesem Sinne auch H. Hirt Z. f. d. Phil. XXIX, 301.

der Fremde als solcher zwar immer *exlex* bleibe, dass es aber eine sittliche Pflicht, die nach und nach auch als menschliche Satzung (*ius*) anerkannt wurde, sei, Leben und Gut des Fremden zu schützen und ihn als Gast an das heilige Feuer des Herdes aufzunehmen. Wie verhalten sich nun die beiden Weltanschauungen der Fremdenverfolgung und der Fremdenverehrung historisch zueinander? Aus welchen Motiven ist die *εὐξενία* der historischen aus der *ἀξενία* der urgeschichtlichen Epochen entsprungen?

Die Antwort auf diese Fragen habe ich in meinem Buche Handelsgeschichte und Warenkunde I (1886) zu geben und es daselbst wahrscheinlich zu machen versucht, dass es lediglich die Bedürfnisse des Handels waren, welche die gastfreundschaftlichen Gesinnungen in der Brust der Menschen erweckt haben. In dem Austausch von Geschenken, welcher als eine Pflicht der *θέμις* unauflöslich mit der Gastfreundschaft verbunden ist, habe ich ebendaselbst die symbolische Erinnerung an den Austausch der Waren erkannt, der die Veranlassung und den eigentlichen Zweck gastfreundschaftlicher Bündnisse bildete.

Kurze Zeit nach mir hat Rudolf von Ihering in der Deutschen Rundschau (1886/87 Band III April-Juni 1887) über den gleichen Gegenstand (Die Gastfreundschaft im Altertum p. 357 ff., p. 420 ff.) gehandelt.

Es ist mir erfreulich, in der Beurteilung des Ursprungs dieses für das alte Völkerleben so überaus wichtigen Faktors mit diesem Gelehrten im wesentlichen zusammengetroffen zu sein. Auch R. v. Ihering gibt als ein Hauptergebnis seiner Untersuchung p. 412 an: „Das Motiv, welches die Gastfreundschaft im Altertum ins Leben gerufen und sie zu dem gemacht hat, was sie ward, war nicht ethischer, sondern praktischer Art, nicht das uneigennützige der Menschenliebe, sondern das egoistische der Ermöglichung eines gesicherten Handelsverkehrs; ohne den gesicherten Rechtsschutz wäre ein internationaler Handelsverkehr zur Zeit der Rechtlosigkeit des Fremden unmöglich gewesen.“ Auch darin stimme ich mit Ihering überein, dass auf die Form und Gestaltung der Gastfreundschaft in den klassischen Ländern unzweifelhaft das Vorbild der Phönizier — man denke an das *σύμβολον* der Griechen, die *tessera hospitalis* der Römer, *chirs aëlychoth* „Scherbe der Gastfreundschaft“ der Punier — eingewirkt hat. Nur soweit möchte ich nicht mit

Ihering gehen, die Gastfreundschaft geradezu als eine Erfindung des phönizischen Handels aufzufassen. Das Institut der Gastfreundschaft begegnet keineswegs nur in Europa, sondern wird auf dem ganzen Erdball und auf den verschiedensten Kulturstufen gefunden (C. Haberland Die Gastfreundschaft auf niederen Kulturstufen, Ausland 1878 p. 281 ff.), fast überall auch hier mit dem Austauschen von Geschenken zwischen Gast und Gastgeber verbunden. Auch bei den Indogermanen, und zwar gerade auch bei den europäischen Nordvölkern, Kelten, Germanen und Slaven finden wir diesen „Geschenkhandel" von frühester Zeit an durch zahlreiche Nachrichten bezeugt (vgl. die Belege in meinem Reallexikon, s. v. Gastfreundschaft), und man wird daher kein Bedenken zu tragen brauchen, für die oben angeführte Gleichung: lat. *hostis* = got. *gasts*, altsl. *gostĭ* schon für die Urzeit die Doppelbedeutung: 1. „Feind", 2. (im Verhältnis zu dem durch Geschenkhandel verbundenen) „Gast" anzusetzen[1]). Darauf, dass man sich in alter Zeit ein solches gastfreundschaftliches Verhältnis nur in der Weise vorstellen konnte, dass man annahm, der Fremde trete für eine gewisse Zeit in die Familie des Gastgebers ein, wurde schon I³, 204 hingewiesen. In hohem Masse charakteristisch für diese Auffassung ist das lat. *hospes* aus **hosti-potis* „Gastfreund", ursprünglich zweifellos nur der aufnehmende, nicht der aufgenommene. Dieser aufnehmende wird als *potis* des Fremden bezeichnet, also mit demselben Ausdruck, der das Oberhaupt der Familie bezeichnet, und über den in Kap. XII ausführlich gesprochen werden wird.

Neben dem durch die Gastfreundschaft vermittelten Handel gibt es aber noch zwei primitivere Formen des Warenaustausches, die wir als den stummen Tauschhandel und als die Anfänge des Marktverkehrs bezeichnen können, und die wir für die älteste idg. Völkerwelt in Abrede zu stellen ebenfalls keinen Grund haben. Der erstere findet statt, wenn die eine Partei an einem dazu bestimmten Orte ihre Waren niederlegt und sich in ihr

1) Zu dieser von der noch in meinem Reallexikon vorgetragenen Auffassung abweichenden Darstellung bin ich durch die überzeugenden Ausführungen von Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung 1903 p. 339 veranlasst worden. Vgl. auch meine Besprechung der Gastfreundschaft in Hastings *Dictionary of Religion and Ethics* (*Aryan Religion*).

Versteck zurückzieht, worauf der Käufer erscheint, um sein Äquivalent neben den ausgestellten Waren auszubreiten und sich ebenfalls schleunigst zu entfernen. Wird dasselbe abgeholt, so ist das Geschäft geschlossen, wenn nicht, ist der Käufer genötigt, Zulagen an Tauschgütern zu machen (Kulischer Der Handel auf primitiven Kulturstufen Z. f. Völkerpsych. u. Sprachw. X, 378 ff.). Eine Stufe höher steht der Marktverkehr. Zwei Stämme einigen sich, dass zu bestimmter Zeit an neutralem Ort der Waffenlärm im Interesse des Handels schweigen soll. Die Waffen werden abgelegt, und unter dem Schutze des Marktfriedens nähern sich die Handelnden.

Wenn somit trotz des Fremdenhasses und der Rechtlosigkeit des Fremden die Indogermanen schon in der Urzeit auch mit anderen Stämmen Handel getrieben und auf diesem Wege fremde Kulturgüter erhalten haben können, wie denn auch die Prähistorie schon in neolithischer Zeit bestehende, zum Teil weit reichende Handelsverbindungen ermittelt hat (vgl. A. Götze Über neolithischen Handel, Festschrift für Bastian), so wird es auch sprachlich betrachtet wahrscheinlich, dass schon in der Urzeit ein gewisser Verkehr zu Handelszwecken stattgefunden hat. Wenigstens ist es beachtenswert, dass in der idg. W. *per* schon in der Ursprache Wandel und Handel zusammengeflossen sein müssen. Und zwar dienen dem ersteren das scrt. *par*, *píparti* „hinübersetzen“, aw. *par* „hinüberbringen“, griech. *περάω* (*πορεύομαι*) „durchreisen“, ebenso *πρήσσω* (Od. IX, 491) = **πρηκjω*, got. *faran*, *farjan*, dem letzteren, griech. *περάω*, *πέρνημι*, *πιπράσκω*, irisch *renim* (**pernim*), *reccim* „verkaufe“, lit. *pir̃kti* „kaufen“ etc. Es ist daher wahrscheinlich, dass die idg. Bedeutung dieser Wurzel war „(hinüber)reisen, um ein Tauschgeschäft zu machen“. Späteren Epochen gehören die gleichartigen ahd. *wantalôn* „verkehren“ : *wantalôd* „*vendit*“, *uuandelunga* „*negotium*“, griech. *ἀμείβεσθαι* : lat. *mîgrare* und andere (vgl. oben p. 291 Anm.) an.

Nicht zufällig ist es vielleicht auch, dass das idg. Wort für die Furt: ahd. *vurt*, kelt. *-ritum*, aw. *peretu* „Furt, Brücke“ (lat. *portus*), griech. *πόρος* von der eben besprochenen Wurzel *per* abgeleitet ist. Furt war somit ursprünglich wohl „der Ort, wo man (meist in Handelsgeschäften) hinübersetzte“. Auch das verbreitetste idg. Wort für den Weg: scrt. *pánthâs*, *pá'thas* etc.,

aw. *paϑ-*, griech. *πάτος*, lat. *pons*, osk. *pont-tram*, altsl. *pǫtĭ*, arm. *hun* nimmt öfters, wie im Armenischen und Italischen, die Bedeutung von „Furt", resp. von „Steg" an; denn die Richtungen der Strassen, auf denen sich das Urvolk bewegte, mochten eben in erster Linie durch die Lage der Furten bestimmt werden.

Dazu kommt nun, dass die Indogermanen sowohl für die Zwecke des eben besprochenen Verkehrs, wie für die Bedürfnisse des Ackerbaus, da, wo dieser in dem Urland bedeutsamer hervortrat (Kap. VI), wie endlich auch für die Zeiten der, in je ältere Epochen wir zurückgehen, um so häufigeren Wanderungen ganzer Stämme schon in der Urzeit mit einer ziemlich weitgehenden Technik des Wagenbaus bekannt waren, wie aus ihrer schon in der Ursprache vorhandenen Terminologie folgt. Davon abgesehen, dass fast alle idg. Sprachen sich zur Bezeichnung des Wagens einhellig der Wurzel *veĝh* bedienen: scrt. *vā́hana*, griech. *ὄχημα*, *ὄχος*, ahd. *wagan*, altsl. *vozŭ*, lit. *weżìmas*, altir. *fén* (**veg-n*) finden sich folgende Teile des Wagens übereinstimmend benannt:

Das Rad: lat. *rota*, lit. *rãtas*, ahd. *rad*, altir. *rath*; scrt. *rátha*, aw. *raϑa* („Wagen").

„ : scrt. *cakrá*, griech. *κύκλος*, agls. *hweohl* (**qeqló*) — ohne Reduplikation: altsl. *kolo*, altn. *hvēl*.

Der Radkranz: griech. *ἴτυς*, lat. *vitus* (ursprüngl. wohl „Weide").

Die Achse: scrt. *ákshа*, griech. *ἄξων*, *ἅμ-αξα* („Ein-achser" nach Meringer), lat. *axis*, ahd. *ahsa*, altsl. *osĭ*, lit. *aszìs*.

Die Nabe: scrt. *nā́bhi*, agls. *nafu*, ahd. *naba*, altpr. *nabis*.

Die Lünse: scrt. *ânị*, ahd. *lun*, agls. *lynes*, altsl. *lunisa*.

Die Deichsel: lat. *têmô*, ahd. *dîhsala*, altn. *þísl*, agls. *þîxl*, altpr. *teansis* (?).

„ : scrt. *îshā́*, nsl. serb. *oje*, griech. *οἴηξ* „Steuerruder" (eigentl. „Deichsel" des Schiffes).

Das Joch: scrt. *yugá*, griech. *ζυγόν*, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jùngas*, cymr. *iou*.

Das Kummet: scrt. *çámyâ*, aw. *simâ*, armen. *samiḱ*, griech. *κημός*, ndl. *haam*, westf. *hame*.

Der Zügel: scrt. *nâsya*, griech. *ἡνία* (?).

„ : griech. *εὔληρα*, dor. *αὔληρα*, lat. *lôrum*.

In dieser Zusammenstellung fehlt, wie man sieht, eine einheitliche Benennung der Radspeiche (sert. *arā*, griech. *κνήμη*, lat. *radius*, ahd. *speihha*). Vielleicht weist dies darauf hin, dass wir uns das Rad der Urzeit noch als ein speichenloses denken müssen. In der ältesten Zeit wusste man zwei Räder nur dadurch herzustellen, dass man sie zusammen mit der sie verbindenden Achse aus dem Stück eines Baumstammes heraushackte, und es muss schon als ein Fortschritt bezeichnet werden, dass man sich, offenbar schon vor der Trennung der Völker, darauf verstand, die Achse als ein besonderes Stück herzustellen und sie mit Hilfe der Lünse im *tympanum* zu befestigen.

Dem so gewonnenen Bilde entspricht die Schilderung, die die Alten von dem römischen *plaustrum* entwerfen: „Die Räder an dem Plaustrum sind nicht gespeicht, sondern es sind *tympana*, die mit der Achse zusammenhängen und mit einer eisernen Schiene umlegt sind. Die Achse wird mit den Rädern umgedreht; denn die Räder werden an den Spindeln oder hervorragenden äussersten Teilen des Rades befestigt" (Probus z. *Verg. Georg.* I.). Ganz ähnlich muss auch der von Rindern gezogene germanische Wagen gewesen sein, der auf der Siegessäule des Marc Aurel abgebildet ist. In Bosnien werden noch heute Wagen ganz ohne Verwendung von Eisen hergestellt (vgl. darüber Meringer Sitzungsb. d. Wiener Ak. Bd. 144, VI, 63 f.).

Die uralte Bekanntschaft der Indogermanen mit der Kunst des Wagenbaus kann aber als eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Völkersippe betrachtet werden, durch die sich dieselbe ebenso von den umwohnenden Stämmen finnischer wie turko-tatarischer Herkunft unterscheidet. Alles, was sich in den finnischen Sprachen auf die Kunst des Wagenbaus bezieht, ist slavischer oder germanischer Herkunft (Ahlqvist Kulturwörter p. 125). Ebenso ist nach Vámbéry (Primitive Kultur p. 128) den Türken der Wagen zu allen Zeiten eine fremde Erfindung gewesen. Dafür ist den Bewohnern der asiatischen Steppen seit Uralters das Kamel dienstbar gewesen, das Zelt und Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken trägt. Die Indogermanen aber, denen, wie wir oben p. 161, 168 sahen, die Bekanntschaft mit diesem wertvollen Transporttier abging, das gleichsam Zugtier und Wagen vereinigt, waren frühzeitig auf die Erfindung des

letzteren, einer Hauptbedingung ihres Daseins im Zustand der Ruhe wie der Wanderung, angewiesen[1]).

Im schroffsten Gegensatz zu dem sprachlichen Reichtum, den wir soeben in der urzeitlichen Terminologie des Wagenbaus gefunden haben, steht die ausserordentliche Armut der urverwandten Gleichungen, die sich auf das Gebiet der Schifffahrt beziehen, denn es sind nur zwei Begriffe, die auf diesem Gebiet zwischen Europa und Asien gleichmässig benannt sind: das Rudern (scrt. *arítras*, *arítram*, griech. *ἐρέτης*, *ἐρετμός*, *τριήρης*, lit. *ìr-ti*, *ìr-klas*, ir. *rám*, lat. *rêmus*, *trirêmis*, *ratis*, ahd. *ruodar* etc.) und das Fahrzeug, welches gerudert wurde (scrt. *nâú*, altp. *nâvi*, aw. *âpô nâvayâo* „schiffbare Flüsse", griech. *ναῦς*, lat. *navis*, altir. *nói*, armen. *nav*, mhd. *naue*, altn. *naust* „Schiffsstation"). Ich habe oben p. 182 f. nachzuweisen versucht, dass diese letztgenannte Sippe in der Urzeit nichts als einen ausgehöhlten Baumstamm, einen sogenannten Einbaum, bezeichnet hat, wie solche in verschiedenen prähistorischen Epochen unseres Erdteils zutage getreten sind (vgl. näheres bei Georg H. Boehmer *Prehistoric naval architecture of the north of Europe*, *Washington* 1893). Innerhalb der europäischen Sprachen scheint eine übereinstimmende Bezeichnung des Mastes in ahd. *mast*, altn. *mastr* = lat. *mâlus* (**mazdo-s*) vorzuliegen; doch macht es sowohl die Entwicklung des Wortes innerhalb der germanischen Sprachen (altn. *mastr* erst aus dem Angelsächsischen) wie auch das neben lat. *mâlus* liegende irische *maide* (**mazdo-s*) „*lignum, baculus*", altir. *matan* „Keule" wahrscheinlich, dass für die Sippe von einer Grundbedeutung „Stange" auszugehen ist, zumal der Gebrauch von Mast und Segel sich bei den germanischen Völkern mit Sicherheit erst bei den Wikinger Schiffen nachweisen lässt (vgl. mein Reallexikon u. Segel und Mast). Im übrigen gehen aber auch in Europa die Namen für Begriffe wie Segel, Rahe, Anker, Steuer, Kiel etc.

---

1) In Kürze sei hier noch auf die interessanten Mitteilungen Meringers (Das deutsche Haus p. 71) über ein fahrbares Schlittenkufenhaus hingewiesen, das sich noch heute in der Herzegowina findet, und das dazu dient, das Wohnhaus im Sommer an die Felder heranzufahren. Meringer bringt hiermit die slavische Sippe *vêža* „Hütte, Zelt, Vorhaus" in Verbindung, die schwer von *vozŭ* „Wagen" (s. o.) getrennt werden kann. Vgl. auch Meringer I. F. XIX, 401.

weit auseinander. Ebenso fehlen mit wenigen Ausnahmen indogermanische Gleichungen für besondere Arten von Fahrzeugen, für den Fischfang (vgl. I³, 162 f. und oben p. 248), für die Windrichtungen (abgesehen von lat. *Caurus* = lit. *sziaurỹs*, altsl. *sěverŭ* „Nordwind"), für bedeutendere Seetiere[1]), für das Wetter auf der See, für charakteristische Merkmale der Meereslandschaft usw.

Dazu kommt nun, dass sich an der Hand sprachlicher Zeugnisse, die ich Handelsgeschichte und Warenkunde I, 43 ff. (vgl. auch Vf. Die Deutschen und das Meer, Wissensch. Beih. d. Allg. deutschen Sprachvereins XI. Heft und mein Reallexikon s. v. Schiffahrt) eingehend erörtert habe, nachweisen lässt, dass bei den Indogermanen Europas eine höhere Entwicklung der Seefahrtskunst erst in frühhistorischer Zeit, und zwar von zwei Punkten unseres Erdteils aus, deren geographische Beschaffenheit gleichsam von selbst ein Emporblühen der Schiffahrt bedingte, stattgefunden hat: es sind dies einmal die von Griechen besetzte Ostküste der Balkanhalbinsel und die Inselwelt des ägäischen Meeres, das andere Mal die Gestade, welche die westliche Ostseeküste umschliessen, die alte Heimat germanischer Stämme. Wie in der Terminologie der Nautik die Griechen die Lehrmeister des südlichen Europas gewesen sind, so gehen im Norden auf diesem Gebiet die mächtigsten Anregungen von der germanischen Welt einerseits auf die romanischen, andererseits auf die finnischen, litauischen und slavischen Stämme aus, die in anderer Richtung wiederum den Einfluss der griechisch-byzantinischen Nautik zeigen und so gewissermassen den Kreis schliessen.

Nimmt man dies alles zusammen, so kann man nur zu dem Schluss gelangen, dass die Schiffahrt im Leben der urzeitlichen Indogermanen noch keine bedeutsame Rolle gespielt hat. Wenn wir die Ursitze der Indogermanen in das südliche Russland, nordwärts der Gestade des Schwarzen Meeres (vgl. oben p. 177) verlegen, erklärt sich dieser Zug ihres Lebens aufs beste; denn gerade diese Küsten haben, vielfach durch öde Flächen

1) Wenn lat. *squalus* „ein grösserer Meerfisch, vielleicht der Meersaufisch" dem altn. *hvalr*, agls. *hwæl*, ahd. *wal*, *welira* „Walfisch", mhd. *wels* = altpr. *kalis* „Wels" entspricht, was nicht sicher ist, so würde doch die Bedeutungsübereinstimmung des Germanischen und Altpreussischen lehren, dass von der Bedeutung „Wels" auszugehen ist.

und Salzsteppen von ihrem fruchtbaren Hinterland getrennt, infolge des Mangels natürlicher Häfen und bei der häufigen Versandung ihrer Flussmündungen niemals im Altertum eine erheblichere Schiffahrt hervorgebracht. Auf keinen Fall haben wir ein Recht, uns die Indogermanen mit H. Hirt[1]) (Schiffahrt und Wanderungen zur See in der Urzeit Europas, Beilage z. Allg. Z. 1898 Nr. 51) und M. Much (vgl. I³, 118) nach Art kühner Wikinger vorzustellen, die von ihrer angeblichen Heimat an der Ost- oder Nordsee indogermanische Sprache und Kultur zu Schiff bis an die Ufer des Indus getragen hätten. Dies schliesst natürlich nicht aus, dass einzelne Zweige des idg. Urvolks schon in früher Zeit auf ihren Einbäumen auch über unbedeutende Meeresstrassen zu setzen wagten, wie dies z. B. die Thraker bei ihrem Übergang nach Kleinasien oder die Kelten bei ihrem Übergang nach Britannien getan haben müssen.

---

1) Warum H. Hirt in dem genannten Aufsatz (= Die Indogermanen I, 398) sich so für die seemännische Tüchtigkeit der Indogermanen ereifert, ist mir um so unverständlicher, als bei seiner neuesten Lokalisierung der indogermanischen Urheimat in der Umgegend von Berlin oder Posen (vgl. unten Kap. XVI), abgesehen von den Germanen, denen auch wir immer sehr frühe Vertrautheit mit dem Meere zugeschrieben haben, alle übrigen Indogermanen ihre unendlichen Marschrouten zu ihren eigentlichen Stammsitzen durch das Binnenland Europas und Asiens zurücklegen mussten. Wenn dann weiter der genannte Verfasser aus Gleichungen wie scrt. *ûrmí* = agls. *wielm* „Woge“ oder griech. *ἤπειρος* „Festland“ = nhd. *Ufer* oder lat. *vadum* „seichte Stelle“ = ndd. *watt* den Charakter einer idg. Seelandschaft erschliesst (II, 701), so überzeugt er sich vielleicht davon, dass auch die Pleisse Wellen und Ufer und seichte Stellen hat. Ebensowenig ist es dem Vf. (II, 667) gelungen, irgendwie gesicherte Gleichungen, die das Prädikat „indogermanisch“ nach der von ihm selbst (vgl. oben p. 126 Anm. 1) gegebenen Begrenzung dieses Wortes verdienten, für Fischereigeräte und Fischarten zusammenzubringen. Zweifelhaft mag scrt. *jhashá* „Fisch“ = schwed. *gärs* „Kaulbarsch“ sein: indessen gehört letzteres, wie mhd. *bars* „Barsch“: *Borste*, *Bürste*, doch wohl zu scrt. *hárshatê* „wird starr“. Über griech. *πέρκη*, ahd. *forhana* vgl. mein Reallexikon u. Forelle. Was schliesslich die Fischnahrung (vgl. I³ 162, und oben p. 248) anbetrifft, so folgert der Vf. Die Indogermanen II, 517 (= Reallexikon p. 602) aus den altidg. Opferbräuchen ja jetzt selbst, dass sie „nicht oder doch nicht regelmässig“ zu den Genüssen der Indogermanen gehört habe.

# XII. Kapitel.

## Die Familie.

Hypothesen über die Entwicklung der menschlichen Familie. Unsere Aufgabe. I. Die idg. Verwandtschaftsnamen: 1. Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester. 2. Geschwister des Vaters und der Mutter, Neffe, Vettern, Grosseltern, Enkel. 3. Die Verschwägerung. Erklärung der gefundenen Verhältnisse. II. Die idg. Eheschliessung: Kauf- und Raubehe. III. Mann und Weib: a) „er selbst". b) Die Lage der Frauen: Polygamie, Zeugungshelfer, Ehebruch bei Mann und Weib, Kinder- besonders Mädchenaussetzung, Witwenverbrennung, Anschläge der Ehefrauen gegen das Leben des Mannes. Zusammenfassung. Lichtblicke: Die Frau als Prophetin, Ärztin und im Krieg. IV. Herdgemeinschaften: Die idg. Grossfamilie mit besonderer Berücksichtigung der russischen Familienbildung und der serbischen Zadruga. Die Schwiegermutter. *Snochačestvo. Separatio a mensa.* — Voridg. Mutterrechtsfamilie in Europa. Der Schwestersohn.

Schon an der Schwelle europäischer Überlieferung, bei Homer, tritt uns eine Auffassung der Ehe entgegen, wie sie inniger und reiner auch auf modernen Kulturstufen nicht gedacht werden kann:

*Ἕκτορ*, sagt Andromache Il. VI, 429, *ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ, ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης* und Odyssee VI, 182 fügt hinzu:

*οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασι οἶκον ἔχητον ἀνὴρ ἠδὲ γυνή*

„Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten."

Und dennoch muss, wie jede menschliche Einrichtung, auch dieses Verhältnis des Mannes zum Weibe von niederen, noch im Leben der Tiere halbversteckten Anfängen seinen Ausgang genommen haben. Es fragt sich, ob wir noch imstande sind, die hier waltenden Entwicklungsreihen mit einiger Deutlichkeit zu bestimmen.

Die gewöhnliche Auffassung dieses Entwicklungsganges geht auch für die Geschichte der menschlichen Familie von der Promiscuität der Geschlechtsverhältnisse, d. h. von einem Zustand aus, in welchem innerhalb einer gewissen Gemeinschaft jedem mit jeder der Geschlechtsverkehr freistand. Bei der hieraus sich ergebenden Unsicherheit der Vaterschaft eines Kindes sei es natürlich gewesen, die Verwandtschaft desselben nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu bestimmen, und so wurzele hier derjenige Zustand der Familie, den man als den des Mutterrechts oder der Weiberlinie bezeichnet. Auf der anderen Seite stelle die Polyandrie, d. h. die eheliche Gemeinschaft eines gewöhnlich durch Verwandtschaft verbundenen Kreises von Männern mit einem Weibe, die noch in dem sogenannten Levirat auch bei höherstehenden Völkern ihre Spuren hinterlassen habe, einen Übergang zu monogamischer Ehe und zu der Vaterlinie dar. Das nunmehr allmählich erkannte Verwandtschaftsverhältnis des Kindes zum Vater habe zunächst das zur Mutter vollständig verdrängt, und erst ganz zuletzt seien die gleichen verwandtschaftlichen Beziehungen des Kindes zu beiden Eltern anerkannt worden[1].

Gegen diese oder ähnliche Auffassungen der Dinge sind namentlich von C. N. Starcke Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwicklung (Leipzig 1888) vielfach nicht unbegründete Bedenken erhoben worden. Starcke sucht die verschiedenen Formen der menschlichen Ehe überhaupt weniger aus geschlechtlichen (die nach seiner Meinung nie zur Ehe geführt hätten), als aus ökonomischen Bedürfnissen des primitiven Menschen zu verstehen. Derselbe habe eine Sklavin, eine Wirtschafterin gebraucht, die ihm das Erworbene zusammenhalte. Hierzu sei dann aus praktischen und religiösen Gründen der Wunsch hinzugekommen, Kinder zu erhalten. Dass dieselben auch von ihm gezeugt seien, darauf habe der Mann von Haus aus kein Gewicht gelegt, da alles, was das ihm gehörende Weib hervorgebracht habe, ihm zu eigen gewesen sei. Erst ganz allmählich sei die Ehe zunächst für das Weib, dann auch für den

---

1) Vgl. unter anderen Lubbock Die Entstehung der Civilisation 1875 p. 59—167, oder F. v. Hellwald Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und Entwicklung, Leipzig 1879. Der energischste Vertreter der Mutterrechtstheorie ist J. J. Bachofen Das Mutterrecht, Stuttgart 1861 und Antiquarische Briefe, Strassburg 1880—86.

Mann zugleich auch der Mittelpunkt des geschlechtlichen Lebens geworden. Das Mutterrecht oder die Weiberlinie sieht Starcke vielfach als eine spätere Bildung an, die jedenfalls nichts mit Reflexionen über die angebliche Unsicherheit der Vaterschaft zu tun habe.

Es ist glücklicherweise nicht unsere Aufgabe, eine bestimmte Stellung zu den hier gestreiften weittragenden Problemen[1]) einzunehmen. Unser Ziel ist ein viel bescheideneres und beschränkteres: es gilt für uns ein Bild der Ehe und Familienorganisation in der Urzeit der idg. Völker zu entwerfen, und nur deswegen war es nötig, der Streitfragen, welche sich an den Ursprung der menschlichen Ehe überhaupt knüpfen, auch hier mit einigen Worten zu gedenken, weil, wie wir noch sehen werden, dieselben auch in das von uns zu behandelnde Gebiet an einigen Stellen hineinragen, das wir im übrigen von allen Spekulationen über die Urzustände der Menschheit loszulösen und auf den Boden rein historischer Forschung zu stellen bemüht sein werden.

Wenn somit der Umfang unserer Aufgabe ein geringerer ist, so ist doch der Inhalt derselben ein so ungemein reicher, dass wir von vornherein darauf verzichten müssen, ihn in dem Rahmen dieses Buches auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir werden uns daher darauf beschränken, auf einige für die Beurteilung der idg. Familie und ihre Weiterentwicklung besonders wichtige Punkte hier näher einzugehen, und beginnen mit einer Betrachtung der idg. Verwandtschaftsnamen[2]), in der Hoffnung, dass wir bereits durch diese etwas näheres über die Organisation der idg. Familie erfahren werden.

## I. Die idg. Verwandtschaftsnamen.

Wir eröffnen die Erörterung der idg. Verwandtschaftsnamen mit einer Gruppe von Personen, deren Benennungen sich in Form

1) Am besten orientiert über dieselben jetzt Westermarck Geschichte der menschlichen Ehe (*History of human marriage*), 2. Aufl. Berlin 1902. Ein gutes Buch ist auch E. Grosse Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, Freiburg 1896.

2) Vgl. besonders B. Delbrück Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen. Ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde. Des XI. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. V, Leipzig 1889.

und Bedeutung besonders zäh erwiesen haben, nämlich mit den Namen

1. des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders, der Schwester.

Vater: scrt. *pitár*, aw. *pitar*, armen. *hair*, griech. πατήρ, lat. *pater*, ir. *athir*, got. *fadar*.

Mutter: scrt. *mâtár*, aw. *mâtar*, armen. *mair*, griech. μήτηρ, lat. *mâter*, ir. *máthir*, ahd. *muotar*, altsl. *mati*, altpr. *mothe*, *mûti* — lit. *motė̃* „Weib" (*mótyna* „Mutter"), alb. *motrε* „Schwester".

Neben diesen organischen Bildungen ziehen sich durch die idg. Sprachen noch Vater- und Mutternamen mehr onomatopoetischen Charakters. So für

Vater: scrt. *tâtá*, griech. τέττα, lat. *tata*, ahd. *toto* etc. (Grimm W. B. II, 1312), lit. *tė̃tis* (neben *tė̃was*), alb. *tatε*,
griech. ἄττα neben πάππα, lat. *atta*, got. *atta*, altsl. *otĭcĭ*, alb. *at*[1]; für

Mutter: scrt. *naná'* (griech. νάννη, νέννα „Tante", des Vaters und der Mutter Schwester), alb. *nanε*,
ahd. *ama* (lat. *am-ita* „Tante", des Vaters Schwester), sp., port. *ama*, alb. *amε*,
lat. *mamma*, alb. *memε* (griech. μάμμη, meist „Grossmutter"), auch altn. *móna*, ahd. *muoma* „*matertera*", ndd. *môme*, lit. *momà*; ahd. *muoia* = griech. μαῖα.

Wie man sieht, sind also für den Vater die Laute *t* (und *p*), für die Mutter *m* und *n* charakteristisch; nur in slavischen Sprachen kommt auch *nan* „Vater" (oserb.) vor; doch vgl. Delbrück a. a. O. p. 73 = 451 Anm. [2].

Eine gemeinsame Benennung des Elternpaares ist in den indog. Sprachen nicht nachweisbar. Dieser Begriff wird in den Einzelsprachen ausgedrückt durch Wörter wie griech. τοκῆες, γονεῖς, lat. *parentes*, lit. *gimdýtojei* „die Erzeuger", slav. *roditeli* id., got. *bêrusjôs* (vgl. got. *bairan*), ahd. *eltiron* „die älteren" und ähnliches. Einen altertümlicheren Eindruck machen Bildungen wie

1) Hierher gehört wahrscheinlich auch ahd. *adal* etc. „Geschlecht" und *uodal* „Erbsitz", eigentlich „väterliches" (vgl. griech. πάτρα „Geschlecht" : πατήρ).

got. *fadrein* n. „Eltern“, eine zu got. *fadar* gehörende Kollektivbildung im Sinne von „Vaterschaft“, zu der also die Mutter stillschweigend hinzugerechnet wird. Auch der Dual oder Plural des Wortes für Vater ist in alten Zeiten in der Bedeutung von Vater und Mutter gebraucht worden.

Sohn: scrt. *sûnús*, aw. *hunu*, griech. *ὑύς*, got. *sunus*, lit. *sunùs*, altsl. *synŭ*,

scrt. *putrá*, aw. *puϑra*;

Tochter: scrt. *duhitár*, aw. *duγδar*, armen. *dustr* (*ustr* „Sohn“, Hübschmann A.St. 47), griech. *ϑυγάτηρ*, got. *daúhtar*, lit. *duktė̃*, altsl. *dŭšti*.

Bruder: scrt. *bhrā́tar*, aw. *brâtar*, armen. *εłbair* (griech. *φρήτηρ· ἀδελφός* Hes.), lat. *frâter*, ir. *bráthir*, got. *brôþar*, lit. *broterė̃lis*, altpr. *brote*, altsl. *bratrŭ*.

Schwester: scrt. *svásar*, aw. *xvaṅhar*, armen. *koir* (griech. *ἔορ* siehe unten), lat. *soror*, ir. *siur*, got. *svistar*, lit. *sesũ*, altsl. *sestra*.

Während die Lateiner das idg. Wort für Sohn und Tochter spurlos verloren haben, wofür sie *filius*, *filia* „Säugling“ gebrauchen, haben die Griechen die alten Ausdrücke für Bruder und Schwester bis auf gewisse Überreste eingebüsst. Den Ersatz bilden *ἀδελφός* (lac. *ἀδελιφήρ* im Suffix nach den übrigen Verwandtschaftsnamen), *ἀδελφή* „der (die) demselben Mutterleib entsprossene“ (vgl. auch *ὁμογάστωρ, ἀγάστορες· ἀδελφοὶ δίδυμοι, ὀγάστωρ*, scrt. *sôdara* = *sa* + *udara* „Bauch“, osset. dig. *änsuwär* = *än* + *suwär* „Mutterleib“)[1]) und das dunkle *κασίγνητος*, auch bloss *κάσις*.

Über das in seiner ursprünglichen Bedeutung fast ganz verblasste *φρήτηρ* wird später (Kap. XIII) zu handeln sein. Hier noch ein Wort über das schon vorhin genannte *ἔορες* = lat. *sorôres*!

Hesych erklärt *ἔορ* mit *ϑυγάτηρ* und *ἀνεψιός*, *ἔορες* mit *προσήκοντες, συγγενεῖς*. Die Erklärung der drei letztgenannten Bedeutungen scheint mir in dem Vergleich mit dem lat. *consobrini* (**con-sosr-îni*) zu liegen. Dieses Wort bezeichnete ursprünglich die Kinder eines Geschwister-, d. h. ursprünglich Schwesternpaares (ahd. *gi-swistar*, altndd. *gisustruon*), dann aber auch die Kinder zweier Brüder (*fratres patrueles*, *sorores patrueles*) und

1) In den russischen Volksliedern wird zur Bezeichnung von Geschwistern sehr oft der Ausdruck *edinoutróbny*, *odnoutróbny* : *utróba* „Leib“ gebraucht.

eines Bruders und einer Schwester (*amitini, amitinae*). Vgl. *Corp. iur. civ.* XXXVIII, X, 1. Ebenso, meine ich nun, bedeutete *ἔορες* ursprünglich „Schwestern", dann „Schwesternkinder", „Geschwisterkinder" (*ἀνεψιοί*). Bezüglich des Mangels einer sprachlichen Ableitung wäre auf hom. *κασίγνητος*, urspr. „*frater*", dann auch „*fratris liberi*" (*consobrini, ἀνεψιοί*) zu verweisen. Dieser Verwandtenkreis ist also bei *ἔορες* unter *προσήκοντες, συγγενεῖς* gemeint, so dass nur die Angabe Hesychs: *ἔορ· θυγάτηρ* (statt *ἀδελφή*) auf einem Irrtum beruhen würde.

Auf die etwaigen Wurzelbedeutungen der bisher besprochenen Verwandtschaftswörter gehen wir hier aus schon früher (I³, 185 f.) angegebenen Gründen nicht weiter ein. Das einzig sichere scheint mir zu sein, dass die idg. Benennung des Sohnes aus der Wurzel *sû* „zeugen, gebären" (scrt. *sû* „Erzeuger" und „Erzeugerin") hervorgegangen ist; doch hat F. Kluge (Z. f. deutsche Wortforschung VII, 164) neuerdings versucht, dieselbe vielmehr zu dem Pronominalstamm *sve, svo* (s. u.) zu stellen, so dass es soviel wie „der Angehörige" bedeuten würde (vgl. *swë-ster, swëhur, swi-gur, gi-swîa*, altn. *svi-lja*).

## 2. Die Geschwister des Vaters und der Mutter, Neffe, Vetter, die Grosseltern, die Enkel.

Die in dem vorigen Abschnitt besprochenen Verwandtschaftsnamen waren durch die grosse Konformität ihrer Bildung, die mit Ausnahme des idg. Sohnesnamens überall die Suffixe *-ter*, resp. *-er* aufwies, ausgezeichnet. Auch die Festigkeit ihrer Bedeutungen wurde nur durch vereinzelte Fälle des Ausweichens derselben durchbrochen.

Anders stehen die Dinge bei dem Kreis von Personen, zu deren Terminologie wir uns nunmehr wenden. Innerhalb derselben ist von einer Einheit der Wortbildung seltener die Rede, und die Bedeutungen der hier zu nennenden Verwandtschaftswörter scheinen in einem fortgesetzten Fluss begriffen. Wir wollen uns zunächst einen Überblick über die einschlagenden Verhältnisse zu verschaffen suchen und erst später zusehen, ob sich vielleicht eine Erklärung derselben finden lässt.

Als die in Form und Bedeutung am meisten übereinstimmende Reihe ist hier der Name des Vaterbruders zu nennen:

scrt. *pitrvya*, aw. *tûirya*, griech. πάτρως, lat. *patruus*, ahd. *fatureo*, agls. *faedera*.

Eine idg. Bezeichnung des Mutterbruders fehlt. Im Sanskrit begegnet *mâtulá* (vielleicht = **mâta-tulya*, vgl. *tâta-tulya* „vaterähnlich", „Oheim väterl. Seits"), im Griechischen μήτρως (nach πάτρως, später auch „Grossvater mütterl. Seits"), im Armenischen *keri* ( : *koir* „Schwester").

Besonders häufig wird aber in den europäischen Sprachen der Name des Mutterbruders von einem Stamme gebildet, der ursprünglich den Grossvater, resp. die Grossmutter bezeichnet hat. Hierher gehören:

lat. *avus* „Grossvater": *avunculus*; got. *avô* „Grossmutter", altn. *áe* „Urgrossvater": ahd. *ôheim*, agls. *eám*, altfr. *êm* (dunkel in der Wortbildung) — lit. *awýnas*, preuss. *awis*, altsl. *uj*, *ujka*, sämtlich „*avunculus*" — mcymr. *ewi-thr*, acorn. *eui-ter* „Onkel". Wie man sieht, geht die Suffixbildung des lateinischen, germanischen, litauischen und keltischen Wortes für den Mutterbruder gänzlich auseinander.

Eine Parallele findet dieser Bedeutungsübergang von Grossvater — Mutterbruder in dem von Grossvater — Vaterbruder, wie er in folgender Reihe vorliegt:

altsl., russ. *dědŭ* „*avus*", griech. τήθη „Grossmutter" — russ. *djádja*, lit. *dědis* „Vaters Bruder" (*dėdė*, *dědzius* „Vetter", vgl. ahd. *fatureo* „Oheim", dann „Vetter"), griech. θεῖος (aus *θη-jo) „Vater- und Mutterbruder".

Vgl. noch lit. *strujus* „Greis": altsl. *stryj*, *stryjcĭ* „*patruus*" (Miklosich Et. W., dazu Leskien bei Delbrück p. 119 = 497).

In mancher Beziehung eine Ergänzung zu dem in den vorigen beiden Gruppen geschilderten Bedeutungswandel bildet dasjenige Verwandtschaftswort, das von den in dieser ganzen Abteilung zu behandelnden Benennungen die weiteste Verbreitung innerhalb der idg. Sprachen zeigt und in sich die Bedeutungen „Enkel" und „Neffe" vereinigt, daneben aber auch eine allgemeine Bedeutung „Abkömmling" aufweist: das lat. *nepos* mit seiner Sippe:

Sanskrit: *nápât*, *náptar* „Abkömmling überhaupt, Sohn, im bes. Enkel", in der älteren Sprache vorzugsweise in der allgemeinen, in der späteren nur in der Bed. „Enkel" gebraucht (B. R.). — *naptî́* „Tochter", „Enkelin".

Iranisch: aw. *napât, naptar, napti* „Enkel, Enkelin", *naptya* „Abkömmling", „Generation".

Griechisch: *νέποδες* (an *πούς* angelehnt) „Brut" (? vgl. K. Brugmann I.F. XX, 218), *ἀ-νεψιός* „Geschwisterkind" (*ἀ-νεπ-σ-* = *ἀ-νεπτ-jo* „der mit jemand zusammen Abkömmling ist"), *νεόπτραι· υἱῶν θυγατέρες* Hes. „Enkelinnen" (für **νεποτ-ραι*?).

Lateinisch: *nepos* „Enkel", später auch „Neffe", *neptis* „Enkelin".

Germanisch: agls. *nefa* „Enkel", „Neffe", altn. *nefe* „Verwandter", ahd. *nefo*, mhd. *neve* „Schwestersohn, seltener Bruderssohn, auch Oheim, dann allgemein Verwandter" (Kluge), altn. *nipt* „Schwestertochter, Nichte", ahd. *nift*, mhd. *niftel*[1]).

Litauisch: *nepotis* „Enkel", *neptis* „Enkelin".

Altslov.: *netiji* „Neffe", *nestera* „Nichte" (vgl. Delbrück p. 121 = 499).

Altirisch: *nia* „Schwestersohn", *necht* „Nichte".

Ein Blick auf das Angeführte zeigt, dass sich die Bedeutungen „Neffe", „Vetter" etc. nur innerhalb der europäischen Sprachen finden, auf die auch der Bedeutungswandel von Grossvater — Oheim beschränkt ist. Auch innerhalb der europäischen Sprachen ist die Bedeutung „Enkel" zweifellos die ältere und ursprünglichere.

Die arischen Sprachen haben für den Bruderssohn einen eigenen Ausdruck ausgebildet:

scrt. *bhrâ'tr̥vya* = aw. *brâtuirya*.

Hiermit sind meines Erachtens im wesentlichen die Übereinstimmungen erschöpft, die sich in den Benennungen des hier in Frage stehenden Kreises von Verwandten finden. Doch bleiben noch einige Worte über die Schwestern von Vater und Mutter, über die Grosseltern und Enkel zu sagen.

Die Namen der Schwestern *πρὸς πατρός* werden von denen *πρὸς μητρός* in den Einzelsprachen meist scharf geschieden. So im lat. *amita* : *matertera*, im germanischen ahd. *basa*, agls. *faþu*, altfr. *fethe* : ahd. *muoma*, agls. *môdrie*, ndd. *mödder* (vielleicht = griech. *μητρυιά*, armen. *mauru*, die aber beide „Stiefmutter"

1) Got. *niþjis* „Verwandter" ist nach W. Schulze K. Z. XL 411 ff. von dieser Sippe zu trennen und zu scrt. *nítya* „eingeboren, angehörig" zu stellen.

bedeuten, so dass, wenn die Gleichung überhaupt richtig ist, die Wahrscheinlichkeit für die letztere Bedeutung als die ursprüngliche spräche), altsl. *strina* (: *stryj*) : *teta, tetka*. Im Griechischen scheint kein deutlicher Unterschied zwischen Wörtern wie *θεία, τηθίς, νάννη* gemacht worden zu sein.

Die Namen der Grosseltern weisen, abgesehen von den oben angeführten Übereinstimmungen von lat. *avus* = got. *avô*, wozu auch armen. *hav* „Grossvater, Vorfahr" zu stellen ist, auf keine ursprünglichen Bildungen hin. Man nennt den Grossvater, resp. die Grossmutter entweder schlechthin die Alten: ahd. *ano, ana* = lat. *anus* „alte Frau", altsl. *baba* „Grossmutter", oder man hilft sich mit Zusammensetzungen wie scrt. *mâtamaha*, griech. *μεγαλομήτηρ, μητροπάτωρ*, ir. *senmáthir* etc. Ein Lallwort ist griech. *πάππος*, dunkel aw. *nyâka* = apers. *nyâka*, npers. *niyâ*, vgl. altpers. *apa-nyâka* „Ahnherr" u. a. Dagegen ist für den Enkel noch auf eine spezielle Übereinstimmung des Deutschen, Slavischen und Litauischen hinzuweisen:

ahd. *eninchilî*, altsl. *vŭnukŭ*, lit. *anukas*,

die meist als „kleiner Ahn" (ahd. *ano*) gedeutet werden, eine Erklärung, für die neuerdings W. Schulze K. Z. XL, 409 unter Berufung auf die Sitte, häufig den Enkel nach dem Grossvater zu benennen[1]), mit Entschiedenheit eingetreten ist. Ist dies richtig, so müsste ahd. *eninchilî* von den slavischen Formen (poln. *wnęk*, klruss. *onúk*, woraus lit. *anukas*), aus denen ich I. F. XVII, 35 ff. das deutsche Wort als Entlehnung abgeleitet hatte, und mit denen sich W. Schulze leider nicht auseinandersetzt, getrennt werden, womit es sein Interesse in diesem Zusammenhang verlöre. In jedem Fall hat das erst spät bezeugte Wort „Enkel" im Deutschen einen älteren Ausdruck für diesen Begriff, ahd. *diehter* ( : scrt. *tuc* „Nachkommenschaft") verdrängt.

### 3. Die Verschwägerung (*affinitas*).

Ich stelle an die Spitze dieses Abschnitts einen Satz, dessen Richtigkeit ich im folgenden zu erweisen hoffe, und der, wenn er richtig ist, mir einen höchst wichtigen Schlüssel für das Ver-

1) Nicht beweiskräftig scheint mir dabei griech. Ἀντίπατρος zu sein; denn es liegt, wenigstens für mein Gefühl, bei dieser Namengebung doch wohl der Wunsch am nächsten: dieses Kind möge ein Abbild oder Ersatz seines Vaters sein!

ständnis der altidg. Familie zu enthalten scheint. Ich bin nämlich der Meinung, dass sich durch idg. Gleichungen **nur** die Verschwägerung der Schwiegertochter mit den Verwandten des Mannes, **nicht** aber die des Schwiegersohnes mit den Verwandten der Frau belegen lässt.

Das junge Paar, durch welches die Verschwägerung zweier Sippen erfolgt, besteht aus der Schwiegertochter (den Eltern des Mannes gegenüber) und aus dem Schwiegersohn (den Eltern der Frau gegenüber). Wir finden, dass nur der Name der ersteren ein begründetes Anrecht auf idg. Altertum hat. Die Schwiegertochter heisst:

scrt. *snushâ'*, osset. *nostä* (vgl. Hübschmann Osset. Spr. p. 52), armen. *nu*, griech. *νυός*, lat. *nurus*, ahd. *snura*, altsl. *snŭcha*, alb. *nuse* (?).

Nur im Keltischen (corn. *guhit*) und Litauischen (*marti*) scheint das Wort nicht zu belegen. Obgleich es sich nicht beweisen lässt, so ist es doch wahrscheinlich, dass die althergebrachte Deutung des idg. **snusâ* als „Söhnin" (**sunu-sâ*) das richtige trifft.

Dem Namen der Schwieger**tochter** gegenüber gehen die Bezeichnungen des Schwieger**sohns**: scrt. *jâ'mâtar*, aw. *zâmâtar*, griech. *γαμβρός*, lat. *gener*, lit. *żéntas*, altsl. *zętĭ*, alb. *δender* sichtlich auseinander und zeigen eine zweifellose Übereinstimmung nur in den durch nähere Verwandtschaft miteinander verbundenen Sprachen, nämlich in der arischen und litu-slavischen Gruppe. Allein auch wenn, abgesehen hiervon, einige dieser Wörter untereinander etymologisch zusammenhängen sollten, lässt sich erweisen, dass sowohl die genannten Wörter wie auch andere ältere Benennungen des Schwiegersohns ursprünglich eine **allgemeinere** Bedeutung gehabt und **zu gleicher Zeit** den Schwiegersohn und Schwager (so z. B. scrt. *jâ'mâtar* und russ. *zjatĭ*)[1]) oder den Schwiegersohn, Schwager und Schwiegervater (so z. B. griech. *γαμβρός* und *πενθερός*, armen. *aner*, unser „Eidam"), d. h. mit einem Wort den Heiratsverwandten ganz im allgemeinen bezeichnet haben. Man kann also mit grosser Bestimmtheit sagen, dass in der Ursprache

1) Dasselbe gilt vom serb. *zet*: „Für die ganze Familie, aus der meine Frau stammt, bin ich der *zet*, und Gross und Klein sagt von mir „unser *zet*"" (Rovinskij Montenegro, Sbornik d. kais. Ak. d. W. St. Petersburg LXXXIII Nr. 3 p. 284).

nur ein Wort für die Schwiegertochter, nicht aber für den Schwiegersohn vorhanden war (vgl. Vf. Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den idg. Völkern, I. F. XVII, 11 ff.).

Von den Kindern wenden wir uns zu den Schwiegereltern:

der Schwiegervater: scrt. *çváçura*, aw. *xvasura*, armen. *skesr-air* („Mann der Schwiegermutter"), griech. *ἑκυρός*, lat. *socer*, got. *svaihra*, ahd. *suehur*, altsl. *svekrŭ*[1]), lit. *szesziùras*, alb. *viéhεr̃*, corn. *hvigeren*;

die Schwiegermutter: scrt. *çvaçrû´*, armen. *skesur*, lat. *socrus*, altsl. *svekry*, griech. *ἑκυρά*, got. *svaihrô*, ahd. *suigar*, alb. *viéhεr̃ε*, corn. *hveger*.

Die idg. Grundformen (vgl. W. Schulze a. a. O. p. 400) lauteten **svék̂uro-s* (scrt. *çváçura* = ahd. *suehur*) und **svek̂rû´-s* (scrt. *çvaçrû´* = ahd. *suigar*). Ihre Deutung ist natürlich unsicher. Nicht unwahrscheinlich scheint mir ihre Zerlegung in den Pronominalstamm *sve* (vgl. oben p. 308) und den Nominalstamm *k̂uro-*, den man mit griech. *κύριος* vergleichen kann, so dass sich, wie Curtius Grdz.⁴ p. 136 will, der Sinn von *ἴδιος κύριος* (nämlich der **snusâ*) ergäbe[2]).

Diese Wörter werden nun in mehreren Einzelsprachen (z. B. im Latein und Germanischen) unterschiedslos von den Eltern des Mannes wie von denen der Frau gebraucht; allein es fehlt nicht an deutlichen Spuren, welche beweisen, dass dieser Zustand kein altertümlicher oder wenigstens kein urzeitlicher ist.

In der homerischen Sprache wird *ἑκυρός*, *ἑκυρή* lediglich von den Eltern des Mannes gesagt, während für den Vater der Frau ein besonderes Wort, das schon oben genannte *πενθερός* (:scrt. *bándhu* „Verwandtschaft, Genossenschaft, Verwandter") besteht. Der gleiche Zustand herrscht oder herrschte im Litauischen, wo das veraltende *szesziùras* nur für den Vater des Mannes, für den der Frau aber *ů'szwis* (:lat. *ūxor*) gilt oder galt. Auch im Armenischen ist *skesur* nur „Mutter des Mannes" (*zok̄anç̣*

---

1) Das *k* statt *s* in den slavischen Wörtern ist auffallend.

2) Jedes Weib bedarf im griech. Recht eines *κύριος*; dieser ist für eine unverheiratete Person der Vater oder nächste Blutsverwandte, für eine verheiratete der Mann. Jedenfalls scheint mir diese Deutung von *ἑκυρός* derjenigen Bernekers (I. F. X, 155) vorzuziehen, nach der *k̂uro-* = slav. *śurĭ* „Bruder der Frau" (**keuro-*) wäre, aus der sich aber für *ἑκυρός* ein annehmbarer Sinn nicht ergibt.

„Mutter der Frau"). Endlich weisen auch die von F. Krauss (Sitte und Brauch der Südslaven Wien 1885 p. 3 ff.) mitgeteilten Tabellen der südslavischen Verwandtschaftsnamen deutlich darauf hin, dass die Wörter *svekrŭ*, *svekry* ausschliesslich zur Bezeichnung der Manneseltern verwendet wurden (vgl. p. 8 : 12,13), und dasselbe ist in den übrigen slavischen Sprachen (z. B. bei russ. *svěkrŭ*, *svekróvĭ*) der Fall. Für die Eltern der Frau bestehen besondere Namen, z. B. russ. *testĭ*, *tëšča*, die bis ins Altpreussische (*tisticʒ* „Schwäher") reichen.

In dieser Übereinstimmung von vier grossen Sprachzweigen muss aber der ursprüngliche Zustand sich abspiegeln; denn wollte man etwa annehmen, dass *ἑκυρός* von Haus aus den Vater des Mannes wie der Frau bezeichnet habe, und erst später einzelne Sprachen den Luxus einer gesonderten Benennung sich gestattet hätten, so würde man es als einen ganz unerklärlichen Zufall bezeichnen müssen, dass vier ganz verschiedene Sprachgebiete (Griechisch, Litauisch, Armenisch, Slavisch) darauf verfielen, *ἑκυρός* gerade in dem beschränkten Sinne von „Vater des Mannes" zu gebrauchen. Dazu kommt ferner, dass auch die noch ausstehenden idg. Gleichungen für Grade der Verschwägerung sich lediglich auf das Verhältnis der Frau zu den Mannesverwandten beziehen. Es sind:

der Bruder des Mannes: scrt. *dêvár*, armen. *taigr*, griech. *δαήρ*, lat. *lêvir*, lit. *dëweris*, altsl. *děverŭ*, agls. *tâcor*, ahd. *zeihhur*[1]);

die Schwester des Mannes: griech. *γάλως*, *γαλόως*, lat. *geôs*, altsl. *zlŭva*; vgl. phrygisch: *γάλλαρος· Φρυγικὸν ὄνομα* (sc. *συγγενικόν*), *γέλαρος· ἀδελφοῦ γυνή* Hes. Im Sanskrit ist das Wort nicht zu belegen; hier heisst die Schwester des Mannes *nánândar*, *nanandar*;

1) Dieses nur in Glossen bezeugte Wort wird allmählich durch unser „Schwager" verdrängt, das W. Schulze K. Z. XL, 406 in der Form *suagur* bereits aus dem Anfang des IX. Jahrhunderts nachweist, und das er aus **svěkuro-s* „zum Schwiegervater gehörend" deutet. Die Ausführungen dieses Gelehrten haben mich in der Richtigkeit meiner Vermutung irre gemacht, dass unser „Schwager" eine Entlehnung aus slav. *svojakŭ*, *svåk* „der Heiratsverwandte" sein könnte (I. F. XVII. 11 ff.), obwohl die mannigfaltige Bedeutungsentwicklung unseres „Schwager", namentlich auch im Sinne von „Schwiegersohn" besser zu dieser, als zu der Erklärung W. Schulzes (vgl. a. a. O. p. 407) passt.

Frauen von Brüdern des Gatten: scrt. *yâtaras* (*yâtar* „die Frau des *dêvár*“), griech. *εἰνάτερες*, lat. *janitrîces*, alts. *jętry* „*fratria*“; die Frau des Bruders des Gatten: serb.-kroat. *jetrva*, bulg. *jetorva*, die Frauen der Brüder sind einander *jetrve* (Krauss a. a. O. p. 9), lit. *intė* „Frau des Bruders“, lett. *jentere*.

Auch hier fehlt es an irgendwie sicheren Gleichungen für den Bruder der Frau (scrt. *syâlá*, lit. *laigōnas*, altsl. *šurĭ*) oder die Schwester der Frau (armen. *k̄eni*, altsl. *svĭstĭ*, lit. *swáinė*) gänzlich.

Somit halte ich den am Eingang dieses Abschnitts aufgestellten Satz für erwiesen[1]), und wir können uns zu den Schlüssen wenden, die wir aus den im bisherigen besprochenen Tatsachen zu ziehen berechtigt sind.

Wir haben nach ihnen von einem Zustand der altidg. Familienorganisation auszugehen, in dem der Begriff der Verschwägerung lediglich hinsichtlich der Verwandten des Mannes gegenüber der Frau ausgebildet war; denn mit der Ehe trat ein Weib aus dem Kreis ihrer Anverwandten in den des Mannes über, was sie aber mit diesem vereinigte, zerriss zugleich ihre bisherigen Familienbande, knüpfte nicht neue zwischen ihrer und des Mannes Sippe an. Das Weib verschwand, sozusagen, in dem Hause des Ehegatten.

---

1) Gegen die Richtigkeit desselben könnte man meines Wissens nur auf die Gleichung griech. *ἀέλιοι· οἱ ἀδελφὰς γυναῖκας ἐσχηκότες, αἴλιοι· σύγγαμβροι* (Hesych), *εἰλίονες· οἱ ἀδελφὰς γήμαντες, ὁμόγαμβροι* (Pollux) = altn. *svilar* „*the husbands of two sisters*“ (Vigfusson, Kluge K. Z. XXVI, 86) hinweisen, insofern durch sie eine verwandtschaftliche, durch ihre Frauen vermittelte Beziehung von Männern ausgedrückt würde. Aber einen solchen Verwandtschaftsgrad kann man sich auch sehr wohl innerhalb des Rahmens einer und derselben Familie entstanden denken, namentlich wenn man von grossen idg. Herdgemeinschaften ausgeht (worüber unten!). Die *ἀέλιοι* könnten ursprünglich Brüder oder Vettern gewesen sein, welche Schwestern zu Frauen hatten. In formeller Beziehung wird sich *ἀέλιοι* : *εἰλίονες* verhalten, wie ahd. *ge-swîo* : *swîo* „Geschwei“. M. Müller vergleicht mit *ἀέλιοι* noch scrt. *syâlá* (auch *çyâlá*), was Delbrück p. 161 (539) mit Recht zurückweist. — Einen anderen, theoretisch möglichen Einwand, dass neben allen oben genannten Gleichungen für die Mannesverwandten in der Ursprache noch ebensolche für die Weibesverwandten vorhanden gewesen sein könnten, die zufällig verloren gegangen seien, halten wir aus den I³, 162 erörterten Gesichtspunkten für nicht erwägenswert.

Am deutlichsten ist die Erinnerung an einen solchen Zustand in den russischen Volksliedern erhalten. Hier ist *čužája storoná*, wörtlich „die Fremde“, im Gegensatz zu *rodŭ*, *rodnjá*, *rodŭ-plémja*, dem eigenen Geschlecht, der stehende Ausdruck für die Familie, in die das Mädchen bei der Hochzeit eintritt, wie umgekehrt der Bräutigam in den Hochzeitsliedern als *čuženinŭ* „Fremdling“, „fremder Fremdling aus der Fremde“ bezeichnet wird. Auch die vielerörterte, mit *snochá* „Schnur“ fast gleichbedeutende Benennung der Braut und jungen Frau, *nevésta*, die schwerlich etwas anderes als „die Unbekannte“ bedeuten kann (so zuletzt Zubaty Archiv für slav. Phil. XVI und Rhamm Globus LXXXII, 271 ff.; vgl. auch Archiv XXVIII, 456), findet in diesem Anschauungskreis ihre verhältnismässig beste Erklärung, insofern das Wort, wenn man es in dem Sinn von „die Unbekannte“, d. h. „die Fremde“, nimmt, den naturgemässen Gegensatz zu dem *čuženinŭ* bildet: was der letztere für die Familie der Frau, ist die *nevésta* für die Familie des Mannes.

Setzt man derartige Ausdrucksweisen, die in dem Volkslied schon mehr formelhaft und ihres eigentlichen Inhalts beraubt sind, als sich mit der wirklichen Auffassung der Menschen noch deckend an, so wird man damit dem ältesten idg. Zustand nahe kommen, von dem aus allmählich sich eine Annäherung der beiden durch eine Heirat in Beziehung getretenen Familien oder Geschlechter vollzog. Damals wird zuerst der Freier die Angehörigen seiner Braut in ihrer Gesamtheit als die „Angeheirateten“, „Verbundenen“ „durch Eid verpflichteten“, „Angehörigen“ bezeichnet, und diese werden umgekehrt mit denselben oder ähnlichen Ausdrücken den Mann der Tochter und dessen Leute benannt haben. Teilweis schon genannte Wörter wie griech. *γαμβρός* (: *γάμος* „Heirat“) „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager, Heiratsverwandter überhaupt“, griech. *πενθερός*: scrt. *bándhu* („Verbundener“) ebenfalls „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager, Heiratsverwandter überhaupt“, westgerm. „Eidam“, agls. *áđum*: got. *aiþs* („Eid“) „Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager“, ahd. *swio*, *geswio* aus **sveio* (*suus*, vgl. lat. *meus* aus **meio-s*) „Schwager, Schwiegervater, Schwestermann, Heiratsverwandter überhaupt“, altsl. *svatŭ* und *svojakŭ* (Bildungen von *svo* „*suus*“) mit ungefähr derselben Bedeutungsentfaltung u. a. (vgl. I. F. XVII, 11) legen hiervon Zeugnis ab. Somit werden

diese Verhältnisse schon in vorhistorischer Zeit sich entwickelt haben. Erst den Einzelsprachen war die Ausbildung einer schärferen Terminologie der Verschwägerungsgrade, abgesehen immer von den älteren Beziehungen der Schwiegertochter zu den Angehörigen des Mannes, vorbehalten.

Im engsten Zusammenhang aber mit den bisherigen Ausführungen steht es, wenn, ebensowenig wie durch die Braut und junge Frau verwandtschaftliche Beziehungen zu den Angehörigen derselben angeknüpft wurden, eine ebenso geringe Beachtung auch die durch das zur Mutter gewordene Weib vermittelte Blutsverwandtschaft zwischen ihren Verwandten und ihren und ihres Mannes Kindern, wenigstens zunächst, bei den Indogermanen fand. Es ist somit nach meiner Auffassung kein Zufall, dass wohl des Vaters, nicht aber der Mutter Bruder übereinstimmend in den idg. Sprachen benannt ist, und überhaupt lediglich kognatische Verwandtschaftsgrade sich durch urzeitliche Gleichungen nicht belegen lassen (vgl. I³, 225 f.).

Am frühesten werden sich, aber wiederum erst auf dem Boden der Einzelsprachen, deutliche Benennungen für den Mutterbruder herausgebildet haben, der bei der allmählich aufkommenden Beachtung der durch die Mutter vermittelten Verwandtschaft natürlich die wichtigste Rolle gespielt hat. Warum man, wie wir oben (p. 309) gesehen haben, bei seiner Benennung in Europa mehrfach von der idg. Bezeichnung des Grossvaters **avo-s* ausging, ist noch nicht völlig aufgeklärt[1]). Sicher aber

---

1) Delbrück a. a. O. p. 104 (482) nimmt an, dass **avo-s* von Haus aus den Vater der Mutter bezeichnet habe. Sein Sinn sei (vgl. scrt. *ávati* „er tut wohl, fördert") „Schützer" oder „Gönner" gewesen und habe zuerst allein, später mit seinen Ableitungen auch den Bruder der Mutter bezeichnet, der eine ähnliche Affektionsstellung wie der Grossvater dem Kinde gegenüber eingenommen habe. Doch darf nicht übersehen werden, dass für **avo-s* weder die spezielle Bedeutung „Vater der Mutter" noch „Mutterbruder" erwiesen werden kann, und dass die Deutung „Gönner" oder „Schützer" doch zu sehr an die I³, 29, 185 erörterten „idyllischen" Deutungen der Verwandtschaftsnamen erinnert, um für sehr wahrscheinlich zu gelten. — K. Brugmann I. F. XV, 93 möchte zu lat. *avus* auch das griech. *αἶα* „Erde" aus **avia* stellen, doch ist zu bemerken, dass wohl die Verbindung „Mutter Erde" (vgl. Kap. XVI Religion), nicht aber „Grossmutter Erde", durch die nach B. *αἶα* zu seiner Bedeutung „Erde" gekommen sei, zu belegen ist.

ist, dass diese Bedeutungsverschiebung innerhalb der Ableitungen des Stammes **avo-* von „Grossvater“ zu „Mutterbruder“ die weitere Bedeutungsverschiebung innerhalb des idg. **nepôt-* von „Enkel“ zu „Neffe“ (zunächst „Schwestersohn“) zur Folge hatte (so auch Delbrück p. 127 = 505). Eine wichtigere sachliche Rolle hat der Mutterbruder, der in der Mutterrechtsfamilie dem Kinde gegenüber die bedeutsamste Persönlichkeit ist, bei den idg. Völkern nicht gespielt. Eine Ausnahme machen die Germanen und Kelten, bei denen früh eine gewisse Ehrenstellung des Mutterbruders gut bezeugt ist. Was die Inder anbetrifft, so haben die Untersuchungen Delbrücks ergeben, dass hier erst allmählich der *mâtulá* „Mutterbruder“ in die Stellung des *pitrvya* „Vaterbruder“ eingedrungen ist. Schlüsse von hieraus zugunsten des Mutterbruders auf die idg. Urzeit können also nicht gezogen werden. Noch einmal werden wir am Ende dieses Kapitels auf diese Verhältnisse zurückkommen.

## II. Die idg. Eheschliessung.

Die idg. Ehe beruht auf dem Kaufe des Weibes[1]) (vgl. I³, 216). Dieser Zustand liegt bei den meisten idg. Völkern noch klar und deutlich vor und wirkt bei einigen bis an die Schwelle der Gegenwart fort.

Von dem alten Griechenland sagt Aristoteles Polit. II, 5, 11 (II, 8 p. 1268 b, 39) ausdrücklich: *τοὺς γὰρ ἀρχαίους νόμους λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοροῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο.* Eine Jungfrau wird im homerischen Zeitalter *ἀλφεσίβοια* genannt „ein Mädchen, das seinen Eltern einen guten Preis einträgt“, und mit Recht; denn zuweilen werden namhafte (*ἀπειρέσια*) *ἕδνα* dem Vater des Mädchens dargebracht. Vgl. z. B. Il. XI, 244 f:

*πρῶθ' ἑκατὸν βοῦς δῶκεν, ἔπειτα δὲ χίλι' ὑπέστη,*
*αἶγας ὁμοῦ καὶ ὄϊς, τά οἱ ἄσπετα ποιμαίνοντο.*

Ebenso treffen wir die Ehe durch Kauf mit Sicherheit bei den Thrakern wieder (Herod. V, Kap. 6), bei denen noch Fürst Seuthes dem Xenophon (*Anab.* VII, 2) sagen konnte: *Σοὶ δέ, ὦ Ξενοφῶν, καὶ θυγατέρα δώσω καὶ εἴτις σοὶ ἔστι θυγάτηρ,*

---

1) Vgl. E. Hermann Zur Geschichte des Brautkaufs bei den idg. Völkern. Progr. Bergedorf bei Hamburg 1904 (Progr.-Nr. 832).

*ὠνήσομαι Θρακίῳ νόμῳ*, und dasselbe ist bei den alten Litauern der Fall, wie wir aus *Michalonis Lituani De moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmina ed. Grasser Basileae* 1615 erfahren, wo es p. 28 heisst: *quemadmodum et in nostra olim gente solvebatur parentibus pro sponsis pretium, quod krieno* („Kaufpreis“: scrt. *krî-ṇā́-mi*, lett. *kreens, kreena náuda* „ein Geschenk an die Braut“) *a Samagitis vocatur* (oben p. 291). Nicht weniger wird der Brautkauf als alte Sitte auch für die Preussen schon von Peter von Dusburg (*Script. rer. Pruss.* I, 54: *Secundum antiquam consuetudinem hoc habent Prutheni adhuc in usu, quod uxores suas emunt pro certa summa pecuniae*) bezeugt.

Bei den alten Slaven musste Vladimir den byzantinischen Kaisern für die Hand ihrer Schwester Anna zwei Städte als Kaufpreis (*vèno* s. u.) geben (vgl. Krek *Analecta Graeciensia* p. 187), und die Vorstellung, dass die Ehe ein Kauf sei, durchzieht, wie wir noch sehen werden, in mehr oder weniger deutlichen Spuren noch das ganze heutige russische Volkslied.

Auch die bekannte Nachricht des Tacitus in der *Germania* Kap. 19 (: *Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Intersunt parentes et propinqui ac munera probant, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. In haec munera uxor accipitur*) kann man trotz der seltsamen Ausdrucksweise des den Sinn seines Berichts offenbar nicht recht verstehenden Schriftstellers nicht anders als auf eine richtige Kaufehe bezüglich auffassen, zumal uns bei den meisten germanischen Stämmen, namentlich bei den Longobarden, Burgundern, Sachsen, Angelsachsen usw. die unzweideutigsten Zeugnisse für eine solche vorliegen. Allein schon der fast bei allen Germanen wiederkehrende Ausdruck „eine Frau kaufen“ = heiraten (z. B. alts. *ên thea magad habda giboht im te brûdiu*) kann gar nicht anders als von einem einst bestehenden wirklichen Brautkauf verstanden werden. Auch über die Kelten, Kymren wie Iren (vgl. ausser E. Hermann neuerdings A. de Jubainville *La famille celtique*, Paris 1905 p. 121), besitzen wir nicht misszuverstehende, das Vorhandensein der Kaufehe betreffende Nachrichten. Nur bei den Galliern fand schon Caesar (*De bello Gall.* VI, 19) ein eigentümliches System der Ausstattung

des Mädchens mit einer Mitgift vor. Den schwächsten Abglanz der indogermanischen Sitte treffen wir in **Italien**, wo nur der Scheinkauf der plebejischen *coemptio* eine schwache Erinnerung an den Brautkauf der idg. Urzeit bewahrt hat. Ganz aber wieder auf dem Boden des höchsten Altertums stehen wir in den Veden, in denen ohne Zweifel die Kaufehe (*çaulkavivâha*) herrschte, und reiche Geschenke des Tochtermannes an den Schwiegervater, einmal 100 Kühe (vgl. oben *ἑκατὸν βοῦς*) mit dem Wagen genannt werden. Noch Strabo c. 709 konnte berichten: „Sie (die Inder) heiraten viele den Eltern abgekaufte Frauen, indem sie beim Empfang ein Gespann Ochsen dafür geben."

Wenn demnach die Braut in der Urzeit dem Vater abgekauft wurde, so liegt auf der Hand, dass die Begriffe der **Mitgift** oder **Aussteuer** damals überhaupt noch nicht dem Menschen aufgegangen sein konnten. Der sprachliche Ausdruck für dieselben entwickelt sich häufig in **der** Weise, dass Wörter, die ursprünglich den Kaufpreis des Mädchens bezeichneten, allmählich in dem Sinne von Mitgift verwendet werden; denn der Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung ist offenbar **der**, dass der gezahlte Kaufpreis zunächst von dem Vater behalten wird, dann aber in milderen Zeiten dem Mädchen ganz oder teilweis als Brautschatz folgt[1]), bis endlich die Leistungen der Eltern an die Braut die Leistung des Bräutigams entweder aufheben oder zur blossen Form herabsinken lassen.

Hierfür ist auf das homerische *ἕδνον, ἐέδνον* zu verweisen, welches dem westgerm. **wetmo* (agls. *weotuma*, ahd. *widumo*, Kluge Nomin. Stammb. X) genau entspricht (vgl. I[3], 216 f.). In der homerischen Sprache sind die *ἕδνα* fast noch ausschliesslich die Geschenke an die Braut oder an ihre Eltern. *Μνάεσθαι* und *ἕδνα* gehören zusammen. Od. VIII, 318 fordert Hephästos seine *ἕδνα* zurück, weil seine Frau ihn betrogen habe. Der Vater und die Brüder der Penelope wünschen (XV, 18), dass letztere den Eurymachos heiratet:

---

1) Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung, dass der schon oben genannten vedischen Festsetzung des Kaufpreises für ein Mädchen auf 100 Kühe mit dem Wagen in den Rechtsbüchern der offenbar spätere Zusatz hinzugefügt wird: *that (gift) he should make bootless (by returning it to the giver).* Vgl. *Apastamba Aphorisms on the sacred law of the Hindus, ed. Bühler* II, 6, 13, 12.

*ὃ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας*
*μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔεδνα.*

Nur an einer, resp. 2 Stellen der Odyssee (I, 278, II, 196) wird das Wort von der Mitgift verstanden (vgl. Kirchhoff Die hom. Odyssee p. 243). Ebenso sind die germ. burgund. *wittimo*, fries. *witma*, agls. *weotuma*, ahd. *widumo*, unser „*wittum*“ ursprünglich alte Namen für den Kaufpreis des Mädchens, also synonym mit longob. *mêta*, altn. *mundr* u. a. und haben erst später teilweis andere Bedeutungen angenommen (Grimm R. A. p. 424, Schade Altd. W.).

Entsprechend werden auch im Altrussischen für das schon oben (p. 290 Anm.) genannte *vèno* die folgenden Bedeutungen angegeben: 1. „Bezahlung“, „das, was bezahlt worden ist“, 2. *φερνή*, *dos* („die Bezahlung, welche für die Braut bezahlt wurde, oder die Mitgift, welche der Freier der Braut zu geben pflegte“), 3. *προίξ*, *pridánoje* („das, was der Vater der Braut dem Freier gibt“). Vgl. Sreznevskij Materialien für ein altrussisches Wörterbuch I, 487.

Auch für das irische *tindscra* gibt Windisch Ir. Texte (vgl. auch A. de Jubainville a. a. O. p. 144) die Bedeutungsentwickelung an: „1. der Kaufpreis für die Braut, von seiten der Eltern gefordert, von seiten des Mädchens selbst, 2. die dem Manne zugebrachte Mitgift“.

Neben der Sitte des Brautkaufs zieht sich aber durch das idg. Altertum noch eine zweite höchst primitive Form der Eheschliessung, die sich auch bei zahlreichen anderen Völkern, sei es als rauhe Wirklichkeit, sei es als symbolische Scheinhandlung nachweisen lässt, die Ehe durch Raub (*δι᾽ ἁρπαγῆς*). In Indien bestand für den Eheritus durch Entführung des Mädchens ein besonderer Name, die Râkshasa-Ehe, die auf die Kshatriya (Krieger-, Adelskaste) beschränkt war. Nach den bei Dionys von Halikarnass (II, 30) dem Romulus bei Gelegenheit des Raubes der Sabinerinnen in den Mund gelegten Worten, sei in ganz Griechenland die Raubehe althergebrachte Sitte und die ehrenvollste aller Eheschliessungsformen gewesen (*τρόπων συμπάντων, καθ᾽ οὓς συνάπτονται γάμοι ταῖς γυναιξίν, ἐπιφανέστατος*). Von einer eigentümlichen Gestaltung derselben in Sparta (*ἐγάμουν δι᾽ ἁρπαγῆς*) erzählt Plutarch im Lykurg Kap. 15. Auch in Rom führte man viele daselbst geltenden Hochzeitsitten auf eine einst

bestehende Raubehe zurück. Vgl. namentlich Festus p. 289ᵃ:. *Rapi simulabatur virgo* (bei der Überführung in das Haus des Mannes) *ex gremio matris aut, si ea non est, ex proxima necessitudine, cum ad virum trahitur, quod videlicet ea res feliciter Romulo cessit* usw. Alle diese und zahlreiche andere auf neuere idg. oder nichtidg. Völker bezügliche Nachrichten geben zu Fragen Anlass, auf die sich nicht immer eine befriedigende Antwort geben lässt. Wann kann man überhaupt davon sprechen, dass bei einem Volke die Sitte der Raubehe besteht, und wodurch unterscheidet sie sich von der zu allen Zeiten und unter allen Kulturverhältnissen vorkommenden gewöhnlichen Entführung eines Mädchens? Wie verhält sich die Raubehe chronologisch und geographisch zu der im bisherigen geschilderten Kaufehe? Fand der Raub in der Regel mit Übereinstimmung des Mädchens oder ohne dieselbe statt? Wie gestaltete sich das Verhältnis des Räubers und der Geraubten zu den Eltern der letzteren? usw. Am eingehendsten hat sich mit diesen Fragen bis jetzt L. Dargun Mutterrecht und Raubehe (Breslau 1883) beschäftigt, der aus dem ganzen Erdball eine ausserordentliche Fülle hierhergehöriger Notizen gesammelt hat, ohne dass man indessen auch nur an einer einzigen Stelle sich ein deutliches Bild der einschlägigen Verhältnisse machen könnte. Und doch sind wir wenigstens hinsichtlich eines der idg. Völker in der Lage, die Institution der Raubehe an Schilderungen aus der Gegenwart eingehend zu studieren und zugleich diese Schilderungen mit guten Überlieferungen aus der Vergangenheit zu vergleichen. Dieses Volk sind die Russen.

(Kauf und Raubehe in Russland.)

In der Chronik Nestors (ed. Miklosich) Kap. X findet sich die folgende Schilderung der altslavischen Sitten (vgl. dazu Schlözer Russische Annalen I, 125ff.): „Sie hatten ihre Gewohnheiten und das Gesetz ihrer Väter und ihre Überlieferungen, ein jedes Volk hatte seine Sitte. Die Poljanen (das sind die Polen in der Gegend um Kiew) hatten die stille und sanfte Art ihrer Väter und Schamhaftigkeit vor ihren Schwiegertöchtern und ihren Schwestern, ihren Müttern und Eltern; auch ihren Schwiegermüttern und Schwägern bezeugten sie grosse Ehrfurcht; sie hatten hochzeitliche (*bračny*) Gewohnheit. Der Freier ging

nicht selbst nach seiner Braut (um sie zu holen, d. h. rauben?), sondern sie führten sie ihm abends zu und brachten am Morgen, was für sie gegeben wurde [1]). Aber die Drevljanen („die Waldleute") lebten in viehischer Art; sie lebten wie wilde Tiere: sie töteten einander, assen unreines und hatten keine Ehen (*brakŭ*), sondern entführten (*umykachu uvody*) die Jungfrauen. Und die Radimičen (Söhne Radims am Sož) und die Viatičen (Söhne Viatkos an der Oka) und die Severer („Nordleute") hatten einerlei Sitten: Sie lebten in den Wäldern wie wilde Tiere und assen alles unreine: sie führten unzüchtige Reden vor ihren Eltern und Schwiegertöchtern. Ehen (*brakŭ*) hatten sie nicht, sondern Spielplätze zwischen den Dörfern, und zu diesen Spielen und Tänzen und allerlei teuflischen Spielen kamen sie zusammen, und da entführte (*umykachu*) sich jeder das Weib, mit dem er eins geworden war. Auch hatten sie je zwei oder drei Weiber."

Aus der angeführten Stelle ergibt sich, dass in der von der Chronik geschilderten Zeit zwei Formen der Eheschliessung in Russland nebeneinander bestanden, die regelrechte Ehe, *brakŭ* genannt, ein Wort, das im Čechischen und Polnischen (nach Sreznevskij) „Auswahl" (*výborŭ*) bedeutet, und die Raubehe, russ. *umykánie*. Es ist nun eine überaus interessante Tatsache, dass dieses Verhältnis noch in dem heutigen europäischen Russland besteht, nur mit dem Unterschied, dass die Raubehe vor dem *brakŭ* in gewisse versteckte Gegenden des äussersten Ostens zurückgewichen ist. Über die Formen der Eheschliessung bei der ländlichen Bevölkerung Russlands sind wir durch das Werk V. Šejns Der Grossrusse in seinen Liedern, Festgebräuchen, Gewohnheiten, Aberglauben, Erzählungen, Legenden usw. (Petersburg 1890), dessen I. Band in seiner zweiten Hälfte fast ganz den Hochzeitsbräuchen und -liedern gewidmet ist, aufs beste unterrichtet. Aus ihm erfahren wir über den *brakŭ* und über das *umykánie* folgendes:

a) Der *brakŭ*, die Ehe durch Kauf. Es kann nicht bezweifelt werden, dass die russische Ehe im Volksbewusstsein

[1]) Diese letzteren Worte sind nicht ganz klar, zumal auch die Handschriften auseinandergehen. In der einen liest man: *prinošaxu po nej, čto vdaduče*, in der andern *prinošaxu, čto na nej vdaduče*. Es ist entweder von der Mitgift oder dem Kaufpreis die Rede. Vgl. zuletzt Ključevskij Lehrgang der russischen Geschichte I, 140 (russ.).

und in Wirklichkeit eine Kaufehe ist oder zum mindesten war (vgl. auch oben p. 321). Am deutlichsten tritt dies, wie natürlich, in den östlichsten Gouvernements hervor. So berichtet Šejn p. 691 f. aus dem Gouvernement Nižegorod über die Verhandlungen zwischen den Vätern des Burschen und des Mädchens und deren Verwandten beim *svatovstvó* „der Brautwerbung": „Die Sippe des Freiers spricht": „Wir haben einen Käufer, Ihr habt eine Ware. Wollt Ihr nicht Eure Ware verkaufen?" Man antwortet, die Ware sei noch zu jung, unerfahren in der Wirtschaft und habe sich noch nicht mit Kleidern usw. versehen. Endlich kommt man überein, und die Verwandten des Mädchens, nachdem sie sich hinsichtlich der „Ware", d. h. der Braut, entschieden haben, fangen an, die Bedingungen mitzuteilen, unter denen sie bereit sind, die Tochter zu verheiraten. Diese Bedingungen bestehen in der Vereinbarung (*výgovorŭ*) der Tischgelder, die der Vater des Freiers vor der Hochzeit an den Vater der Braut bezahlen muss. Dieser *výgovorŭ* beläuft sich auf 10 bis 50 Rubel und mehr, je nach den Vermögensverhältnissen der einen und der andern Eltern. Ausser Geld wird noch ausbedungen: eine bestimmte Masse von Weizenmehl, Rindfleisch und Malz für die Sippe der Braut usw. Schliesslich reicht man sich die Hände (*bĭjutŭ po rukamŭ*, woher dieser ganze Akt *rukobítie* genannt wird), ein Dabeistehender schlägt durch, und die Zecherei beginnt." Oder p. 715: „Wenn die Eltern übereinstimmen, so antworten sie, sie seien nicht abgeneigt, in ein verwandtschaftliches Verhältnis einzutreten (*porodnítisja*); dann geht die Svacha (die Brautwerberin) an den Tisch heran, und es beginnt der Handel um die *kládka* für die Braut .... ‚So gefällt Euch also mein Käufer", sagt sie, „und uns gefällt Eure Ware; also für wie viel wollt Ihr Eure Ware dem jungen Käufer verkaufen?' Nun beginnt ein Handel, wie wenn man eine Kuh verkauft." Als *kládka* für die Braut gibt man 10 bis 50 Rubel, eine leichte Sommerbluse, ein oder zwei Schafpelze für die Braut, eine leichte Sommerbluse aus Nanking, baumwollenen Stoff oder Tuch, *vatošnikŭ* (?) aus denselben Stoffen, 3—5 Eimer Schnaps, 2—4 Pud Rindfleisch, eine *méra* Hirse, Weizenmehl, Fisch, Filzschuhe für die Braut, Bastschuhe, Fusslappen, Falbeln. Die ganze Hochzeit kommt dem Freier auf 80—200 Rubel zu stehen." Gouvernement Orenburg p. 751:

„Die *kládka* oder der *kalýmŭ*, d. i. die Bezahlung für die Braut (letzteres ein tatarisches Wort) steigt bis auf 100 R., die gewöhnliche Summe ist 25—30 R. In der *kládka* sind eingeschlossen: Geld, Pelzwerk, Filzschuhe oder Stiefel, Filz, Schnaps, Fleisch, Getreide usw., je nachdem, was der Verheirater oder die Braut brauchen. Nach der *rjáda* (der „Abmachung") vollziehen die Parteien das *rukobitĭe* (s. o.) und reichen sich, wie bei einem Handelsgeschäft auf dem Bazar, die Hände, trinken etwas Schnaps und bestimmen den Tag der „Sauferei"."

Nun hat ohne Zweifel diese *kládka*, wörtlich „Hinterlegung", ein offenbar später für das altruss. *věno* (oben p. 321) eingetretenes Wort, die Neigung, ganz im Einklang mit den obigen Ausführungen, mehr und mehr als diejenige Summe betrachtet zu werden, die in erster Linie dazu dienen soll, den Brauteltern die Kosten für die Hochzeit, für die Mitgift (*pridánoje*) des Mädchens, die aber nur aus Wäsche und einigen Kleidern etc. besteht, für die zahllosen Geschenke, die von dem Mädchen an den Bräutigam, dessen Familie, ihre Freundinnen und Verwandten verteilt werden müssen, für die endlosen Gastereien usw. zu erleichtern. Trotzdem geht die uralte Auffassung der Ehe als eines Kaufes des Mädchens, deutlich aus dem Umstand hervor, dass die schon angeführte stereotype Formel: „Wir haben gehört, dass Ihr eine Ware habt, damit sie sich nicht verliegt, hat sich bei uns ein Käufer gefunden" nach den Šejnschen Materialien sich fast in ganz Russland belegen lässt, und zahllose Hochzeitsbräuche und -lieder sich nicht anders als so verstehen lassen. Oder wie soll man Wendungen wie die folgenden anders auffassen? „Dunkel, dunkel ist es draussen, dunkler noch im Frauengemach. Die Bojaren (d. i. das Geleite des Freiers) halten die Tore belagert. Sie handeln, handeln um Dunjaša." „Handle, handle Brüderlein, gieb mich nicht billig fort, fordere für mich 100 R., für meine Flechte 1000 R., für meine Schönheit gibt's keinen Preis" oder: „Brüderlein, plage Dich, Brüderlein widersetze Dich! Verkauf die Schwester nicht für Geld oder Gold! Wohl ist die Schwester dem Bruder lieb, lieber ist ihm das Gold" (vgl. weiteres bei Ralston *The songs of the Russian people*[2] p. 283 ff.). Auch das *propítĭ nevě́sty* „das Vertrinken der Braut" ist ein feststehender Ausdruck. In diesem Zusammenhang versteht man auch die russischen Mädchenmärkte, von denen

schon Krek *Analecta Graec.* p. 189 (vgl. auch E. Hermann I. F. XVII, 385 ff.) berichtet hat. Šejn erzählt von ihnen aus dem Gouvernement Tverĭ p. 631: „Noch bis auf meine Zeit haben diese „Spaziergänge" (*guljánĭja*) den Charakter einer Brautschau getragen. Die Eltern der Freier gingen rings um die ganz unbeweglich, wie Statuen, stehenden Mädchen, betrachteten sie aufmerksam von allen Seiten, ja drehten sogar ihre Köpfe, um sich zu überzeugen, ob ein solches Mädchen nicht schiefhalsig und krumm sei oder schiele. Manchmal gingen sie auch ein wenig bei Seite, blinzelten und flüsterten, indem sie gleichsam die Ware abschätzten. Alles dies legt von einem einst bestehenden Brautkauf Zeugnis ab."

b) *umykánie* „die Raubehe". Aus demselben Gouvernement Nižegorod, aus dem wir oben einige wichtige Nachrichten die Kaufehe betreffend mitteilten, aus dem unendlichen Waldbezirk der unterhalb Nižni-Novgorods von links in die Wolga mündenden Vetluga berichtet Šejn a. a. O p. 708 das folgende: „Aber meine Darstellung wäre durchaus nicht vollständig, wenn ich in ihr nicht noch die sogenannten „Diebesehen" (*voróvskija*[1]) *svádĭby*) berührte. Solche „Diebesehen" gehen vorzugsweise die armen Bauern ein. Ein armer Vater eines Freiers hat kein Geld für den *výgovorŭ* der Braut (s. o.) und für die Hochzeit. Er schlägt deshalb seinem Sohne vor, sich selbst eine Braut zu suchen. Der Sohn beginnt in den Spinnstuben (*besě́dka*) umherzulaufen und findet ein Mädchen. Manchmal schnell, manchmal muss er lange von Dorf zu Dorf wandern . . . . . Sein Vater fährt zum Popen, um zu fragen, ob es möglich sei, eine solche Ehe zu schliessen. Der Pope sträubt sich anfangs, aber schliesslich stimmt er zu, wenn ihm der Bauer einen „roten" (d. h. einen 10 Rubelschein) auf den Tisch legt und einen Krug Vodka dazustellt. Der Tag der Hochzeit wird bestimmt, und davon der Braut Mitteilung gemacht. Alles das geschieht heimlich. In der Nacht vor der Hochzeit schirren der Oheim oder ältere Bruder des

1) : *vorŭ* „der Dieb". Diese Ehen heissen auch *svádĭby uxódomŭ, uvódomŭ, ubě́gomŭ* („durch Entlaufung, Entführung, Entrinnung"), oder endlich *samokrútki*. Dieses letztere Wort bedeutet eigentlich ein Mädchen, das sich am Hochzeitstage selbst das Haar nach Art verheirateter Frauen zurecht macht (*okrućátĭ*), was sonst ihre Freundinnen besorgen, eine in den Hochzeitliedern oft geschilderte Zeremonie.

Freiers ein Paar Pferde an und fahren mit dem Freier in das Dorf, in dem die Braut lebt. Der Oheim bleibt im Schlitten neben dem Dorf, aber der Freier geht zur Braut oder zu ihrer Tante, mit deren Hilfe die Sache abgekartet wurde. Die Tante geht ans Fenster desjenigen Bauernhauses, in dem die Spinnstube stattfindet und ruft ihre Nichte nach Hause. Die macht sich sofort auf. Die übrigen Mädchen ahnen nichts und fahren fort, sich zu amüsieren und ihre Lieder zu singen. Inzwischen schleichen sich hinter den Höfen an den Schneegruben vorbei drei Schatten, von denen einer ein Bündel mit Kleidern trägt. Diese drei Schatten erreichen den Schlitten und jagen über Hals und Kopf ins Kirchdorf zur Trauung. In der Mehrheit der Fälle gelingt es den Liebenden oder, besser gesagt, den Verlobten, sich vor der Verfolgung trauen zu lassen, doch manchmal haben sie keinen Erfolg, und dann ereignen sich zahlreiche wunderbare Skandalgeschichten. Zuerst fühlt sich der Vater der Ausreisserin verpflichtet, zum Popen zu laufen und zu fordern, dass er seine Tochter nicht trauen möchte, andernfalls werde er sich morgen beim Archiereus beklagen. Der Pope fängt an, ihm zuzureden. Der Bauer nennt ihn in seinem Zorn einen „Strubelpeter“ (?*klokaty*) und läuft im Kirchdorf herum, um seine Tochter zu suchen. Zuweilen findet er sie und verprügelt sie, wenn nicht die Verwandten von seiten des Freiers für sie eintreten. Die Tochter sagt dabei gewöhnlich: ‚Und wenn Du mich totschlägst, Väterchen, ich werde nicht ungetraut nach Hause gehen. Wenn Du mich aber mit Gewalt wegführst, ersäufe oder erhänge ich mich.‘ Dem Vater bleibt bei solchem Protest nur übrig, sich zu beruhigen und irgend eine Abmachung mit dem neuen, ungebetenen *svatŭ* (dem Vater des Freiers) einzugehen, oder auf die Sache „zu spucken“ und nach Hause zu fahren. Meistenteils findet er übrigens die Ausreisserin nicht, und dann sitzt er mit den übrigen Verwandten auf der Kirchenwache oder an den Kirchentüren und wartet die Zeit ab, wenn man sie in die Kirche führt. Da hilft aber der „rote“ den Ausreissern. Die erfinderischen Kirchendiener bemühen sich mit allen Kräften, die Braut in die Kirche zu bringen. Und wenn ihnen dies durchaus nicht gelingt, nehmen sie zur List ihre Zuflucht (worauf mehrere Geschichten erzählt werden, wie Pope und Kirchendiener die Eltern der Braut an der Nase herumführen) . . . . Am Tage nach der Trauung be-

gibt sich das junge Paar gewöhnlich zu den Eltern der Braut, wirft sich ihnen zu Füssen und empfängt fast immer Verzeihung. Nur selten verzeiht ein Vater nicht, besonders nachgiebig ist er, wenn der junge Schwiegersohn aus dem Schlitten ein Fässchen mit ½ Eimer Schnaps herbeischleppt. Manchmal bleibt der Vater auch hartnäckig, so dass man zwei- oder dreimal ihn deswegen begrüssen muss. Schliesslich verzeiht er aber doch und segnet seine Kinder, wobei er der Tochter auch ihre Mitgift, die in verschiedenen Kleidungsstücken besteht, herausgibt."

Eine erwünschte Bestätigung und Ergänzung erhalten diese Nachrichten durch P. J. Melnikow[1] (Andrej Pečerskij) in seinem Roman „In den Wäldern", I, Kap. VII: „Raubehen (*svódība uxódomŭ*) sind ganz gewöhnlich bei den Raskolnikern jenseits der Wolga. Man versteht darunter die Entführung eines Mädchens aus dem elterlichen Hause und ihre heimliche Trauung bei einem Raskolniker Popen, aber noch öfter in rechtgläubigen Kirchen, damit der Bund um so fester werde. Denn die Trauung bei einem Raskolniker Popen muss man immer noch beweisen, aber in einer richtigen Kirche wird die Vereinigung, auch wenn man nicht nach altem Ritus getraut worden und mit dem Lauf der Sonne (*pósolonĭ*) um das Lesepult der Kirche herumgeführt worden ist[2]), unvergleichlich dauerhafter: einen, der in einer grossrussischen Kirche getraut worden ist, den kann man nicht von seinem Weibe trennen, man tue, was man wolle. Deswegen nehmen die Raskolniker bei ihren Raubehen häufiger ihre Zuflucht zu einem strenggläubigen Popen, besonders wenn es einem armen Teufel gelingt, die Tochter eines „Tausendtalermanns" (*týsjačnikŭ*) zu ergattern. Die Gewohnheit, Raubehen zu bewerkstelligen, ist jenseits der Wolga uralt und erhält sich mehr infolge davon,

1) Melnikow († 1882) hatte in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter zahlreiche Reisen in den von Raskolnikern bewohnten Landschaften gemacht und verwendete die hierbei gesammelten Erfahrungen zu überaus interessanten, in seinen Romanen verstreuten Kulturschilderungen.

2) Ein uralter Hochzeitsbrauch (vgl. bei Dahl: *pósolonĭ xodila* „sie ging mit dem Lauf der Sonne, von Osten nach Westen, von rechts nach links" = „sie wurde getraut"), der lebhaft an die indische und römische Sitte erinnert, bei der Hochzeit das Opferfeuer zu umwandeln, indem man dasselbe zur Rechten hatte (vgl. Winternitz Beilage zur Allg. Z. 1903 Nr. 258 p. 293).

dass in der dortigen Bevölkerung jedem bei den Eltern lebenden Mädchen ein trauriges Los zuteil ward. Ein Mädchen schätzt man in der Familie als billige Arbeiterin und liebt es nicht, sie „ehrlich“ (*čéstĭju*) zu verheiraten. ‚Ein Mädchen‘, so heisst es, ‚muss das elterliche Salz und Brot abarbeiten — dann kann sie gehen, wohin sie will‘. Aber dieser Abarbeitungstermin ist für die Töchter ein langer: bis zu 30 Jahren und mehr ist sie gebunden, bei den Eltern als Arbeiterin zu dienen.“ Es wird dann erzählt, wie zahlreiche solcher Mädchen, namentlich wenn sie nicht flott und nicht hübsch sind, sitzen bleiben, schliesslich mit einigen Schicksalsgenossinnen im Hinterhof des Vaters ein kleines Kloster eröffnen und sich vom Unterrichten der Dorfjugend ernähren. Sodann heisst es weiter: „Ein flottes und hübsches Mädchen aber geht anders vor. Sie wird in den Spinnstubenabenden oder beim Chorovodŭ mit einem jungen Burschen bekannt, der unweigerlich aus einem andern Dorf sein muss, sie gewinnen einander lieb und beginnen darüber nachzudenken, ob die Eltern das Mädchen „ehrlich“ verheiraten wollen, oder ob es angebracht ist, eine Raubehe zu schliessen[1]). Wenn keine Hoffnung auf Zustimmung seitens der Eltern vorhanden ist, nimmt das Mädchen heimlich ihre Mitgift und Kleidung, übergibt sie dem Geliebten und begibt sich selbst an den bestimmten Ort. Der Freier wirft die Braut in seinen Schlitten und jagt mit den Gefährten Hals über Kopf zum Popen. Die Eltern spannen, sobald sie von der Flucht des Mädchens erfahren, die Pferde an, machen sich zur Verfolgung auf, bringen Verwandte und Nachbarn auf die Beine und zerstreuen sich nach allen Seiten, um die Flüchtlinge zu suchen. Zuweilen trifft es sich, dass man sie einholt, und alsbald fängt man an, sie bei dem Hochzeitsgefolge herauszuhauen („*otbiváti nevéstu*“). Zuweilen kommt es zu Blutvergiessen. Gewöhnlich aber gelingt es dem Freier, mit der Braut zum Popen zu eilen und sich trauen zu lassen. Dann führt der Ehemann seine junge Frau zu seinen Eltern. Diese erwarten sie schon — sie wissen, dass der Sohn ausgezogen ist, ihnen eine Schwiegertochter zu rauben, d. h. eine neue billige Arbeitskraft ins Haus

1) *svádĭbu uxódomŭ igráti̋.* Der gewöhnliche Ausdruck für „eine Hochzeit feiern“ ist im Russischen *igrátĭ*, eigentlich „spielen“, wohl hergenommen von der Beobachtung der Bräuche, die beim Spiel wie bei der Hochzeit althergebracht sind.

zu bringen, mit Freuden treten sie daher den Neuvermählten entgegen. Am andern oder dritten Tag begibt sich der Neuvermählte mit seinem Weibe zu dem Vater der Frau, um Verzeihung zu erbitten. Dort nimmt man ihn mit Zanken, die Tochter mit Verfluchungen auf. Das ganze Dorf läuft zusammen, um zu sehn, wie die „Jungen", nachdem sie sich tief bis zur Erde verbeugt haben, ohne zu zucken, mit dem Antlitz am Boden vor Vater und Mutter daliegen, Verzeihung erbittend. Aber Vater und Mutter schimpfen, schelten und fluchen, treten mit den Füssen auf ihre Köpfe und fangen dann an, sie durchzuprügeln, der Vater mit der Peitsche, die Mutter mit dem Stil der Bratpfanne. Schliesslich gibt das elterliche Herz nach. Auf Schläge und Zank folgt der Friede, allein, abgesehen von dem, was die Braut vor der Flucht dem Bräutigam übergeben konnte, wird ihr keine Mitgift gegeben. Auch gibt es bei einer solchen Raubehe keinen *górny stolŭ*[1]) und keine Geschenke, und alles endet mit zwei Gastmählern von Seiten der Eltern des Mannes und der Frau. Nicht selten geschieht es auch, dass die beiderseitigen Eltern, wenn sie nicht reich sind, heimlich vor den Leuten, ja vor der nahen Verwandtschaft sich untereinander über die Hochzeit der Kinder besprechen und zur Vermeidung der Ausgaben für Trinkgelage und Geschenke usw. beschliessen, keine „ehrliche" Hochzeit zu feiern (*ne igráti svádĭby čéstiju*). Dann befehlen sie den Kindern, selbst die Hochzeit zu bewerkstelligen, wie sie es verstehen. Dabei wird aber das ganze Zeremoniell, wie im Ernstfall, auf das genauste innegehalten: die Verfolgung nach allen Seiten, Zanken und Fluchen, das Treten mit den Füssen, das Schlagen mit der Peitsche und der Topfgabel vor den Augen der versammelten Dorfbewohner, kurz alles, wie es sich gehört. Aber wenn das elterliche Herz weich wird und die Hände, mit denen sie die Neuvermählten züchtigen, müde werden, machen sie Friede, und mit derselben Topfgabel, mit der die Mutter ihre

---

1) So oder „Fürstentisch" (*knjážij stolŭ*) heisst das Gastmahl, das am zweiten Tag nach der Hochzeit den Verwandten der Frau bei den Neuvermählten gegeben wird. Vgl. Šejn a. a. O. p. 717 Anm.[1] Seine Hauptzeremonie besteht in einer allgemeinen Küsserei der Verwandten untereinander und mit den Neuvermählten. Es erinnert lebhaft an die persischen und römischen Verwandtenmahle und das *ius osculi* (vgl. Leist Altarisches Jus civile I, 49).

Tochter züchtigte, macht sie sich daran, aus dem Ofen die Töpfe herauszuholen, um mit dem eigens zu diesem Zweck bereiteten Gerichte den lieben Schwiegersohn zu bewirten."

---

Versuchen wir aus den bisherigen Mitteilungen die charakteristischen Züge jener russischen Raubehen festzustellen, indem wir zugleich noch einen Blick auf die in vieler Beziehung verwandten altlitauischen Zustände werfen, so sind es die folgenden: 1. Die ausgesprochene Absicht jener russischen Raubehen ist die, den *výgonorŭ* (s. o.) und die anderen Ausgaben für die regelmässige Hochzeit zu vermeiden. 2. Die Raubehe findet nur zwischen Angehörigen verschiedener Dörfer statt. 3. Sie setzt Einverständnis von Seiten des Mädchens voraus, das (bei Nestor) auf den Spielplätzen zwischen den Dörfern, (bei Šejn und Melnikow) in den Spinnstuben und beim Chorovodŭ erzielt wird. Anwendung von Gewalt wider den Willen des Mädchens wird dagegen in dem Werk des Erzbischofs Claus Magnus *Historia de gentibus septentrionalibus* (*Romae* 1555) erwähnt, wo sich eine ziemlich eingehende Schilderung der Raubehen der *Moscovitae, Rutheni, Lithuani, Livonienses, Curetes* findet (vgl. Dargun a. a. O. p. 95 f.). 4. Als Vertraute des Mädchens figuriert eine Tante (vgl. in der oben zitierten Stelle des Plutarch Lyk. die *νυμφεύτρια*, welche die Geraubte unterstützt), als Vertraute des Burschen der Onkel oder ein älterer Bruder. Vgl. Lasicius *De diis Samagitarum* Kap. 56: *Nec ducuntur* (*puellae*), *sed rapiuntur in matrimonium, veteri Lacedaemoniorum more a Lycurgo instituto. Rapiuntur autem non ab ipso sponso, sed a duobus eius cognatis*[1]). 5. Die Verfolgung von Seiten der Eltern der Braut ist im allgemeinen durchaus ernst gemeint. Es kommt dabei oft zu Blutvergiessen. 6. Nach gelungenem Raube

1) Vgl. dazu auch Matthäus Praetorius *Deliciae Prussicae* ed. Pierson p. 69: „Erasmus Franciscus in seinem Sittenspiegel lib. 3, c. 3, p. 958 erzehlet von den Preussen: ihre mannbaren Töchter hatten an vielen Orten kleine Glöcklein oder Schellen, welche mit einem Bändlein am Gürtel festgemacht bis an die Knie hingen, damit den Freiern ein Zeichen gegeben würde, dass das Obst reif wäre. Jedoch boten sie sich nicht selbst an, sondern liessen sich raffen und reissen in den Ehestand; sie wurden aber nicht vom Bräutigam selbst, sondern von dessen zwei nächsten Freunden entführt. Nach solcher Entführung geschah erst die Werbung bei den Eltern."

folgt gewöhnlich Versöhnung. Vgl. Lasicius a. a. O.: *ac postquam raptae sunt, tunc primum requisito parentum consensu matrimonium contrahitur.* 7. Oft wird der Raub nur zum Schein ausgeführt. Auch dann aber werden die Riten des Ernstfalls durchaus bewahrt. Ein Unterschied in der Schilderung Nestors und derjenigen Šejns und Melnikows zeigt sich insofern, als in der ersteren die Raubehe ein grösseres Territorium einnimmt und, ebenso wie die regelmässige Ehe, bestimmten Volksstämmen eigen ist, während in den jüngeren Quellen sie sich wesentlich zurückgezogen hat und neben der Kaufehe bei demselben Volksstamm vorkommt.

Wenn wir aber nach den oben mitgeteilten Spuren ein Recht haben, Kauf- und Raubehe nebeneinander bereits für die idg. Urzeit anzusetzen, so werden wir nicht irren, das Verhältnis dieser beiden Eheschliessungsformen zueinander vorwiegend nach den slavisch-russischen Analogien aufzufassen. Wir werden dabei von dem oben p. 316 geschilderten Zustand auszugehen haben, in dem die einzelnen Familiensippen (russ. *rodŭ*) sich noch als „Fremde" bei aller Stammesverwandtschaft gegenüber standen. Es herrscht durchaus Sippenexogamie, die teils auf Kauf, teils, wo man den Kaufpreis ersparen will oder nicht über ihn verfügt, auf Raub beruht. In den einen Teilen des Urlands wird mehr dieser, in anderen mehr jener Brauch hervorgetreten sein. Im allgemeinen geschieht der Raub mit Übereinstimmung des Mädchens, er steht insofern sittlich höher als die Kaufehe, bei der das Mädchen eine Ware in der Hand des Vaters bildet. Gelegenheit, sich kennen zu lernen, werden den beiden Geschlechtern die Stammesversammlungen, Stammesmärkte und Stammesfeste (Kap. XI, XIII, XIV, XV) geboten haben. Man war bestrebt, nach geschehenem Raub einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Andrerseits werden Sippenfehden *propter raptas virgines et arripiendas*, wie es Claus Magnus für die nördlichen Völker hervorhebt, und wie es Rovinskij (Sbornik LXIII, 251) auch aus dem alten Montenegro ausführlich berichtet, an der Tagesordnung gewesen sein. In jedem Falle haben Kauf und Raub, ebenso wie bei den finnisch-ugrischen Stämmen (vgl. L. v. Schröder a. p. 333 Anm. angegebenen Ort), so auch bei den Indogermanen von jeher nebeneinander bestanden.

Die idg. Wurzel, durch die der Begriff des Heiratens in den idg. Sprachen ausgedrückt wird, ist *ved* : *vedh* (über den Wechsel der Media und Media aspirata im Auslaut vgl. Brugmann Grundriss I², 2, 633). Zu ihr gehören einerseits die schon genannten griech. *ἕδνον*, agls. *weotuma* (eigentl. „Preis für die Heimführung"), andererseits lit. *wedù*, altruss. *voditi* (Steigerungsform zu *vesti, vedý*), *vodimaja* „Ehefrau", scrt. *vadhú* „junge Ehefrau", aw. *vaδû* „Weib, Frau", *vaδrya* „heiratsfähig". Die Grundbedeutung (vgl. auch ir. *fedaim* „ich führe", *fedan* „Gespann") ist überall „führen"[1]). Aus den Einzelsprachen vgl. scrt. *váhatê* „er führt sich ein Weib heim" (auch aw. *vaz* „ein Weib heimführen"), lat. *uxorem ducere*, griech. *γυναῖκα ἄγεσθαι* u. a.

Scheinen diese sprachlichen Zeugnisse somit auf eine schon in der Urzeit übliche feierliche Heimführung der Braut (vielleicht auf ochsenbespanntem Wagen, wie sie ein berühmter Hochzeitshymnus des Rigveda X, 88 schildert) hinzuweisen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich aus der Fülle idg. Hochzeitsgebräuche, über die wir teilweis bereits sehr ausführliche Sammlungen[2])

---

1) Bemerkt sei, dass das Verbum auch von dem „verheiraten" gebraucht wird. So altruss. *vesti za kogo* (*v se že vremję chotjęxu Rogŭnědī vesti za Jaropolka*) und im Awesta mit *upa* : *upa vâ.nairikąm vâδayaêta* „so möge man ihnen eine Frau zur Ehe geben". Vgl. auch Herod. I, 34: *ἄγεται τῷ παιδὶ γυναῖκα.* Am häufigsten aber wird das Verheiraten, wie nach dem Gesagten natürlich, als ein „Herausgeben": scrt. *pra dâ*, griech. *ἐκδοῦναι*, lit. *iszdŭti*, russ. *otŭdâtī* und *výdatī* (*zámužŭ*), got. *in fragibtim* „*ἐμνηστευμένη*" oder auch bloss als ein „Geben" des Mädchens von seiten der Eltern bezeichnet (vgl. W. Schulze K. Z. XL, 402).

2) Vgl. E. Haas Die Heiratsgebräuche der Inder nach den Gṛhyasûtra (Weber Indische Studien V, 267 ff.), M. Winternitz Das altindische Hochzeitsrituell nach dem Apastambîya-Gṛhyasûtra etc. (Denkschriften d. Wiener Ak. d. W. phil.-hist. Kl. XL, 1 ff. 1892), Th. Zachariae Zum altindischen Hochzeitsritual (Wiener Z. f. d. Kunde d. Morgenl. XVII), A. Rossbach Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, E. Samter Familienfeste der Griechen und Römer, Berlin 1901, B. W. Leist Altarisches *Jus gentium*, Jena 1889, L. v. Schröder Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der idg. Völker, Berlin 1888, mein Reallexikon, s. v. Heirat, M. Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung 1903, p. 243 ff., E. Hermann Beiträge zu den idg. Hochzeitsbräuchen I. F. XVII, 373 ff. Erschöpfend für die russischen Hochzeitsbräuche ist das oben genannte Werk P. V. Šejns

besitzen, noch eine Reihe anderer Momente zusammenstellen liessen, die mit überraschender Genauigkeit bei Ariern und Europäern wiederkehren, dass sich mit einem Wort ein idg. **Hochzeitszeremoniell** ermitteln liesse, das in die vier Stufen der Werbung, d. h. des Brauthandels, der Vorgänge in dem Hause der Braut, der Heimführung und der Vorgänge in dem Hause des Mannes zerfallen würde. Doch soll an dieser Stelle ein solcher Versuch nicht unternommen werden (vgl. I³, 218). Auf einiges hiergehörige, wie die auch in dem Hochzeitszeremoniell besonders hervortretende Verehrung des Feuers und Wassers soll in Kap. XV (Religion) hingewiesen werden.

Wenn nach dem Bisherigen ein Zweifel darüber nicht bestehen kann, dass das, was wir „Ehe“ nennen, d. h. eine dauernde, durch feierliche Gebräuche eingeleitete Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib, bereits in der idg. Urzeit vorhanden war, so ist es doch in hohem Grade bezeichnend, dass ein **Ausdruck** für diesen Begriff damals offenbar nicht existierte, wie mit Hinsicht auf die Griechen schon Aristoteles (Politik I, Kap. 3) klar erkannte, indem er sagte, dass es in seiner Sprache einen eigentlichen Namen für das eheliche Verbundensein von Mann und Weib nicht gäbe: *ἀνώνυμον γὰρ ἡ γυναικὸς καὶ ἀνδρὸς σύζευξις* (vgl. dazu Delbrück a. a. O. p. 62 = 440 ff.). Dasselbe ist der Fall hinsichtlich des Begriffes der „**Gatten**“ (vgl. Delbrück p. 56 = 434) und der zu Vater und Mutter gewordenen Gatten, der „**Eltern**“ (oben p. 306). Alle drei Erscheinungen erklären sich ohne weiteres aus dem Umstand, dass in der Urzeit das Verhältnis des Mannes zu dem Weib und zu den Kindern von dem des Weibes zu dem Manne und zu den Kindern noch ein so völlig verschiedenes war, dass man nicht darauf verfallen konnte, die beiden als ein Paar aufzufassen (vgl. auch I³, 165), da dieser Begriff doch immer das Verbundensein zweier **gleichartiger** Wesen voraussetzt.

Aus diesem Grund wird auch das Heiraten bei Mann und Weib in zahlreichen idg. Sprachen als etwas durchaus verschiedenes angesehen und verschieden benannt (z. B. griech. *γαμεῖν τινα* : *γαμεῖσθαί τινι*, lat. *uxorem ducere* : *nubere*, russisch *ženítisja* : *vyjti*

---

Der Grossrusse in seinen Liedern, Gebräuchen usw. I, 2 „Hochzeitslieder“ (Petersburg 1900).

*zámužů* usw.), und im allgemeinen kommen erst auf vorgerückteren Kulturstufen gemeinsame Ausdrücke wie unser „heiraten“ oder frz. *se marier* auf[1]).

Der eigentliche Zweck der idg., auf Kauf gegründeten und durch die Heimführung vollendeten Ehe ist die Erzeugung zahlreicher Söhne, die auf der einen Seite das Geschlecht des Vaters weiterführen und nach den Satzungen der das Rechtsleben beherrschenden Blutrache (vgl. Kap. XIV: Das Recht) seine und des Geschlechtes Sicherheit verbürgen sollen, und auf der andern Seite durch Darbringung der Totenopfer (vgl. Kap. XV: Die Religion) für die Seelenruhe des Vaters zu sorgen haben. Mädchen, die dem Vater höchstens einen guten Kaufpreis einbringen und die Beerdigungs- und Erinnerungsbräuche nur mit ihren Klageliedern begleiten können, sind ein unerwünschter Besitz, dessen man sich häufig durch Aussetzung entledigt (vgl. weiteres unten). Die angegebenen Gründe machen zugleich die Ehe zu einer rechtlichen und religiösen Notwendigkeit, und die Erscheinung des Hagestolzen ist daher, wie ich dies in meiner Schrift Die Schwiegermutter und der Hagestolz (Braunschweig 1904) näher ausgeführt habe, ein spätes und in seinen Ursprüngen verhältnismässig klar übersehbares Kultur- oder besser Überkulturerzeugnis[2]). So sehr ist man von der Notwendigkeit der Ehe überzeugt, dass sich auch auf idg. Boden bis in uralte Zeit ein Brauch verfolgen lässt, demzufolge man sogar dem toten Junggesellen ein Weib antraut, das ihm, wie die Witwe dem Witwer (s. u.) ins Jenseits folgen muss (vgl. meine Schrift Totenhochzeit[3]) Jena 1904, dazu Sprachvgl. u. Urg. I[3], 219 ff.).

---

1) Doch kann man im Litauischen *wedù* (s. o.), das ursprünglich nur vom Manne gegolten haben kann, auch von der Frau gebrauchen: *ar̃ ji jaũ wẽdusi* „Hat sie schon geheiratet?“

2) Einige neuere Beobachtungen hinsichtlich der Geschichte des Hagestolzen werde ich in dem Werk von R. Kossmann u. Jul. Weiss Mann und Weib (Stuttgart), Kap.: „Der Mann als Hagestolz“ mitteilen.

3) Inzwischen hat sich mein Material für die interessante Sitte der „Totenhochzeiten“ nicht unbeträchtlich vermehrt. Aus Melnikow In den Wäldern II, 307 f. füge ich hinzu, dass jenseits der Wolga der Brauch herrscht, bei der Beerdigung einer Jungfrau „wie bei einer Hochzeit“ Geschenke zu verteilen und ihren Sarg, „wie das Brautbett“ mit Roggen auszulegen. Aus Hessler Hessische Landes- und

## III. Mann und Weib.

Wenn wir nun dazu übergehen, das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander innerhalb der Ehe näher zu betrachten, sprechen wir naturgemäss zuerst von dem Manne, der sie begründet hat und an der Spitze des Hauses steht:

Volkskunde II (Marburg 1904) p. 152 ersehe ich, dass in Hessen die Särge von Junggesellen von Kranzmädchen begleitet sein müssen, die vier Wochen lang Trauer tragen. Auch Sartori bietet in seinem reichhaltigen Gymnasialprogramm Die Speisung der Toten (Dortmund 1903) p. 22 Anm. 2 eine Reihe von Belegen für die Sitte, das Begräbnis Unverheirateter wie eine Hochzeit zu feiern; doch gibt kein einziges seiner Beispiele den von mir (Totenhochzeit p. 14) bei den Slaven nachgewiesenen charakteristischen Zug wieder, dem zufolge dem toten Mädchen tatsächlich ein Bräutigam (von ihren Angehörigen „Schwiegersohn" genannt) und dem toten Burschen tatsächlich eine Braut zugewiesen wird. Sartori hat daher auch den eigentlichen Sinn aller dieser Bräuche nicht erkannt und begnügt sich zu ihrer Erklärung mit der Bemerkung: „Totenfeier und Hochzeitsfeier haben in den Äusserlichkeiten mancherlei Gemeinsames, und die Kinder gehen in beiden Fällen den Eltern verloren."

Was das von Ibn Fadhlan (Totenhochzeit p. 20 ff.) geschilderte Leichenbegängnis eines reichen russischen Kaufmannes betrifft, dem ein lebendiges Mädchen auf den Scheiterhaufen mitgegeben wird, so habe ich mit Berufung erstens auf die ausdrückliche Nachricht des Arabers Massudi, der zufolge „die Heiden, die im Lande der Chasaren leben, und zu denen die Slaven und Russen gehören", „wenn einer als Junggeselle stirbt, ihn nach seinem Tode verheiraten", zweitens mit Bezug auf die Tatsache, dass die von Ibn Fadhlan geschilderten Begräbniszeremonien zu einem grossen Teil Hochzeitsbräuche sind, die Ansicht ausgesprochen, dass jenes Leichenbegängnis eine der von Massudi gemeinten russischen Totenhochzeiten sei. Nachdrücklicher, als es früher von mir geschehen ist, hätte ich noch auf die Lieder hinweisen sollen, die das Mädchen anstimmt, und in denen, wie die Dolmetscher dem Ibn Fadhlan berichteten, sie „von ihren Lieben Abschied nimmt". Niemand, der mit den Sitten der russischen Volksheirat auch nur flüchtig bekannt ist, kann in diesen Liedern die *pláča* („das Weinen") oder das *pričitánie* („das Klagen") verkennen, die zu dem eisernen Bestand jeder russischen Bauernhochzeit gehören, und mit denen das Mädchen sich von Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern usw. feierlich verabschiedet (Beispiele solcher hochzeitlichen Klagelieder bei Šejn a. a. O.). Nach diesen Ausführungen wolle man den Wert der von F. Kauffmann (Z. f. deutsche Philologie 1907, Heft 1) gegen die Ergebnisse meiner Schrift erhobenen Einwendungen einschätzen.

a) („Er selbst“.) Der idg. Ausdruck für diesen Mann
iegt in der Sprachreihe: scrt. *páti* „Gebieter, Herr, Gatte“
*patitvá* „Ehe“), aw. *pati*, *paiti* „Herr, Gatte“, griech. πόσις
„Gatte“, lit. *pàts* „Gatte, Ehemann“, got. *-faþs* (*brûþ-faþs* „Herr
ler jungen Frau“). Es ergibt sich hieraus ein idg. **poti-s*
„Herr“ und „Ehegatte“. Dasselbe Wort liegt auch in einem
chon idg. Kompositum: scrt. *dám-pati* „Hausherr“, aw. *dəng-
pati* „Hausherr“, „gebietender Herr“ = griech. δεσ-πότης „Herr“
ror, dessen erster Bestandteil das oben p. 271 erwähnte idg.
Wort für „Haus“ im Sinne von „Familie“ enthält. Dem idg.
**poti-s* stand eine **potnî* (scrt. *pátnî* „Ehefrau, Herrin“, aw.
*paϑnî* „Herrin, Gebieterin“ = griech. πότνια, ein ehrendes Bei-
vort für ältere Frauen, vgl. auch I³, 187) zur Seite. Dieses
dg. **poti-s* hat man früher häufig von dem scrt. Verbum *pâ'-ti*
„er schützt“ abgeleitet und damit den Begriff des Schutzes, den
r gewährt, als besonders charakteristisch für die Stellung des
Hausvaters angesehn. Allein das indische Verbum kommt in
len europäischen Sprachen nirgends vor, und die Vokalisation
les idg. **póti* würde, wenn man es von scrt. *pâ* = aw. *pay*
„schützen“ (vgl. Bartholomae Altiran. Wb. Sp. 885) ableitet, so
erhebliche morphologische Schwierigkeiten machen, dass, wenn
sich eine andere Erklärung für idg. **poti* fände, diese schon vom
formellen Standpunkt aus den Vorzug verdienen würde.

In dieser Beziehung ist zunächst darauf hinzuweisen, dass
im Litauischen neben dem oben genannten *pàts* ein Pronomen
*pàts* „er selbst“ (*pati* „sie selbst“) liegt. Auch dieser Pronominal-
stamm erweist sich als indogermanisch, einerseits dadurch, dass
er als solcher auch im awestischen *xvaê-pati* „er selbst“ (vgl.
Bartholomae Altiran. Wb. Sp. 1860) zu belegen ist, anderer-
seits dadurch, dass er, wie jetzt allgemein angenommen wird, in
der Verwendung als Partikel auch in mehreren anderen idg.
Sprachen vorkommt: z. B. griech. τί-ποτε, τί-πτε „was, warum
gerade“, lat. *meo-pte ingenio*, *eo-pte* „eo ipso“, *mihi-pte*, wie
lit. *tén-pat* „ebendort“ u. a. (vgl. Brugmann Kurze vergl. Gr.
p. 619). Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, dass es
n der idg. Grundsprache einen doppelten Stamm **poti* gab:

1. **poti-* „Herr“ und „Ehemann“,
2. **poti-*, als Pronomen und Partikel gebraucht, „er selbst“.

Natürlich hat das Verhältnis dieser beiden Stämme die Forscher seit langer Zeit beschäftigt. Bopp (Vergl. Gr. II³, 162) sprach sich gegen eine Identifikation derselben aus. Pott (Et. Forschungen II², 1 p. 854 ff., vgl. auch II², 2, p. 222 ff.) und Schleicher (Comp. § 91) für eine solche, indem sie dabei von der Auffassung, dass „Herr" die primäre, „er selbst" die sekundäre Bedeutung sei, als von etwas Selbstverständlichem ausgingen. Diesen Standpunkt nimmt auch, so viel ich sehen kann, die neuere Forschung ausnahmslos ein, ohne dass man bisher auch nur ein einziges Beispiel für den Bedeutungsübergang: „Herr" — „er selbst" beigebracht hätte. Der Gedanke, dass das Verhältnis ein umgekehrtes sein könnte, dass also eine Bedeutungsentwicklung: „er selbst" — „Herr" anzunehmen sei, ist, so viel ich sehe, von niemandem ausgesprochen worden. Und doch ist eine solche, wie ich nunmehr zeigen werde, in den idg. Sprachen häufig und fügt sich aufs beste in das, was wir über die Stellung des Hausherrn in altindogermanischen Zeiten wissen, ein.

Auf diesen Sprachgebrauch wurde ich zuerst durch eine Eigentümlichkeit der grossrussischen Kaufmannssprache aufmerksam, über die sich Morawskij in seinem Echo der russischen Unterhaltungssprache[2] p. 57 folgendermassen äussert: „„Er selbst" (*samŭ*), das ist der charakteristische Ausdruck, mit dem im Kaufmannsleben der Hausherr, das Haupt der Familie, bezeichnet wird. „Er selbst" bringt sämtliche Hausgenossen zum Zittern, angefangen mit der „sie selbst" (*samá*), d. i. der Hausfrau, bis zu den Gehilfen. Die Devise eines solchen *Titŭ Tityčŭ* (einer bekannten Figur einer Komödie Ostrovskijs, des genialen Schilderers des russischen Kaufmannslebens) ist das bekannte: ‚Wage nicht, Dich meinem Willen zu widersetzen!' Überhaupt ist das „Selbstnarrentum" (*samodúrstvo*) ein hervorstechender Zug des *Titŭ Tityčŭ.*" Obgleich nun diese russischen Kaufleute, die vielfach Raskolniker (s. o. p. 328) sind, in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel Altertümliches, besonders die unbedingte *patria potestas* des Hausherrn über Frau und Kinder, bewahrt haben, glaubte ich doch anfangs, dass es sich bei dem geschilderten Gebrauch von „er selbst" und „sie selbst" um eine jüngere Besonderheit ihrer Ausdrucksweise handele. Bald aber erkannte ich, dass sie auch hierin etwas durchaus Volkstümliches und

zweifellos Uraltes erhalten haben. Zunächst ist im Weissrussischen (vgl. das Wörterbuch von Nosovičŭ) die Verwendung von *samŭ* im Sinne von *xozjáinŭ* und von *samá* im Sinne von *xozjáika* „Hausherr und Hausfrau" offenbar ganz gewöhnlich: „Der *samŭ* hat Dich zu sich gerufen", „Gehe zu dem *samŭ*", „Ohne den *samŭ* werde ich es nicht geben", „Trage es zur *samá*", „Wie die *samá* es sagt, so wird es geschehn", „Frage die *samá*" sind weissrussische Ausdrucksweisen. Aber auch im Polnischen und Czechischen ist die Verwendung der beiden Wörter für „Herr" und „Frau", wie ein Blick in die Wörterbücher der betreffenden Sprachen zeigt, so gewöhnlich, dass man nicht bezweifeln kann, dass es sich um einen alten und weitverbreiteten Sprachgebrauch handelt, zu dem in gewissem Sinne auch russ. *samécŭ* für Männchen, *sámka* für Weibchen (bei Tieren) gehört.

Und dasselbe ist auf germanischem Sprachboden der Fall. In einem sehr interessanten Aufsatz Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven in seinen gegensätzlichen Erscheinungen (Globus LXXXII Nr. 7, p. 277) sagt K. Rhamm das folgende: „Es muss bei allen skandinavischen Germanen üblich gewesen sein, den Hauswirt schlechtweg mit der Anrede „er selbst" zu bezeichnen. Ich kann diesen Brauch aus drei voneinander entlegenen Stellen nachweisen. P. Saeve sagt bei Beschreibung des alten Bauernlebens auf der Insel Gotland (*Åkerns sagor* 1876, S. 64): ‚Aber in der Stube war es doch stets der Vater, Bauer oder „er selbst" (*han sjalvr*), der Herr war, im Vorsitz sass, oft mit dem Hut auf dem Kopf'. Ferner zweimal aus Dänemark. In dem Führer durch das dänische Volksmuseum in Kopenhagen (*Veileder til Danskt Folkemuseum*, Seite 15) heisst es bei der Beschreibung der alten Stube von Ingelstad auf Seeland: „hier (auf der Ofenbank) brachte „er selbst" (*han sael*), d. h. der Bauer, den Tag und Abend zu, wenn die Arbeit und die sechs Mahlzeiten ihn nicht hinderten'. Für Jütland endlich ergibt sich die Gepflogenheit aus Molbecks Dansc Dialect-Lexikon (Kopenhagen 1841), wo unter *stavn* die Frage angeführt wird: *aer han siael til stauns?* ‚Ist er selbst (der Bauer) daheim'?" Auch in Ivar Aasens Norsc Ordbog (Christiania 1873) finden sich p. 657 unter *sjölv* die folgenden Angaben: *Han sjølv: Huusbonden el. Formanden, Ho sjølf: Huusmoderen, Dei sjølve: Mand og kone i Huset.*

Endlich treffen wir auch das *himself* und *herself*, was Rhamm entgangen ist, in dem in Frage stehenden Sinne in England wieder. In Wrights The English Dialect-Dictionary heisst es: *himself* „*a term applied to the husband or master of the speaker*", z. B. *The servant said 'himself was not at home'. His wife heard me asking after him and shouted that himself has gone to the herrings* und *herself* „*a wife*", z. B. *How is herself? Herself is gone to town.*

Ganz in Übereinstimmung hiermit wird in einer Dichtung Moria O'Niells, einer irisch-englischen Dichterin, „*Songs of the Glen of Antrino*" (*The Grace for light*) folgendes gesagt:

*Herself would take the rushlight and light it for us all,*
*An' „God be thanked"! she would say, „now we have a light".*
*Then we be to quet the laughin' and pushin' on the floor*
*And think of One who called us to come and be forgiven;*
*Himself 'nd put his pipe down an' say the good word more,*
*„May the Lamb of God lead us all to the Light of Heaven!"*

Aus den übrigen idg. Sprachen ist bis jetzt nur etwa auf das griech. αὐτὸς ἔφα „der Meister hat es gesagt" und auf das lat. *ipsa* in der Bedeutung von *domina* (Delbrück p. 57=435) hinzuweisen. Vielleicht kommt noch mehr zutage. Aber das reiche aus dem slavischen und germanischen Sprachgebiet für den Bedeutungsübergang von „er selbst" in „Herr" beigebrachte Material genügt, um hinsichtlich des idg. **poti-s* nunmehr den folgenden Schluss zu rechtfertigen: Da in der idg. Grundsprache neben einem substantivischen **poti-s* „Herr", „Ehegatte" ein damit völlig identisches pronominales **poti* „selbst" liegt, ein Bedeutungsübergang von „Herr" zu „selbst" in den idg. Sprachen aber nirgends nachzuweisen ist, so folgt aus diesem allen, dass von der letzteren Bedeutung auszugehn, und die im Slavischen und Germanischen nachzuweisende Sitte, den Hausherrn als „er selbst" zu bezeichnen, als bereits indogermanisch anzusetzen sei.

Selbstverständlich muss dieser Bedeutungsübergang in sehr früher Zeit stattgefunden haben, da er von Bildungen wie sert. *pátyatê* „er ist Herr über etwas" oder lat. *potior aliqua re* „ich werde Herr von etwas" bereits vorausgesetzt wird, eine Anschauung, der nicht das geringste im Wege steht[1]).

---

1) Ich will nicht verhehlen, dass ich die hier erörterte Frage mit einem hervorragenden Sprachforscher durchgesprochen habe und dabei

Ein Wort ist schliesslich noch über das idg., neben **poti-s* „Herr“, „Ehegatte“ liegende und (nach K. Brugmann Grundriss II, 315) aus diesem durch eine falsche Analogiebildung nach Wörtern wie scrt. *tákshan* : *takshṇí* entstandene **potnî* zu sagen, d. h. über die „sie selbst“ neben dem „er selbst“. Dass es nicht angeht, aus diesem **potnî* „sie selbst“ irgendwelche Schlüsse auf eine „parentalrechtliche“ Stellung oder gar eine Gleichstellung von Mann und Frau in der idg. Urzeit, wie man es früher getan hat (vgl. I[3], 187 f.), zu ziehen, geht allein schon aus dem oben über die Stellung der russischen *samá* dem *samŭ* gegenüber bemerkten hervor. Wie diese russische *samá*, mag auch die idg. **potnî* dem übrigen Hause oder wenigstens den weiblichen Mitgliedern desselben gegenüber (s. u.) eine gewisse Ehrenstellung eingenommen haben, dem **poti-s* selbst gegenüber war sie, ebenso wie die *samá* in ihrem Verhältnis zum *samŭ*, ohne Zweifel die zitternde Sklavin. Dies folgt aus allem, was wir über die Lage der Frauen in der idg. Urzeit wissen.

---

auf einen unerwarteten Widerspruch gestossen bin, den derselbe folgendermassen formuliert hat: „Der Begriff „Herr“ ist gewiss ein sehr alter, „selbst“ aber ein ziemlich junger, wie sich nicht nur aus der Erwägung, sondern auch aus den sehr mannigfachen Darstellungen ergibt, die er in den verschiedenen Sprachen erfahren hat. Daher ist mir „Herr“ — „selbst“ viel wahrscheinlicher als „selbst“ — „Herr“. Aber entscheidend ist das natürlich nicht. Ihre Beispiele zeigen deutlich, dass „selbst“ den Sinn von „Herr“ annehmen kann, wo ein Wort für „Herr“ längst besteht; und es lässt sich auch nichts dagegen einwenden, dass es ein solches Wort ganz verdrängt habe. Es bleibt also eigentlich nichts übrig, als dass wir nicht annehmen dürfen, eine Sprache habe eher einen Ausdruck für „selbst“ als für „Herr“ besessen.“ Ich möchte hierauf erwidern, dass mir der Satz, dass unter allen Umständen der Begriff „Herr“ älter wie der Begriff „selbst“ sei, als eine *petitio principii* erscheint, dass ich aber auch, wenn derselbe richtig ist, nichts gegen die Annahme einzuwenden hätte, dass **poti* „selbst“ in der idg. Grundsprache ein älteres Wort für „Herr“ verdrängt habe. Die Hauptsache ist immer, dass, rein sprachhistorisch, nicht sprachphilosophisch betrachtet, **poti* „selbst“ ebenso alt wie **poti* „Herr“ ist, und dass es für den Bedeutungsübergang „selbst“ — „Herr“ zahlreiche, für den umgekehrten keine Analogien gibt. Übrigens zeigt auch der Begriff „Herr“ „in den verschiedenen Sprachen sehr mannigfache Darstellungen“. Vgl. unser „Herr“, engl. *Lord*, ital. *signore* usw., die sämtlich in ihrer gegenwärtigen Bedeutung nachweislich sehr jung sind.

b) Die Lage der Frauen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass sich erst nach der Trennung der einzelnen Völker die reinere Form der Monogamie aus der Polygamie der Urzeit entwickelt hat. Treffen wir doch unzweideutige Spuren der Vielweiberei noch in den Hymnen des Rigveda[1]), namentlich bei Königen und Vornehmen, an (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 324f. und Delbrück p. 162 = 540), berichtet doch Herodot I, Kap. 135 von den alten Persern ausdrücklich: *γαμέουσι δ' ἕκαστος αὐτῶν πολλὰς μὲν κουριδίας γυναῖκας, πολλῷ δ' ἔτι πλεῦνας παλλακὰς κτῶνται*, und tritt doch bei unserem eigenen Volk im Anbeginn seiner Geschichte die Vielweiberei im Westen noch als Ausnahme (Tac. *Germ*. Kap. 18), im Norden aber als Regel (Weinhold Altn. Leben p. 219) uns entgegen. Auch für die Gallier lässt der Bericht Caesars *de bello Gall*. VI, Kap. 19: *et cum paterfamiliae inlustriore loco natus decessit, propinqui conveniunt et, ejus de morte si res in suspicionem venit, de uxoribus in servilem modum quaestionem habent* auf. Vielweiberei schliessen. Oder wie sollte man den Plural *uxoribus* anders verstehen? Das gleiche wird endlich auch von den alten Thrakern (Herodot V, 5), Paeoniern (oben p. 275), Preussen (vgl. Hartknoch Das alte und neue Preussen p. 177) und Slaven (oben p. 319 und Krek Litg.[2] p. 362) berichtet.

In der Tat ist nicht abzusehen, wenn nach altidg. Brauch die Frau durch Kauf oder Raub in den Besitz des Mannes überging, warum ein Bedenken dagegen hätte obwalten sollen, sei es, wenn die eine Gattin dem Hauptzwecke antiker Ehe, der Erzeugung männlicher Nachkommenschaft nicht genügte, sei es, wenn der vermehrte Reichtum des Besitzers vermehrte Arbeit und Beaufsichtigung nötig machte, sei es, wenn es wünschenswert war, neue Familienverbindungen anzuknüpfen, sich auf dem gleichen Wege eine zweite und dritte Frau zu erwerben.

Indessen wird man gut tun, der Polygamie der Urzeit keine allzugrosse Ausdehnung zuzuschreiben; denn es liegt auf der

---

1) Auch später ist in Indien die Zahl der Weiber nicht gesetzmässig beschränkt gewesen; doch begnügt man sich mehr und mehr mit einer legitimen Gattin. Es scheint, dass die sakrale Gemeinschaft von Mann und Frau hierauf von Einfluss gewesen ist. Vgl. Jolly Über die rechtliche Stellung der Frauen bei den alten Indern, Sitzungsb. d. phil.-hist. Klasse d. Münchner Akademie 1876, § 13.

Hand, dass der Wunsch nach dem Besitz mehrerer durch Kauf zu erwerbender und auch im Falle des Raubs zu erhaltender Weiber nicht jedem ausführbar gewesen ist. Für gewöhnlich mochte man daher nur im Falle der Kinder-, namentlich der Sohnlosigkeit der Frau zu einer zweiten Heirat schreiten. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie von diesem Gesichtspunkt aus bei den Südslaven noch gegenwärtig Bigamie in Gestalt einer Stellvertreterin (*namiestnica*) gestattet ist. In höchst anschaulicher Weise erzählt Krauss a. a. O. p. 228 ff., wie es in einem solchen Fall hergeht.

Aber auch, wenn der Mann als die Ursache der Kinderlosigkeit galt, scheint der Urzeit ein Ausweg zu Gebote gestanden zu haben, rechtmässige Kinder dem Hause zu verschaffen. Bei Indern, Griechen und Germanen findet sich der rohe Brauch, dass der Eheherr sich durch einen Stellvertreter, der ursprünglich vielleicht der Mannesbruder oder ein anderer naher Verwandter war, sich bei seiner Frau Nachkommen erzeugen lassen kann (vgl. Leist Altarisches *Jus gentium* p. 105, Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 46, Grimm R. A. p. 443 und mein Reallexikon s. v. Zeugungshelfer). Jedenfalls scheint mir ein solcher Brauch in die idg. Auffassungsweise des Eheverhältnisses sich aufs beste zu fügen. Die Frau gehört dem Manne mit Leib und Leben, und was sie hervorbringt, ist sein Eigentum, wie das Kalb seiner Kuh oder die Frucht seines Ackers. Der Mann sieht daher auch das von der Frau geborene, von einem anderen gezeugte Kind als das seine an, wenn die Zeugung nur mit seinem Willen geschehen ist. Es ist im Grunde derselbe Gedanke des unbedingten Eigentumsrechtes über die Frau, wenn der Skandinavier sich nicht scheut, das Bett der Ehefrau dem Gastfreund anzubieten (Weinhold Altnord. Leben p. 447).

In denselben Ideenkreis gehört es, wenn der naive Sinn des frühen Altertums in dem geschlechtlichen Umgang des verheirateten Mannes mit anderen Weibern nichts sittlich Anstössiges erblickt, während der Ehebruch der Frau mit den härtesten Strafen geahndet wird, weil er in das Eigentumsrecht des Mannes eingreift. Der homerische Held spricht ohne Scheu von seinen Kebsweibern, wie Agamemnon (Il. IX, 128 ff.) dem zürnenden Achill ausser der Briseïs, deren Bett er aber nicht bestiegen zu haben feierlich versichert, seine sieben lesbischen Weiber und

nach der Einnahme Trojas zwanzig der schönsten Troerinnen und schliesslich als Eheweib eine seiner Töchter (*ἀνάεδνον* „ohne Kaufpreis") zusichert. Die *ὠνητή* oder *δουρικτητὴ παλλακίς* steht im allgemeinen unbeanstandet neben der *κουριδίη ἄλοχος*. Die Tötung der im Ehebruch betroffenen Frau ist in Griechenland zwar nicht mehr zu belegen; dafür trifft sie der moralische Tod, die Atimie (*ἀτιμῶν τὴν τοιαύτην γυναῖκα καὶ τὸν βίον ἀβίωτον αὐτῇ παρασκευάζων*). In Kyme ward die Ehebrecherin auf einem Esel durch die Stadt geführt und auf einem Stein zur Schau gestellt (K. F. Hermann Lehrbuch der griech. R. A., herausg. v. Th. Thalheim p. 18). Der Mann fordert die *ἕδνα* zurück (oben p. 320 f.) und darf den *in flagranti* ertappten Buhlen erschlagen[1]) (Hermann a. a. O. p. 37 Anm. 5).

Genau den urzeitlichen Standpunkt stellt die altrömische Rechtsauffassung dar, wie sie Cato bei Gell. 10, 23 äussert: *In adulterio uxorem tuam si prehendisses, sine iudicio impune necares* (bis auf die *lex Julia de adulteriis*): *illa te, si adulterares sive tu adulterarere, digito non auderet contingere, neque ius est.* Ebenso ist es bei den Nordgermanen (Weinhold Altn. Leben p. 248, 250). Dem Manne ist das ausgedehnteste Konkubinat gestattet, die Frau, im Ehebruch ergriffen, darf samt ihrem Buhlen erschlagen werden. Etwas milder, auf den Begriff der griechischen Atimie hinauslaufend, ist die Bestrafung der Ehebrecherin bei den Westgermanen des Tacitus (*Germ.* Kap. XIX): *paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritis permissa: accisis crinibus, nudatam, coram propinquis expellit domo maritus ac per omnem vicum verbere agit,* womit aufs beste die Nachricht des Bonifacius (*Monum. Magunt. ed. Jaffé* p. 172) hinsichtlich der Sachsen übereinstimmt: *Aliquando, congregato exercitu femineo, flagellatam eam mulieres per pagos circumquaque ducunt, virgis caedentes et vestimenta eius abscindentes iuxta cingulum.* Dagegen bestimmt wieder *lex Visig.* III, 4, 4 (Grimm R. A. p. 450): *si adulterum cum adultera maritus vel sponsus occiderit, pro homicida non teneatur,* und auch bei den Sachsen kam es, wiederum nach Bonifacius, vor, dass sich die Ehebrecherin auf

1) Vgl. über die sehr lehrreichen Verhältnisse des Gortynischen Rechts F. Bücheler und E. Zitelmann Das Recht von Gortyn 1885 p. 101 ff.

knüpfen musste, und der Ehebrecher über ihrem Grabe gehängt wurde.

Auch nach südslavischem Gewohnheitsrecht darf der gekränkte Mann den Buhlen und die Ehebrecherin auf der Stelle töten. Zuweilen wird in den Volksliedern erwähnt, dass die Frau erst später von Pferden zu Tode geschleift wird (Krauss a. a. O. 511, 566).

Im alten Indien lassen sich Konkubinat und Polygamie selten scharf voneinander scheiden. Über die Behandlung der Ehebrecherin stehen mir aus den älteren Quellen keine Nachrichten zu Gebote. In den späteren Rechtsbüchern (Jolly a. a. O. § 12) ist der Ehebruch der Frau natürlich ein legitimer Grund für ihre Verstossung. Dazu soll man einer Ehebrecherin nur die notdürftigste Nahrung reichen, ihr das Haar scheren (vgl. oben die Nachricht des Tacitus), sie schlecht kleiden und zur niedrigsten Sklavenarbeit anhalten. Aber auch die Todesstrafe der Ehebrecherin kommt vor (Jolly Recht und Sitte, Grundriss der indoarischen Phil. II).

Eine weitere Folge des Kaufes der Frau, die, wie wir schon sahen, dadurch zum unbeschränkten Eigentum des Mannes geworden ist, ist die wohlbeglaubigte Tatsache (vgl. mein Reallexikon s. v. Ehescheidung), dass, in je frühere Zeiten wir zurückgehen, die Verstossung der Ehefrau dem Manne um so mehr erleichtert wird, während diese mit unlösbaren Banden an ihren Gebieter gefesselt bleibt. Sprengt sie dieselben, so trifft sie auch hier der Tod (*Lex Burg.* XXXIV, 1: *Si qua mulier maritum suum, cui legitime iuncta est, dimiserit, necetur in luto*).

Dieselbe Gewaltherrschaft des Gatten über das Eheweib tritt uns auch in dem Umstand entgegen, dass hinsichtlich der Kinder, die das Weib gebiert, der Vater durch die bei Indern, Griechen, Römern und Germanen gemeinsame Sitte des Aufhebens (*ἀναιρεῖσθαι*, *tollere*, *suscipere*) des Kindes zu entscheiden hat, ob dasselbe leben oder sterben, d. h. ausgesetzt werden soll. Bei den Germanen kann es wenigstens keinem Zweifel unterliegen, dass in dieser Angelegenheit lediglich der Wille des Vaters entscheidet (Grimm R. A. p. 455ff., Weinhold Altn. Leben p. 260), und auch im alten Rom ist das Verkaufs- und Tötungsrecht des Kindes als der konsequente Ausfluss der väterlichen Gewalt zu betrachten (Marquardt Privatleben p. 3, 81).

Etwas weniger klar liegen die Dinge bei den Indern. Eine Stelle im Rigveda (V, 2, 1) könnte nach Ludwig (Rigveda VI, 142) darauf bezogen werden, dass auch in Indien die Mutter das Kind dem Vater „gibt“ [1]), eine Stelle der *Taittirîya-Saṁhitâ* (Zimmer Altind. Leben p. 319, Ludwig Rigveda V, 568) berichtet, so scheint es, von dem Aussetzen von Töchtern und deutet auf die schon oben genannte Sitte des Aufhebens des Kindes durch den Vater [2]) hin. Wenn dagegen in den Sûtras ausdrücklich Vater und Mutter als diejenigen genannt werden, welche die Macht haben, ihre Söhne zu geben, zu verkaufen und zu verstossen (vgl. bei Leist Altar. *Jus gent.* p. 115), so werden wir kaum irren, diese Auffassung nicht als etwas ursprüngliches, sondern lediglich als die Folge der immer mehr aufkommenden Anschauung zu betrachten, dass Mann und Weib die beiden Hälften eines und desselben Körpers seien (vgl. Jolly Sitzungsb. p. 437).

Auch in Griechenland war der ἐγχυτρισμός „das Aussetzen in tönernen Gefässen“ sehr verbreitet. Ebenso der Verkauf der Kinder, den noch zu Solons Zeit kein Gesetz verhinderte (Plutarch Solon 23, 13). Nur in Theben war die Aussetzung durch ein strenges Gesetz verboten, dafür aber der Verkauf im Falle höchster Armut gesetzlich geregelt (Aelian *V. H.* II, 7). Dass hierbei auch in Griechenland überall der Wille des Vaters (nicht der beiden Eltern) als oberste Instanz über Leben und Tod des Kindes anzusehen ist, kann kaum bezweifelt werden, wenn derselbe auch frühzeitig durch Hinzuziehung eines Familien- oder Sippenrates begrenzt wurde. In Sparta, wo das Kind von einem gewissen Alter an nicht mehr den Eltern, sondern dem Staate

---

1) *kumârám mâtấ́ yuvatíḥ sámubdham*
*gúhâ bibharti ná dádâti pitrḗ.*

2) Die Stelle lautet: *tasmât striyaṁ parâsyanti, ut pumâṅsam haranti* (6. 5, 10, 3). „Deshalb setzt man ein Mädchen aus, einen Knaben hebt man auf“ (*tollunt*, ἀναιροῦνται). Anders Böhtlingk (Z. d. D. Morgenl. Ges. XLIV, 494): „Einen Sohn hebt man bei seiner Geburt vor Freude in die Höhe, ein Mädchen legt man bei Seite“; doch macht der genannte Gelehrte in den Berichten d. Kgl. sächs. Ges. d. W. (15. Dez. 1900) das Zugeständnis, dass das *parâsyanti* auf einen „Gestus bei der Geburt eines Mädchens“ und „als symbolische Verstossung“ desselben gedeutet werden könne. Im modernen Indien waren Mädchenmorde bis tief in die Zeiten der englischen Regierung überaus häufig.

gehörte, *τὸ γεννηθὲν οὐκ ἦν κύριος ὁ γεννήσας* (also wie anderwärts) *τρέφειν*, sondern *τῶν φυλετῶν οἱ πρεσβύτατοι* entschieden über die Aufnahme des Kindes (Plutarch Lycurg XVI), wie dasselbe auch in Rom *πέντε ἀνδράσι τοῖς ἔγγιστα οἰκοῦσι* (Dion. Hal. II, 15) vor der Aussetzung vorgezeigt werden musste.

Betroffen wurden von der Aussetzung ausser kranken, schwächlichen und hinsichtlich ihres Ursprungs verdächtigen Kindern zumeist Töchter, deren Besitz der vedischen Welt ein „Jammer" ist (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 320). Dieselbe Anschauung durchzieht auch das griechische (Hermann-Blümner Privatalt. p. 282), römische (Marquardt Privatleben p. 3) und germanische (Weinhold Altnord. Leben p. 260) Altertum und ist nicht ungeeignet, ebenfalls ein Streiflicht auf die Auffassung des Weibes in der Urzeit zu werfen[1]).

Dass ferner dasselbe Verkaufs- und Tötungsrecht wie über die Kinder dem Hausherrn auch über das Weib selbst von Haus aus zugestanden habe (vgl. über die Gallier Caesar VI, 19: *viri in uxores, sicut in liberos, vitae necisque habent potestatem*, über die Nordgermanen Weinhold Altn. Leben p. 249, über Rom Rossbach Röm. Ehe p. 20), ist nicht minder in dem Charakter der idg. Ehe begründet, wenn auch gerade diese Härten am frühsten durch die Anteilnahme der weiblichen Sippe an den Geschicken ihrer Blutsverwandten gemildert wurden; doch ist bei den Germanen der Verkauf der Frau lange üblich und im englischen Recht bis in die neueste Zeit gestattet gewesen (vgl. R. Bartsch Die Rechtsstellung der Frau, Leipzig 1903 p. 62).

---

1) Vgl. Russen über Russland, herausg. von J. Melnik, Frankfurt a. M., p. 70 (Alexander Nowikof „Das Dorf"): „Über einen Knaben freut sich die ganze Familie, ein Mädchen ist oft von vornherein ein ungebetener Gast und weckt nur in dem Herzen der Mutter ein freudiges Gefühl. Beinahe in ganz Russland herrscht folgender Brauch: wenn einem jung vermählten Paar das erste Kind geboren wird, und es ist ein Mädchen, so packen am nächsten Tage die Freunde den Vater, legen ihn über und prügeln ihn. Das geschieht nicht nur symbolisch, sondern es wird tatsächlich bis zu Tränen und Striemen geschlagen. Und er darf es nicht übelnehmen — denn so will es der Brauch." Ähnlich wird in den Abruzzen der Vater eines Mädchens auf einen Esel mit dem Gesicht nach dem Schwanz gesetzt und durchs Dorf geführt (vgl. P A. Rovinskij Sbornik d. kais. Ak. d. W. in St. Petersburg LXIII, 223).

In genauestem Zusammenhang mit diesem unumschränkten Besitzrecht des Hausherrn über die Gattin stehen meiner Meinung nach auch die grausamen Bestimmungen, welche das frühe idg. Altertum über die überlebende Frau, die **Witwe** (scrt. *vidhávā*, lat. *vidua*, ir. *fedb*, altsl. *vĭdova*, got. *widuwō*)[1]) verhängt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Sitte des gemeinschaftlichen Todes der Frau mit dem Manne eine altindogermanische, wenn auch, ähnlich wie die Polygamie, nur bei den Reichen und Mächtigen übliche Einrichtung ist, die einerseits aus dem Wunsche hervorgeht, dem Manne in sein Grab alles dasjenige mitzugeben, was im Leben ihm teuer gewesen ist (vgl. Kap. XVI: Religion), andererseits den Zweck hat, das Leben des Hausherrn sicherzustellen (vgl. Caesar *de bell. Gall.* VI, Kap. 19) und zu einem Gegenstand steter Angst und Fürsorge der Seinen zu gestalten (s. u.). Über den Brauch der Witwenverbrennung bei den nördlichen Indogermanen hat bereits V. **Hehn**[7] (p. 531 ff.) erschöpfend gehandelt. Spuren derselben finden sich aber auch in Griechenland (Pausanias VI, 2, 7) und Italien[2]).

Bei den Indern herrschen bereits im Rigveda mildere Sitten, wie ein Hymnus (X, 18, 7) zeigt, wo dem an der Leiche ihres Gatten trauernden Weibe die tröstenden Worte zugerufen werden:

> Erhebe Dich, o Weib, zur Welt des Lebens:
> Des Odem ist entflohn, bei dem Du sitzest,
> Der Deine Hand einst fasste und Dich freite,
> Mit ihm ist Deine Ehe nun vollendet.
> (Geldner-Kaegi 70 Lieder.)

Auch in den an den Veda sich anschliessenden Literaturepochen und in den ältesten Rechtsbüchern findet sich nach R. **Garbe** Die Witwenverbrennung in Indien (Deutsche Rundschau, März 1903) keine Erwähnung dieses schrecklichen Brauches. Trotzdem ist auch **Garbe**, ebenso wie H. **Zimmer** (Altindisches Leben) und vor diesem E. B. **Tylor** (*Primitive Culture* I), der

---

1) Daneben lässt sich, wie **Delbrück** (p. 160 = 538) gezeigt hat, ein idg. Ausdruck für **den Witwer** nicht nachweisen. Auch dies ist charakteristisch, da in der Urzeit offenbar ein Mann, der seine Frau verloren hatte, ein bedeutungsloser Begriff war.

2) In den „umbrischen" Brandgräbern Oberitaliens finden sich mehrfach weibliche Skelette, die **Montelius** *La civilisation primitive de l'Italie* p. 462 für die mitgegebener Frauen hält.

Ansicht, dass es sich bei dem in Indien bis in die Vorzeit üblichen Mitsterben der Witwe nicht um eine mittelalterliche grausame Erfindung der Brahmanen, sondern um einen in den genannten altidg. Zuständen wurzelnden, eine Zeitlang zurückgetretenen und dann wieder neu belebten Brauch handelt; denn schon die Begleiter Alexanders des Grossen auf dessen Zuge nach Indien, Aristobulos (vgl. Strabo p. 714) und andere (vgl. Diodorus Siculus XIX, 33), hatten gehört, „dass dort die Weiber sich freiwillig mit ihren Männern verbrennen, und es denen, die es sich nicht gefallen lassen, zur Schande gereicht“.

Nachdem die Anschauungen menschlicher geworden sind, zeigen sich die Spuren des alten Verhältnisses noch in dem Verbot, welches gegen die Wiederverheiratung der Witwe erlassen wird. So fand es Tacitus (*Germ.* Kap. 19) in westgermanischen Staaten (*in quibus tantum virgines nubunt*), und auch im alten Griechenland *πρότερον δὲ καθεστήκει ταῖς γυναιξὶν ἐπ' ἀνδρὶ ἀποθανόντι χηρεύειν* (Paus. II, 21, 7).

Als äusserst charakteristisch für das Verhältnis der Ehegatten in der idg. Urzeit können endlich die zahlreichen Nachrichten gelten, die wir bei den meisten idg. Völkern über häufige Mord-, namentlich Giftmordversuche der Frauen gegen ihre Männer und Vorkehrungen der letzteren gegen diese Nachstellungen besitzen. So bringt Diodorus Siculus (a. o. a. O.) die indische Witwenverbrennung in ursächlichen Zusammenhang mit zahlreichen Giftmordversuchen der indischen Frauen, gegen die die Gewissheit, mit dem Manne zu sterben, eine Schutzwehr gebildet habe, und es scheint mir kein ausreichender Grund vorhanden zu sein, mit Garbe an der Richtigkeit dieses in anderer Beziehung den Eindruck der Wahrhaftigkeit machenden Berichts zu zweifeln. In Rom konnte der Mann nach den *Leges Regiae* (vgl. Plutarch Rom. Kap. 22) seine Frau verstossen *ἐπὶ φαρμακείᾳ, τέκνων ἢ κλειδῶν ὑποβολῇ* „wegen Giftmordversuch und der Unterschiebung von Kindern und Schlüsseln“ (wenn wir dieser Interpunktion der Stelle bei Ihering Vorgeschichte der Indoeuropäer p. 420 vertrauen dürfen). Im Jahre 329, also, da die „gute alte Zeit“ in Rom noch herrschte, versuchten nicht weniger als 170 römische Matronen (Livius VIII, 18) ihre Männer durch Gift zu beseitigen. Auf die Nachricht des Caesar von peinlichen Untersuchungen gegen die gallischen Ehefrauen, wenn ihr Mann

gestorben war, wurde schon oben (p. 348) hingewiesen. Nicht weniger häufig ist in den germanischen Volksrechten (vgl. Löning Geschichte des germanischen Kirchenrechts II, 621) von Nachstellungen der Frauen gegen das Leben des Ehemannes die Rede.

Eine lebendige Illustration erhalten diese Vorgänge grauer Vergangenheit durch das heutige russische Volksleben, in dem die Frau im wesentlichen dieselbe niedrige Stellung einnimmt, die wir für die idg. Ehefrau voraussetzen müssen [1]. Überaus häufig wird in den russischen Volksliedern (vgl. z. B. Sobolevskij III, s. v. *zamužestvo*) erzählt, wie die Frauen ihre verhassten Eheherren und oft grausamen Peiniger erwürgen, vergiften oder sonstwie aus der Welt schaffen. Wollte man glauben, dass hier poetische Übertreibungen und Verallgemeinerungen vorlägen, so würden uns prosaische Berichte über dieselben Zustände eines besseren belehren. So besitzen wir eine Erzählung des bekannten Schriftstellers *Maminŭ Sibirjakŭ*: *Otrava* „die Giftmörderin" (Uralische Erzählungen I). Die Heldin der Erzählung hat schon manchen Bauer, der es mit seiner Frau zu toll trieb, ins Jenseits befördert. Endlich wird sie entlarvt und nach Sibirien geschickt. Hierzu äussert sich ein Bauer, namens Vachruška, folgendermassen: „Erstlich — diese Weiber sind Närrinnen (dass sie nämlich Otrava verraten haben); sie hätten sich mit ihren Zähnen an Otrava festbeissen müssen, da sie ihr Schutz und Schirm war. Wie man die Frauen jetzt bei uns peinigt, ist

1) Dasselbe gilt von den Südslaven. Kein Montenegriner vergisst, wenn er von Frau oder Tochter spricht, sein *oprostite* „verzeiht" hinzuzufügen. Die Frau küsst jedem Mann die Hand, entschuht ihn und wäscht ihm die Füsse. Sie ist immer dem Manne zu Diensten. Er wird ihr keinen Trunk Wasser geben, selbst wenn er ihn zur Hand hat. Wehe dem Weibe, das die *struka* (eine Art Plaid) ihres Mannes mit der ihrigen verwechselt; es kann ihr Tod sein. In dem steinigen Teile Montenegros kann man lange Karawanen von Frauen sehen, die auf ihren Schultern Bretter, Ziegelsteine und andere Baumaterialien wie Lasttiere einherschleppen; aber auch in anderen Teilen Montenegros ruht die Arbeit, besonders auch die ganze Wartung des Viehs, fast ausschliesslich auf den Schultern des Weibes usw. So lauten die Mitteilungen Rovinskijs (vgl. Kap. XIII), des gegenwärtig wohl besten Kenners Montenegros und Serbiens, der noch dazu sichtlich bemüht ist, diesen Verhältnissen eine Lichtseite abzugewinnen. Vgl. auch Rhamm im Globus LXXXII, 274, Serbien betreffend.

schrecklich.“ Dann erzählt er eine Reihe geradezu entsetzlicher Fälle solcher Misshandlungen und fährt höchst naiv fort: „Alle Frauen, die es nicht mehr aushalten konnten, gingen zur Otrava, und die gab ihnen ihr Mittel und lehrte sie es gebrauchen. Nun, für die Männer war es immer eine Drohung. Auch meine Evlacha wollte mich einmal in dieser Weise vergiften. Damals kriegte ich ein solches Reissen im Bauch, schlimmer wie der Tod: als ob man in meinen Eingeweiden Gras mähte. Damals dachte ich gleich an die Otrava. Ja, unsere Weiber haben einen schweren Verlust erlitten. Jetzt haben sie nichts, womit sie sich vor ihren Männern schützen können.“ Und als er hinausgegangen ist, sagt Ivanŭ Antonyčŭ, der Gemeindeschreiber: „Ja, was wahr ist, muss wahr bleiben . . . Die Bauern sind wie die wilden Tiere, und die Frauen vergiften sie, so ist's in allen Dörfern.“ Und der Feldscher fügt hinzu: „Ja, ja, jedes grössere Dorf hat seine eigene Otrava.“ Auch sonst macht die russische Dorfdichtung mit Vorliebe von dem Motiv des Giftmords, begangen von der Frau an dem verhassten Ehemann, Gebrauch, wofür noch auf ein in kulturhistorischer Beziehung in mannigfacher Hinsicht interessantes Stück von N. Garinŭ „Ein Dorfdrama“ (*Sbornikŭ tovariščestva „Znanie“ za* 1903 *godŭ*, I. Petersburg 1904) verwiesen sei.

Es ist diesen Tatsachen gegenüber eine verzweifelt naive Frage, ob die Stellung der idg. Frau eine „ziemlich hohe“ oder eine „niedrige“ gewesen sei, und, ob es sich „um eine bewusste Erniedrigung handle, wenn die Frau arbeite“ (vgl. H. Hirt Die Indogermanen II, 444, 716). Die idg. Frau war ganz einfach ein Geschöpf zweiter Ordnung. Als solches wird sie vom Manne angesehen, als solches betrachtet sie sich selbst und sieht die Behandlung, die ihr zuteil wird, wenn sie nicht alles Mass übersteigt, als die natürliche Ordnung der Dinge an. Jene russischen Frauen, wie sie uns die Volkslieder schildern, werden nicht nur von ihren Männern geschlagen, sondern sie wollen auch geschlagen sein. Sie würden es als unbegreifliche Schlappheit, ja als Kälte von seiten ihres Mannes empfinden, wenn sie faul, näschig, ungehorsam, untreu gewesen sind, und derselbe wollte sie nicht handgreiflich „belehren“ (*učitĭ*), wie der technische Ausdruck für „schlagen“ heisst. Die Peitsche in der Hand des Mannes ist diesen schwachen und leidenschaftlichen

Wesen ein Zeichen seiner Stärke und Männlichkeit, und jederzeit haben diese Eigenschaften den Frauen imponiert. Nach einem häufigen, vielfach variierten Thema der Volkslieder (vgl. Šejn Der Grossrusse I Nr. 464, Sobolevskij IV, 804) beklagt sich ein junger Ehemann, dass seine Frau ihn nicht liebe, die Freude hasse, den Leuten ihr Antlitz, ihm den Rücken zukehre. Vergebens fährt er nach Nowgorod, um ihr Shawl und Schleier, nach Kasan, um ihr seidene Strümpfe und safrangelbe Schuhe zu kaufen. Es ist alles umsonst. Sie sagt: „Das ist alles ganz hübsch, aber Dich mag ich nicht, Dich will ich nicht, Du bist mir viel zu grün.“ Da endlich kauft er ihr auf dem Jahrmarkt die seidene Peitsche, und siehe da, alles ändert sich: „Lieben Leute, beglückwünscht mich zu meiner Frau! Sie liebt mich, sie liebt die Freude. Sie wendet den Leuten den Rücken und mir ihr Antlitz zu.“ Ähnliches erzählt Glĕbŭ Uspenskij in seinem kulturhistorisch äusserst wertvollen Werk *Vlastĭ zemli* p. 157. Er führt uns eine Frau aus der „guten alten Zeit“ vor. Sie klagt über die „neuen Ordnungen“: „Ja, ja, was mein Seliger war, der war auch ein rechter Tyrann (*istirdnitŭ*): die Zähne haben mir weh getan, dass ich kaum essen konnte, und die Kinnladen hat's mir zusammengezogen. Und mein Gesicht, Du meine Liebe, das hat der Selige zugerichtet, dass es schwarz wie Eisen war. Nun, ich hab' alles erduldet. Ich hab' geweint und es erduldet, aber ich hab's verstanden. Und jetzt, rühr' nur so ein Luder mit dem Finger an, gleich wird sie Dich umbringen.“

Aber, wird man einwenden, das ist so bei den Russen, das ist nichts Ursprüngliches, das ist Entartung von der frommen Sitte unserer idg. Vorfahren. Wenden wir uns also zu den Südslaven, „deren Verhältnisse den indogermanischen ähnlicher sind, wie sonst irgend etwas in unserer Überlieferung“ (H. Hirt I. F. XIII, Anzeiger p. 12). Auch hier sind die jungen Frauen mit der Sanftmut der Männer gar nicht zufrieden. „Ein interessantes Beispiel bildet Tekla, die Mutter berühmter Helden. Ihr erster Mann trieb Ziegen nach Hause und wagte sie, die am Spinnrad sass, nicht mit dem Befehl, sich um das Vieh zu kümmern, zu stören. Da sagte sie: „Das ist kein Mann für mich“, und lief fort. Ebenso erging's ihr mit dem zweiten. Erst als der dritte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil sie die von ihm erbeuteten Türkenkühe nicht eingetrieben hatte, ihr einen

## IV. Die Herdgemeinschaft.

Dass in der idg. Urzeit der Sohn, wenn er heiratete, nicht ein eigenes Herdfeuer entzündete, sondern mit seinem Weib und den von diesem geborenen Kindern in Herdgemeinschaft mit seinen Eltern blieb, darf als die regelmässige Lebensgewohnheit angesehen werden. Nur unter dieser Annahme erklärt sich die sorgfältige Terminologie, welche, wie wir in Abschnitt I sahen, schon in der Ursprache für die Beziehungen der jungen Frau zu den Angehörigen ihres Mannes bestand. Aber auch die geschichtlichen Nachrichten weisen auf diese Familienkonstruktion mit zwingender Deutlichkeit hin. Als Agamemnon in der Ilias IX, 141 ff. den Peliden versöhnen möchte, sagt er u. a.:

*εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαϊκόν, οὖθαρ ἀρούρης,*
*γαμβρός κέν μοι ἔοι· τίσω δέ μιν ἶσον Ὀρέστῃ,*
*ὅς μοι τηλύγετος τρέφεται θαλίῃ ἔνι πολλῇ.*
*τρεῖς δέ μοί εἰσι θύγατρες ἐνὶ μεγάρῳ εὐπήκτῳ,*
*Χρυσόθεμις καὶ Λαοδίκη καὶ Ἰφιάνασσα·*
*τάων ἥν κ' ἐ θ έ λ η σ ι φίλην ἀνάεδνον ἀγέσθω*
*π ρ ὸ ς  ο ἶ κ ο ν  Π η λ ῆ ο ς· ἐγὼ δ' ἐπὶ μείλια δώσω*
*πολλὰ μάλ', ὅσσ' οὔπω τις ἑῇ ἐπέδωκε θυγατρί.*

Also: „Achilleus soll mein Eidam werden; er soll ohne Kaufpreis eine von meinen Töchtern, welche er will, (nicht in sein Haus, sondern) in das seines Vaters, Peleus, führen. Ja, ich will ihm noch Geschenke (*μείλια*) dazugeben, wie sie noch niemals ein Vater seiner Tochter gegeben hat.“ Aus dem ältesten **Rom** erfahren wir durch Plutarch: „M. Crassus war der Sohn eines geehrten Vaters und einstigen Triumphators; aber er wurde in einem kleinen Haus mit zwei Brüdern erzogen. Und seine Brüder hatten noch bei Lebzeiten der Eltern Frauen. Und alle setzten sich an denselben Tisch.“ Ferner heisst es bei Valerius Maximus (IV, 8, vgl. Plutarch Aem. Paul. V) von der Familie der Aelier: *Quid Aelia familia, quam locuples! Sedecim eodem tempore Aelii fuerunt, quibus una domuncula erat ..... et unus in agro Vejente fundus minus multo cultores desiderans quam dominos habebat.* Um e i n e n Herd, versichert ausdrücklich Plutarch, waren hier also 16 Männer desselben Familiennamens mit ihren Frauen und zahlreichen Kindern versammelt. Gänzlich unverständlich aber würde uns ohne die Voraussetzung

einer zwischen Eltern und verheirateten Söhnen bestehenden Herdgemeinschaft vor allem das slavische Volksleben sein, wie es uns die russischen und serbischen Volkslieder schildern. Hier haben sich die idg. Zustände offenbar am längsten erhalten, und es ist daher kein Zufall, dass unter den modernen die slavischen Sprachen die p. 311 ff. genannten idg. Verschwägerungsbezeichnungen (vgl. z. B. serb. *svekar* „Vater des Mannes", *svekrva* „Mutter des Mannes", *snaha* „Schwiegertochter", *djever* „Bruder des Mannes", *zaova* „Schwester des Mannes", *jetrva* „Frau des Bruders des Mannes") am treusten bewahrt haben. Wiederholt wird in den russischen Volksliedern erzählt, welchen Kampf die *nevésta* (vgl. oben p. 316) bei dem Eintritt in die neue Familie zu bestehen hat, wie sie der Schwiegervater eine „Bärin", die Schwiegermutter eine „Menschenfresserin", der Schwager eine „Schlampige", die Schwägerin „eine Faulenzerin" usw. nennen, und wie ihr Mann dann die „Junge" lehrt, diesen Angriffen zu begegnen. Ganz gleiche Verhältnisse wie das russische Volkslied setzt ohne Zweifel schon der Rigveda voraus, und wenn z. B. X, 85, 27 der Neuvermählten zugerufen wird:

> „So schalt' und walte denn im Haus
> ob Schwieger und ob Schwiegerin,
> die Schwäger und die Schwägerin,
> sie sind Dir gleichfalls untertan",

so wird der jungen Arierin in diesen Versen sichtlich nichts anderes gewünscht, als dass sie den im russischen Volkslied ausführlich geschilderten Kampf mit den Angehörigen des Mannes siegreich bestehen möge. Wiederholt berichten uns auch die russischen Volkslieder von den Arbeiten, welche die „Junge" im neuen Hause zu verrichten hat, wie sie für den Schwiegervater Getreide dreschen und trocknen, für die Schwiegermutter Leinwand anzetteln, wie sie dem Schwager „das gute Pferd satteln", der Schwägerin „die röhrenförmige Haarflechte flechten" muss. Alles dies ist selbstverständlich nur bei einem räumlichen Zusammenwohnen der betreffenden Personen denkbar. In die *izbá* einer solchen russischen Grossfamilie führt uns z. B. Turgeniew in dem ersten Stück der Memoiren eines Jägers ein, in dem von einem leibeigenen Bauern, namens Chorĭ, berichtet wird, der mit einer ganzen Schar erwachsener Söhne und deren Frauen zusammenlebt, oder Grigorovičĕ in seiner kulturhistorisch bedeut-

samen Erzählung „Die Fischer", in der Glĕbŭ, der Held des Romans, sein Quartier ausser mit seiner Frau und zwei unverheirateten Söhnen noch mit zwei verheirateten Söhnen und deren Frauen und Kindern teilt (vgl. auch **Wallace** Russland I[4], 94: „Eine Bauernfamilie vom alten Schlag" und A. Leroy-Beaulieu Das Reich der Zaren I[2], 398 ff.).

Es ist die altrussische patriarchalische Grossfamilie (*patriarchálĭnaja bolĭšája semĭjá*), die hier uns überall entgegentritt, und an deren Spitze mit uneingeschränkter väterlicher Gewalt der Vater, Gross- oder auch Urgrossvater steht, genannt der „Alte" (*staríkŭ*), der „Hausherr" (*xozjáinŭ*) oder „der Grosse" (*bolĭšákŭ*). Es ist eine Bluts-, aber auch eine Gütergemeinschaft, und alles, was die Söhne, sei es in der Heimat, sei es in der Fremde, erarbeiten, fliesst in die gemeinschaftliche Kasse, deren Verwaltung, ohne dass er jemandem Rechenschaft geben müsste, dem „Alten" zusteht. Er ist, wenn nicht *de iure*, so doch *de facto* der Eigentümer des Familienguts. „Als seine Erben erscheinen die Familienmitglieder, vor allem die Söhne und andere rechtsfähige Familienmitglieder, welche selbständige Mitglieder und Steuerzahler in der Dorfgemeinde (*obščina*) werden können. Die Teile der einzelnen Söhne und anderer Familienmitglieder werden oft durch Verfügungen des Hausherrn bei Lebzeiten bestimmt, wodurch sein privilegiertes Anrecht auf das Eigentum, und nicht der Familiencharakter desselben gekennzeichnet wird. In Abwesenheit einer vom Vater vorgenommenen Verteilung erhalten die Söhne und mündigen Familienmitglieder gleiche Teile. Die Verteilung geschieht „nach Vätern" (*po otcámŭ*), d. h. zum Erbe werden berufen und empfangen dasselbe nur die nächsten selbständigen Familienmitglieder, die Häupter der Einzelfamilien, in welche die Grossfamilie zerfällt, wenn man nicht vorzieht, auf genossenschaftlicher Grundlage (s. u.) weiter zu leben. Bereits abgeteilte Kinder oder Familienmitglieder erben nicht ..... Töchter erben in der patriarchalischen Familie nur dann, wenn beim Tode des Vaters keine Erben männlichen Geschlechts vorhanden waren, fähig, eine Wirtschaft zu führen. Bei letzteren, wenn solche vorhanden sind, liegt die Verpflichtung, die Töchter zu verheiraten und nach Gutdünken auszustatten, Bestimmungen, die in die Epoche der russischen Pravda zurückgehen und den Zusammenhang zwischen dem heutigen Bauernrecht mit dem

alten beweisen" (V. Nečajevŭ Enzyklopädisches Wörterbuch XXVIII, 550).

Alles das sind Züge, die das höchste idg. Altertum widerspiegeln (vgl. mein Reallexikon u. Familie, Eigentum und Erbschaft).

Nun gibt es aber in Russland neben der eben beschriebenen patriarchalischen noch eine zweite Art von Grossfamilie, nämlich eine mehr genossenschaftliche (*semĭjá artélĭnago tipa*), die aus einigen Brüdern mit ihrer Nachkommenschaft besteht, die sich nach dem Tode des Vaters nicht abgeteilt haben, zuweilen aber auch aus Personen, die nicht miteinander verwandt sind und dann „Zusammenleger" (*skládniki*) oder „Genossen" (*sjábry*) heissen. An der Spitze steht meist ein gewählter *bolĭšákŭ-domoxozjáinŭ*. Das Eigentum wird als genossenschaftliches betrachtet. Auch die Erbbestimmungen sind andere: z. B. erben hier auch die Weiber, Witwen und Töchter, wenn es in ihrer Linie keinen Mann gibt (vgl. Nečajevŭ a. a. O.). Von einer solchen Familiengenossenschaft, derjenigen der Sofronitsch, die aber nur aus Verwandten bestand, wird z. B. aus Kursk berichtet. Sie „umfasste (1872) 42 Personen, die — wenigstens die Männer — alle von einem gemeinsamen, vor etwa 60 Jahren verstorbenen Vorfahren stammten, dessen Söhne und nach deren Tode die Enkel und Urenkel abgemacht hatten, unter Leitung eines von ihnen gemeinsam Wirtschaft und Landbau zu treiben. 1872 zählte diese Familie acht verheiratete Paare, zwei Witwen und mehr als 20 junge Leute und Kinder beiderlei Geschlechts; alle bewohnten denselben Hof oder Dwor, der aus vier Isbas bestand" (vgl. Leroy-Beaulieu I², 404 Anm. 2).

Am nächsten dieser soeben geschilderten Familiengenossenschaft kommt die in den letzten Jahren besonders häufig behandelte serbische *zadruga*. Eine solche Hausgenossenschaft besteht nach der Schilderung von Krauss (Sitte und Brauch bei den Südslaven p. 64 ff.) aus einer Vereinigung von an Anzahl bis zu 60—70 Mitgliedern, die untereinander Blutsverwandte zweiten bis dritten Grades „selbstverständlich nur in männlicher Linie" sind. An ihrer Spitze steht ein Hausverweser (gewöhnlich *domaćin*), dem zwar die grössten Ehren erwiesen werden, der aber nicht, wie der römische *pater familias*, als Herr und Eigentümer des Familienvermögens zu betrachten ist.

Das letztere gehört vielmehr den sämtlichen männlichen erwachsenen Hausgenossen gemeinschaftlich. Die Hausgenossenschaft wohnt vereinigt, doch so, dass das eigentliche Haus (*ognište* „die Feuerstätte") allein von dem Hausverweser und seiner Familie bewohnt wird, um das sich dann in hufeisenförmigem Halbkreis die Wohnungen der übrigen Mitglieder, die nur Schlafkammern sind, herumgruppieren. Die Mahlzeiten, für welche die *domaćica* zu sorgen hat, werden gemeinsam eingenommen. Erst essen die Männer, dann, was übrig bleibt, die Frauen.

Gegen die Altertümlichkeit dieser Institution sind in neuerer Zeit namentlich von J. Peisker Die serbische Zadruga (Z. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte VII, 211 ff.) schwerwiegende Bedenken geltend gemacht worden. Nach ihm wäre dieselbe eine verhältnismässig junge Erscheinung. Auszugehen wäre für ihre Geschichte von einem in den ältesten serbischen Chrysobullen geforderten, von Byzanz ausgehenden und zum Zweck der Steuereintreibung ersonnenen *bini ac terni*-System, nach dem je zwei oder drei verheiratete, untereinander nicht notwendig verwandte Männer eine wirtschaftliche Einheit für Steuer- und Frondienst gebildet hätten. Hieraus sei dann unter dem Druck der ebenfalls byzantinischen und von den Türken beibehaltenen „Rauchsteuer" (*καπνικόν*, serb. *dimnica*), die ein möglichst langes Zusammenbleiben an einer Rauchstelle (*focus*) geradezu prämiiert habe, die geschichtliche *zadruga* entstanden.

Ohne Zweifel lernen wir aus den Peiskerschen Ausführungen, dass äussere Gewalten auf die Erhaltung und wirtschaftliche Ausgestaltung der serbischen *zadruga* von grossem Einfluss gewesen sind, wie auch in Russland (vgl. Nečajevü a. a. O.) die Leibeigenschaft und die Behörden auf die Beibehaltung der Grossfamilie aus wirtschaftlichen Gründen und zum Zwecke der bequemeren Steuereintreibung immer bedacht gewesen sind. Ihnen besonders wird es zuzuschreiben sein, wenn in Russland wie in Serbien auch nichtverwandte Personen in die Familiengenossenschaft oder Hausgemeinschaft aufgenommen werden können. Auf der andern Seite geht aber Peisker zu weit, wenn er aus den von ihm angeführten Tatsachen Schlüsse auf das ausschliessliche Bestehen von Einzelfamilien in Einzelhöfen bei den Serben zur Zeit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel zieht. Unter allen slavischen Sprachen hat, wie wir

schon oben (p. 355) sahen, gerade das Serbische am treusten die indogermanischen, ein räumliches Zusammenleben der Grossfamilie beweisenden Verwandtschaftswörter bewahrt, und auch das Familienleben selbst wird in den serbischen Volksliedern nahezu mit denselben Farben wie in den russischen geschildert. Auf dieselben Gründe gestützt, hat auch K. Rhamm Globus LXXXII p. 276 diesen Teil der Peiskerschen Ausführungen mit Recht zurückgewiesen. Auch scheint mir die Einführung jenes *bini ac terni*-Systems sowie die Bestimmung (vgl. Peisker p. 215), dass auch der Einzelne (*jedinak*) sich einen Genossen (*stištnik*) zulegen müsse, nur bei einem seit alters an Herdgemeinschaften, die vielleicht damals schon zu zerfallen drohten, gewöhnten Volke möglich zu sein.

Somit, glaube ich, haben wir ein Recht zu der Annahme, dass in der idg. Urzeit die Deszendenten eines Mannes so lange beieinander blieben, als der gemeinsame Aszendent lebte oder die *patria potestas* körperlich und geistig ausüben konnte. Und da wir Grund zu der Vermutung haben (s. unten), dass in der ältesten Zeit die Ehen sehr frühzeitig geschlossen wurden, so wird es sich oft ereignet haben, dass unter einem und demselben Dache Söhne und Enkel, ja Urenkel beieinander lebten. Aber auch das möchte ich zum mindesten für sehr wahrscheinlich halten, dass diese patriarchalische Grossfamilie auch nach dem Tode des Vaters, Gross- oder Urgrossvaters nicht selten beieinander blieb und dann mehr einen genossenschaftlichen Charakter annahm. Auch bei den Armeniern liegen diese beiden Formen der Grossfamilie noch heute nebeneinander. „Das Haus", berichtet Dr. Barchudarian bei Leist Altarisches Jus civile I, 497, „bildet eine festgeschlossene Gemeinschaft, und zwar wird diese nicht dadurch gelöst, dass die Söhne heiraten und ein eignes Haus gründen. Vielmehr geht die absolute Herrschaft des Haushalters fort auf die von den Söhnen und Enkeln gegründeten Familien. Alles lebt zusammen nach dem keinen Widerspruch duldenden Willen des Hausherrn. Die Verfügungen desselben sind unwidersprechlich. Was die Söhne erwerben, kommt in die gemeinsame Kasse, aus der die zum Hause gehörenden Frauen ernährt werden. Stirbt der Hausherr, so wird der älteste Sohn (hier ist also die Nachfolge fest geregelt) der Beherrscher des Hauswesens und so noch ferner in der dritten Generation."

Aus diesem gemeinsamen Zusammenleben so zahlreicher verwandter Personen unter einem Dache, ja, wie in Kap. X (Wohnung) gezeigt wurde, häufig in einem Raum, sollen nun noch einige charakteristische Züge angeführt werden, die darauf Anspruch erheben können, in die idg. Urzeit zurückzugehen.

Es ist in dieser Beziehung eine richtige Beobachtung, wenn Turgeniew in der oben erwähnten Erzählung seiner Zapiski hinsichtlich der Frau des Hausvaters bemerkt, „dass ihre Söhne ihr keine Beachtung schenkten, dass sie aber die *nevěsty*, also die Frauen dieser Söhne, „in der Furcht Gottes" hielt, während sie hinwiederum ihren Mann fürchtete und auf seinen Befehl sich gehorsam auf den Ofen (den Lieblingsplatz älterer Leute) zurückzog". In diesem Milieu wurzelt, wie ich dies in meiner Schrift Die Schwiegermutter und der Hagestolz näher ausgeführt habe, das gespannte, ja feindliche Verhältnis, das sich zwischen der Mannesmutter und der Schwiegertochter überall auf idg. Boden nachweisen lässt, während das bei uns fast sprichwörtliche Zerwürfnis zwischen Schwiegersohn und Weibesmutter erst eine späte Erscheinung ist. Überall sind die Schwiegertöchter, wie dem Schwiegervater, so auch der Schwiegermutter gegenüber nach dem geltenden Gewohnheitsrecht zum strengsten Gehorsam verpflichtet gewesen, eine Verpflichtung, der die Römer durch die schon in den Königsgesetzen enthaltene Bestimmung, dass die Schwiegertochter verflucht sein solle, die es wage, die Hand zum Schlag gegen die Schwiegereltern zu erheben, sogar einen gesetzgeberischen Ausdruck verliehen haben (*'Si nurus [sc. verberit parentem], sacra divis parentum estod' in Servi Tulli*, nach Th. Mommsen bei C. G. Bruns *Fontes iuris Romani antiqui*[6] p. 8).

Aber auch in anderer Beziehung mochte die Zucht und Ordnung der idg. Grossfamilie schon in der Urzeit durch jene jungen Frauen nicht selten bedroht werden, indem sie den Wünschen des Schwiegervaters nicht zu wenig, sondern zu viel entgegenkamen. Das *Snochačestvo*, d. h. die Buhlerei der Schwiegerväter mit den Schwiegertöchtern, bildet noch heute einen in dem Wesen der Grossfamilie wurzelnden Übelstand des russischen Volkslebens, der, wie wir oben (p. 322 f.) sahen, schon in Nestors Chronik hervorgehoben und von zahlreichen neueren Schriftstellern erwähnt wird. Nach ihnen (vgl. namentlich *Glěbŭ Uspenskij*

*Vlásti zemlí* p. 125 ff.) ist die Erscheinung folgendermassen zu beurteilen. Die russischen Bauern heirateten in der Zeit der Leibeigenschaft sehr früh, der Bursche mit 18, das Mädchen mit 16 Jahren (vgl. Leroy-Beaulieu I², 412); aber sogar noch viel frühere Eheschliessungen müssen vorgekommen sein[1]). Die Folge ist, dass der Bauer nach 25jähriger Ehe noch sehr leistungsfähig, die Frau aber durch harte Arbeit und zahlreiche Geburten — die Russen sind eins der kinderreichsten Völker Europas — erschöpft ist. Dazu kommt, dass der Bauer in seiner Jünglingszeit die Freuden der Liebe oft nur im Raub geniesst, da er häufig unmittelbar nach der Hochzeit auf lange Jahre in die Städte auf Arbeit geht und während seiner kurzen Anwesenheit zu Hause während der Feste noch durch die langen und häufigen, strenge Keuschheit vorschreibenden Fasten verhindert wird, sich seiner Frau zu nahen. So kommt er häufig erst in einem Alter von 40 und 50 Jahren zu einem behaglichen Lebensgenuss. Da treten ihm nun in dem Hause, dessen unbeschränkter Herr er inzwischen geworden ist, die jungen, ihrer Männer oft entbehrenden Frauen seiner Söhne entgegen. Was wunder, dass es da, bei dem Mangel an anderer Gelegenheit[2]), zu einem *snochačestvo* kommt, das die Ehefrau selbst nicht allzu tragisch nimmt. „Was soll ich tun", sagt eine solche, als sich die Schwiegertochter bei ihr beschwert, „ich bin eine alte Frau und kann mich nicht mehr auf solche Sachen einlassen, aber du musst deinen Schwiegervater ehren, weil er das Haupt des ganzen Hauses ist und dich aus Barmherzigkeit tränkt und nährt" (vgl. Melnikow In den Wäldern I, 108).

Auch dieser Zug des russischen Dorflebens ist nicht eine besondere Scheusslichkeit der Russen, sondern wie zahllose andere nur das Überbleibsel eines Zustandes, den auch die übrigen idg. Völker einmal durchlaufen haben.

Namentlich im ältesten Rom, wo, wie in Russland, alle

1) Die Volkslieder sind voll von Klagen, dass reife Mädchen an reine Knaben verkuppelt werden. Die Amme Tatjanas in Puschkins *Evgenij Onéginŭ* III, 18 hatte mit 13 Jahren geheiratet, und ihr Mann war noch jünger gewesen.

2) Eine Art von Prostitution bilden auf den Dörfern die *soldátki* „die Soldatenfrauen", d. h. die auf dem Dorf zurückbleibenden Frauen der zur Fahne früher auf 15, jetzt auf 5 Jahre einberufenen Burschen.

Vorbedingungen des *snochačestvo* gegeben waren: die strenge *patria potestas*, das gemeinsame Wohnen (vgl. oben p. 354), die frühen Heiraten (vgl. L. Friedlaender Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms I[6], p. 563 ff.), müssen derartige Vorkommnisse häufig gewesen sein und wurden in den Rednerschulen als Übungsthema behandelt (vgl. Schwiegermutter und Hagestolz p. 104).

In den ältesten indischen Texten wird der Schwiegertochter eingeschärft, dass sie sich voll Scheu und Scham vor ihrem Schwiegervater zurückzuziehen habe; ja, es wird als grobe Unschicklichkeit betrachtet, wenn Schwäher und Schnur auch nur miteinander schwatzen (vgl. Delbrück Verwandtschaftsnamen p. 136 S.-A. = 514). Es ist schwerlich zu kühn, dies als eine übertriebene Reaktion gegen das urzeitliche *snochačestvo* aufzufassen. Überhaupt wird Schweigen und äusserste Zurückhaltung bei mehreren idg. Völkern der jungen in ein neues Haus eintretenden Frau zur Pflicht gemacht (vgl. E. Hermann I.F. XVII, 377 ff. und Rhamm im Globus LXXXII, 194 ff.).

So ist es, wie nach unseren obigen Ausführungen über die Lage der idg. Frau nicht anders zu erwarten, eine tiefe Kluft, welche die Stellung der Männer von derjenigen der Frauen im altindogermanischen Hause trennt, zu deren Charakterisierung schliesslich noch auf einen seltsamen und weitverbreiteten Gebrauch hingewiesen werden soll, den wir als *Separatio* (der Frauen) *a mensa* bezeichnen können.

(*Separatio a mensa.*)

Seitdem ich in der zweiten Auflage dieses Buches zuerst auf ein bei mehreren idg. Völkern bestehendes Verbot, das die Frauen von den Mahlzeiten der Männer ausschliesst, hingewiesen habe, sind Belege für diesen Brauch nahezu aus allen Teilen der idg. Völkerwelt beigebracht worden.

Beginnen wir in Europa und bei den Griechen, so speisen bei Homer die Frauen durchaus getrennt von den Männern und werden überhaupt nur ungern im Männersaal geduldet. Als Nausikaa (Od. VII, 12) vom Strande heimkehrt, geht sie nicht zu den drinnen schmausenden Männern, vielmehr wird ihr von der alten Schaffnerin besonders das Mahl zubereitet. Nur Göt-

tinnen wie Kirke und Kalypso werden nicht von dieser *separatio a mensa* betroffen. Aus Athenaeus (XV p. 644[d]: *τέτταρας ποιεῖν τραπέζας τῶν γυναικῶν ἑπτά σοι, ἓξ δὲ τῶν ἀνδρῶν*) lernen wir, dass auf dem hier beschriebenen Hochzeitsfest Männer und Frauen wenigstens an verschiedenen Tischen speisten. Wenden wir uns nordwärts den Makedonen zu, so erklärt nach Herodot V, 18 ihr König Amyntas, als eine persische Gesandtschaft mit Berufung auf die heimische Sitte (*ἡμῖν νόμος ἐστὶ τοῖσι Πέρσῃσι, ἐπεὰν δεῖπνον προτιθώμεθα μέγα, τότε καὶ τὰς παλλακὰς καὶ τὰς κουριδίας γυναῖκας ἐσάγεσθαι παρέδρους*) stürmisch die Anwesenheit von Frauen beim Mahle fordert: *νόμος μὲν ἡμῖν γέ ἐστι οὐκ οὗτος, ἀλλὰ κεχωρίσθαι ἄνδρας γυναικῶν.* Bei den Persern herrschte damals also schon die „bunte Reihe“; doch gehen über erstere die Nachrichten auseinander (vgl. Brissonius *De regno Persarum* p. 216, 217). Verweilen wir weiter im Osten Europas, in der litauisch-slavischen Welt, so berichtet schon Peter von Dusburg von den alten Preussen, nachdem er (vgl. oben p. 319) von ihrem Frauenkauf gesprochen hat,: *Unde servat eam sicut ancillam, nec cum eo comedit in mensa et singulis diebus domesticorum et hospitum lavat pedes.* Bei den ihnen benachbarten Weissrussen setzen sich beim Leichenmahl „die Männer an den einen Tisch, etwas höher hinauf (*na kutě* „im Winkel des Heiligenbilds“), die Weiber an einen andern“ (vgl. Šejn Sbornik 51 Nr. 3, p. 555). Auf die in der serbischen Zadruga herrschende Sitte wurde schon oben p. 358 hingewiesen. „In der Gegend von Agram müssen die Weiber hinter und zwischen den sitzenden Männern stehn und zwischen ihren Schultern und über ihren Köpfen in die Schüssel langen. In Dalmatien warten die Weiber bei Tische auf, ohne sich zu setzen, sie speisen nachher allein, wobei die Jüngsten, wenn sie nicht am Feuer sitzen, den andern mit dem Kienspan leuchten“ (vgl. K. Rhamm im Globus LXXXII, Nr. 7. p. 278). Nach einer privaten Mitteilung desselben Gelehrten hätten noch bei dem alten Miloš Obrenović Fürstin und Töchter selbst vor Gästen bei der Tafel nach altserbischer Sitte gestanden. Auch bei den Germanen erweist sich das Getrenntspeisen der beiden Geschlechter als die ursprüngliche Sitte. Die Nibelungen sind nach Bechelâren gekommen. Der Markgraf Ruedegêr und seine Gemahlin gehen ihnen entgegen. Dann (Nib. ed. Zarncke p. 255) heisst es:

*Nâch gewonheite dô schieden sie sich dâ.*
*ritter unde frouwen die giengen anderswâ.*
*dô rihte man die tische in dem sale wît:*
*den vil lieben gesten man diente willeclîche sît.*

*Durch der geste liebe hin ze tische gie*
*niwan diu marcgravinne: ir tohter si dô lie*
*belîben bî den kinden dâ si von rehte saz.*
*daz si ir niht ensâhen, die geste müete sêre daz.*

Also: von den Frauen geht nur die Markgräfin zu dem Männertisch, um ihren Pflichten als Hausfrau zu genügen. Vgl. weiteres bei Weinhold Die Deutschen Frauen II², 189. Aus Dänemark wird auch von dem oben bei den Slaven uns begegnenden Stehen der Frauen bei der Mahlzeit neben den sitzenden Männern berichtet. In dem Führer durch das Volksmuseum in Kopenhagen (vgl. Rhamm a. a. O. p. 278) heisst es bei der Beschreibung einer Stube aus dem mittleren Seeland: „Der obersten Bank durfte das Gesinde sich nur bei den Mahlzeiten nähern. Die Knechte sassen auf der Fensterbank, der Mann auf der Hochzeitsbank, während die Hausfrau und die andern Frauenzimmer stehend speisten, die Frau zunächst dem Manne, Töchter und Mägde links von ihr. Sie stand aufrecht, während selbst der Hirtenjunge sitzend speiste“, und hinsichtlich einer Bauernstube auf der Insel Samsoe: „Wenn eine junge Frau im Hause ist, steht sie und die Mägde vor dem Tische und speisen, die alte Frau sitzt am andern Tischende.“ Aus den keltisch-romanischen Ländern haben wir das Zeugnis des Galfr. Monumetensis IX, 13 (bei A. Schultz Höfisches Leben I², 422): (Nach der Krönung) *ille* (*Arturus*) *ad suum palatium cum viris, haec* (*regina*) *ad aliud cum mulieribus epulatum incedunt. Antiquam namque consuetudinem Trojae* (!) *servantes Britones consueverunt mares cum maribus, mulieres cum mulieribus festivos dies separatim celebrare.* Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass auch im ganzen romanisch-germanischen Westen unseres Erdteils die ältere Sitte die Trennung der Geschlechter bei den Mahlzeiten vorschrieb. Andererseits lässt sich aber auch, wenigstens in den besseren Kreisen, die „bunte Reihe“, ausdrücklich als „der Franzoyser site“ bezeichnet, von ziemlich früher Zeit an hier nachweisen (vgl. Weinhold a. a. O., A. Schultz a. a. O. und Pietsch Z. f. deutsche Phil. XVI, 231). Namentlich

scheinen bei den Germanen die Frauen frühzeitig zu den Trinkgelagen zugelassen worden zu sein, wie z. B. die von Paulus Diaconus II, 28 erzählte Geschichte zeigt, nach der Alboin bei einer solchen Gelegenheit sein Weib Rosamunde zwingt, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Aus Skandinavien wird von der Sitte berichtet (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 460), *tvimenning* „paarweise", Mann und Weib, wie sie das Los vereinigte, zu trinken. Hingegen möchte ich die im Heliand v. 147 (Heyne) von den Ehegatten gebrauchte Ausdrucksweise *gibenkeon endi gibeddeon* „Bank- und Bettgenossen" auf nichts anderes als das gemeinsame Wohnen von Mann und Frau beziehen.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick auf die asiatischen Indogermanen, so begegnet uns in der heutigen armenischen Grossfamilie genau dasselbe Bild wie in der serbischen Zadruga: „Bei allen Mahlzeiten essen die Frauen getrennt" (Dr. Barchudarian bei Leist Altarisches Jus civile I, 499). Über die alten Perser vgl. oben p. 363. Auch aus dem ältesten Indien sind neuerdings (vgl. Winternitz Beilage z. Allg. Z. 1903 Nr. 253, p. 251) Zeugnisse für das Getrenntspeisen beider Geschlechter beigebracht worden. Im *Çatapathabrâhmaṇa* I, 9, 2, 12 ist von dem *patnîsaṁyâjas* die Rede, einem Opfer, das gewissen Gottheiten nebst ihren Weibern dargebracht wird. Dabei heisst es: *he thereby conceals (this offering) from them; and accordingly Yâjñavalkya* (ein alter Lehrer) *says: Whenever human women here eat (they do so) apart from men.* Dazu X, 5, 2, 9 (betreffend die Sohneserzeugung): „Der Mann soll nie in Gegenwart seiner Gattin essen; denn nur so wird ihm ein kräftiger Sohn geboren, und die Frau, in deren Gegenwart der Mann nicht isst, gebiert einen kräftigen Sohn."

Nach dem allen kann es keinem Zweifel unterliegen, dass das Getrenntspeisen von Mann und Frau, sei es in verschiedenen Räumen, sei es an verschiedenen Tischen, sei es endlich auch nur so, dass die Frauen stehend neben den sitzenden Männern ihre Mahlzeiten einnehmen, eine uralte idg. Sitte ist, die im Norden und Osten Europas und bei den Armeniern unter der ländlichen Bevölkerung noch heute herrscht.

Demgegenüber fällt es auf, dass in der Formulierung der katholischen Ehescheidung

*„Separatio quoad thorum et mensam"*

die Gemeinschaft des Tisches gerade als charakteristisch für den Begriff der Ehe angesehen wird. Es schien daher wichtig, etwas über das Alter dieser Formulierung in Erfahrung zu bringen. Hierüber hatte F. Kniep die Güte, mir folgendes mitzuteilen: „'Ehescheidung von Tisch und Bette' scheint ein ganz moderner Ausdruck zu sein. Nach J. H. Boehmer *Ius eccl. lib.* 4, *tit.* 19 § 49 geht die Sache hauptsächlich auf Augustus zurück, aber ein älterer Ausdruck wird gewesen sein: *separari quoad cohabitationem.* Es heisst bei Böhmer: *separantur quoad cohabitationem, quae vulgo vocatur* 'Die Ehescheidung von Tisch und Bette'. Noch im *Trident. Conc. sessio* 24 *de reform. matr.* c. 8 heisst es: *ob multas causas separationem inter coniuges quoad thorum seu quoad cohabitationem ad certum incertumve tempus fieri posse decrevit* (*ecclesia*)." So stimmt also auch dies mit den obigen Ausführungen aufs beste überein. Dabei darf man sich das Aufkommen der Sitte des Zusammenspeisens von Mann und Frau vielleicht in der folgenden Weise vorstellen: Das einzige idg. Volk, bei dem ich keine Nachricht über das Getrenntspeisen der beiden Geschlechter bis jetzt habe finden können, ist das römische. Im Gegenteil berichtet Valerius Maximus II, 1, 2: *Feminae cum viris cubantibus sedentes cenitabant.* Vgl. auch oben p. 354 „alle setzten sich an denselben Tisch". Da nun in Rom frühzeitig die Frauen eine bessere Stellung erhielten, was sich in dem Zurücktreten des Brautkaufs, in der Anteilnahme des Mädchens an der Erbschaft zu gleichen Teilen mit den Söhnen, in ihrer Ausstattung mit einer Mitgift, in dem Zurückweichen der Manus-Ehe vor der freien Ehe usw. zu erkennen gibt, so liegt die Vermutung nahe, das Zusammenspeisen der beiden Geschlechter möchte zuerst in Italien aufgekommen, von da in die romanische Welt übergegangen sein und (s. o.) von hier wieder, aus der höheren Gesellschaft in die niedere herabsteigend, sich über Europa verbreitet haben oder noch verbreiten.

---

Die idg., agnatisch aufgebaute und unter der absoluten Gewalt des **potis* oder **demspotis* stehende Herdgemeinschaft stellt, trotz aller Barbarei, die mit ihr verbunden ist, ein kraftvolles und zukunftsreiches Gebilde dar, wohl geeignet, siegbaft den Kampf mit anderen Familienordnungen zu bestehen, die ihr

bei der Ausbreitung des Indogermanentums über Asien und Europa entgegentreten mochten. Tatsächlich finden wir nun in denjenigen Gebieten unseres Erdteils, die wir uns in historischer oder vorhistorischer Zeit von Nicht-Indogermanen besetzt denken müssen, die unverkennbaren Spuren einer anderen Familienordnung, nämlich die des Mutterrechts oder, allgemeiner und vorsichtiger ausgedrückt, einer anderen Stellung der Frau, als wir sie von den Indogermanen her gewöhnt sind. Beginnen wir mit Griechenland, so ist uns einerseits bei den epizephyrischen Lokrern ein Adel von hundert Geschlechtern in weiblicher Linie bezeugt, andererseits besitzen wir von der Insel Kos ein Namensverzeichnis, in dem eine lange Reihe von Personen aufgezählt wird, „die auf Grund ihrer in weiblicher Linie gerechneten Abstammung an einem bestimmten Kultus teil haben, und die ihrem Namen ausser dem des Vaters stets noch den der Mutter beifügen, bei der auch die weiteren Vorfahren oft bis zur dritten oder vierten Stelle angegeben sind, während die Ahnenreihe in männlicher Linie nie über den Vater hinausgeführt ist" (vgl. J. Toepfer Attische Genealogie p. 192 ff.). Ohne Zweifel stehen diese Tatsachen ethnisch in Verbindung westlich mit der Gewohnheit der altetruskischen Grabinschriften, die dem Verstorbenen weit häufiger den Namen der Mutter als den des Vaters beigeben, östlich mit den Sitten und Gebräuchen der Lykier, von denen aufs beste bezeugt wird, „dass sie sich nach der Mutter und mütterlichen Grossmutter benennen", oder „dass sie die Weiber mehr als die Männer ehren und das Erbe den Töchtern, nicht den Söhnen hinterlassen", oder „dass sie seit alters von Frauen beherrscht werden" (vgl. die Belege in meinem Reallexikon s. v. Mutterrecht). Wir kommen also zu dem Schluss, dass im südlichen und südöstlichen Europa, bevor die Indogermanen daselbst festen Fuss fassten, eine nach oder von Kleinasien hin- oder herüberreichende Bevölkerung sass, bei der Mutterrecht und Frauenherrschaft, nicht, wie bei den Indogermanen, Vaterrecht und Frauenknechtung galten.

Dasselbe ist aber auch im später keltischen Südwesten, Westen und Nordwesten Europas der Fall. Von den Kantabrern, die zu dem grossen nichtindogermanischen Sprachstamm der Iberer gehörten, der sich einst von Spanien weit nach Frankreich erstreckte, erfahren wir durch Strabo III, p. 165, dass hier die

Männer ihren Frauen eine Mitgift gaben, dass die eigentlichen Erbinnen die Töchter waren und von diesen die Brüder verheiratet wurden: „Es gibt hier eine Art von Frauenherrschaft." Auf den balearischen Inseln (Diod. Sic. V, 17), die ebenfalls von den Ureinwohnern Spaniens besetzt waren, herrschte eine so grosse Wertschätzung der Frauen, dass, wenn solche von Seeräubern gefangen worden waren, man für ein Weib drei oder vier Männer als Lösegeld bot. Bei den Pikten endlich, die zu der vorindogermanischen Bevölkerung Englands gehörten (vgl. H. Zimmer Z. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte XV. Rom. Abt. p. 209) bestand noch bis ins IX. Jahrhundert n. Chr. ein deutlich ausgebildetes Mutterrecht, ohne dass hier indessen die Frau eine besonders hohe Stellung einnahm; doch regelte das Mutterrecht die Erbschaft, und auf einen Piktenherrscher folgte unweigerlich der Sohn der Schwester.

Dies alles sind gut überlieferte, kulturgeschichtliche Tatsachen, an denen sich nicht rütteln lässt. Es scheint nun aber, dass eine nichtidg. Bevölkerung und mit ihr Erscheinungen des Mutterrechts noch über andere Teile des nördlichen Europa verbreitet waren, und zwar solchen, die später entweder, ebenfalls von Kelten oder aber von Germanen besetzt wurden. Es tritt uns nämlich bei diesen Völkern eine Institution entgegen, die man doch wohl nur als die Folge einer Berührung mit mutterrechtlichen Einrichtungen auffassen kann, die Institution einer besonderen Ehrung des Schwestersohnes. Von den Germanen berichtet in dieser Beziehung Tacitus *Germ.* Kap. 20: *Sororum filiis idem apud avunculum, qui ad patrem honor. Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur et in accipiundis obsidibus magis exigunt, tanquam ii et animum firmius et domum latius teneant.* Denn da das, was Tacitus im Anschluss hieran über den Erbschaftsgang bei den Germanen berichtet (*heredes tamen successoresque sui cuique liberi, et nullum testamentum. Si liberi non sunt, proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi*), ganz dem entspricht, was wir bei einem idg. Volk zu finden erwarten dürfen (vgl. mein Reallexikon u. Erbschaft), so sieht die so bevorzugte Stellung des Schwestersohns ganz wie etwas von aussen in andersartige Verhältnisse Hineingetragenes aus. Auch steht die Nachricht des Tacitus nicht allein. Ebenso tritt in den dänischen Volksliedern

*Danmarks gamle Folkeviser*, ed. Axel Olrik) ein besonders enger Zusammenhang zwischen Mutterbruder und Schwestersohn hervor, indem der letztere häufig (z. B. IV Nr. 325) sein Leben für den ersteren einsetzt, während hingegen der Vaterbruder in den dänischen Volksliedern (mehr als 500) überhaupt nicht genannt wird. Ähnlich liegen die Dinge in der altenglischen Überlieferung (vgl. Francis B. Gummere *The sister's son* in *An English miscellany, presented to Dr. Furnivall*, Oxford 1901 Nr. XVII). Auf keltischem Boden kann man an die von Livius V, 34 berichtete gallische Wandersage erinnern, der zufolge Ambigatus seine beiden Schwestersöhne, Bellovesus und Segovesus, in die Ferne schickt[1]).

Ich möchte also glauben, dass die Indogermanisierung Europas (vgl. I³, 147 ff.) zugleich einen Sieg der vaterrechtlichen über die vorher daselbst herrschende mutterrechtliche Familie bedeutete. Auch dies würde uns nötigen, den Ausgangspunkt der Indogermanen nicht im Süden, Westen oder Norden unseres Erdteils zu suchen, wo Reste des einstigen Mutterrechts allenthalben uns begegnet sind (vgl. auch oben p. 292 Anm. über Spuren einer einst ebendaselbst geltenden Vigesimalrechnung), sondern vielmehr in den nach Asien zu offen stehenden Teilen, wo die patriarchalische, polygamische und agnatische, auf Raub oder Kauf gegründete Familie der Indogermanen auf dem ungeheuren Raum vom westlichen Sibirien bis nach China zahllose Entsprechungen findet.

1) Wer sich davor scheut, die Institution des Schwestersohns bei Germanen und Kelten aus einem voridg. Mutterrecht abzuleiten, müsste zu ihrer Erklärung an das I³, 231 kurz berührte Verhältnis von Bruder und Schwester in der Urzeit anknüpfen, was mir zwar auch möglich, aber doch nach der ganzen Lage der Dinge weniger wahrscheinlich scheint.

XIII. Kapitel.

# Sippe und Stamm.

I. Die Geschlechtsverbände in der Herzegowina und in Montenegro. — II. Die Spuren dieser Zustände bei den übrigen idg. Völkern. — III. Sippe und Stamm bei dem idg. Urvolk. Wanderungen der Indogermanen. Entwickelung des Völkerschaftsbegriffs. Arier.

Während die Grundzüge der idg. Familienordnung trotz aller Verschiebungen und Verflachungen, die mit ihr im Laufe der Jahrhunderte geschehen sind, mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit bei den einzelnen idg. Völkern sich noch heute erkennen lassen, ist dies bei den in der Urzeit ohne Zweifel vorhandenen, über die Familie hinausgehenden verwandtschaftlichen Verbänden fast nicht mehr möglich. Zwar spielt der Begriff der über die Sonderfamilie, die fast überall die idg. Grossfamilie abgelöst hat, hinausgehenden Verwandtschaft auch in den heutigen Gesetzgebungen, z. B. in den Bestimmungen über die Erbschaft oder die Eheschliessung, eine gewisse Rolle. Im übrigen aber hat der Begriff des **Staates**, indem dieser zu seiner Grundlage den territorialen, nicht den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Menschen nahm, die ursprünglichen Zustände nahezu völlig vernichtet. Aber auch für den einzelnen und in rein persönlicher Hinsicht fängt der Begriff der weiteren Verwandtschaft, abgesehen von regierenden und altadligen Häusern, an, immer gegenstandsloser zu werden. Die ausserordentliche Entwicklung des Verkehrs in der Neuzeit, die Freizügigkeit, die Auswanderung usw. zersprengen immer mehr die einstigen örtlichen Zusammenhänge der Familien, und die wenigsten Menschen können heutzutage noch das, was früher jeder konnte, nämlich von ihren Ahnen mehr als etwa ihren Grossvater namhaft machen.

Unter diesen Umständen würde die Ermittlung der ältesten idg. Verhältnisse unmöglich sein, wenn sich nicht an einigen

ganz wenigen und versteckten Stellen des idg. Völkergebiets die ursprünglichen Zustände dennoch mit grösster Treue erhalten hätten. In erster Linie ist dies in den Berggegenden der Herzegowina und Montenegros der Fall, Ländern, die zwar ebenfalls seit geraumer Zeit in einem Übergang zu den modernen Staatseinrichtungen begriffen sind, die aber doch noch jetzt einen unter diesem leicht zu entfernenden Firnis liegenden Geschlechterstaat mit vollkommner Deutlichkeit erkennen lassen. In dieser Beziehung erweisen sich die südslavischen Verhältnisse als weitaus altertümlicher, als die der Russen, deren ursprüngliche Verfassungszustände durch die wiederholten Perioden einer schwer auf ihnen lastenden Knechtschaft seitens turko-tatarischer und germanischer Völker vielfach verändert worden sind. Ich werde daher im folgenden mit einer Schilderung von „Stamm“ und „Sippe“ in der Herzegowina und Montenegro an der Hand der beiden Werke: F. Krauss Sitte und Brauch der Südslaven, Wien 1885 und (besonders) P. Rovinskij Montenegro in Vergangenheit und Gegenwart (Sbornik der kais. Ak. d. W. in St. Petersburg XLV, LXIII, LXXX, 1888, 1897, 1905) beginnen. Dieser Schilderung werde ich einzelne Züge aus der Kulturgeschichte der übrigen Slaven hinzufügen[1]. Sodann werde ich in einem zweiten Abschnitt untersuchen, inwieweit die Spuren der in dem ersten Abschnitt geschilderten Zustände sich noch bei den übrigen idg. Völkern nachweisen lassen, um dann drittens eine Rekonstruktion der idg. Zustände, namentlich auch an der Hand der einschlägigen urverwandten Terminologie, zu versuchen.

## I. Stamm und Sippe in der Herzegowina und in Montenegro.

1. Sowohl das *pleme* „der Stamm“, wie auch das *bratstvo* „die Sippe“, das im allgemeinen eine Unterabteilung des *pleme*

1) Wichtig hierfür wären auch die Untersuchungen Hans Schreuners zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit (Leipzig 1902), in denen der Versuch gemacht wird, der Chronik des Cosmas einen höheren Grad geschichtlicher Wahrheit zu entlocken, als ihr bis jetzt zugestanden wurde; doch habe ich auf Anführungen von Einzelheiten verzichtet, da ich mich kurz fassen muss, und die Nachrichten des Cosmas mir immerhin mehr Licht von den idg. Verhältnissen zu empfangen, als ihnen zu spenden scheinen.

bildet, leiten ihren Ursprung von einem gemeinsamen Stammvater oder dessen Söhnen, untereinander Brüdern (daher der Name *bratstvo* : *brat* „Bruder"), ab. Ein scharfer Unterschied lässt sich zwischen den beiden Begriffen daher nicht machen. Man kann nur sagen, dass das *bratstvo* unter allen Umständen mit fast geschichtlicher Genauigkeit seinen Anfang und seinen Urahnen kennt, während bei dem *pleme* dieser letztere mehr oder weniger eine volkstümliche Fiktion ist und der territoriale Zusammenhang vielfach bereits eine ebenso wichtige Rolle spielt, wie der verwandtschaftliche. Dies äussert sich einerseits darin, dass in einem *pleme* öfters auch untereinander nicht verwandte *bratstva* infolge von Zusiedelung beieinander wohnen, und dass zweitens die Namen der *plemena* zwar häufig, ganz wie die der *bratstva*, patronymisch gebildet, z. B. die *Vasojeviči*, *Bělopavliči*, *Ozriniči*, *Kuči* [1]) usw., nicht minder häufig aber auch nach einer Örtlichkeit oder dem Territorium gegeben sind, z. B. *Katunskaja nahija*, *Rěckaja n.*, *Cermnickaja n.* usw. (*nahija* „Gebiet, territorium").

Im allgemeinen bildet das *pleme* die oberste verwandtschaftlich gedachte Einheit; doch können auch wiederum mehrere *plemena* untereinander sich als Verwandte betrachten. So glauben z. B. die *Ozriniči*, *Pipery* und *Vasojeviči*, dass sie von drei Brüdern abstammen, und begrüssen sich untereinander mit den Worten: *o, moj rodo* „mein Verwandter".

Das *bratstvo* hinwiederum teilt sich in Verwandtschaften (*rod*) oder „engere *bratstva*", für die bei den *Vasojeviči* der Ausdruck *trbuch* „Mutterleib" besteht. Die unterste Einheit bilden die Familien (*porodica*, *famelja*) oder Häuser (*kuča*).

Von den genannten Ausdrücken kommen *rod* und *pleme* auch in anderen slavischen Sprachen mit entsprechender Bedeutung vor. So berichtet Nestor von den ältesten Slaven: *živjachŭ koždo sŭ svojimŭ rodomŭ i na svojichŭ městachŭ, vladějušče koždo rodomŭ svojimŭ* „sie lebten ein jeder mit seiner Verwandtschaft und auf seinen Plätzen, indem ein jeder über seine Verwandtschaft regierte". Im Russischen ist *rodŭ-plemja* der vollständige, volkstümliche Ausdruck für die Blutsverwandtschaft

---

1) Ich gebe die montenegrinischen Namen meist in der (russischen) Transkription Rovinskij's.

eines Menschen. Im Altrussischen bedeutet *plemja* (nach dem Wörterbuch Sreznevskijs) „Nachkommenschaft", „Familie", „Verwandtschaft", „Stamm" (*φυλαί, tribus*), „Volk" (*ἔθνος, gens*), *plemenĭnyĭ* ist „der Verwandte von Vaters Seite", *plemenĭnikŭ, plemjęnĭnikŭ* „der Verwandte" (vgl. russ. *plemjánnikŭ* „Neffe"). Hingegen lässt sich *bratstvo* in der angegebenen politischen Bedeutung ausserhalb des Südslavischen nicht nachweisen.

2. Der innige Zusammenhang der Mitglieder eines *pleme* oder *bratstvo* untereinander tritt nach den verschiedensten Richtungen hervor:

a) in Beziehung auf den Namen des einzelnen. Jeder Montenegriner benennt sich vor allem nach dem *bratstvo* oder *pleme*, dem er angehört. Natürlich werden diese Namen aber nur von Aussenstehenden gebraucht, wenn der Betreffende z. B. sich in einem anderen *pleme* oder in der Stadt ansiedelt: *Jovan Piper, Novo Kuč, Pavle Vasojevič.* Hinzu kommen dann noch die Namen des Vaters, Grossvaters und der betreffenden Häusergruppe, so dass einer z. B. mit seinem vollständigen Namen nach Krauss heissen kann: *Jovo Petra Markovića Jankovića Kovačevića*, d. i. Jovo, Sohn des Peter, des Markussohns, (aus dem Hause) Janković, (aus dem *bratstvo*) Kovačević;

b) in sakraler Beziehung. Als erstes Zeichen der Geschlechtseinheit dient die Verehrung eines und desselben Heiligen im ganzen *pleme.* So feiern die *Vasojevići* den Tag des heiligen Alexander. Andere *plemena* verehren den hl. Nikolaus, den hl. Johannes, den Erzengel, die hl. Petkovica usw. Als ein besonderes Zeichen der religiösen Individualisierung kann angesehen werden, dass im alten Montenegro, wo die *bratstva* für sich ein, wenn auch noch so kleines, nicht verzweigtes *pleme* darstellen, jedes *bratstvo* seine eigene Kirche hat, die nur seine Mitglieder besuchen. So finden sich z. B. bei den *Neguši* 15 Kirchen auf 400 Häuser;

c) in militärischer Beziehung. Sowohl das *pleme* wie das *bratstvo* bilden militärische, zusammen im Kriege kämpfende Einheiten. Selbst in gemischten Siedelungen teilt man sich, wenn es in den Krieg geht, nach Bratstven. Ja, selbst wer in der Stadt wohnte, begab sich, um seinen Kriegsdienst zu tun, in sein *pleme* oder *bratstvo*, und erst in neuester Zeit bilden die Stadtbewohner eigene Bataillone;

d) in konnubialer Beziehung. In alter Zeit heirateten die *Kuči* niemals untereinander und nahmen sich ihre Frauen aus einem anderen *pleme*. Deswegen verheirateten sie sich oft mit Albanerinnen und gaben ihre Töchter nach Albanien. Ebenso machten es die *Vasojevići*, und mehr oder weniger herrschte derselbe Brauch bei allen *plemena*. Auf keinen Fall heiratete man aus demselben *bratstvo* oder gar demselben *rod* (Exogamie). Jetzt ist es anders;

e) in Beziehung auf gegenseitigen Schutz. Das Bewusstsein seiner Blutsverwandtschaft legt dem Montenegriner seine wichtigste Verpflichtung auf: den Seinigen andern gegenüber in Recht und Unrecht beizustehen. In alter Zeit geriet oft ein *pleme* mit dem andern wegen der tödlichen Beleidigung eines seiner Mitglieder in Krieg und verband sich dabei mit dem Landesfeind, dem Türken oder Arnauten; denn *pleme* und *rod* standen höher als Nationalität und Glaube. Wenn man sich dann versöhnte und Frieden schloss, nahmen beide *plemena* daran teil, und oft kamen bei solchen Gelegenheiten 1000 Mann und mehr zusammen. In der Gegenwart ist Blutrache eines ganzen *pleme*, *bratstvo* oder *rod* unmöglich; doch nehmen einzelne von diesem Geist erfüllte Persönlichkeiten noch immer hier und da zu ihr ihre Zuflucht. — Auch bei den übrigen Slaven, z. B. bei den Polen (vgl. Rovinskij Sbornik 63 p. 141) haftete die Blutrache an den oben genannten Geschlechtsverbänden;

f) in Beziehung auf das Eigentum an Grund und Boden. Der eigentliche Eigentümer des Grund und Bodens war das *pleme*, und noch die gegenwärtige Gesetzgebung bestimmt, dass, wer unbewegliches Eigentum veräussern will, es zuerst den „Nahen", d. h. den Mitgliedern des *bratstvo* oder *pleme*, den Nachbarn oder Dorfbewohnern anbieten muss. Der Wohnungsbezirk eines *pleme* hiess *župa* (vgl. über dies vieldeutige Wort Rovinskij Sbornik 45 p. 444 ff. und Krauss a. a. O. p. 18 ff.), dessen ältester Sinn „Weidebezirk" (vgl. oben p. 155, 216) gewesen zu sein scheint. Den örtlichen Mittelpunkt des *pleme* bildete der *grad* „Burg" oder „Stadt". Im übrigen hat jetzt jede einzelne Familie ihren besonderen Teil Landes in eigentümlichem Besitz, der mit Getreide bestellt oder mit Obstbäumen bepflanzt, von einer Mauer oder einem Zaun umgeben

ist. In gemeinsamer Verwaltung des *bratstvo* befindet sich nur der Bergwald mit den Sennereien und dem gemeinsamen Holzbestand. Auch die Mühlen gehören dem *br.* gemeinsam. Das *bratstvo* bewohnt, je nach seiner Seelenzahl, ein oder mehrere Dörfer in der Regel ausschliesslich. Eine Reihe von Dörfern trägt direkt die Namen der sie besiedelnden *bratstva*: z. B. *Prli, Radomany, Drecuny, Bukičeviči, Boleviči* usw.

Ähnliche Spuren eines gemeinschaftlichen Besitzes an Grund und Boden seitens der einzelnen Geschlechtsverbände treten uns auch bei anderen slavischen Völkern entgegen, z. B. bei den Polen die gleiche Verkaufsbeschränkung des unbeweglichen Eigentums Fremden gegenüber (vgl. Rovinskij a. a. O.). Das treueste Abbild der ursprünglich vorauszusetzenden Zustände aber würde der noch heute in Russland bestehende Mir, die Dorfgemeinde mit Gesamteigentum des Grund und Bodens, darstellen, wenn sich diese Bildung als eine altertümliche und ursprünglich auf verwandtschaftlicher Basis beruhende erweisen lässt [1]).

1) Das Wort *mirŭ* bedeutet schon im Altrussischen (vgl. Sreznevskij *Materialy*) dreierlei: 1. „Friede", 2. „Welt", 3. „Gemeinde". Die neurussische orthographische Scheidung zwischen dem Wort in seiner ersten und in seinen beiden letzteren Bedeutungen ist sekundär. Auszugehen ist ohne jeden Zweifel von der Bedeutung „Friede", wie sich durch Vergleichung mit scrt. *mi-trá* „Freund", *mi-trám* „Freundschaft", lit. *mý-limas* „geliebt" etc. auch etymologisch erhärten lässt Aus der Bedeutung „Friede" muss sich dann der Sinn von „Friedensbezirk" = Gemeinde entwickelt haben. Dies kann (vgl. oben 2,e und Kap. XIV: Recht) nur so verstanden werden, dass *mirŭ* „Friede" im Gegensatz zu *mĭstĭ* „Rache" ursprünglich denjenigen Verwandtenkreis bezeichnete, der unter sich zu Frieden, andern gegenüber zur Rache (Blutrache) verpflichtet war. So erhalten wir *mirŭ* = *rodŭ* „Geschlecht" (vgl. oben p. 372). Die Bedeutung „Welt" ist erst unter christlichen Anschauungen erwachsen. Ursprünglich hiess es *vesĭ mirŭ*, d. h. der ganze Friedensbereich.

Bedenken wir nun, dass dieser *mirŭ* (jetzt auch *óbščina* „Gemeinde" genannt) die wichtigsten seiner Eigenschaften mit den alten Geschlechtsverbänden teilt, das Gesamteigentum des Grund und Bodens, die gegenseitige Haftung, jetzt vorwiegend in den Steuerangelegenheiten (vgl. oben 2, e), und eine ultra-demokratische Verfassung, der zufolge alle Gemeindeangelegenheiten in der Versammlung der Hausväter entschieden und die Beamten der Gemeinde ausschliesslich von dieser gewählt werden (vgl. oben 3 a und b), so fällt es schwer, an der Ursprünglichkeit dieser ganzen Bildung zu zweifeln.

Nun ist mir natürlich bekannt, dass seit Čičerinŭ, J. v. Keussler

3. Die Regierung des Stammes und der Sippe.

a) Die Volksversammlung. Alle Gewalt lag beim Volke, das dieselbe durch seine Vertreter in den Volksversammlungen (*sbor*, *skupština*) ausübte. Deswegen hatte jedes *pleme* besondere Punkte, die für solche Versammlungen dienten, einen schattenreichen Hain, einen wasserreichen Brunnen etc. Jetzt sind diese Plätze mit dem Dahinschwinden der Bedeutung jener Volksversammlungen verödet. Die Versammlungen waren nicht regelmässige, sondern wurden nur bei wichtigen Gelegenheiten berufen, z. B. zum Zweck der Wahl eines Vojevoden (s. u.), der Beilegung langjähriger Fehden, der Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten, die den allgemeinen Frieden bedrohten, der Führung von Verhandlungen mit den Landesfeinden usw. Es gab auch Versammlungen der einzelnen *bratstva*, Dörfer und Geschlechter (*rod*). Sie fanden ebenfalls an bestimmten Punkten, manchmal auch in einem Hause statt. Hier wurden die Angelegenheiten der engeren Kreise erledigt.

b) Die Häupter. An der Spitze aller dieser Geschlechts-

---

(Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland T. 1—3, 1876—1887) u. a. eine starke wissenschaftliche Strömung besteht, nach der die altrussische Gemeinde ihren angeblich späten Ursprung „einzig und allein der Verpflichtung zur Entrichtung der Steuern" verdanke (vgl. auch R. Hildebrand Recht und Sitte I, Jena 1896, p. 183 und V. Ključevskij (russisch) Kurs der russ. Geschichte, Moskau 1906, II, 378). Ich möchte mir mein Urteil in dieser wichtigen Frage daher noch vorbehalten. Immerhin möchte ich es aber für wahrscheinlich halten, dass in dem russ. *mirŭ*, ähnlich wie in der serbischen *zadruga* (vgl. oben p. 357 ff.), alte und neue Elemente sich mischen. Ich möchte glauben, dass die altrussischen oder urslavischen Sippendörfer, von deren einstiger Existenz noch Dorfnamen wie *Židčiči*, *Mirjatiči*, *Dědiči*, *Dědogostiči* (vgl. Ključevskij I, 139) Zeugnis ablegen, bei der Ausbreitung der Russen im Osten Europas in der Regel sich spalteten, und diese Besiedelung in der Tat meistenteils in Einzelhöfen oder ganz winzigen Dörfern erfolgte. Dann wurden zum Zwecke der Steuererhebung derartige Einzelsiedelungen von den Behörden wiederum zu grösseren Gemeinden zusammengelegt, die jetzt zwar nicht mehr durch Verwandtschaft unter sich verbunden waren, aber nach dem nirgends ganz erloschenen oder vergessenen Vorbild des echten urslavischen *mirŭ* ihr Leben führten.

Bemerkt sei, dass auch V. Hehn (*De moribus Ruthenorum* p. 152) den russischen *mirŭ* unbedenklich mit den entsprechenden Einrichtungen der verwandten Völker vergleicht.

verbände standen **gewählte** Häupter, die ursprünglich vielleicht nur *glavar* „Haupt“ (z. B. *pleminski* „des Stammes“) oder *starosta*, *starějšina* „der Alte“ hiessen, für die aber frühzeitig auch besondere Namen wie Vojevode, Knez, Serdar u. a. aufgekommen sind. Nur über den Vojevoden soll hier ausführlicher gesprochen werden.

Der **Vojevode** war vor allem Heerführer; deswegen musste die Wahl natürlich auf denjenigen fallen, der sich besonders als guter Krieger bewährt hatte. Die Wahl galt für lebenslänglich, doch konnte er abgesetzt werden, wenn er das Vertrauen des Volkes nicht rechtfertigte. Er konnte seine Würde auf seine Kinder vererben, bedurfte aber dazu der Zustimmung des Volkes, das an Stelle des Sohnes, wenn dieser nicht geeignet schien, einen anderen Verwandten des Vojevoden, z. B. seinen Neffen, erwählen konnte; denn die Erbfolge haftete im allgemeinen an dem *bratstvo*, dem der Vojevode des betreffenden *pleme* angehörte, wenigstens so lange, als das *bratstvo* die Macht hatte, sein Vorrecht zu verteidigen. Von jeher gab es bestimmte angesehene Geschlechter, die nicht *de iure*, aber *de facto* das Privilegium hatten, dem Volk seine Führer zu geben. Immer spielte aber die Persönlichkeit des Betreffenden die Hauptrolle. Er weidete ursprünglich seine Herden wie die anderen auch, und erst allmählich gelang es ihm, wie gesagt, infolge militärischer Verdienste, zum Vojevoden berufen, alle äusseren und inneren Angelegenheiten des *pleme* in seiner Hand zu vereinigen. Nicht alle, sondern nur die stärkeren *plemena* hatten ihre eigenen Vojevoden, die schwächeren ordneten sich anderen unter. Im wesentlichen mit der Stellung des Vojevoden gleichbedeutend scheint auch die des südsl. *župan*, des Vorstehers einer *župa* (vgl. oben p. 374), gewesen zu sein (vgl. **Krauss** a. a. O. p. 26 ff.).

Die Verfassung, die wir also in der Herzegowina und in Montenegro finden, ist, soweit man von einer solchen sprechen kann, eine **rein demokratische** mit einem gewählten, zuweilen erblichen, dann aber immer noch der Bestätigung durch das Volk bedürftigen Oberhaupt gewesen, und es kann nicht bezweifelt werden, dass dies der älteste politische Zustand der Slaven überhaupt war. Auf der einen Seite erfahren wir durch den Strategiker Maurikios (Ende des VI. Jahrh.; vgl. *Arriani Tactica et Mauricii Art. milit. l.* XII, *ed. Schefferus, Upsaliae* 1664,

p. 281), dass die Slaven viele „Könige“ (*ῥῆγες*) hatten, die in fortwährender Fehde miteinander lagen; auf der anderen durch Prokop B. G. III, 14, dass die Slaven und Anten in demokratischen Verhältnissen lebten, und alle wichtigen Dinge vor die Volksversammlung (*κοινόν*) gebracht wurden. Man wird ohne Schwierigkeit in den *ῥῆγες* die Vojevoden und in dem *κοινόν* die *skupština* wiedererkennen.

II. Inwieweit spiegeln sich die Verhältnisse der südslavischen *bratstvo* und *pleme* bei den übrigen idg. Völkern ab?

Indem ich mich zu der Beantwortung dieser Frage wende, bedaure ich, auf die keltischen Zustände, obgleich das Studium der ältesten Rechtsquellen dieser Völker (*Ancient laws of Ireland, Ancient laws and institutes of Wales* etc.) auch in dieser Beziehung eine reiche Ausbeute verspricht, zurzeit noch nicht näher eingehen zu können. Doch soll einzelnes bei Besprechung der den Kelten ethnisch und linguistisch (vgl. I[3], 169) am nächsten stehenden Germanen und Italiker berührt werden.

a) Die Germanen. Dem Begriffe des südslavischen *bratstvo* und *pleme* entspricht hier die Sippe: urgerm. got. *sibja*, agls. *sibb*, ahd. *sippa* (einzelsprachlich auch: got. *knôþs*, ahd. *fara*, *chunni*, agls. *mǽgð*) und der Gau (lat. *pagus*): urgerm. got. *gavi*, ahd. *gouwi*. Das letztgenannte Wort, urgerm. **ga-avia-m* ( : griech. *οἴη* „Dorf“ aus **oviâ*, *οἰήτης* „Dorfbewohner“, näheres vgl. Reallexikon p. 799) bedeutet ursprünglich „Gemeinschaft von Dörfern“ oder, was dasselbe ist, „Gemeinschaft von Dorfsippen“. In ihm tritt die territoriale Grundlage der Zusammengehörigkeit schon deutlicher, als in den südslavischen *pleme* oder *nachija* (vgl. oben I, 1) hervor. Auch ist zu bemerken, dass zur Zeit des Caesar und Tacitus, sowohl bei Kelten wie Germanen, der *pagus* im allgemeinen nur als Unterabteilung der *civitas* oder Völkerschaft erscheint; doch fehlt es weder hier, noch dort (vgl. Brunner Deutsche Rechtsgeschichte I, 115) an Beispielen, die die einstige politische Selbständigkeit der einzelnen *pagi* verbürgen. Tritt so auf der einen Seite das territoriale Moment bei den Germanen schärfer hervor, so ist doch auf der anderen Seite der Verwandtschaftsgedanke noch immer der herrschende. Ganz in südslavischer Weise (vgl. oben I, 1) leitet die von Tacitus

(*Germ.* Kap. 2) bewahrte germanische Stammsage die Herkunft der Westgermanen von drei Brüdern, Söhnen des Mannus, Sohnes des Tuisco, ab. Was ferner von dem alten Wales (vgl. *Giraldus Cambriae descr.*, nach F. Walter Das alte Wales p. 33) berichtet wird: *Genealogiam quoque generis sui etiam de populo quilibet observat, et non solum avos, atavos, sed usque ad sextam vel septimam, et ultra procul generationem memoriter et promte genus enarrant*, hat, wie z. B. die umfangreichen Genealogien der Sachsenchronik zeigen, auch bei den Germanen gegolten, und nach dem gemeinsamen Stammvater benennen sich mittelst des urgermanischen Suffixes *-inga* (altn. *Ylfingar*, agls. *Wylfingas*, mhd. *Wülfinge*) übereinstimmend die Mitglieder der einzelnen Sippen (vgl. oben I, 2, a). Zugleich rückt dieser Stammvater in die Zahl der Götter oder Halbgötter ein (vgl. Jordanis Kap. 13: *iam proceres suos, quorum quasi fortuna vincebant, non puros homines, sed semideos, id est ansis, vocaverunt*), und sein Kult bildet naturgemäss einen weiteren bedeutungsvollen Mittelpunkt der Sippe (vgl. oben I, 2, b). Im Krieg (vgl. I, 2, c) kämpfen die Angehörigen der Sippen beieinander, wie es Tacitus *Germ.* Kap. 7 berichtet: *Non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae ac propinquitates*, wie es auch für die alten Cymren (*Giraldus Cambriae descr.* Kap. 10) bezeugt wird: *Per turbas igitur et familias capite sibi praefecto gentis huius iuventus incedit.* Auch im übrigen haben alle für einen und einer für alle einzustehen, wie dies auf germanischem Boden besonders in den Satzungen der Blutrache (Tacitus *Germ.* Kap. 21) hervortritt: *Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias necesse est; nec implacabiles durant. Luitur enim etiam homicidium certo armentorum ac pecorum numero, recipitque satisfactionem universa domus, utiliter in publicum, quia periculosiores inimicitiae sunt iuxta libertatem* (vgl. oben I, 2, e). Dasselbe gilt von den Kelten: *Genus super omnia diligunt, et damna sanguinis atque decoris acriter ulciscuntur: vindicis enim animi sunt et irae cruentae, nec solum novas et recentes iniurias, verum etiam veteres et antiquas velut instantes vindicare parati* (*Giraldus Cambriae descriptio* Kap. 17). Endlich (vgl. I, 2, f) ist die germanische Sippe auch eine Wirtschafts- und Bodengenossenschaft gewesen, wie aus den bereits oben

p. 210 angeführten Stellen, die hier nicht wiederholt werden sollen, mit Sicherheit hervorgeht. Auf den Begriff des Sippendorfs weisen die zahlreichen mit dem patronymischen Suffix *-inga*, *-ingen* gebildeten Ortsnamen wie agls. *Centingas*, *Idumingas* etc. hin, und die von den römischen Schriftstellern auf germanischem Boden genannten *oppida* werden ursprünglich nichts als dürftig befestigte Mittelpunkte der Gaue gewesen sein, in die man nur in Zeiten der Gefahr flüchtete (vgl. Caesar *De bell. Gall.* V, 21 von den britannischen Kelten: *oppidum autem Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandae causa convenire consuerunt*).

In Beziehung auf die altgermanische Regierungsform müssen wir uns aufs neue erinnern, dass zur Zeit des Tacitus die Sippen und Gaue sich bereits in der höheren Einheit der *civitas* zusammengefunden hatten, die teils von Königen, teils von einer Mehrheit von Fürsten regiert werden. In beiden Fällen liegt das politische Schwergewicht in der Volksversammlung, dem *concilium* (Tacitus *Germ.* Kap. 11: *de minoribus rebus principes consultant, de maioribus omnes*). Wie demokratisch es in einer solchen Volksversammlung herging (*mox rex vel princeps, prout aetas cuique, prout nobilitas, prout decus bellorum, prout facundia est, audiuntur auctoritate suadendi magis quam iubendi potestate*) hat uns Tacitus a. a. O. mit lebendigen Farben geschildert. In diesem *concilium* werden auch die *principes* gewählt (Tacitus Kap. 12), aber, wie die geschichtlichen Tatsachen lehren, immer aus edlen Geschlechtern. Für die Könige wird diese Wahl aus dem Adel von Tacitus (Kap. 11) direkt bezeugt. Ihre Würde ist in beschränktem Sinne erblich, andrerseits gibt es genug Fälle, wo der König von seinen Untertanen aus verschiedenen Gründen abgesetzt wird. Am grössten ist seine Gewalt im Kriege. Überhaupt hat sich die Königswürde unter kriegerischen Verhältnissen erst in der Zwischenzeit von Caesar bis Tacitus entwickelt. Noch der erstere berichtet (*de bell. Gall.* VI, 23: *Cum bellum civitas aut illatum defendit aut infert, magistratus, qui eo bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem, deliguntur. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos ius ducunt controversiasque minuunt.* Dieser Zustand hat sich bei den Altsachsen

(Beda *Hist. eccl.* V, Kap. 10) noch lange erhalten: *Non enim habent regem idem Antiqui Saxones, sed satrapas* (*aldorman* in Bedas Übersetzung) *plurimos suae genti praepositos, qui ingruente belli articulo mittunt aequaliter sortes et quemcunque sors ostenderit, hunc tempore belli ducem omnes sequuntur, huic obtemperant, peracto autem bello rursum aequalis potentiae omnes fiunt satrapae.* Ein sogenannter *rex* ist also in den Königsstaaten des Tacitus nichts anderes, als ein *princeps* gewesen, der die ihm als „Herzog" (ahd. *herizogo*, altn. *hertoge*) übertragene Würde verstanden hatte, auch im Frieden beizubehalten, ganz wie wir oben (p. 377) gesehen haben, dass auch einzelne Vojevoden mehreren *plemena* vorstanden. Über die Einkünfte der *principes* heisst es bei Tacitus Kap. 15: *Mos est civitatibus ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum quod pro honore acceptum etiam necessitatibus subvenit.* Es gab also nur freiwillige Geschenke.

b) Die Griechen. Il. II, 362 rät Nestor, der Vertreter der „guten alten Zeit", dem Agamemnon, die Hellenen nach Sippen und Stämmen aufzustellen; dann, sagt er, werde man die Tüchtigkeit der einzelnen am besten erkennen, wenn jeder bei seinen Leuten kämpfe:

> *κρῖν' ἄνδρας κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας, Ἀγάμεμνον,*
> *ὡς φρήτρη φρήτρηφιν ἀρήγῃ, φῦλα δὲ φύλοις.*

Nehmen wir hierzu Il. IX, 63, wo derjenige als *ἀφρήτωρ* „sippenlos" und *ἀνέστιος* „herdlos" bezeichnet wird, der den Bürgerkrieg liebt, so haben wir auch hier die von den Südslaven her uns bekannte Stufenfolge geschlechtsverwandter Verbände: *ἑστία* „die Herdgemeinschaft" (südsl. *dom*, auch *ognište* „die Feuerstätte"), *φρήτρη* „die Sippe" oder „die Brüderschaft" (südsl. *bratstvo*), *φῦλον* „der Stamm" (südsl. *pleme*) auf das deutlichste vor uns.

Auch in späterer Zeit treten uns die Begriffe des *φῦλον* oder der *φυλή* (letzteres eigentlich ein Kollektivum zu dem ersteren) und der *φρήτρη* allenthalben entgegen, doch so, dass sie mehr oder weniger bereits territorial und zu Teilen der *πόλις* oder des Staates geworden sind, was bis zu einem gewissen Grade natürlich auch schon in homerischer Zeit der Fall war; doch kann der alte Nestor, „der drei Menschenalter sah", immerhin noch die volle Blüte des Geschlechterstaats in Griechenland erlebt

haben. Auch später leuchten die Grundzüge desselben noch überall hindurch. „Die Phylen“, sagt E. Meyer (Geschichte des Altertums II, 88) mit Recht, „sind nichts anderes, als Verbände mehrerer Phratrien; wie diese ruhen sie auf der Idee der Blutsgemeinschaft, ihre Angehörigen werden als Nachkommen eines gemeinsamen Ahnherrn gedacht. .... Die Phylengenossen bilden eine Kultusgemeinschaft, sie haben ihre eigenen Beamten, sie handeln und stimmen gemeinsam, auch wenn ihre Wohnsitze weit voneinander liegen.“ An die einstige Geschlossenheit des Grundbesitzes innerhalb der Phyle (vgl. oben I, 2, f) erinnert es, wenn in Kreta nach dem Gortynischen Gesetz die „Erbtochter“ in Ermangelung von Verwandten von einem Phylengenossen geheiratet werden musste, und der allgemein griechische Ausdruck für das Privateigentum, *κλῆρος* „Los“ (= russ. ***učástokŭ*** „der Teil“, den der einzelne Bauer im Mir erhält) weist mit grosser Deutlichkeit darauf hin, dass einst überall, wie in Sparta durch Lykurg, eine Aufteilung des früher allen gemeinsam gehörigen Grundeigentums stattgefunden hat. Noch in dem von Demosthenes (*in Macart.* p. 1069) herangezogenen Gesetz wird den *φράτορες* auch ein bevorzugtes Anklagerecht in Mordsachen zugesprochen, als letzter Rest ihrer einst bestehenden Verpflichtung zur Blutrache, deren Ausübung in homerischer Zeit bei den *ἔται* (*ἕται*) ruht. Dieser Name hinwiederum liegt der kretischen *ἑταιρία*, wie dort die Phratrie genannt wird, zugrunde.

Am zahlreichsten und deutlichsten aber haben sich die an Stamm und Sippe haftenden Einrichtungen und Anschauungen in Griechenland in Beziehung auf denjenigen Begriff erhalten, der zugleich als etwas uraltes und als etwas verhältnismässig neues bezeichnet werden muss, dem des *γένος* oder des Geschlechts. Dieses Wort wird von Haus aus ganz wie das südslavische *rod* (I, 1) zu beurteilen sein, d. h. es bedeutete eine Unterteilung der *φρήτρη* (*bratstvo*), konnte zugleich aber auch von jeder auf Zeugung beruhenden Verwandtschaft gebraucht werden. Natürlich rechnete sich jeder ursprünglich als zu einem *γένος* gehörend. Allmählich aber wurde unter den neuen Verhältnissen Griechenlands dieser Ausdruck mehr und mehr nur auf reiche und adlige, d. h. durch die Taten ihrer Vorfahren bekanntere Geschlechter angewendet, die mit dem zu allen Zeiten in der Verbindung von Adel und Reichtum hervortretenden Konserva-

tivismus die alten charakteristischen Züge der urzeitlichen verwandtschaftlichen Verbände treu bewahrten. So benennen sich die Mitglieder eines Geschlechts mit dem gentilicischen, von einem wirklichen oder fingierten Ahnherrn abgeleiteten Namen, für den das Suffix *-dâ* (*-δη*) charakteristisch ist: *Ἀτρεΐδαι*, *Ἀλκμεωνίδαι*, *Κεφαλίδαι*, *Εὐμολπίδαι*; doch liegen, ähnlich wie bei dem südslavischen *pleme* (I, 1), auch bereits geographische Begriffe (z. B. *Δεκελειεῖς*, *Σαλαμίνιοι*) oder Beschäftigungszweige (*Βουζύγες*, *Αἰγειροτόμοι*) dem Geschlechtsnamen zugrunde. Der gemeinsame Stammvater ist zugleich der Schutzgeist des *γένος* (vgl. I, 2, b und oben p. 379): „Toten-, Heroen- und Gentilkultus gehen ineinander über und ineinander auf." Die Abstammung wird nur in männlicher Linie gerechnet. Zahlreiche attische Dörfer und Demen sind einfach nach den Geschlechtern benannt, die sie bewohnen (vgl. oben 1, 2, f und p. 376 Anm.): *Philaidai*, *Paionidai*, *Ionidai*, *Ἀἰθαλίδαι*, *Ἀὐρίδαι*, *Εἰρεσίδαι*. „Das Gebiet von Teos zerfällt in „Türme" (*πύργος* „Burg"), d. h. offenbar Adelsburgen, die den Namen einzelner Personen tragen; ähnlich war das Gebiet von Ephesos organisiert" (oben I, 2, f) usw. (vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 306 ff. und Töpfer Attische Genealogie p. 3 ff.).

Da, wie wir sahen, von einer politischen Selbständigkeit des Phylon oder der Phyle in historischer Zeit nicht mehr die Rede sein kann, so vermag, ähnlich, wie wir es bei den Germanen beobachtet haben, die älteste Verfassung derselben sich nur in derjenigen des Staates zu spiegeln, dessen Teile das Phylon oder die Phyle geworden sind. In dieser Beziehung zeigt das homerische Königtum allerdings keine Spur einer Wahlmonarchie mehr. Die Macht des Königs erbt vielmehr vom Vater auf den Sohn, wird aber durch die ihm zur Seite stehenden *γέροντες* „Starosten" (*ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες*) erheblich eingeschränkt, die, wie er selbst, auch *βασιλῆες* „Könige" genannt werden, und in denen es daher sehr nahe liegt, einstige Häupter selbständiger Phylen und Stämme zu erblicken. Die Gewalt des Königs ist im Kriege eine grosse, eine geringere im Frieden, wo er für den Staat opfert, und, zusammen mit den Geronten, als Schiedsrichter waltet. Seine Lebensführung ist eine einfache. Königssöhne weiden noch die Herden des Vaters. Seine Einkünfte sind ähnlich wie die der germanischen Könige: freiwillige Geschenke und Gebühren (*δω-*

*τῖναι* und *θέμιστες*), dazu erhält er ein Kronland, beim Mahl den Ehrenplatz und die grösste Portion. Dem Könige mit den Geronten gegenüber ist die Bedeutung der Volksversammlung eine geringe und mehr passive, doch lehrt ein Blick auf den den Hellenen nächststehenden Stamm der Makedonen, die das Recht der griechischen Urzeit offenbar treu bewahrt haben, dass dies nicht der ursprüngliche Zustand gewesen sein kann; denn hier ruhte, wie wir aus einer Notiz des Curtius (VI, 8, 25) erfahren, zum mindesten die oberste Kriminalgerichtsbarkeit, ganz wie bei den Germanen (Tac. *Germ.* Kap. 12: *licet apud concilium accusare quoque et discrimen capitis intendere*), im Frieden bei dem Volk, im Krieg bei dem Heere (vgl. Kap. XIV).

c) Die Römer. In dem ältesten Rom ist vor allem auf zwei Bildungen zu verweisen, von denen die eine freilich nur durch die Sprachvergleichung, aber, wie ich glaube, mit verhältnismässig grosser Sicherheit erschlossen werden kann. In meinem Reallexikon p. 223 ff. habe ich nämlich den Nachweis zu führen versucht, dass die lat. Sippe von *vindex*, *vindicere*, *vindiciae*, *vindicta*, *vindicare*, *vindicatio* auf einen Stamm **veni-* zurückführt, der dem ir. *fine* „Verwandtschaft, Familie, Stamm, *joint family*" (*coibnes* „Verwandtschaft"), ahd. *wini* „Freund" (wer zur Verwandtschaft gehört) genau entspricht. Ist diese Zusammenstellung richtig (Zustimmung bei Walde Lat. Et. Wb. p. 674), so ergeben sich für den durch **veni-* bezeichneten Begriff der Sippe folgende drei in der prähistorischen Zeit Roms geltende Bedeutungssphären: 1. Wie lat. *vindex* „der Bürge" (**veni-deics*, eigentl. „einer, der auf die Sippe hinweist", zugunsten jemandes, wodurch er für ihn bürgt) zeigt, sind die Mitglieder der Sippe verpflichtet, in jeder Weise, namentlich auch vor Gericht, für einander einzutreten (vgl. auf altkeltischem Boden die altcymrische Bestimmung: *Ut moris est, vadem se offert pro iuvene tota cognatio, et cavere iudicio sisti*, Walter Das alte Wales p. 135 Anm. 1). 2. Aus lat. *vindex* „Rächer", *vindicare* „rächen", *vindicta* „Rache" (ebenfalls eigentlich „Hinweisung auf die Sippe", diesmal in dem Sinne, dass die Verfolgung einer Bluttat oder die Busse für eine solche als Sippensache erklärt wird) geht hervor, dass auch im ältesten Rom die Mitglieder einer Sippe in Sachen der Blutrache handelnd und leidend untereinander verbunden waren. Hinsichtlich der ir.

*fine* ist dies über allen Zweifel erhaben. Vgl. H. d'Arbois de Jubainville *La famille Celtique* (Paris 1905) p. 1: *Le Senchus Mór nous apprend que, dans la famille irlandaise, fine, il y a quatre groupes de proches parents qui supportent la responsabilité du crime ou du délit de quiconque fait partie de ces groupes, ce sont la gelfine, la derbfine, la iarfine et l'indfine. Ces quatre groupes peuvent être contraints à payer la composition due pour crime ou délit commis par un de leur membres* (vgl. auch oben p. 374). 3. Lat. *vindicare (vindicia, vindiciae)* in der Bedeutung „etwas als sein Eigentum erklären" (wiederum eigentlich: „auf die Sippe hinweisen", diesmal in dem Sinne, dass ich etwas als ihr, d. h. mir gehörend in Anspruch nehme) beweist, dass auch auf römischem Boden einstmals ein Gesamteigentum der verwandtschaftlichen Verbände in Beziehung auf den unbeweglichen Besitz bestand. Vgl. dazu wiederum d'Arbois de Jubainville a. a. O. p. 39: *Les quatre branches de la fine sont théoriquement propriétaire indivis de la succession laissée par l'auteur de ces quatre branches.* Das Eigentum vererbt sich daher innerhalb der *fine*. *Finechas* ist das gemeinsame der Familie gehörende Eigentum, Erbschaft, Nachfolge, Recht der Familie usw. So charakterisiert diese von den Juristen leider bis jetzt, soviel ich sehen kann, nicht beachtete Erklärung des lat. *vindex*, *vindicare* auch auf italischem Boden das Wesen der Sippe nach den drei Seiten der gemeinsamen Bürgschaft, der gemeinsamen Blutrache und des gemeinsamen Eigentums.

Aus der vorgeschichtlichen in die geschichtliche Zeit führt uns die lat. *gens*, etymologisch und in seiner geschichtlichen Entwicklung am nächsten dem griech. γένος (γίγνομαι, *gigno*) stehend. Lat. *gens* verhält sich zu dem eben erörterten, in historischer Zeit als selbständiges Wort untergegangenen **veni-* ganz wie griech. γένος zu der in historischer Zeit in seiner ursprünglichen Bedeutung vielfach verschobenen φρήτρη. Wie die γένη, haben die *gentes* zahlreiche charakteristische Züge der ältesten verwandtschaftlichen Verbände bewahrt. Der Verwandtschaftsbegriff der *gens* ist agnatisch. „Das seiner Ableitung nach durchsichtige Grundwort ruht auf dem Begriff der Erzeugung, und zwar in dem rechtlichen Sinne der die Gewalt des Vaters über den Sohn begründenden Zeugung. Daraus gehen die beiden

Begriffe des Hauses und des Geschlechtes hervor: jenes sind die in der Gewalt eines lebenden Ascendenten vereinigten Freien, dieses die Freien, welche in einer solchen vereinigt sein würden, wenn keine Todesfälle eingetreten wären“ (vgl. Mommsen Röm. Staatsrecht III, 1 p. 9). Das Kennzeichen des Geschlechts ist das *nomen gentile*, der Name des gemeinsamen Ahnherrn, der ebenso wie der Name des *γένος* oder *bratstvo* dem Individuum anhaftet: *Qu. Fabius Quinti* = Quintus aus der Fabischen *gens*, in des *Qu. potestas*. Die Geschlechtsgenossen heissen *gentiles*, auch *patres* „Hausväter“, *patricii*. Innerhalb derselben unterscheidet das römische Erbrecht die *sui*, *adgnati* (mit nachweisbaren *gradus*) und die übrigen *gentiles* (XII Tafeln: *si adgnatus nec escit, gentiles familiam habento*). Man hat gemeinsame *sacra* und gemeinsame *sepulcra* (vgl. Marquardt Privatleben p. 353). Alte Geschlechter wie die Aemilii, Cornelii, Fabii haben gewissen Landquartieren ihre Namen gegeben (vgl. Mommsen Römische Geschichte I[7], 35), und von der einstigen Stärke, Geschlossenheit und selbständigen Handlungsfähigkeit der Gentes legen die Taten und Schicksale der 306 Fabier ein beredtes Zeugnis ab.

Im übrigen soll auf die römischen und italischen Verhältnisse hier nicht weiter eingegangen werden, da sie im allgemeinen eher geeignet erscheinen, Licht von den übrigen idg. Völkern zu erhalten, als es ihnen zu spenden. Doch ist bemerkenswert, dass sich gerade in Italien in lat. *rex* „der König“ und umbr. *tuta* „die Gemeinde“ zwei schon idg. Ausdrücke erhalten haben, auf die im dritten Abschnitt dieses Kapitels zurückzukommen sein wird.

d) Die Inder und Iranier (Arier). Nach Herodot I, 125 zerfielen die Perser in eine Reihe von *γένη*, wie die *Πασαργάδαι, Μαράφιοι, Μάσπιοι, Πανϑιαλαῖοι, Δηρουσιαῖοι, Γερμάνιοι* usw. Der Begriff des *γένος* teilt sich wieder in *φρῆτραι* (*φρατρίαι*). So waren z. B. eine *φρήτρη* der Pasargaden die *Ἀχαιμενίδαι* oder altp. die *Haxâmanišiya* (*-iya*, vgl. *Fabii, Tullii*), so genannt nach *Ἀχαιμένης*, altp. *Haxâmaniš*, dem Stammvater, dessen Deszendenz von Herodot VII, 11 sorgfältig aufgezählt wird. Diese ohne Zweifel urarische Stammeseinteilung von *γένη* und *φρῆτραι* spiegelt sich noch mit ziemlicher Deutlichkeit im Veda und im Awesta ab. In ersterem ist die oberste politische

Einheit des Volkes der *jána* oder „Stamm". Die nächste Unterabteilung des Stammes ist die *viç* „Sippe" oder (örtlich) „Gau", die nächste der *jánman* „die Verwandtschaft" (= *grā'ma* „Dorf"), die wieder aus „Familien" (*putrê* „Söhne") zusammengesetzt ist (vgl. H. Zimmer Altindisches Leben p. 158 ff.). Im Awesta bildet den untersten Teilbegriff *nmâna* „das Haus"; darauf folgt *vis* „Dorf, Dorfschaft, Gemeinde" (auch das darin gelegene „Herrenhaus"), dann *zantu* „Landkreis" und darüber *dahyu* „Landgebiet". Wie man sieht, ist im Awesta im Vergleich mit dem Rigveda die ganze Terminologie schon mehr aus der verwandtschaftlichen in die lokale Sphäre übergegangen; doch lässt sich ihr ursprünglicher Sinn noch deutlich erkennen. Von den genannten indischen und iranischen Ausdrücken entspricht nämlich am genauesten scrt. *jána* und aw. *zantu* dem Herodoteischen *γένος*, insofern alle drei Wörter zu dem lat. *gigno* (scrt. *jan*, aw. *zan*, griech. *γίγνομαι*) „zeugen, gebären" gehören, woraus folgt, dass auch scrt. *jána* und aw. *zantu* von Haus aus einen auf gemeinsamer Abstammung beruhenden Verwandtenkreis bezeichnen muss. Als Unterabteilung dieses Begriffes ergibt sich dann, als auf gleicher Stufe mit der Herodoteischen *φρήτρη* stehend, schon für die arische Urzeit scrt. *viç* zusammen mit *jánman* (vgl. oben südsl. *bratstvo* mit *rod*) = aw. *vis* „Sippe", dann „Dorfgemeinde". Dass wir uns auch die arischen Heere, genau wie die slavischen, germanischen, griechischen und italischen nach solchen Sippen geordnet vorstellen müssen, geht aus der vedischen Überlieferung noch mit Sicherheit hervor. So wird im Rigveda Manyu angerufen, dass er von Abteilung zu Abteilung gehend (*viçaṁviçam*) die Krieger zum Kampfe anfeuern möge, oder so werden an einer anderen Stelle derselben Hymnen die Unterabteilungen der *viç* ausdrücklich als *subandhu* „Verwandte" bezeichnet.

Auch in staatsrechtlicher Beziehung erhalten wir durch den Rigveda wichtige Analogien zu dem bisherigen. An der Spitze des Stammes steht der König (scrt. *rā'jan*), der durch die Volksversammlung gewählt wird. Doch gibt es Stämme, bei denen Urgrossvater, Grossvater, Vater und Sohn nacheinander herrschen. Die Verhältnisse liegen hier also ganz wie bei Südslaven (I, 3, b) und Germanen (oben p. 380). Bei den Persern waren nach Herodot die *Ἀχαιμενίδαι* diejenige *φρήτρη, ἔνθεν οἱ βασιλέες οἱ Περσεῖδαι γεγόνασιν*. Im Kriege heisst der König

*sátpati* „der starke Herr“, er bringt Opfer für den Stamm dar, er heisst *gô'pâ jánasya* (griech. ποιμὴν λαῶν, agls. *folces hyrde*). Seine Einkünfte bestehen aus freiwilligen Geschenken und einem Hauptteil der Beute. Neben oder unter ihm steht der *viçpáti* = aw. *vîspaiti* „Herr der *viç*“. Überall ist die Macht der Herrschenden durch den Willen des Volkes beschränkt, das ihn in den Volksversammlungen: scrt. *sabhâ'*, *sámiti*, *vidátha* äussert. Erwähnt seien noch als lokale Mittelpunkte des Wohnungs- und Weidebezirks des Stammes die festen Burgen (scrt. *púr*), in die man in Zeiten der Not mit seiner Habe aus den offenen Dorfsiedelungen flüchten konnte (vgl. Zimmer a. a. O. p. 142 ff.).

III. Sippe und Stamm in der idg. Urzeit.

Auf Grund der im bisherigen mitgeteilten Tatsachen lässt sich unter Heranziehung der in dieses Gebiet einschlagenden und bis hierher aufgesparten urverwandten Gleichungen der idg. Geschlechterstaat mit ausreichender Sicherheit rekonstruieren.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel über die idg. Herdgemeinschaft, **domo-* (scrt. *damá*, griech δόμος, lat. *domus*, altsl. *domŭ*), gesprochen, an deren Spitze mit unbeschränkter *patria potestas* der **dem-s-poti-* (scrt. *dámpati* = griech. δεσπότης) stand. In ihr blieben die Söhne eines und desselben Vaters mit ihren Frauen und Kindern jedenfalls bis zum Tode des gemeinschaftlichen Erzeugers, vielleicht auch länger, zusammen wohnen. Mochte nun aber die Auflösung und Aufteilung einer solchen Herdgemeinschaft früher oder später erfolgen, auf jeden Fall blieben die ausscheidenden Brüder mit ihren Nachkommen untereinander auf das engste verbunden und bildeten eine Gemeinschaft, die man am besten nach südslavischer Analogie als „Brüderschaft“ oder nach germanischer als „Sippe“ bezeichnen wird. Der idg. Ausdruck hierfür liegt in dem oben genannten scrt. *viç* = aw. *vîs*, altp. *viϑ*, griech. Ϝικ- (in τριχά-Ϝικες), lat. *vîcus*, altsl. *vĭsĭ*, got. *veihs*, ir. *fîh*, alb. *vise*. Wenn hierbei im Iranischen und in den europäischen Sprachen die Bedeutung „Dorf“ sich als die vorherrschende erweist, so ist dies die naturgemässe Folge der oben oft genug hervorgehobenen Erscheinung, dass die Brüderschaft oder Sippe in ein oder mehreren Dörfern beieinander wohnte. An der Spitze der **vĭk-* stand der **vĭk-poti* (scrt. *viç-páti*, aw. *vîs-paiti* = lit. *wë̃sz-pats*, jetzt „regie-

render Herr“, „Gott“), von dessen Befugnissen unten die Rede sein wird. Doch werden schon in der Urzeit die einzelnen **vik-es* nur selten für sich allein gestanden, sondern in der Regel werden mehrere sich zu der höheren Einheit dessen, was man nach griechischer Analogie als „Phyle“ oder nach slavischer als „Pleme“, d. h. als „Stamm“ bezeichnen kann, zusammengeschlossen haben. Auch diese Vereinigungen wurden als auf gemeinsamer Abstammung beruhend angesehen, die aber von Anfang an, im Gegensatz zu „Brüderschaft“ und Sippe, mehr eine Fiktion als Wirklichkeit gewesen sein wird. Immer häufiger wird es vorgekommen sein, dass auch untereinander nicht verwandte „Brüderschaften“ oder „Sippen“ sich zu einem „Stamm“ zusammenschlossen. Überwog noch der Gedanke der gemeinschaftlichen Abstammung, so werden die Bezeichnungen des Stammes im wesentlichen die der Sippe gewesen sein. Als spezifischer Ausdruck für den ersteren Begriff dürfte idg. **teutâ* (umbr. *tota*, osk. *touto* „civitas“, ir. *túath*, got. *þiuda*, ahd. *diota* „Volk“, altpr. *tauto* „Land“) anzusehen sein, eigentlich „Gesamtheit“ (lat. *tôtus*), obgleich die betreffenden Glieder der Einzelsprachen sämtlich schon fortgeschrittene, aus dem Stamm entwickelte politische Gebilde bezeichnen. An der Spitze des Stammes stand der **rêĝ* (scrt. *rấj*, *rấjan* = lat. *rêx*, ir. *rí*), über den unten mehr.

Die älteste und zäheste Organisation der Indogermanen ist aber die Sippe gewesen. Ihre Mitglieder benennen sich nach dem gemeinsamen Stammvater, von dessen Namen sie den ihrigen durch ein patronymisches Suffix (*io-*, vgl. oben p. 386) ableiten. Sie verehren die Geister der Vorfahren gemeinsam. Sie kämpfen im Krieg, in verwandtschaftlichen Verbänden nebeneinander aufgestellt. Sie heiraten nicht innerhalb derselben Sippe und vielleicht auch nicht innerhalb desselben Stammes, wie wir es bei den Südslaven (I, 2, d) fanden, und worauf auch das agls. *sibleger* und das griech. *αἷμα ἐμφύλιον* „Blutschande“ hinzuweisen scheinen. Sie sind untereinander zur Ausübung der Blutrache, idg. **qoinâ* (aw. *kaênâ* = griech. *ποινή*) verpflichtet. Weideplätze und Ackerland gehören ihnen gemeinsam. Dorf und Sippe sind identische Begriffe.

Die Entscheidung über die Angelegenheiten der Sippe liegt bei der Sippenversammlung, idg. **sebhâ* (scrt. *sabhấ* „Versammlungs-, Gemeindehaus“ = got. *sibja*, ahd. *sippa* „Sippe“, das sich

sprachlich als eine Ableitung von *sebhâ erweist), in der die *dem-s-poti mit ihren Leuten zusammenkommen, und die unter der Leitung des *vîk-poti oder Sippenherrn steht, der auch in ihr gewählt wird[1]). Daneben werden Volksversammlungen des ganzen Stammes bestanden haben, denen der *rêĝ präsidiert. Auch dieser geht aus der Wahl des Volkes hervor; doch werden starke Sippen es verstanden haben, längere Zeit hindurch einen der Ihrigen bei der Wahl als *rêĝ durchzusetzen. Dieser ist im Frieden im allgemeinen von der Volksversammlung abhängig. Grössere Macht hat er im Kriege. Seine Einkünfte bestehen aus freiwilligen Ehrengaben und einem grösseren Anteil an der Beute. Die offenen Dorfansiedelungen der Sippen lagern sich um befestigte Plätze (scrt. *púr* = griech. *πόλις* „Stadt“, lit. *pilìs* „Schloss“), in die man sich in Zeiten der Not mit seinen Herden flüchtet.

Diese hinsichtlich der Beschaffenheit der idg. Sippe hier gewonnenen Ergebnisse stimmen mit dem, was nach E. Grosse (Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft) für Stämme von Viehzüchtern, „welche die Viehzucht als Hauptproduktion betreiben, gleichviel ob sie daneben noch Tiere jagen oder Pflanzen sammeln und bauen“, zu erwarten ist, durchaus überein; denn diese Stufe der Viehzüchter kennt, wie die Indogermanen, fast ausschliesslich Vater-, d. h. agnatisch aufgebaute Sippen, deren hervorstechendste Bedeutung, wiederum wie bei den Indogermanen, in den Zwecken des Krieges liegt. Wenn daneben bei den europäischen Indogermanen der Sippe schon für die Urzeit auch eine gewisse Bedeutung als Wirtschaftsgenossenschaft zugesprochen werden muss, so liegt dies darin begründet, dass ein Teil ihrer Stämme (vgl. Kap. VI) sich

---

1) Es könnte auffallend erscheinen, dass dasselbe Wort **poti*, das zunächst für den mit absoluter Gewalt an der Spitze des Hauses stehenden Hausherrn galt (vgl. oben p. 336 ff.), auch verwendet wurde, um den ganz und gar von den Entscheidungen der **dem-s-poti* abhängigen Sippenherrn (**vîk-poti*) zu bezeichnen. Dasselbe ist aber auch im Russischen der Fall, wo Bildungen von dem Stamme *star-* „alt“ (*starikŭ*, *stárosta*, *staršiná*) ebensowohl den mit absoluter Gewalt herrschenden Familienvater wie den Vorsteher des auf rein demokratischer Grundlage beruhenden Mir und des Volost bezeichnen (vgl. Leroy-Beaulieu I², 10, 15).

schon in der Urzeit der von Grosse neben den Viehzüchtern unterschiedenen Stufe der niederen Ackerbauer zuneigte.

In der Gestalt einzelner oder vereinigter Sippen (Stämme) glauben wir auch die Ausbreitung und die Wanderungen der Indogermanen uns verlaufen denken zu sollen. Auch mit dem stärkeren Hervortreten des Ackerbaus bei den westlichen Indogermanen war ja die Zeit der Wanderung auf idg. Boden keineswegs vorüber. Es ist in diesem Buche genugsam hervorgehoben worden, dass dieselbe bis an die Schwelle der Geschichte und über dieselbe hinaus reichte. Es war ein offenbar gewöhnlicher Vorfall, dass eine Reihe von Geschlechtsdörfern, des mühseligen Ackerbaus überdrüssig oder von dem Wunsch nach besserem Ackerboden geleitet, wie die Helvetier des Caesar, ihre Halmfrucht abmähten, die leichtgezimmerten Hütten abbrachen, Kind und Kegel auf die ochsenbespannten Wagen luden und in der Ferne ihr Heil suchten. Das süsse Wort „Vaterland" (vgl. oben p. 214) hatte noch keinen Klang für diese primitiven Menschen. Es erhält ihn erst, nachdem an Stelle der Verwandtschaft das Territorium die Basis der politischen Einheit geworden ist. In diesen Zeiten der Wanderung ist Volk und Heer (ahd. *folc*, woraus altsl. *plŭkŭ* „Schar", „Heer", vgl. auch griech. *δῆμος* „Volk" = altir. *dám* „Gefolgschaft eines Königs", Windisch B. d. k. sächs. G. d. W. phil.-hist. Kl. 1886 p. 246 und lat. *populus*, eigentl. „Heer", vgl. *populari* „verheeren") ein und dasselbe, der Clanherr oder der *rêĝ* wird zum Herzog oder zum *vojevoda*. Oft mag es dabei vorgekommen sein, dass auch nach erfochtenem Sieg und in ruhigeren Verhältnissen mehrere zu einem kriegerischen Unternehmen verbundene Stämme unter der nunmehr straffer angezogenen Herrschaft eines Stammesherrn beieinander blieben, wodurch der Begriff des Stammes in den der Völkerschaft überging. Der Anfang zu dieser Entwicklung, die uns schon in die historischen Zeiten hineinführt, ist im Norden Europas im keltischen Westen gemacht worden, wie die Übernahme des keltischen *-rix* (= idg. **rêĝ* erst „Stammes"-, dann „Völkerschaftskönig") seitens der Germanen (got. *reiks*) beweist, die ihrerseits wieder ihr *chuning* (ebenfalls erst „Stammes"-, dann „Völkerschaftskönig", vgl. ahd. *chunni* „Stamm, Volk") den Slaven (altsl. *kŭnęgŭ*) vermittelt haben. Völlig parallel mit diesen Entlehnungen gehen die von altgall. *ambactus* „Gefolgs-

mann des Fürsten" in das Germanische (got. *andbahti*, ahd. *ambahti*) und weiter in das Slavische (altruss. *jabetnik*, in der ältesten russischen Pravda neben den *mečnikŭ* „Schwertträger" gestellt). Ohne Zweifel waren die neuen Völkerschaftskönige überall bestrebt, durch ein reisiges Gefolge ihre Herrschaft sicherzustellen.

Ich muss mir leider versagen, auf die Weiterentwicklung aller dieser Verhältnisse hier des näheren einzugehen, und möchte zum Schlusse dieses Abschnitts nur noch eine Frage in Kürze streifen, ob nämlich die verschiedenen Clane oder Clanverbindungen, die wir uns in der Urzeit denken müssen, bereits durch einen einheitlichen Namen verbunden werden. Es fehlt nicht an Gelehrten, welche in der Tat dieser Ansicht sind und meinen, dass der gemeinsame Name der Indogermanen Arier gewesen sei, was aus der Übereinstimmung des scrt. *á'rya*, aw. *airya* mit dem einheimischen Namen Irlands *Ériu, Érenn* hervorgehe (Zimmer B. B. III, 137). Aber auch die Richtigkeit dieser Zusammenstellung zugegeben — sie wird bezweifelt von Windisch (Kelt. Spr. p. 139) —, möchte ich doch nicht wagen, einen derartigen Schluss auf dieselbe zu gründen. Wohin wir uns bei den Indogermanen Europas wenden, finden wir überall, sei es in Griechenland oder Italien, sei es bei Slaven oder Germanen, eine Zersplitterung der mit verschiedenen Sondernamen benannten Stämme und erst ganz spät das Aufkommen noch dazu häufig von aussen stammender Kollektivnamen. Dass Inder und Iranier sich gleichmässig *árya, á'rya, airya* nennen, ist gerade ein Beweis ihrer ungemein nahen Verwandtschaft, der auf idg. Boden keine zweite gleichkommt. Der genannte Wortstamm mag auch bei anderen idg. Völkern vorkommen (vgl. *Ario-vistus*, ir. *aire*, *airech* „*nobilis*" = scrt. *á'ryaka*), dass er aber ein Kollektivname der sämtlichen Indogermanen gewesen sei, halte ich, sobald wir uns wenigstens das Urvolk in eine Mehrzahl von Stämmen oder Clanen zerspalten vorstellen, sachlich für unwahrscheinlich.

---

XIV. Kapitel.

# Das Recht (Strafrecht).

Indogermanische und allgemeine vergleichende Rechtsgeschichte. Mommsens Fragen zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. Ihre Beantwortung vom Standpunkt der idg. Altertumskunde Die Blutrache. Scrt. *ā́gas* = griech. ἄγος. Der *dolus*. Das *crimen publicum* im Sinne der Urzeit. Das Aufgehen der Selbsthilfe im Staat. Die „Satzungen“ der Urzeit. Diebstahl. Sippenmord. Notzucht. Blutschande. Eid und Gottesurteil. Haussuchung. Todesstrafe und Verbannung. Wergeld und Busse.

In der vergleichenden Rechtsgeschichte sind bisher, entsprechend dem I³, 222 erörterten Verhältnis der idg. Altertumskunde zu der allgemeinen vergleichenden Völkerkunde, zwei Richtungen hervorgetreten. Die eine beschränkt sich auf den durch die Linguistik als historisch cohärent erwiesenen idg. Völkerboden, um lediglich auf ihm durch Sprach- und Sachvergleichung die Entwicklung des Rechts von der Urzeit bis in die historischen Epochen zu verfolgen. Ihr Hauptvertreter ist B. W. Leist in seinen I³, 49 (vgl. oben p. 128 f.) genannten Werken. Die andere lässt ihren Blick gleichzeitig auf den Rechtsbildungen der ganzen Erde ruhen, um mehr durch Analogieschlüsse als durch ein eigentliches historisches Verfahren die Entwicklungsgeschichte des Rechts in der Menschheit festzustellen. Zur Charakterisierung dieser Richtung kann auf die bekannten Schriften Joseph Kohlers verwiesen werden. In jedem Falle hat man sich dahin geeinigt, dass die Ursprünge des Rechts nur durch Vergleichung ermittelt werden können, und gerade die bedeutendsten Rechtsforscher haben sich schliesslich zu dieser Überzeugung bekehren müssen. So hat noch in seinem Greisenalter R. v. Ihering in seinem Werke Vorgeschichte der Indoeuropäer[1]) (vgl. I³, 50) den Versuch gemacht, sich in die

1) Ausführlich von mir besprochen D. L.-Z. 1895, Nr. 6.

Probleme der idg. Altertumskunde einzuarbeiten, und kurz vor seinem Tode hat Th. Mommsen, der „in seinem römischen Strafrecht sich alles Vergleichens der römischen Ordnungen mit nichtrömischen in strenger Beschränkung enthalten hatte“, eine Reihe von Fragen, die das älteste Strafrecht der Kulturvölker betreffen, formuliert und sie einer Anzahl von ausgezeichneten Kennern der einzelnen zur Vergleichung herangezogenen Rechte, Juristen und Philologen, zur Beantwortung vorgelegt. So ist das im Jahre 1905 nach Mommsens Tode von K. Binding herausgegebene Werk entstanden: Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. Fragen zur Rechtsvergleichung, gestellt von Th. Mommsen, beantwortet von H. Brunner, B. Freudenthal, J. Goldziher, H. F. Hitzig, Th. Noeldeke, H. Oldenberg, G. Roethe, J. Wellhausen, U. von Wilamowitz-Moellendorff[1]).

Ein Blick auf die Namen der hier genannten Mitarbeiter, unter denen Semitisten wie Noeldeke und Wellhausen neben Germanisten wie Roethe oder Sanskritisten wie Oldenberg stehen, lehrt, dass Mommsen, obwohl wir gerade in ihm (vgl. I³, 22 f.) einen Vertreter des Standpunkts der idg. Altertumskunde hätten erwarten können, im Prinzip mehr auf dem Boden der allgemeinen vergleichenden Rechtsgeschichte steht. Auf der andern Seite aber bilden doch die idg. Völker, in deren Kreis man freilich schmerzlich die Hereinziehung des keltischen und slavischen[2]) Rechts vermisst, so sehr den Mittelpunkt und Hauptgegenstand des genannten Buches, dass dasselbe auch für unsere besonderen Zwecke von hervorragender Wichtigkeit ist. Und da es zurzeit noch nicht möglich sein dürfte, das Recht oder auch nur das Strafrecht des idg. Urvolks im Zusammenhang darzustellen, scheint es mir in diesem dem ältesten Recht gewidmeten Kapitel angebracht, mich auf die Beantwortung der von Mommsen gestellten Fragen vom Standpunkt der idg. Altertumskunde zu beschränken.

1. „Die Verfehlung des Menschen, mag sie in seinem Wesen (*monstrum*) oder in seinem Handeln ge-

1) Besprochen von J. Kohler D. L.-Z. XXVI Nr. 29. 1905.

2) Vgl. S. Rundstein Die vergleichende Methode in ihrer Anwendung auf die slavische Rechtsgeschichte. Z. f. vergl. Rechtsw. XV. 210 ff.

geben sein, unterliegt in den Urzuständen des menschlichen Daseins wohl lediglich dem Götterzorn und der Menschenrache. Es fragt sich, ob dieser dem Strafverfahren voraufgehende Zustand effektiv nachgewiesen werden kann."

Bei der Beantwortung dieser Frage ist zunächst auf die grosse Bedeutung hinzuweisen, die in der idg. Urzeit noch die „Menschenrache" oder Selbsthilfe gehabt haben muss. Schon im vorigen Kapitel wurde hervorgehoben, wie die Solidarität der Sippe sich nicht am wenigsten in der Verpflichtung zur Blutrache zeigt, die an dem Begriff der Sippe anderen Sippen gegenüber haftet. Dieser embryonische Kern jedes Strafrechts lässt sich noch bei allen idg. Völkern nachweisen, bei den einen, wie Afghanen, Albanesen, auf Korsika und Sardinien, bei den Südslaven (vgl. Miklosich Die Blutrache bei den Slaven, Denkschr. d. Wiener Ak. phil.-hist. Kl. XXXVI, 127 ff. und St. Ciszewski über die *wrozda*, Warschau 1899) fast bis in die Gegenwart hereinragend, bei den anderen, wie den Griechen, Germanen, Kelten, Ostslaven wenigstens in der ältesten Überlieferung noch in voller Deutlichkeit erhalten, bei den dritten, wie im Awesta, Veda und bei den Römern, nur noch in Spuren vorhanden. Am energischsten haben die Römer, das juristisch beanlagteste der idg. Völker, schon zur Zeit der ältesten Quellen die Stufe der Selbsthilfe verlassen, deren Spuren nur im Privatstrafrecht noch deutlich hervortreten (vgl. Hitzig a. a. O. p. 36), während sie im öffentlichen Strafrecht kontrovers sind. Über *vindiciae*, *vindicta* vgl. oben p. 384 f. Überall aber, wo uns bei Indogermanen das Institut der Blutrache begegnet, treffen wir zugleich die Möglichkeit an, die Rache der geschädigten Sippe durch das Wergeld abzukaufen und damit die Konsequenzen der sonst von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Fehde zu mildern. So heisst es schon bei Homer:

*καὶ μέν τίς τε κασιγνήτοιο φονῆος*
*ποινὴν ἢ οὗ παιδὸς ἐδέξατο τεθνηῶτος·*
*καί ῥ' ὁ μὲν ἐν δήμῳ μένει αὐτοῦ πόλλ' ἀποτίσας,*
*τοῦ δέ τ' ἐρητύεται κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ*
*ποινὴν δεξαμένου* Il. IX, 631.

Für die Germanen gilt der Satz des Tacitus *Germ.* Kap. 21: *suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam ami-*

*citias necesse est; nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armentorum ac pecorum numero recipitque satisfactionem universa domus.* Auch im Awesta werden Mordtaten durch Geldsummen (*šaêtô-činaṅhô*), zuweilen auch durch die Darbringung junger Mädchen (*nâiri-činaṅhô*), gebüsst (W. Geiger Ostir. Kult. p. 453, anders Bartholomae). Da nun Roth Z. d. D. M. G. XLI, 672 (vgl. auch Bühler Das Wergeld in Indien, Festgruss an Roth p. 44) ebenso im Veda die Spuren des Wergeldes nachgewiesen hat, welches hier sogar mit einem dem germ. agls. *wëre*, mhd. *were* (= ahd. *weragelt*) entsprechenden *vâira, vâira-dêya, vâira-yâtana* benannt[1]) wird, so werden wir nicht irren, die Möglichkeit der Ablösung der Blutrache durch eine Viehbusse bereits als indogermanisch anzusehen.

Das Verbum, welches ursprünglich die Ausübung der Rache, sowohl die blutige wie auch die durch Busse herbeigeführte, bezeichnete, war scrt. *ci*, med. *cáyê*, aw. *či*, griech. *τίνομαι*. Das dazu gehörende Substantivum ist aw. *kaênâ* „Strafe, Vergeltung, Rache“ = griech. *ποινή* „Blutrache“ und „Wergeld“.

Wenn es somit keinem Zweifel unterliegen kann, dass eine grosse Zahl von Übeltaten, deren Verfolgung in historischer Zeit dem Strafrecht zufällt, in der idg. Urzeit noch der „Menschenrache“, Selbsthilfe oder Sippenrache überlassen war, so geht die Mommsensche Frage doch dahin, ob dies bei allen der Fall gewesen sei, oder ob bei gewissen Verbrechen bereits eine Strafverfolgung seitens der Allgemeinheit stattfand, unter der in Beziehung auf die idg. Verhältnisse nach den Ausführungen des vorigen Kapitels nur der Stamm verstanden werden kann. Indessen kann eine entscheidende Antwort hierauf, ebenso wie auf die weitere Frage, ob gewisse Übeltaten in der Urzeit als den Zorn und die Strafe der über der Allgemeinheit waltenden Gottheiten herausfordernd angesehen wurden, erst in den folgenden Abschnitten gegeben werden.

2. „Das Eintreten der Gemeinde in die Ahndung solcher Verfehlung des einzelnen Menschen ist die

1) Hingegen dürfte altruss. *vira* eine Entlehnung aus dem Germanischen sein; doch sieht L. v. Schröder Indogermanisches Wergeld, Festgruss an Roth p. 49 auch dieses Wort als urverwandt mit scrt. *vâira* an.

Genesis des Strafverfahrens. Dieser Vorgang selbst ist, wie alle Zeugung, nur retrospektiv erkennbar; aber die Frage kann gestellt werden, ob und wie für diese drei Momente — Verbrechen, Strafe, Strafgericht — sich Begriffe und technische Bezeichnungen eingestellt haben."

Die Beantwortung dieser Frage seitens der oben genannten Einzelforscher zeigt, dass die Terminologie für die Begriffe Verbrechen, Strafe und Strafgericht in den älteren Epochen der Einzelsprachen noch sehr dürftig ausgebildet war. „Technische Bezeichnungen für Verbrechen (*ἀδίκημα*) und Strafe (*δίκη, ζημία, τιμωρία*)", sagt Freudenthal hinsichtlich des Griechischen, „sind erst in der Prosa des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, und zwar insbesondere bei den Attikern, festzustellen. Während ferner der umfassendere Begriff des Gerichtes (*δικαστήριον*) dem griechischen Rechte bekannt ist, fehlt ihm ein besonderes Wort für Strafgericht." Auch das älteste römische Strafrecht entbehrt eines allgemeinen technischen Wortes zur Bezeichnung der Strafe und des Vergehens. Für den ersteren Begriff verwendet das älteste öffentliche Strafrecht, das nur die Todesstrafe kennt (s. u.), *supplicium*, das nach Mommsen-Hitzig „Kniebeugung" (von der knieenden Haltung des Hinzurichtenden) bedeuten würde, wahrscheinlich aber eigentlich „Besänftigung" sc. der Götter (s. u.) bezeichnet. Der älteste Ausdruck für Privatstrafe ist *damnum* „das, was gegeben wird". Von der gleichen Bedeutung aus hat sich *poena*, entlehnt aus dem oben genannten griech. *ποινή*, allmählich zu einer Bezeichnung der Strafe überhaupt entwickelt. Als allgemeine Benennungen des Vergehens kommen am ehesten *noxa*, der schädigende Erfolg des Vergehens (*nocere*), und *delictum*, die sittliche Verfehlung, in Betracht. Auch für das Strafverfahren fehlt eine allgemeine Bezeichnung. Im Germanischen (vgl. Brunner und Roethe a. a. O.) gibt es ein gemeingermanisches Wort für Verbrechen (got. *fairina*, agls. *firen*, ahd. *firina*) und für Strafe (got. *fraveit*, ahd. *wîzi*; vgl. unser „Verweis"); hingegen fehlt ein alter Ausdruck für Gericht, zu dessen Bezeichnung vielmehr lange „die uralten Ausdrücke für „Versammlung" (Ding, Mahl) mitbenutzt werden". In Indien (vgl. Oldenberg a. a. O.) ist der technische Ausdruck für das Delikt *aparâdha* „Verfehlung", dem für Strafe *daṇḍa*,

wörtlich „Stock“, entspricht; doch waren beide Wörter zur Zeit des Atharvaveda wahrscheinlich noch nicht ausgeprägt. Ganz mangelhaft ist auch die Terminologie des Begriffes von Recht und Gericht entwickelt. Ein jüngerer Ausdruck ist *vyavahâra*, „geschäftliches Treiben“ (*business*).

Bei so bewandten Dingen wird man sich nicht wundern dürfen, dass auch das Lexikon der idg. Grundsprache arm an Bezeichnungen für die Begriffe Verbrechen, Strafe und Strafgericht ist. Der am schärfsten ausgeprägte Ausdruck für Verbrechen liegt in der Gleichung:

sert. *â'gas* = griech. ἄγος

vor, deren eigentliche Bedeutung uns unten (vgl. u. 4) des näheren beschäftigen wird. Daneben wäre noch auf lat. *sons, sontis* „schuldig“ = ahd. *sunta*, agls. *synn*, altn. *synð* „Sünde“ zu verweisen. Eine ganz allgemeine Bezeichnung der Strafe enthält die Gleichung lat. *castigo* : sert. *çâsti* „Züchtigung“. Für die Benennung des Strafverfahrens ist darauf zu verweisen, dass das im vorigen Kapitel besprochene sert. *sdbhâ* = got. *sibja*, eigentlich „Sippenversammlung“, „Sippe“ im Sanskrit auch die Bedeutung „Gerichtsversammlung“ angenommen hat, wodurch sich ein wichtiges Analogon zu der oben erwähnten Bedeutungsentwicklung des ahd. *mahal*, got. *maþl* „öffentliche Versammlung“ darbietet.

Im übrigen würde eine sorgfältige Untersuchung der Terminologie der Begriffe Verbrechen, Strafe, Gericht im Sinne des VIII. Kapitels des ersten Teiles dieses Werkes (Kulturhistorische Begriffsentwicklung) ohne Zweifel wichtige Tatsachen für die Beantwortung der Mommsenschen Frage zutage fördern. Ein bescheidener Anfang dazu ist in meinem Reallexikon s. v. Verbrechen, Strafe, Recht gemacht worden.

3. „Die staatliche Ahndung trifft die menschliche Verfehlung immer nur in ihrer äusseren Erscheinung; aber früh vollzieht sich die Ausscheidung der von dem menschlichen Wollen unabhängigen menschlichen Verfehlung von derjenigen, die aus sittlich fehlerhaftem Willen hervorgeht. Erst damit, dass die staatliche Ahndung sich nur gegen diejenige äusserliche Verfehlung richtet, welche durch eine seelische hervor-

gerufen wird, treten die Begriffe des Verbrechens und die Korrelaten des Strafprozesses und der Strafe in die Erscheinung."

Für die idg. Urzeit ist, wie es scheint, von einem Zustand sittlichen Empfindens auszugehen, in dem ein Unterschied zwischen gewollter und nicht gewollter Übeltat nicht gemacht, sondern lediglich der objektive Tatbestand in Erwägung gezogen wurde. Dieser Zustand liegt in dem heroischen Zeitalter der Griechen noch deutlich vor uns (vgl. Hermann-Thalheim Lehrbuch der griech. Rechtsalt. p. 121[3], Rohde Psyche I[2], 265, Gilbert Beiträge z. Entw. d. griech. Gerichtsverfahrens in Fleckeisens Jahrb. XXIII. Suppl. 504). Dasselbe ist in der germanischen Götter- und Heldensage der Fall (vgl. Brunner und Roethe a. a. O. p. 55 und 64). Auch hinsichtlich der Inder bemerkt Oldenberg a. a. O. p. 76: „Die Tendenz ethischen Fortschritts im Strafrecht, welche schliesslich dahin führt, das unabsichtliche Vergehen der Strafe zu entziehen, ist im Recht der indischen Rechtsbücher längst erwacht, aber doch noch weit davon entfernt, ihr Ziel erreicht zu haben." Mehrfach tritt der nicht gewollten Übeltat gegenüber die Entsühnung (*piaculum, expiatio*) an Stelle der Strafe (vgl. Hitzig a. a. O. p. 34 hinsichtlich der Römer, Oldenberg a. a. O. p. 76 hinsichtlich der Inder).

Es ergibt sich also, dass alle Versuche, eine Übeltat nach dem ihr zugrunde liegenden fehlerhaften Willen zu beurteilen, erst der Entwicklung der Einzelvölker angehören, und da wir unter 2) einen deutlichen bereits idg. Ausdruck für das Verbrechen (sert. *ā́gas* = griech. ἄγος) kennen gelernt haben, so kann der Mommsensche Gedanke, dass die Begriffe des Verbrechens usw. (in der Sprache?) erst in die Erscheinung getreten seien, als die staatliche Ahndung sich nur gegen diejenige äusserliche Verfehlung zu richten angefangen habe, die durch eine seelische hervorgerufen worden sei, nicht für richtig gelten (s. u. 4).

Solche Versuche, zwischen gewollter und nicht gewollter Übeltat zu unterscheiden, mögen bei den Einzelvölkern teilweise in sehr frühe Zeit zurückgehen. Auf germanischem Boden gehört hierher die Ausbildung des allen Stämmen eigenen Ausdrucks ahd. *fâra*, agls. *fǽr* „Nachstellung" (got. *fêrja* „Nach

steller“), der in Ablaut zu dem oben genannten gemeingermanischen got. *fairina* „Verbrechen“ zu stehen scheint, so dass ein Verbrechen diejenige feindliche oder schädliche Handlung wäre, der eine „Nachstellung“ zugrunde liegt. In Griechenland hat man frühzeitig den Unterschied zwischen ἑκούσιος (scrt. *uçán*, *uçántam* „wollend“) und ἀκούσιος auch in Beziehung auf die menschlichen Verfehlungen erkannt, aber noch im ältesten Attika (Paus. I, 28, 8) bestand in dem Palladion ein besonderer Gerichtshof τοῖς ἀποκτείνασιν ἀκουσίοις. In Rom unterscheidet man in den Königsgesetzen zwischen *prudens* und *imprudens*, oder bezeichnet den vorsätzlichen Mörder mit *dolo sciens morti duit* (lat. *dolus* = griech. δόλος). Innerhalb der imprudenten oder nichtdolosen Handlungen gewinnt man dann später den Unterschied zwischen *culpa* (altlat. *colpa*, osk. *kulupu*; leider etymologisch ganz dunkel, vgl. Walde Lat. et. Wb.) „Fahrlässigkeit“ und *casus* „Zufall“.

4. „Die staatliche Ahndung der Straftat des einzelnen richtet sich zunächst und notwendig gegen die der Gemeinde selbst zugefügte Schädigung [lat. *crimen publicum*], nicht als Notwehr, wie sie der Kriegführung zugrunde liegt, sondern als Vergeltung des Bruches der dem Gemeindeverband zugrunde liegenden sittlichen Verpflichtung.“

Es ist hier nunmehr der Platz, über den eigentlichen Sinn der schon unter 2) und 3) genannten idg. Gleichung scrt. *ā́gas* = griech. ἄγος (*anā́gas* = ἀναγής) zu handeln. Indem ich mich hierbei auf die Ausführungen meines Reallexikons p. 905 beziehe, ergibt sich, dass in der älteren griech. Literatur der Ausdruck ἄγος in Beziehung auf folgende Straftaten angewendet wird: auf Landesverrat, Königsmord, Eingriff in die königliche Gewalt, Vatermord, Verletzung der Bestattungspflicht und des Asylrechtes der Götter. Setzen wir diesen Bedeutungsinhalt des griech. ἄγος, wogegen der (seltene) Gebrauch des scrt. *ā́gas* jedenfalls nicht streitet, in seinen Grundzügen bereits als indogermanisch an, so ergibt sich, dass schon in der idg. Urzeit der Begriff des öffentlichen Deliktes erkannt worden war, indem die gegen die Allgemeinheit oder gegen die diese schirmenden Geister und Götter gerichteten Untaten als „Frevel“ oder „Greuel“

(*â'gas* = ἄγος) bezeichnet wurden. Als selbstverständlich folgt weiterhin hieraus, dass solche Verbrechen nicht der „Menschenrache" oder besser „Privatrache" (Sippenrache) überlassen bleiben konnten, sondern vor der Allgemeinheit, gegen die sie gerichtet waren (vgl. oben über scrt. *sabhâ'* „Gerichtshof"), auch festgestellt und von ihr geahndet wurden. Am schärfsten ist dieser also schon idg. Begriff des öffentlichen Vergehens (*crimen publicum*) im ältesten römischen Recht erhalten. „Es ist nach römischer Auffassung die der Gemeinde selbst zugefügte Schädigung; das Einschreiten der Gemeinde erscheint ursprünglich als ein Akt der Selbsthilfe des Gemeinwesens; die Strafverfolgung und Strafvollstreckung steht bei den Organen des Gemeinwesens; die Strafe ist öffentliche Strafe" (Hitzig). Nur solche Verbrechen werden in der ältesten Zeit mit öffentlicher Strafverfolgung bedroht, die sich unmittelbar gegen die Existenz des Gemeinwesens richten, die *perduellio*, worunter ursprünglich nicht nur Überlauf und Landesverrat, sondern auch die Tötung des Gemeindebeamten (vgl. Hitzig p. 37) zu verstehen ist, und das *sacrilegium*, Entwendung und Schändung der Heiligtümer, beide also inhaltlich sich mit dem griech. ἄγος deckend. Aber auch bei den Germanen (vgl. Roethe p. 65) tritt die Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Delikt uns noch mit genügender Deutlichkeit insofern entgegen, als die Straftaten, je nachdem sie „Acht" oder „Fehde" (Blutrache) hervorrufen, sich in zwei Gruppen sondern lassen. Von diesen entspricht die erstere, welche die sogenannten „Meintaten" (ahd. *mein*, agls. *mân*, altn. *mein* „Falschheit, Unrecht, Frevel"), wie Landesverrat, *herisliz*, Tötung geheiligter Personen, Sakrileg umfasst, ungefähr dem Kreis des griech. ἄγος, nur dass bei den Germanen hierher bereits eine Anzahl von Untaten, wie Mord (d. i. verheimlichter Totschlag) und Brandstiftung gestellt wurden, die von Haus aus nicht hierher gehören. Die Aburteilung solcher Meintaten durch das *concilium* wird von Tacitus *Germ.* Kap. 12 geschildert: *distinctio poenarum ex delicto: proditores et transfugas arboribus suspendunt, ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude iniecta insuper crate mergunt.*

So kann also nunmehr auch auf die erste der oben (unter 1) gestellten Fragen, ob nämlich in der idg. Urzeit die Verfehlungen des Menschen lediglich der Menschenrache (Privatrache) über-

lassen gewesen seien, eine bestimmtere Antwort als bisher, und zwar in verneinendem Sinne gegeben werden. Neben den ausschliesslich der Privatrache zufallenden Vergehungen des Menschen stand vielmehr schon in der Urzeit ein Kreis von gegen die Allgemeinheit gerichteten Untaten, die in dem Lexikon der Ursprache als scrt. *â'gas* = griech. *ἄγος* bezeichnet, von der Allgemeinheit auch untersucht und bestraft wurden. Dass diese Art von Verbrechen zugleich auch direkt oder indirekt als gegen die Götter gerichtet angesehen wurde, deren Zorn es daher zu besänftigen galt, geht ebenso aus dem bisherigen wie aus dem folgenden (vgl. u. 9) hervor.

5. „Die staatliche Ahndung kann weiter sich richten gegen die dem einzelnen von dem einzelnen zugefügte, zunächst dem Racheverfahren unterliegende Handlung als Regelung und weiterhin als Beseitigung der Selbsthilfe. Die Grenzen und Formen dieses staatlichen Einschreitens sind durchaus positiver Art und daher in stetigem Flusse begriffen.“

Als ältester Zustand des idg. Strafrechts, soweit von einem solchen die Rede sein kann, ergibt sich aus dem bisherigen, dass in der Urzeit nur solche Untaten als „Verbrechen“ angesehen wurden, welche sich gegen die Allgemeinheit und ihre Götter richteten, und dass nur diese von der Allgemeinheit verfolgt und bestraft wurden, während die grosse Masse der den einzelnen betreffenden Delikte der Privat- oder Sippenrache überlassen blieb. Die weitere, mit ihren Anfängen, wie wir noch sehen werden, vielleicht noch in vorgeschichtlichen Völkerzusammenhängen wurzelnde Entwicklung ist nun die, dass mit dem Übergang des Stammstaates (Kap. XIII) in den politischen Staat einerseits der Kreis der öffentlichen auf Kosten der privaten Delikte immer mehr erweitert, andererseits die Selbsthilfe oder Blutrache von der Gesetzgebung des Staates zunächst übernommen und geregelt, dann immer mehr beschränkt und schliesslich beseitigt wird. Diese Entwicklung lässt sich naturgemäss deutlicher bei den nordeuropäischen Völkern, als im Süden verfolgen. So beginnt z. B. die älteste Fassung des russischen Rechtes in der Pravda Jaroslavs mit den beiden Sätzen: 1. „Erschlägt der Mann einen Mann, so räche der Bruder den Bruder, oder

der Sohn den Vater, oder der Vater den Sohn, oder der Bruderssohn oder der Schwestersohn." 2. „Wenn niemand da ist, welcher räche, dann 40 Grivnen für den Kopf, wenn es ein Russe . . . wäre" usw. Das Gesetz hat hier also die alte volkstümliche Einrichtung der Blutrache ganz einfach übernommen, hat die Berechtigung zu ihr aber auf bestimmte Verwandtschaftskreise beschränkt und, „wenn niemand da ist, der räche", ein Wergeld, das ohne Zweifel zunächst der Geschädigte ungeschmälert empfängt, festgesetzt. Bei den Germanen (vgl. Brunner a. a. O. p. 56) hatte schon zur Zeit des Tacitus „in Fehdesachen" der Verletzte die Wahl zwischen Rache im Wege der Fehde und Geltendmachung eines Anspruchs auf Sühngeld (Wergeld, Busse). Wird es eingeklagt, so fällt ein Teil der Compositio als Friedensgeld (*fredus*, fries. *fretho*, agls. *wite* an die Rechtsgenossenschaft (Tac. *Germ.* Kap. 12: *Pars mulctae regi vel civitati, pars ipsi, qui vindicatur, vel propinquis eius exsolvitur*). „Mit Erstarkung der Staatsgewalt wird der Kreis der Missetaten, *unde faida crescere potest*, mehr und mehr eingeschränkt." In Rom (vgl. Hitzig p. 36) zeigt besonders die Geschichte des Privatdelikts sowohl das einstige Bestehen wie auch die allmähliche Überwindung der Selbsthilfe. Noch in den XII Tafeln (VIII, 2, Schöll) steht der Satz: *Si membrum rupsit, ni cum eo pacit, talio esto* („Vergeltung durch Gleiches mit Gleichem"). Doch steht daneben (VIII, 3) die weitere Bestimmung: *Manu fustive si os fregit libero*, C.C.C., *si servo*, C.L. *poenam* („Busse", s. o.) *subito*.

Diese wenigen Beispiele mögen für die Charakterisierung dieser in der Form verschiedenen, im Prinzip überall gleichen Entwicklung genügen, die, abgesehen von einzelnen, in die Urzeit zurückgehenden Spuren (s. u.) auf dem Boden der Einzelvölker verläuft und daher hier nicht ausführlicher erörtert zu werden braucht.

6. „Das Strafverfahren hat die staatliche Ordnung, das Gesetz, zur Voraussetzung und ist notwendig positiv. Für Erkenntnis der vergleichenden Völkerentwicklung dürfte es vorzugsweise sich eignen, weil einerseits die eigentlich primitiven Zustände hinter demselben liegen, andererseits die Individualität der

Völker hier in frühester Zeit und unter im grossen und ganzen gleichartigen Voraussetzungen dabei in die Erscheinung tritt. Eine möglichst prägnante Zusammenfassung der erkennbaren Grundformen des Verbrechens (7), der Ermittlung (8), der Strafe (9) scheint sich zu empfehlen."

Die „Ordnung", die dem, wie wir gesehen haben, schon in der idg. Urzeit in Beziehung auf *publica crimina* vorhandenen Strafverfahren zugrunde liegt, ist die auf uralter Sitte (scrt. *svadhā'* „gewohnter Zustand", „Eigenart" = griech. ἔθος „Gewohnheit, Sitte, Brauch"; vgl. auch got. *sidus*, altn. *siðr*, ahd. *situ*) beruhende der Sippe und des Stammes und ihrer Versammlungen (vgl. Kap. XIII). Gesetze im Sinne der von einem Gesetzgeber erlassenen und schriftlich niedergelegten Satzungen waren damals natürlich noch nicht vorhanden (vgl. mein Reallexikon u. Recht). Immerhin scheinen Sprachreihen wie griech. θέμιστες, scrt. *dhā'man*, got. *dōms* : griech. τίθημι „ich setze" oder lat. *lex* = altn. *lög*, Pl. „Gesetz" : got. *ligan*, *lagjan* „liegen", „legen" darauf hinzudeuten, dass sich in jenen Sippen- und Stammesversammlungen schon in der Urzeit bei den unter Leitung des Sippen- und Stammesvorstehers (*rēx*) stattfindenden Verhandlungen über die gegen die Allgemeinheit gerichteten Missetaten gewisse, natürlich noch sehr flüssige und von der Stimmung des Augenblicks beeinflussbare Grundsätze ausgebildet hatten, die einmal „gesetzt", auch für zukünftige Fälle als Vorbild dienten. Was sodann die einzelnen Seiten dieses demnach schon für die Urzeit vorauszusetzenden Strafverfahrens anbetrifft, also die Fragen, welche einzelne Verbrechen schon damals als solche deutlich erkannt und benannt waren, welche Mittel man anwandte, um den Schuldigen zu ermitteln, in welcher Weise man ihn bestrafte, so lässt sich hierauf vom Standpunkt der idg. Altertumskunde bis jetzt das Folgende antworten:

7. „Grundformen des Verbrechens: a) Unmittelbarer Angriff auf den Staat (Überlauf, Landesverrat). b) Tötung der von der Gemeinde geschützten Person. c) Entfremdung des Gemeindeeigentums. d) Entfremdung des von der Gemeinde geschützten Privateigentums. e) Blutschande. f) Notzucht und Verführung

der Jungfrau und der Ehefrau. g) Körperverletzung. h) Sachbeschädigung."

Wie für die Erkenntnis der Entwicklung des Verbrechensbegriffs im allgemeinen (vgl. u. 2), so würde es auch für die Frage, wie die einzelnen Verbrechen allmählich erkannt worden sind und sich gegeneinander abgegrenzt haben, von hoher Bedeutung sein, wenn die etymologische Forschung, die hierbei in erster Linie heranzuziehen ist, mehr, als es bis jetzt zu geschehen pflegt, die einschlägigen Wörter und Wortgruppen nicht einzelnen, sondern nach kulturhistorischen Kategorien geordnet untersuchen wollte, ein Weg, den ich in meinem Reallexikon (s. v. Mord, Diebstahl, Raub, Verwandtenehe (Blutschande), Notzucht, Ehebruch, Körperverletzung) eingeschlagen habe. Einige wichtigere Ergebnisse sind hierbei die folgenden:

*Ad* b). Tötungsverbrechen. Während die Tötung eines unversippten Mannes in der Urzeit ganz und gar der Privatrache überlassen war und in keiner Weise dem Begriffe des *á'gas* — *ἄγος* untergeordnet wurde[1]), musste bei der ausserordentlichen Bedeutung des Verwandtschaftsverbandes bei dem Urvolk die Erschlagung eines Sippengenossen als etwas ungeheures erscheinen und frühzeitig eine Bezeichnung fordern. Eine solche liegt in dem lat. *pâri-cîda* vor, das von den neueren Etymologen (vgl. z. B. Brugmann Grundriss I², 2, 801, W. Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.² p. 367, A. Walde Et. Wb. d. lat. Spr. p. 449) nahezu einstimmig[2]) zu griechisch *πηός* aus **pâso-s* „der Verwandte" gestellt wird. In der Tat kann eine schlagendere Worterklärung gar nicht gefunden werden, und die Juristen würden daher gut tun, die sprachlich gar nicht zu begründende Mommsensche Auffassung des *par(r)icidium* als „arger Mord" (*per-*

1) So ist es noch bei Homer. So wird Od. XV, 222 ff. Theoklymenos, der in Argos einen Mann erschlagen hatte und flüchtig ward, von Telemachos aufgenommen, ohne dass es irgend einer Reinigung, wie sie später üblich ist, bedurft hätte. Auch Odysseus selbst (Od. XIII, 256 ff.) fürchtet nicht den Abscheu seiner Hörerin, als er in einer, wenn auch erdichteten, Erzählung sich als einen Mann hinstellt, der einen andern meuchlings im Hinterhalt erschlug.

2) Nur Bréal *Mém. soc. lingu.* XII, 75 hat neuerdings wieder den Versuch gemacht, *paricida* aus **patri-cida* zu erklären. Eine Schrift von Lunak *De paricidii vocis origine*, Odessa 1900 ist mir nicht zugänglich geworden.

*duellio, periurus* etc.), an der auch Hitzig (p. 37) noch festhält, endlich fallen zu lassen. Inhaltlich entspricht dem lat. *paricida* „Verwandtenmörder" auf keltischem Boden genau altir. *fin-gal* „Mord eines Stammesgenossen oder Verwandten", *fin-galach* „one who has killed a tribesman", *fin-galcha* Gl. zu *parricidalia arma* (vgl. über ir. *fine* oben p. 384 f.). Die früheste Stelle, in der *paricida* auftritt, ist ein Königsgesetz des Numa: *si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricidas esto.* Da nun lat. *liber* „frei" zusammen mit griech. *ἐλεύθερος* zu altsl. *ljudŭ*, ahd. *liut* „Volk" gehört (Beistimmung bei A. Walde a. a. O. p. 334), also eigentlich den Volksgenossen bezeichnete, so kann, wie dies schon Brunnenmeister Tötungsverbrechen im altröm. Recht (1887) wollte, der angeführte Satz nur bedeuten: „Wer einen Volksgenossen (d. h. einen zur Allgemeinheit des Stammes oder der Stämme) gehörenden Menschen absichtlich tötet, soll wie ein Verwandtenmörder behandelt werden, d. h. er soll, wie die, welche die Hand gegen die Schwiegereltern erhebt (oben p. 360) *sacer* sein. Damit wird der Mord oder Totschlag überhaupt dem Begriff des *á'gas* — *ἄγος* eingereiht.

*Ad* d). Eigentumsverletzung. Während man im allgemeinen sagen muss, dass die Terminologie der einzelnen Verbrechen sowohl in der idg. Grundsprache wie auch in den älteren Epochen der Einzelsprachen noch eine sehr unbestimmte und schwankende war, macht hiervon die Nomenklatur des Diebstahls eine sehr bemerkenswerte Ausnahme. Bereits idg. Bezeichnungen für dieses Verbrechen liegen in den Reihen: scrt. *stênd, tâyú* „Dieb", aw. *tâya* „Diebstahl", altsl. *tatĭ* „Dieb", ir. *táid* „Diebstahl"; griech. *κλέπτω*, lat. *clepere*, got. *hlifan*; griech. *φώρ*, lat. *fûr*. Die neben allen diesen Reihen liegenden Ausdrücke für „heimlich", „verstohlen" (scrt. *stâyát* „heimlich", altpr. *aukliptas* „verborgen", lat. *furtim* „heimlich") machen es sicher, dass mit allen diesen Wörtern das heimliche Nehmen im Gegensatz zu dem offenen oder gewaltsamen Nehmen, dem Raub, der noch nichts entehrendes hat[1]), gemeint ist. Diesen heimlichen Dieb darf man, namentlich des Nachts und wenn er sich zur Wehre setzt,

1) Noch Telemachos (Od. III, 70 ff.) nimmt keinen Anstoss daran, dass man ihn fragt, ob er vielleicht ein Räuber sei, der über das Meer schweife und unter Einsatz seines Lebens andern Leid bringe.

nach den ältesten griechischen, römischen, germanischen und slavischen Gesetzgebungen (vgl. die Belege in meinem Reallexikon p. 137 ff.) straflos töten, woraus sich vielleicht eine schon idg. Rechtsanschauung ableiten lässt, der zufolge die Tötung des auf offener Tat ergriffenen Diebes nicht die Blutrache der betreffenden Sippe hervorzurufen pflegte. Da wir ferner im folgenden Abschnitt (8, b) sehen werden, dass schon in der Urzeit wahrscheinlich ein bestimmtes Ermittlungsverfahren gegen den nicht auf offener Tat ergriffenen Dieb bestand, so liegt die Vermutung nahe, dass der heimliche Diebstahl oder gewisse Formen desselben schon in vorhistorischer Zeit in den Kreis der von der Allgemeinheit verfolgbaren Übeltaten einbezogen wurden, ähnlich wie auch bei den Germanen der schwere Diebstahl zu den unsühnbaren, durch Hinrichtung zu ahndenden Meintaten gerechnet (Brunner p. 57) oder in Rom für den Erntediebstahl in den zwölf Tafeln öffentliche Strafverfolgung, d. h. Todesstrafe vorgesehen ward (Hitzig p. 39).

*Ad* e u. f). Sittlichkeitsverbrechen. Ihre Terminologie ist in den idg. Sprachen der älteren Zeit besonders dürftig ausgebildet. Der Grund dieser Erscheinung liegt offenbar darin, dass auf der damaligen Stufe der geschlechtlichen Sittlichkeit dem Geschlechtsakt nicht diejenige sittliche Bedeutung beigelegt wurde, die wir ihm heute beilegen oder beilegen sollten. Ob man ein Weib verwundete oder es zum Beischlaf zwang, in beiden Fällen wird man nur die Gewalt erblickt haben, die ihr angetan wurde, und Rache forderte. So ist im Griechischen der Begriff der Notzucht erst aus dem der *βία* oder *ὕβρις*, im Lateinischen erst aus dem der *iniuria* (Freudenthal p. 13, Hitzig p. 41) hervorgegangen. Entsprechend erkannte man im Ehebruch das eigentliche Unrecht nicht in dem Beischlaf mit der fremden Ehefrau, sondern, ganz wie bei dem Diebstahl, in dem heimlichen Einbruch in einen fremden Bezirk. Ganz wie den auf offener Tat ergriffenen Dieb, darf man daher auch den auf offener Tat ergriffenen Ehebrecher nach römischem, germanischem, indischem, griechischem Recht straflos, d. h. ohne sich der Gefahr der Blutrache auszusetzen, töten (vgl. die Belege in meinem Reallexikon s. v. Ehebruch). Da ferner ein Ehebruch des Mannes, ausser mit einer fremden Ehefrau, in der Urzeit nicht denkbar war (oben p. 344), und es Wörter für Ehe (oben p. 334) in der ältesten Zeit überhaupt

nicht gegeben hat, so versteht man ohne weiteres, warum die Nomenklatur des Ehebruchs eine junge sein muss. Dasselbe gilt von derjenigen der Blutschande. Zwar waren die Heiratsbräuche der Urzeit durchaus exogame (oben p. 389), aber lediglich aus wirtschaftlichen, nicht aus sittlichen Gründen. Was **Roethe** p. 66 von den Germanen aussagt, dass bei ihnen in vorchristlicher Zeit Blutschande schwerlich hart bestraft worden sei, ist gewiss als der ursprüngliche Zustand anzusetzen, zu dem auch stimmt, dass es bei den nordeuropäischen Völkern eine häufige Erscheinung ist, dass der Sohn die von seinem Vater hinterlassenen Weiber als die seinigen übernimmt. Wie freilich aus derartigen Verhältnissen in vorchristlicher Zeit sich z. B. bei Indern und Römern das Verbot gewisser Verwandtenehen und damit der Begriff der Blutschande entwickeln konnte, ist noch in mancher Beziehung dunkel.

8. „Das Ermittlungsverfahren steht naturgemäss unter den Normen des historischen Beweisens, und die positive Satzung greift in eigentlich prinzipielle Fragen hier wenig ein. Die folgenden Punkte indes dürften allgemeine Erwägung verdienen.

a) Die Unzulänglichkeit der einfachen Befragung zur Ermittlung des Tatsächlichen drängt auf diesem Gebiet sich überall auf. Inwieweit hier Verstärkungsmittel der Frage durch körperlichen Zwang (Folterung des Angeschuldigten und des Zeugen) von der Gesetzgebung zugelassen oder vorgeschrieben sind, verdient Erwägung.“

Über das Alter der Folter und ihre Nomenklatur bei den idg. Völkern liegt eine eingehendere Untersuchung bis jetzt nicht vor. Aus der Beantwortung unserer Frage seitens der genannten Einzelforscher scheint hervorzugehen, dass es sich bei diesem Zwangsmittel der Untersuchung um eine den Indogermanen ursprünglich fremde Erfindung handelt, die zunächst in den Verhältnissen des Sklavenstandes aufgekommen ist.

b) „Dass, was der Mensch nicht wissen kann, der Gottheit bekannt ist, und dass diese unter Umständen durch bestimmte Zeichen die Bejahung oder Verneinung der Schuldfrage dem Gerichte kundgibt, ist

eine weitere Konsequenz der Unzulänglichkeit des kriminellen Ermittlungsverfahrens."

Je primitiver das kriminelle Ermittlungsverfahren (vgl. auch u. c) noch bei dem idg. Urvolk gewesen sein muss, eine um so wichtigere Rolle wird in demselben, wie es noch bei den Germanen (Brunner p. 58, Roethe p. 66) der Fall war, der Eid, d. h. der Reinigungseid des Beschuldigten gespielt haben. Dass der Begriff des Eides dem idg. Urvolk wohlbekannt war, geht aus den Gleichungen: scrt. *am* (*amît* „er schwur"), griech. *ὄμνυμι*; osset. *ard* „Eid", armen. *erdnum* „schwöre", altsl. *rota* „Eid"; ir. *óeth* = got. *aiþs* mit Sicherheit hervor. Dieser älteste Eid (vgl. mein Reallexikon u. d. Wort) charakterisiert sich als eine Selbstverfluchung, die man unter Berührung eines bestimmten Körperteils oder Gegenstands in dem Sinne gegen sich ausspricht, dass der berührte Körperteil oder Gegenstand, wenn man die Unwahrheit sage, Verderben leiden oder einem bringen solle. Wie bedeutsam der Eid als Reinigungsmittel auch auf römischem Boden in prähistorischer Zeit gewesen sein muss, geht deutlich aus dem lat. *iûs* „Recht" hervor. Dieses Wort hat, wie *iûrâre* „einen Eid leisten" beweist, ursprünglich „Eid" bedeutet und entspricht etymologisch genau dem awestischen **yaos* in *yaoždâ* „Reinigung, Purifizierung, Entseuchung" (scrt. *yôs* N. „Heil"). Die Grundbedeutung von lat. *iûs* kann also nur „Reinigungseid" (vgl. auch altn. *manna skirsl*, wörtlich „Menschenreinigung": got. *skeirs* „rein" = Eid) gewesen sein, und hat, später natürlich vergessen, dem ganzen Rechtsbegriff seinen Namen gegeben[1]). Prinzipiell auf gleicher Stufe mit dem Eid steht auch das Gottesurteil (vgl. mein Reallexikon u. d. Wort), das im Grunde nur eine verschärfte Form desselben darstellt und daher vielfach auch ebenso wie der Eid bezeichnet wird (vgl. altn. *guðs skirsl* „Gottesurteil", scrt. *çapátha* „Eid" und „Gottesurteil").

---

1) Was an dieser Bedeutungsentwicklung, sobald man annimmt, dass das römische Recht in prähistorischer Zeit auf gleicher oder ähnlicher Stufe wie das altgermanische gestanden hat, unwahrscheinlich sein soll (vgl. Walde Lat. et. Wb. p. 313), verstehe ich nicht. In jedem Fall hätte W. für den auch von ihm angenommenen Zusammenhang zwischen lat. *iûs* und aw. *yaoždâ* eine wahrscheinlichere Bedeutungsentwicklung ausfindig machen müssen, bei der meines Erachtens immer von *iûs* „Eid" (*iurâre*) auszugehen wäre.

Neben dem Reinigungseid bestand für den Fall des Diebstahls (7, a) schon in der Urzeit vielleicht noch ein anderes Ermittlungsverfahren, die feierliche Haussuchung, bei der der Bestohlene nackt und von Zeugen begleitet sich in das Haus des vermeintlichen Diebes begibt, um nach dem gestohlenen Gute zu suchen (vgl. mein Reallexikon s. v. Diebstahl).

c) „Das Ermittlungsverfahren selbst bewegt sich in zwei Grundformen, der magistratischen Untersuchung und dem durch den Magistrat herbeigeführten und geleiteten Schiedsgericht. Inwieweit das letztere im Strafverfahren zugelassen wird, verdient Erwägung."

Besondere Personen, die mit der Ermittlung eines Verbrechens und dem Urteil über den Verbrecher berufsmässig beauftragt gewesen wären, sind für die Urzeit nicht anzunehmen (vgl. mein Reallexikon u. Richter). Was vielmehr Curtius VI, 8, 25 über die nächsten Verwandten der Hellenen, die länger als diese in primitiven Verhältnissen verharrenden Makedonen berichtet: *De capitalibus rebus vetusto Macedonum modo inquirebat exercitus, in pace erat vulgi*, dass also die Untersuchung von Kapitalverbrechen im Frieden bei der Volksversammlung, im Kriege bei dem Volk in Waffen, der Heeresversammlung, ruhte (vgl. weiteres bei O. Hoffmann Die Makedonen p. 21), wird als ältester idg. Zustand überhaupt anzusetzen sein. Dieselbe Volksversammlung wird zugleich, wie nach den oben p. 376 angeführten südslavischen Analogien zu vermuten ist, sich häufig als Schiedsrichter aufgeworfen haben, wenn die das ganze Dasein des Urvolkes durchziehenden Familien- und Sippenfehden allzu grossen Umfang annahmen und allzusehr die Sicherheit und den Bestand des Stammes bedrohten.

9. „Grundformen der Strafe. a) Tötung. Die Auffassung derselben lässt sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade bestimmen; ob die einzelnen Formen der Hinrichtung fruchtbare Momente für die Vergleichung abgeben, ist mir zweifelhaft."

Die Todesstrafe ist in der idg. Urzeit die einzige Strafe für die unter der Bezeichnung *á'gas* — *ἄγος* zusammengefassten Verbrechen, und da nur diese einer Strafverfolgung seitens der Allgemeinheit unterlagen, somit die einzige Strafe überhaupt

gewesen (vgl. mein Reallexikon u. Strafe). Sie wurde, wenn die Täterschaft offenbar war, oder der Verdächtigte sich durch Eid oder Gottesurteil (s. u. 8, b) nicht zu reinigen vermocht hatte, an dem Schuldigen von der Gemeinde selbst durch Steinigung oder Totpeitschung, wobei der Delinquent an einen Pfahl gebunden wurde, vollzogen (vgl. die Belege Reallexikon p. 834). War man des Übeltäters nicht habhaft geworden, so traf denselben die Friedlosigkeit oder Acht, durch die er aus dem Stamm ausgestossen wurde und busslos von jedermann erschlagen werden konnte. Eine idg. Bezeichnung für einen solchen Ausgestossenen liegt in der Reihe:

scrt. *parâvṛj*, „Verbannter“ = agls. *wrecca*, alts. *wrekkio*, ahd. *reccho*, altn. *rekr*.

Wie der Begriff des *á'gas* = *ἄγος* selbst nicht nur gegen die Gemeinschaft des Stammes, sondern auch gegen die den Stamm schirmenden Geister und Götter gerichtet ist, so wird auch die Todesstrafe, wie dies besonders bei den Römern (Hitzig p. 47) und Germanen (Brunner p. 59, Roethe p. 66) hervortritt, schon in der Urzeit eine gewisse sakrale Bedeutung gehabt, d. h. man wird geglaubt haben, durch die Hinrichtung zugleich den Zorn der beleidigten Götter zu besänftigen (lat. *supplicium*: *supplicare*). Es ist daher hier der Platz, noch kurz auf die Frage einzugehen, welche der unzähligen in der idg. Urzeit verehrten Geister und Götter (Kap. XV: Die Religion) in der ältesten Zeit durch ein *á'gas* — *ἄγος* beleidigt, und welche es infolgedessen durch die Todesstrafe des Verbrechers zu besänftigen galt. Bei Aeschylus *Septem* v. 1017 heisst es von Polyneikes: *ἄγος δὲ καὶ θανὼν κεκτήσεται θεῶν πατρῴων, οὓς ἀτιμάσας ὅδε στράτευμ' ἐπακτὸν ἐμβαλὼν ᾕρει πόλιν*, also: „er, der das Heer gegen die Stadt führte, war im Leben ein Greuel der *θεῶν πατρῴων* und soll es — als Unbeerdigter — nun auch im Tode sein“. Diese *θεοὶ πατρῷοι* aber sind nach der ausführlichen Besprechung dieses Ausdrucks durch Caland (Totenverehrung p. 69) — wenigstens ursprünglich — nicht die Himmlischen oder die ihnen nächstverwandten Götter, also nicht Zeus, Apollo, Athene usw., sondern niemand anders als die göttlich verehrten Seelen der Vorfahren, die Heroen des Stammes oder der Sippe, denen in dem festländischen Griechenland noch später ein reicher Kultus gewidmet ist (vgl. E. Rohde Psyche I², 167 ff.). Wir werden

unten ausführlicher sehen, dass die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Organisation der Indogermanen auf dem Ahnenkultus beruhen, und es ist daher eine fast selbstverständliche Anschauung, dass die Seelen dieser verehrten Vorfahren mit eifersüchtiger Strenge über der Bewahrung der alten Ordnungen in Familie und Sippe, und über der Erweiterung der Sippe, dem Stamm, wachend gedacht werden (vgl. Kap. XV, Abschnitt I). Besonders deutlich reden auch in dieser Beziehung die römischen Verhältnisse. Nach einer schon oben p. 360 genannten Stelle der Königsgesetze sollen der Sohn, der den Vater, oder die Schwiegertochter, die die Schwiegereltern schlägt, *sacer* und *sacra* den *divis parentum* sein. Auch hier kann unter *divi parentum* schwerlich etwas anderes als die *θεοὶ πατρῷοι* der Griechen verstanden werden. Und so möchte ich überhaupt glauben, dass die älteste Verknüpfung von Recht, Sitte und Religion in der Verehrung der Toten, nicht in dem Kult der Himmlischen (Kap. XV, Abschnitt II) zu suchen ist, die zunächst nur als starke Helfer innerhalb des Bereichs derjenigen Naturgewalt angerufen wurden, der sie ihr Dasein verdankten.

b) „Verlust der Freiheit.“ Man kann diese Frage im Sinne von Verknechtung oder von Gefängnisstrafe verstehen. Mommsen (vgl. a. a. O. 16 Anm. 3) meinte sie (auf eine briefliche Anfrage) in dem ersteren. In diesem würde ihre Beantwortung für uns von der Vorfrage abhängen, ob für die idg. Urzeit bereits das Vorhandensein eines Sklavenstandes anzunehmen sei oder nicht. Da wir aber (vgl. mein Reallexikon u. Stände) diese Frage aus triftigen Gründen[1]) verneinen zu müssen glauben, so kann selbstverständlich auch von einer Versetzung in den Sklavenstand während der Urzeit keine Rede sein. Als früheste Form der Verknechtung wird man die Schuldhaft (vgl. mein Reallexikon u. Schulden) anzusehen haben. Als eine ganz späte Form der Strafe stellt sich der Verlust „der körperlich freien Bewegung“ (Gefängnisstrafe) dar (vgl. Reallexikon p. 836). Ihre älteste Gestaltung ist das Schlagen in den Block. Vgl. Sprachvergl. u. Urg. I$^3$, 164 Anm. 1, wo noch auf russ., klein-

1) Zu dem gleichen Ergebnis kommt K. Brugmann in seinem Aufsatz Zu den Benennungen der Personen des dienenden Standes in den idg. Sprachen I. F. XIX, 377 ff.

russ., poln. *dyby* „Fussfesseln“, poln. *dyba* „Pranger“, lit. *dybà* id.: altsl. *dąbŭ* „Eiche“ (vgl. Miklosich Et. Wb. p. 48) hätte verwiesen werden können.

c) „Körperverstümmlung.“ Wo sie in älterer Zeit als gesetzliche Strafe vorkommt (vgl. mein Reallexikon u. Körperverletzung), ist sie vom Staate aus den Gewohnheiten der Privatrache übernommen, die auf dem Grundsatz „Gleiches mit Gleichem“ (*talio*) beruhte.

d) „Die Lösung durch eine Wertleistung unterliegt mehrfacher Erwägung: aa) Der Kreis des Delikts, auf den sie sich erstreckt, ist festzustellen. bb) Weiter inwieweit die Höhe der Wertleistung entweder allgemein durch Gesetz oder im Einzelfall durch richterliches Ermessen oder durch ein gemischtes Verfahren (gerichtliche Schadensschätzung nebst gesetzlicher Vervielfachung) festgestellt wird. cc) Endlich ob bei dem in ökonomischer Schädigung eines Dritten bestehenden Delikt blosse Schadloshaltung bezweckt wird, oder ob die Lösung darüber hinausgeht (Schadensersatz mit Zuschlag), oder endlich ob sie da eintritt, wo ökonomische Schädigung nicht vorliegt.“

Alle nicht in den Kreis des *á'gas* — ἄγος fallenden Übeltaten waren in der idg. Urzeit noch der Privatrache (Blut-, Sippenrache) überlassen. Wie die idg. Bezeichnung dieser letzteren, **qoinâ* (aw. *kaênâ* = griech. ποινή) zugleich auch die Ablösung der Rache durch Busse bezeichnete, so war es seit Urzeiten möglich, sich und seine Sippe von der Wiedervergeltung durch eine Wertleistung an Vieh (namentlich an Kühen) loszukaufen [1]). Hierbei müssen sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger feste Sätze ausgebildet haben. So werden z. B. übereinstimmend 100 Kühe als Wergeld für den erschlagenen Mann bei Indern, Germanen und Slaven genannt. Aber auch alle übrigen der Privatrache überlassenen Übeltaten (Körper- und Sachverletzungen, Beleidigungen, Notzucht usw.) werden es allmählich zu gewohnheitsmässigen Taxen gebracht haben, gegen

1) Wie es hierbei noch vor kurzem in Montenegro herging, wird in der Z. f. vergl. Rechtsgeschichte XV (Montenegrinische Rechtsgeschichte von Milan Paul Jovanović), p. 134 beschrieben.

deren Zahlung man von der Wiedervergeltung abstand. Diese Taxen werden, je mehr die Selbsthilfe vom Staate absorbiert wird, durch die Gesetzgeber als Strafen übernommen; doch führt die Verfolgung dieses Gegenstandes zu weit in die Geschichte der Einzelvölker, um hier ausführlicher erörtert zu werden (vgl. mein Reallexikon u. Blutrache und Körperverletzung, sowie die Beiträge der genannten Einzelforscher in Mommsens Fragen zum ältesten Strafrecht 9).

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, dass das Strafrecht des idg. Urvolks zwar noch auf einer niedrigen Stufe stand, aber immerhin doch schon eine gewisse Ordnung zeigte, die durch die oben erörterten, bereits der idg. Grundsprache angehörenden Ausdrücke wie aw. *kaênâ* = griech. *ποινή* „Blutrache" (und ihre Ablösung durch Wertleistung); scrt. *vâira* = agls. *wëre-(gild)* „Wergeld"; scrt. *â'gas* = griech. *ἄγος* „Verbrechen" (gegen die Allgemeinheit); scrt. *tâyú* = altsl. *tatĭ* „Dieb"; scrt. *am* = griech. *ὄμνυμι* „ich schwöre"; scrt. *parâvṛ́j* = agls. *wrecca* „der Verbannte" allein schon hinreichend verbürgt ist.

Schwieriger dürfte es z. Z. sein, die älteste Geschichte des Eigentumrechts, das Verhältnis von Sippen- zum Privateigentum, bei den idg. Völkern zu erörtern. Einiges über diesen wichtigen, aber vielfach noch nicht geklärten Gegenstand vgl. in den Kapiteln XI, XII und XIII.

Die wichtigsten Züge des Familienrechts sind in Kap. XII enthalten.

## XV. Kapitel.

# Die Religion.

Einleitung: Geschichtliches. M. Müller. A. Kuhn. W. Schwartz. W. Mannhardt. E. H. Meyer. O. Gruppe. I. Die Verehrung der Toten. Begraben und Verbrennen. Die Beigaben. Der Unsterblichkeitsglaube. Das Begräbniszeremoniell (Ausstellung der Leiche. Totenklage. Leichenzug. Leichenschmaus). Der Ahnenkult („Die Väter." Totenfeste. Stätten der Verehrung. Speisung und Tränkung der Vorfahren. Totenspeisen. Stimmung. Bettler). Die allgemeine Bedeutung des Totendienstes. Totenreiche. II. Die Verehrung der Himmlischen. 1. Die Himmlischen selbst (Litauische und römische Sondergötter. Die altindogermanischen Himmelsmächte. Ihre Namen und Erscheinungsformen. Vater Himmel und Mutter Erde. Welträtsel und Mythus). 2. Der Kult der Himmlischen (Zauber und Opfer. Zauberer, Priester und Arzt. Stein-, Pfahl- und Baumkultus. Feste. Die Sonnenwenden). — Das Schicksal und das Erraten der Zukunft.

Als die Begründer einer vergleichenden Mythologie, die zunächst als identisch mit einer vergleichenden Religionsgeschichte der idg. Völker angesehen wurde, müssen M. Müller und Adalbert Kuhn bezeichnet werden, deren Anschauungen, so sehr sie auch im einzelnen oft auseinandergehen, doch im Grunde so viel Verwandtes besitzen, dass sie hier zusammen betrachtet werden dürfen. Dieselben gründen sich auf drei Hauptvorstellungen dieser beiden Gelehrten, nämlich erstens auf die schon durch die Brüder Grimm erweckte Überzeugung, dass der Mythus nicht etwa die Schöpfung höher stehender Volkskreise, etwa eines Priester- oder Sängerstandes sei, sondern dass derselbe ebenso wie die Sprache selbst in den Tiefen der Volksseele wurzele, zweitens in der Überzeugung, dass in den zum Teil unzweifelhaft auf naturalistischer Grundanschauung beruhenden Liedern des Rigveda, dessen genaueres Bekanntwerden in die Zeit der besten Arbeitskraft beider Gelehrten fiel, die älteste

Form idg. Götterglaubens vorliege, und drittens in der Beobachtung, dass eben diese Lieder des Rigveda mit den Mythen der verwandten Völker sowohl inhaltlich wie sprachlich so viel Übereinstimmung zeigten, dass dieselbe bis in die Epoche der idg. Urzeit zurückgehen müsste. Derartige idg. Mythenzyklen hat A. Kuhn in grosser Anzahl zu ermitteln versucht, worüber auf seine Arbeiten über Gandharven und Kentauren, (K. Z. I), *'Ερινύς, Saraṇyû'* (ebenda), über Manus, *Μίνως*, Mannus (K. Z. IV, 81 ff.), *'Ερμῆς*, Saramâ, Sâramêya, Wuotan (Haupts Z. VI, 117 ff.), über die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes (Berlin 1859) und andere verwiesen sei. Besonders kühn in der naturalistischen Deutung mythischer Namen zeigt sich M. Müller, dessen mythologische und religionsgeschichtliche Studien in den Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, den Essays, der Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, in *Origin and growth of religion* (London 1880) usw. vorliegen.

Eine Zusammenstellung dessen, was M. Müller auf diesem Gebiete noch am Ende seines Lebens für möglich hielt, bieten die *Biographies of words* p. 188—198 (*religion and myth*). Hier begegnen Gleichungen wie *'Απέλλων* = scrt. *apôrṇuván „removing, opening“*, *'Αθήνη* = scrt. *ahanâ' „morning“, day“*, *'Αχιλλεύς* = scrt. **aharyu, from ahar „day“, Βρισηΐς, if for *Βαρσηΐς, the offspring of Brises, conquered by Greeks, given to Achilles* = scrt. *bṛ́saya the offspring of Bṛ́saya, conquered by paṇi* usw.

Der Ursprung des Mythus liegt nach der Ansicht beider Forscher in dem Wesen der Sprache selbst. „Es ist“, sagt A. Kuhn (Die Entwicklungsstufen der Mythenbildung Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1873), „ein mehr und mehr zu allgemeiner Geltung kommender Satz, dass die Grundlage der Mythen auf sprachlichem Gebiet zu suchen, und dass Polyonymie und Homonymie die wesentlichsten Faktoren derselben seien.“

Diese Mannigfaltigkeit des Ausdrucks beruht aber einmal auf der Eigenschaft der Sprache, bei aller Substantivbildung immer nur eine einzelne an dem betreffenden Gegenstand haftende Eigenschaft hervorzuheben, wie wenn die Nacht zugleich als die schwarze, dunkle, feuchte usw. bezeichnet wird; das andere Mal auf der poetischen Übertragung, wie wenn z. B. die Strahlen als Zügel, Finger, Hände oder Kühe bezeichnet werden. Ursprünglich

sagte man z. B., „das Tageslicht ist verschwunden, die Nacht ist gekommen", bald aber hiess es mit poetischer Übertragung: „die Kühe sind verschwunden, der finstre Nachtgeist hat sie geraubt". So entschwand allmählich das Verständnis des ursprünglichen Ausdrucks. Man erzählte von den Rindern des Helios oder von dem Rinderraub des Cacus usw., und der Mythus war fertig.

Überaus verwandt ist die Auffassung M. Müllers, dessen Betrachtungsweise in dem Satze gipfelt: „Mythologie ist nur eine alte Form der Sprache." Wie er die ersten Anfänge mythologischen Ausdrucks sich denkt, zeigt z. B. das, was er *Origin and growth of religion* p. 190 ff. über die Hilfsverba bemerkt. Diese wie englisch *he is, to be, I was* hatten ursprünglich eine vollere Bedeutung und bezeichneten soviel wie „atmen" (scrt. *as, ás-u* „Atem"), „wachsen" (griech. *φύω*), „wohnen" (scrt. *vas*). Wenn die alten Arier daher irgend etwas über Sonne, Mond, Erde, Berge, Flüsse aussagen wollten, so konnten sie nicht wie wir sagen z. B. „die Sonne ist da" oder „es regnet", sondern sie konnten nur denken und sich ausdrücken „die Sonne atmet" (*sûryô asti*), „der Regen regnet". Überhaupt ist es dem alten Arier nur möglich gewesen, die Gegenstände seiner Wahrnehmung als aktiv wirkende zu bezeichnen. Die Sonne ist der Erleuchter, Erwärmer, Nährer, der Mond der Messer, die Morgenröte, die Erweckerin usw.: „*Here, in the lowest depth of language, lie the true germs of what we afterwards call figurism, animism, anthropopathism, anthropomorphism*" (p. 187). Wie sich M. Müller den weiteren Verlauf der Mythenbildung denkt, zeigt z. B. der Mythos von Apollo und Daphne: es gab in der Ursprache ein **dah-anâ* = *δάφνη* „die brennende" („leichtbrennende"), eine Bezeichnung sowohl für die Morgenröte als auch für die Lorbeerpflanze. Von der Morgenröte erzählte man, die Sonne habe sie verfolgt. Allmählich verlor sich nun in der Sprache *δάφνη* in dem Sinne von Morgenröte, und nun erzählte man, Apollo (die Sonne) habe eine Nymphe, namens Daphne, verfolgt, welche die Götter alsdann in einen Lorbeer verwandelt hätten.

Der Grundton, welcher durch die gesamte Mythenbildung der idg. Völker hindurchklingt, ist nach der Müller-Kuhnschen Anschauung also die Belebung und Deutung der Natur und ihrer Erscheinungen, nicht am wenigsten aber die Vorstellung von einem Kampf, einem Gegensatz in denselben, mochte man den-

selben nun mehr in dem Schauspiel des Gewitters und der Wolkenbildungen oder mehr in dem täglich sich wiederholenden Wechsel von Tag und Nacht erblicken. „Die Hauptgrundlage der Religionen und Mythen der meisten idg. Völker", sagt A. Kuhn Über Entwicklungsstufen a. a. O. p. 126, „bildet der Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis, der bekanntlich bei keinem derselben so scharf ausgebildet ist, wie bei den alten Baktrern. Wie bei diesen, so ist auch bei allen übrigen die Überlieferung vom endlichen Siege des Lichts durchgedrungen, durch welchen die Mächte desselben zur Herrschaft gelangen, während die der Finsternis zeitweise oder dauernd gefesselt oder besiegt werden. Dass dieser endliche Sieg des Lichts schon bei allen Indogermanen zur Zeit, als sie noch ein Volk waren, zur allgemeinen Überzeugung geworden sein müsse, davon liegt uns bekanntlich ein Zeugnis in ihrer Bezeichnung der Götter durch ein Wort vor, welches der Wurzel *div* „leuchten" entstammt und somit ein Beweis ist, dass sie die Macht dieser leuchtenden Wesen als Beherrscher und Lenker ihres Lebens anerkannten und verehrten."

Gegen diese Grundanschauungen der genannten beiden Gelehrten haben sich nun in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her mit nicht geringerer Sachkenntnis geführte Angriffe gerichtet, welche teils eine wesentliche Modifikation der Müller-Kuhnschen Anschauungen bezweckten, teils eine völlige Vernichtung derselben versuchten. Die Müller-Kuhnsche Schule war bei ihrer Rekonstruktion des idg. Götterglaubens im wesentlichen von den ältesten literarischen Denkmälern der idg. Völker, von dem Veda, dem Awesta, von Homer, von der Edda ausgegangen. Der moderne Volksglaube war erst in zweiter Linie herangezogen worden, und wo dies geschehen war, waren die Gestalten desselben nach Grimmschem Vorbild als (hauptsächlich durch das Christentum veranlasste) Verblassungen der altheidnischen Götter und Heroen aufgefasst worden. Die Volkssage von dem wütenden Heer und dem wilden Jäger war der letzte Überrest des alten hochheiligen Wuotandienstes. „Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge, und ging in den Begriff einer finsteren, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in

den Lüften teuflisch und gespenstig" (J. Grimm Deutsche Myth. II³, 870).

Diese Anschauung hatte bereits im Jahre 1849 W. Schwartz in einem Programm Der Volksglaube und das alte Heidentum gemissbilligt und den Nachweis zu führen versucht, dass der moderne Volksglaube, weit davon entfernt, nur die Trümmer einer höheren Mythologie zu enthalten, vielmehr in sehr vielen Fällen die Wurzeln treu bewahrt habe, aus welchen jene höheren, in der Edda und sonst waltenden Gottheiten entsprossen seien. Diese Meinung, getragen von der mehr und mehr in ganz Europa erwachenden Freude an der Sammlung der noch heute im Volke lebenden Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche hat nun allmählich zu der Begründung einer neuen Richtung der vergleichenden Mythologie geführt, die ihre namhaftesten Vertreter in Deutschland in Wilhelm Mannhardt und in Elard Hugo Meyer gefunden hat.

Mannhardt hat seinen Absagebrief an die Müller-Kuhnsche Richtung in dem Vorwort zu dem II. Bande seiner Wald- und Feldkulte[1]) geschrieben. „Ich darf", sagt er p. XIV, „mit dem Geständnis nicht zurückhalten, dass nach meiner Ansicht die vergleichende idg. Mythologie die Früchte noch nicht getragen hat, welche man allzu hoffnungsreich von ihr erwartete. Der sichere Gewinn beschränkt sich doch auf einige sehr wenige Gottesnamen (wie Dyaus-Zeus-Tius, Parjanya-Perkunas, Bhaga-Bog, Varuna-Uranos usw.) und Mythenansätze, und im übrigen auf zahlreiche Analogien, welche aber noch nicht notwendig historische Urverwandtschaft begründen. . . . . Ich fürchte, dass die Geschichte der Wissenschaft sie (Parallelen wie *Sâramêya* — Hermeias) einmal eher als geistvolle Spiele des Witzes, denn als bewährte Tatsachen zu verzeichnen haben wird" usw. Dagegen wird es ihm immer klarer, dass unsere mythologischen Handbücher der antiken Mythologie nur enthalten, was das verfeinerte Leben städtischer Kreise aus dem ursprünglichen Volksglauben geschaffen hat. „Nun schimmert unter dieser Mythologie der

1) W. Mannhardt Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert, Berlin 1877 und Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875 (beide Werke jetzt neu herausgeg. v. W. Heuschkel).

Gebildeten mit einmal eine Volksmythologie hervor, welche die überraschendsten Ähnlichkeiten mit den Volksüberlieferungen der nordeuropäischen Bauern bekundet." Diese Analogien erstrecken sich auf Volkssagen, Märchen und Gebräuche, nicht minder wie auf mythische Personifikationen, auf die verwandten Gestalten der Moosleute und Holzfräulein (= Dryaden), der wilden Männer (= Kyklopen, Kentauren, Pane, Satyrn), der Wassermuhme (= Thetis) usw. usw. Kurz, alle die Geister, welche im Altertum und in der Neuzeit Feld und Wald und Haus bevölkern, gehören dem Kreise der ursprünglichen Vorstellungen an, aus welchem so manche erhabene Götter- oder Heldengestalt noch — nachweisbar — hervorgegangen sei. „So bestätigt sich", damit schliesst das genannte Buch, „durch gewichtige Analogie Schwartzes Entdeckung, dass der Volksglaube der Bauern die noch grösstenteils in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Keime der höheren Mythologie in sich berge."

Dieselbe Vorstellung von einem Geister-, einem Dämonenglauben mehr als von einem Götterglauben bei dem idg. Urvolk begegnet uns, und zwar in Verbindung mit der namentlich von anthropologischer Seite mehr und mehr in den Vordergrund gestellten Ahnentheorie, nach welcher aller Götterglaube von der Totenverehrung seinen Ausgang genommen[1]) habe, bei Elard Hugo Meyer, nach Mannhardts Tode wohl dem besten Mythenkenner Deutschlands, dem Herausgeber von J. Grimms Deutscher Mythologie.

Nach der Ansicht dieses Gelehrten durchläuft die Mythengeschichte drei Hauptperioden, welche er als die des Seelen-, Geister- und Götterglaubens bezeichnet (vgl. Indogerm. Mythen I, 210 ff.). In der ersten Periode beginnt das mythische Denken mit der Vorstellung, dass die Seele nach dem Tode noch einige Zeit weiterlebt und, zum Teil in Tieren oder Pflanzen verkörpert, den Freunden nützen und den Feinden schaden könne. Diese Seelen bedürfen der Ernährung. Der älteste Opferbrauch ist Totendienst. Diese Glaubensstufe, die der Belebung der Naturerscheinungen überall vorangeht, haben alle Völker der

---

1) Vgl. z. B. J. Lippert Die Religionen der europäischen Kulturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer in ihrem geschichtlichen Ursprung, Berlin 1881.

Erde durchlaufen. Noch bei einigen Kulturvölkern wie Chinesen, Ägyptern, Römern ist der Totenkult der Kern ihrer Religion geblieben. Die Kulturstufe dieser Periode ist die des Jagdlebens.

Während der zweiten Periode werden die Seelen mehr und mehr Geister, zumal Windgeister, dann auch Gewitter- und Regendämonen. Aus ihren Scharen treten schon einzelne Individuen mit mythischen Eigennamen hervor. Die Lichtwesen stehen noch zurück. Die Kulturstufe ist die des Hirtenlebens. Die idg. Völker haben diese Periode noch zum grössten Teil miteinander verlebt, am längsten die arisch-hellenischen Völker. Als ein Beispiel dieses also recht eigentlich indogermanischen Glaubens sucht E. H. Meyer die sachliche und sprachliche Identität der Gandharven und Kentauren zu erweisen, die er als Wind- und Wetterdämonen fasst[1]).

Die dritte Periode, in welcher die individualisierten Einzeldämonen sowie die Lichtgottheiten zu Göttern werden, findet die idg. Völker bereits getrennt, zu Ackerbau und staatlicher Kultur übergegangen. „Wenn trotzdem die Ähnlichkeit zweier Gottheiten, z. B. zweier verschiedener idg. Völker, überrascht, so beruht dieselbe mehr auf der Gleichartigkeit der in den früheren Perioden geschaffenen Elemente, aus denen das höhere Gebilde besteht, und auf einer analogen Fortentwicklung derselben als auf einer gemeinsamen Hervorbringung dieses Gebildes.“

Wenn somit in dieser Richtung der vergleichenden Mythologie die lichten Himmelsgötter der idg. Urzeit von ihren Thronen gestürzt und dafür Scharen von Wind- und Wettergeistern eingetreten waren, so bleibt hier nun noch schliesslich eines Versuches zu gedenken, welcher dazu bestimmt ist, der Vorstellung von einem Götterglauben der Urzeit, welcher Art er auch immer sei, den Todesstoss zu versetzen und die Indogermanen schlechthin als religionslos zu erweisen. Es ist dies das, wie ich glaube, in hohem Grade bedeutsame Werk Otto Gruppes Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen, von welchen bisher nur der erste Band (Leipzig 1887) erschienen ist, welcher in zwei Kapiteln erstens eine Übersicht über die

---

1) Weibliche Wesen gleicher oder ähnlicher Art sucht ihnen L. v. Schröder (Griechische Götter und Heroen I. 1887) in den Apsaras, der Aphrodite, den Schwanenjungfrauen usw. zur Seite zu stellen.

wichtigsten Versuche, die Entstehung des Kultus und des Mythos zu erklären, und zweitens über die wichtigsten Denkmäler, welche von der Geschichte des Mythos und des Kultus berichten, enthält[1]).

Die Richtigkeit der drei Fundamentalsätze, auf denen, wie wir oben (p. 415) bemerkten, die Müller-Kuhnschen Hypothesen beruhten, und welche auch von den Dämonisten wenigstens nicht prinzipiell aufgegeben waren, wird von O. Gruppe schlechterdings geleugnet. Der Mythos ist nicht die religiöse Sprache des Volkes, er ist die Schöpfung und das Eigentum der höheren Gesellschaftsklassen, bewusste Dichtung, ein Teil der Kunstpoesie. Der Rigveda — hier wandelt der Verfasser auf dem von A. Ludwig eingeschlagenen und von A. Bergaigne weiter verfolgten Wege — ist weit davon entfernt, uns das Walten naiver Naturpoesie zu enthüllen. Er ist schon in seinen ältesten Teilen voll „verzwickter“ Theologie, voll priesterlichen Raffinements. Nichtsdestoweniger bleibt er für uns die wichtigste Quelle, an welcher wir noch deutlich den Ursprung aller Religion und aller mythischen Ausdrucksweise aus gewissen, später Kultus genannten Manipulationen erforschen können; denn der Ritus ist der Ursprung aller Religion. Der Priester giesst Fettströme in das lodernde Feuer, um den Anbruch des Tageslichtes zu fördern. Diese Ströme werden brünstige Kühe genannt, die zu ihrem Jungen, Agni, hinströmen, sich mit ihm zu vermählen. So ist dieser nun als zeugungskräftiger Stier in den Schoss seiner Mütter gesetzt, sich mit ihnen selbst zu erzeugen (p. 455). Schon die ungetrennten Indogermanen, obwohl sie keine Götter kannten, übten gewisse Manipulationen, aus denen später Kultushandlungen hervorgingen, und mit denen Vorstellungen verknüpft waren, die sich dereinst zu mythologischen und zuletzt zu dogmatischen Ideen verdichten oder umgestalten sollten (p. 121). So heisst es von dem Trankopfer (p. 277): „Der Kultusakt war nicht etwa nur mit einem Gelage verbunden, sondern er war recht eigentlich ein Gelage, man verehrte die Götter, indem man sich berauschte, und der Genuss des Rauschtranks war die Andacht.“

Und endlich drittens: Alles, was die vergleichende Sprachwissenschaft bisher an angeblichen indogerm.

1) Vgl. Berl. Philolog. Wochenschrift 1888 Nr. 29/30 (R. Fritzsche), *The Classical Revew Febr.* 1888 (F. B. Jevons), Deutsche Literaturzeitung 1888 Nr. 14, Lit. Zentralblatt 1889 Nr. 14.

Götterbenennungen oder an angeblichen indogerm. Ausdrücken für Kultushandlungen zutage gefördert hat, ist entweder lautlich unbegründet oder inhaltlich ohne Beweiskraft. Nur für die arischen Stämme wird p. 125 „ein beschränktes Mass primitiver Zeremonien“ für die Urzeit zugegeben.

Bestehen bleibt und der Erklärung bedarf die unleugbare Übereinstimmung der Religionen in ihren Mythen und Kulten, eine Übereinstimmung, welche sich aber weit über das indog. Völkergebiet hinaus erstreckt. Auch hieraus folgt, dass diese Zusammenhänge sich nicht aus einer Vererbungstheorie erklären lassen, vielmehr beruhen sie — und hier liegt der Kernpunkt der Gruppeschen Bestrebungen — in einer ungeheuren Entlehnung, durch welche „vorderasiatische und ägyptische Religionsformen im grossen Umfang nach Griechenland, nach Indien und nach Mittel- und Nordeuropa importiert wurden“.

Den Beweis dieser Hypothese sollen die folgenden Bände erbringen; in dem vorliegenden soll nur der Boden für diese Auffassung geebnet werden, worüber auf die §§ 20—25 (Über die Möglichkeit, die Vererbungstheorie durch die Annahme nachträglicher Übertragung zu ersetzen) zu verweisen ist.

---

Wenn wir nun auch auf diesem schwierigsten und umstrittensten Gebiet selbst versuchen[1]), das Erbe der idg. Urzeit zu ermitteln, so lassen sich aus der grossen Masse religiöser Vorstellungen und Gebräuche, die sich bei den altidg. Völkern finden, zunächst zwei Gruppen aussondern, die es auf ihre vorhistorische Herkunft zu untersuchen gilt. Es sind dies erstens die auf die Verehrung des Toten bezüglichen und zweitens diejenigen Anschauungen und Riten, die sich auf den Kult „der Himmlischen“ beziehen, für die schon in der idg. Grundsprache der Ausdruck sert. *dêvá* = lat. *deus*, lit. *diẽwas*, ir. *dia*, altn. *tívar* (: sert. *dyáus*, griech. *Ζεύς*, lat. *Juppiter*, eigtl. „der Himmel“) bestand. Nach diesen beiden Gruppen soll daher der Stoff im folgenden gegliedert werden.

1) Ausführlicher ist dies in einem grösseren Aufsatz geschehen, den ich für J. Hastings *Dictionary of Religion and Ethics* geschrieben habe, und der, wie ich hoffen darf, bald gedruckt vorliegen wird. Auf diesen Artikel (*Aryan religion*) werde ich mich daher im folgenden häufiger zu beziehen haben.

## I. Die Verehrung der Toten.

Die erste Frage, die uns hier zu beschäftigen hat, ist die, in welcher Weise das idg. Urvolk seine Toten bestattete, oder, da es sich hierbei nur um den Modus des Begrabens oder Verbrennens handeln kann, ob das idg. Urvolk seine Toten begrub oder verbrannte. Ich bin der Ansicht, dass diese Frage in dem ersteren Sinne zu beantworten ist. Die prähistorische Forschung hat den überzeugenden Nachweis geführt, dass auf dem in geschichtlicher Zeit von idg. Völkern besetzten Boden das Begraben der unverbrannten Leiche als die ältere Bestattungsform zu betrachten ist und die jüngere Steinzeit im Verein mit der Epoche des ersten Auftretens des Metalles in Gestalt des Kupfers nahezu vollständig ausfüllt. Da nun oben p. 113 ff. gezeigt worden ist, dass die Kultur des idg. Urvolkes lediglich steinkupferzeitliche Verhältnisse aufweist, so ergibt sich der Schluss auf die Bestattungsform der Urzeit hieraus ohne weiteres.

Dazu kommt, dass sich die Verhältnisse der idg. Einzelvölker besser verstehen lassen, wenn wir von dem Begraben als von der älteren Bestattungssitte ausgehen. Dies gilt namentlich von den Griechen. Allerdings tritt uns in der homerischen Welt der Leichenbrand in vollkommener Durchführung entgegen. Aber vor der homerischen liegt die mykenische Epoche, die uns in ihren Schachtgräbern, Kammern und Gewölben die Leiche in unverbranntem Zustand zeigt, und wollte man gegen dieses Argument den Einwand erheben, dass es sich bei der Bevölkerung, die diese Grabstätten errichtete, möglicherweise um nichtgriechische Stämme handele, so würde doch der im Jahre 1901 im Nordwesten der Stadt Athen aufgedeckte umfangreiche Friedhof den Beweis erbringen, dass man im griechischen Mutterland in der ältesten Zeit die Verstorbenen begrub und nicht verbrannte; denn aus den 19 ältesten (Dipylon-)Gräbern dieser Totenstätte sind, mit einer einzigen Ausnahme, unverbrannte Skelette an den Tag gebracht worden (vgl. A. Brückner und E. Pernice Ein attischer Friedhof, Mitteilungen des kaiserl. deutschen arch. Inst. Athen.Abt. XVIII).

Aus Rom haben wir die bestimmte Überlieferung des Plinius (*Hist. nat.* VII, 187): *Ipsum cremare apud Romanos non fuit veteris instituti*; *terra condebantur*, und es scheint be-

denklich, selbst nach Aufdeckung der frühzeitigen Spuren des Leichenbrandes auf dem *Forum Romanum* durch Prof. Boni, dieselbe ausser acht zu lassen. Auch weist das lat. *sepelio* (nur „begraben") durch seine genaue (von Walde Et. Wb. der lat. Spr. mit Unrecht bezweifelte) Übereinstimmung mit scrt. *sapary* „dienen, huldigen, ehren" und lat. *Orcus* „die Unterwelt" = got. *aúrahi* „Grabeshöhle" auf eine unter grossen Feierlichkeiten erfolgende Beisetzung der Leiche im Grabe hin.

Freilich ist die Ausbreitung der Sitte des Leichenbrandes, wo immer sie ihren Ausgangspunkt genommen haben mag[1]), in der westlichen Hälfte des nördlichen Europa zu frühzeitig und zu intensiv erfolgt, als dass die römischen Autoren bei Kelten und Germanen noch die nur durch die Prähistorie aufdeckbaren Spuren der älteren Bestattungsart (vgl. Montelius Archiv für Anthropologie XVII, 151 ff.) hätten antreffen können. Hingegen liegen im Osten Europas, zunächst bei den Thrakern, dann bei Litauern und Preussen, aber auch wohl bei den alten Slaven Begraben und Verbrennen nebeneinander, ohne dass es möglich wäre, die Priorität des einen oder anderen zu bestimmen. Doch glauben wir, dass wer das ganze archäologische und historische Nachrichtenmaterial (vgl. mein Reallexikon s. v. Bestattung und Ridgeway *Early age of Greece*, Kap. VII) überblickt, den Eindruck gewinnt, dass in dem ganzen heidnischen Europa im Grunde die Beerdigung überall der herrschende Brauch war, der durch den Leichenbrand hier mehr, dort weniger, hier dauernder, dort vorübergehender nur eingeschränkt, bezüglich stellenweis beseitigt wurde. Wenn J. Grimm Über das Verbrennen der Leichen (Kl. Schr. II, 211) anderer Meinung war, so geschah dies auch deswegen, weil er das griech. *θάπτω* „begrabe" und „verbrenne", das entweder zu ahd. *tunc* „Grube", „unterirdische Wohnung" (so nach meinem Vorgang Kluge und Zupitza) oder zu armen. *damban* „Grab, Gruft, Grabmal" (so Lidén, Armen. Stud. p. 42) gehört, fälschlich mit scrt. *tap*, lat. *tepeo*, griech. *τέφρα* „Asche" verband.

1) Vielleicht von der sumerischen Bevölkerung Babylons aus, wo im Jahre 1887 in den Ruinenstätten Surghul und El Hibba weite Grabplätze mit verbrannten Leichen aufgefunden worden sind (vgl. R. Koldewey Z. f. Assyriologie II, 403 ff.). Die Semiten und Etrusker begruben ihre Leichen.

Endlich darf man sich auch nicht durch den Umstand, dass der Veda im allgemeinen von der Sitte des Leichenbrandes beherrscht wird, über deren verhältnismässige Jugend täuschen lassen; denn noch im Rigveda (X, 15, 14) werden neben den „vom Feuer verbrannten" auch „vom Feuer nicht verbrannte", in Himmelsfreuden lebende Vorfahren unterschieden, und bei dem iranischen Brudervolk der Inder war ohne Zweifel bei Fürsten wie Gemeinen die Beerdigung der von den Vätern ererbte Brauch.

Ich kann also E. de Michaelis, *L'origine degli Indo-Europei* (p. 71—76, 80—83), nicht das Recht zugestehen, die Sitte des Leichenbrandes als urindogermanisch anzusetzen und aus diesem Ansatz Schlüsse auf die Lage der idg. Urheimat zu ziehen.

Mochten nun aber die Indogermanen in der Urzeit ihre Toten begraben oder verbrennen, sicher ist jedenfalls, dass sie dem unverbrannten oder verbrannten Leichnam allerhand für den Gebrauch des Toten bestimmte Beigaben in das Grab mitgaben oder dieselben auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche verbrannten, damit sie dem Toten in das Jenseits folgten. „Noch heute", erzählt Šejn von den Weissrussen (Sbornik der Kais. Ak. d. W. in St. Petersburg LI Nr. 3 p. 534), „senken sie nach dem Totenamt den Verstorbenen in das Grab zusammen mit Gegenständen, die von ihm besonders geschätzt und ihm bei Lebzeiten besonders lieb waren. Wenn er z. B. seinem Gewerbe nach ein Schuhflechter war, so legen sie ihm unweigerlich einen angefangenen Bastschuh hin, wenn er ein Zimmermann war, oder sonst ein Handwerker, dann geben sie ihm eine Axt, einen Meissel, einen Hobel, eine Feile. Abgesehen von diesen Dingen geben sie jedem Toten ins Grab mit: Brot, Salz, Eier für einen Eierkuchen, Nüsse, Bier und Schnaps in einer Flasche, ebenso wie eine kurze Tabakspfeife mit Tabak und Feuerzeug oder eine Tabaksdose mit Schnupftabak." Dieselben Verhältnisse wie hier im XIX. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung begegnen uns auf jenem oben erwähnten altathenischen Friedhof, dessen älteste Gräber mit Waffen und Geschirr aller Art, mit Töpfen voll von Speisen und Getränken aufs reichlichste versehen sind. In den jüngeren Grabstätten werden diese Beigaben immer seltener, bis man schliesslich nur noch den Frauen ihr Putzgerät, den Kindern ihr Spielzeug beilegt. Rein zum Symbol ist, was

einst realistische Wirklichkeit war, in den Zeiten der vedischen Hymnen geworden, nach denen man (Rigv. X, 18) dem toten Krieger seinen Bogen erst auf den Scheiterhaufen mitgibt, um ihn später wieder ihm aus der Hand zu nehmen, oder nach denen man die Gattin des Verstorbenen erst sich neben den Gatten legen lässt, um ihr dann zu befehlen, „sich wieder zur Welt der Lebenden zu erheben" (vgl. oben p. 348 über Witwenverbrennung). So bilden diese Verhältnisse ein Musterbeispiel für den in der methodologischen Einleitung dieses Buches (I³, 218, 230) erörterten Satz, dass die Zustände der Urzeit im Osten Europas oft in der Gegenwart noch treuer erhalten sind als in den ältesten Denkmälern der kulturhistorisch fortgeschritteneren Völker.

Aus dem Angeführten folgt, dass die Indogermanen an ein Leben nach dem Tode glaubten; denn nur bei dieser Anschauung lassen sich die für den unmittelbaren Gebrauch des Toten bestimmten Beigaben erklären. Erst ganz allmählich hat der Mensch das Phänomen des Todes einigermassen verstehen gelernt. Noch heute denkt sich der russische Bauer, dass ein Verstorbener ganz gut hören und verstehen könne, was man zu ihm sage, und dass er nur nicht imstande sei, seine Gedanken und Gefühle zu äussern (vgl. Šejn a. a. O. p. 520). Der Unsterblichkeitsglaube ist somit der Kindheitsstufe der Menschheit eigen.

Schon in ihrer Grundsprache haben die Indogermanen, wie für die inneren und äusseren Teile ihres Leibes (vgl. I³, 164), so auch für das Lebensprinzip, die Seele, feste Ausdrücke gehabt, die in den beiden Gleichungen: scrt. *âtmán* „Hauch, Leben, Seele" = ahd. *âtum* „Atem, Seele" und scrt. *mánas* „der innere Sinn, Geist, Seele" = griech. *μένος* (vgl. auch lat. *Minerva* aus **Menesova*) „Kraft, Mut, Streben" vorliegen. Diese geistige Potenz, als Hauch (ir. *athach*), Rauch (griech. *θυμός*, altsl. *duma* „der Gedanke": scrt. *dhûmá*, lat. *fûmus* „der Rauch") oder Wind (lat. *animus* „Seele": griech. *ἄνεμος* „Wind") gedacht, löst sich mit Eintritt des Todes von dem Körper los, um, zunächst in der Nähe des Grabes, ein selbständiges Dasein zu führen. Hieraus entwickeln sich dann zahlreiche, je nachdem sie behandelt werden, teils freundliche, teils feindliche Seelenwesen, für die in den idg. Sprachen eine reiche und charakteristische urverwandte Terminologie vorhanden ist. Hierher gehört die Reihe: lit. *dwãsė*

„Atem, Geist", altsl. *duchŭ* id., *duša* „Seele": lit. *dwesiù*, *dwėsti* „hauchen", altgall. *dusii* „Druckgeister, Maren", mhd. *getwâs* „Gespenst", lat. *Fêrâlia*, ein Totenfest, aus dem sich ein ursprüngliches **feris* = **dhvesis* „Geist eines Toten" ergibt. Wahrscheinlich ist auch das griech. *θεός* „Gott" aus **dhveso-s* (vgl. *θέσ-φατος*) hier anzuknüpfen, dessen ursprüngliche Bedeutung alsdann „göttlich verehrter Geist eines Toten" gewesen ist (so auch Prellwitz und Walde; abweichend Bechtel in B. B. XXX, 267). Bedeutungsverwandte Gleichungen sind ferner scrt. *drúh*, aw. *druj* = altn. *draugr*, ahd. *gitroc* „Unhold, Gespenst" (agls. *dréag* „larva mortui") und altn. *álfr*, agls. *ælf*, mhd. *alp* „Elfe, gespenstiges Wesen, Alp", ursprünglich ebenfalls „Geister der Toten" (vgl. mein Reallexikon s. v. Zwerge und Riesen) = scrt. *ṛbhú* „3 kunstreiche elbische Wesen im Rigveda" (K. Z. IV, 102) u. a.

Eine besondere Bedeutung gewinnen nun in religions- und kulturgeschichtlicher Beziehung diese Totengeister für den Verwandtenkreis, zu dem sie gehören, und über dessen Wohl und Wehe sie walten. Das sind die indischen *pitáras* „die Väter", die griechischen *θεοὶ πατρῷοι* (ins Urzeitliche zurückversetzt, nach dem obigen: „die Geister der Väter") oder die *τριτοπάτορες* „die Urgrossväter", oder die *ἥρωες* (*ἥρως*: got. *svêrs* „geehrt"?), die lateinischen *di parentes* (vgl. *parentalia* „das Totenopfer", *parentare* „ein Totenopfer darbringen") oder die *Dîvi mânes* (altlat. *mânus* „gut"), die gotischen *Anses* (agls. *ése* „Elfe", vgl. oben über altn. *álfr*), die russischen *rodíteli* „Eltern", die weissrussischen *dzjady* „Grossväter" (*svjaty dzjady* „die heiligen Grossväter") usw. An dem einzelnen Herdfeuer, über dessen Verehrung unten zu handeln sein wird, lokalisiert, werden sie zu Hausgeistern, zu Schützern der Herdgemeinschaft. Hierher gehören der griech. *ἀγαθὸς δαίμων* (vgl. Rohde Psyche I², 225), die römischen *penâtes* „die drinnen" (vgl. *penus*, *penitus penetrare*) und *lăres*, die ihren von Wissowa (Religion und Kultus der Römer p. 148) mit Unrecht bezweifelten Zusammenhang mit dem Dienst der Toten schon durch das dazu gehörige *larva*, *lârua* „böser Geist, Gespenst" und *Lârentalia*, ein Totenfest (*ă* : *â* wie *ăcuo* : *âcer*, vgl. auch Walde Et. Wb. d. lat. Spr. s. v. *lârua*) beweisen, der gemeingermanische „Kobold", „der im Hause waltende" (vgl. I³, 214), der russische *domovój*[1]), „der im Hause" u. a. Äusserlich

1) Ausführlich über den russischen *domovój* Ralston *The songs*

stellt man sich die Seelen der Verstorbenen gern unter dem Bilde der Schlange vor, deren am Boden sich fortschlängelnde Bewegungen an die halb unter, halb über der Erde gedachten Geister erinnern mochten. Hieraus hat sich dann bei den Römern (vgl. Wissowa Religion und Kultus p. 155) und Litauern, die, wie wir noch sehen werden, auch sonst in religionsgeschichtlicher Beziehung merkwürdige Übereinstimmungen miteinander zeigen, ein häuslicher Schlangenkultus (vgl. Lasicius *De diis Samagitarum* p. 51 : *Nutriunt etiam quasi deos penates nigri coloris, obesos et quadrupedes quosdam serpentes, Giuoitos* — lit. *giwãtė* „Schlange" — *vocatos*) entwickelt[1]. Auf die Übereinstimmungen in dem Namen dieses Tieres haben wir I³, 162 hingewiesen. Es kann also eine tiefe kulturhistorische Bedeutung gehabt haben.

Diesen Toten ist nun bei allen altidg. Völkern ein bis in die feinsten Einzelheiten ausgebildeter Kult gewidmet gewesen, dessen Grundzüge ohne Zweifel in die idg. Urzeit zurückgehen, und die es mit Hülfe der idg. Altertumskunde zu erschliessen gilt. Von besonderer Wichtigkeit erweisen sich für diese Aufgabe die litauischen und slavischen, namentlich die russischen Zustände, von denen die ersteren von *Johannes Menecius* (*De sacrificiis et idolatria veterum Borussorum, Livonum aliarumque vicinarum gentium, Script. Rer. Liv.* II, 389), die letzteren von Kotljarevskij[2]) Über die Begräbnisbräuche der heidnischen Slaven (Sbornik der kaiserl. Ak. in St. Petersburg XLIX) und

---

*of the Russian people* p. 119 ff. Er hat sehr viel mit dem römischen *Lâr familiaris* gemeinsam. Besonders interessant ist in dieser Beziehung die Überführung des *domovój* zusammen mit dem Ofenfeuer bei einem Wohnungswechsel aus dem alten Haus ins neue, wo er von dem Hausherrn mit den Worten: „Willkommen, Grossväterchen, am neuen Ort!" begrüsst wird. Ebenso wechselte in Rom der *Lâr familiaris* mit der Familie das Haus. Gleich beim Eintritt in die neue Wohnung wurde ihm ein Opfer dargebracht. Vgl. Plautus Trin. v. 39:

*Larem corona nostrum decorari volo:*
*Uxor, venerare ut nobis haec habitatio*
*Bona fausta felix fortunataque evenat.*

1) Eine Spur dieses Schlangendienstes findet sich auch bei den Langobarden, die nach der Vita Barbati im geheimen das Bild einer Viper verehrten (vgl. Hirt Die Indogermanen II, 737).

2) Mitteilungen aus diesem vorzüglichen, in Westeuropa wenig benutzten Werke finden sich bereits bei Ralston *The songs of the Russian people* Kap. V (*Funeral songs*), London 1872.

von P. V. Šejn Materialien zur Kenntnis des Lebens und der Sprache der russischen Bevölkerung des Nordwestens (Weissrussland), I, 2,2. Abteilung: Begräbnis- und Gedächtnisbräuche, Leichenklagen und Klagegesänge über Verstorbene (Sbornik 51 Nr. 3, Petersburg 1890) dargestellt worden sind (vgl. auch noch Šejn Der Grossrusse in seinen Liedern, Bräuchen, Gewohnheiten, Aberglauben, Märchen, Legenden usw. Petersburg 1898, 1900, 2. Teil p. 777 ff.). Ausgehend von diesen bedeutsamen Materialien, habe ich in der oben p. 423, Anm. 1 genannten Abhandlung für Hastings *Dictionary of religion* die Grundlagen des idg. Totendienstes zu erschliessen versucht und beschränke mich daher hier darauf, eine Übersicht über das dort Gebotene zu geben.

Zu unterscheiden ist zunächst zwischen der Pflege, die dem Toten bei der Bestattung und derjenigen, die ihm nach derselben von seiten der Verwandten zu teil wird. Mit besonderer Deutlichkeit tritt die Übereinstimmung der Begräbnisbräuche, zu denen natürlich auch die oben vorweg genommene Niederlegung der Totenbeigaben gehört, bei einer Vergleichung der litu-slavischen mit den altgriechischen Riten (vgl. Rohde Psyche I², 218 ff.) hervor. Es lassen sich vier Akte des Begräbniszeremoniells unterscheiden:

1. Die Ausstellung der Leiche (griech. *πρόθεσις*). Nachdem der Tote feierlich gewaschen und bekleidet worden ist, wird er, mit den Füssen zur Tür gewendet, zur Besichtigung für Freunde und Verwandte aufgebahrt.

2. Die Totenklage (griech. *θρῆνος*). Durch alle Phasen der Bestattung, besonders aber durch die Dauer der Ausstellung der Leiche ziehen sich die von den Weibern der Verwandtschaft angestimmten Totenklagen, die von leidenschaftlichen und handgreiflichen Ausbrüchen des Schmerzes, wie Zerkratzen des Gesichts und Busens, begleitet sind. Oft nimmt die Totenklage den Charakter eines Zwiegesprächs mit dem Toten an[1]).

3. Der Leichenzug (griech. *ἐκφορά*). Am dritten Tage wird die Leiche aus dem Hause getragen und (in Russland vielfach auf einem Kufenwagen — russ. *sdni* „Schlitten") nach dem

1) Hinzugekommen an neuester Literatur: E. K. Blümml Germanische Totenlieder mit besonderer Berücksichtigung Tirols, Archiv f. Anthropologie N. F. V (XXXIII), Heft 3/4.

Friedhof gefahren. Nach Winternitz (Beilage zur Allg. Z. 1903 Nr. 258) hätte in der idg. Urzeit eine dreimalige Umwandlung des Grabes seitens der Leidtragenden stattgefunden; doch kann ich diesen Brauch bis jetzt bei den Slaven nicht belegen.

4. Der Leichenschmaus (περίδειπνον). Wenn man vom Friedhof kommt, muss man sich vor allem waschen. Dann wird ein Mahl hergerichtet (griech. τάφον δαινύναι, russ. *právitĭ stolŭ*). Bei demselben gedenkt man ausschliesslich der guten Taten des Verstorbenen (Weiteres s. u.).

Was die Pflege der Toten nach ihrer Bestattung, also den eigentlichen Ahnenkult betrifft, so gilt es, die litu-slavische Überlieferung vor allem mit den nächst dieser am vollständigsten bewahrten altindischen Riten (O. Donner Das Piṇḍapitṛyajña oder Manenopfer mit Klössen, Berlin 1870, W. Caland Über Totenverehrung bei einigen der idg. Völker, Amsterdam 1888, Altindischer Ahnenkultus, Leiden 1893, Oldenberg Die Religion des Veda, passim) in Beziehung zu setzen, um alsdann von hier aus die trümmerhaften Nachrichten der übrigen idg. Völker verstehen zu lernen. Auf diesem Wege lassen sich folgende Punkte als auf vorgeschichtlichen Zusammenhängen beruhend zusammenstellen:

1. Die „Väter" walten als mächtige Götter über dem Wohl der Familie, und an sie wendet man sich in allen Nöten des täglichen Lebens. Besonders die Kindererzeugung, auf der der Bestand des Hauses beruht, steht unter ihrer Obhut. Sie gelten als sehr streng und reizbar, und man muss sich hüten, ihren Zorn durch Nichtbeobachtung der Gebräuche zu erregen. Der Verstorbene tritt nicht sofort in die Zahl der „Väter" ein. Bevor er feierlich in ihre Mitte aufgenommen wird, vergeht eine gewisse Zeit, während der seine Seele gespenstig herumschweift.

2. Die Verehrung der „Väter" ist an bestimmte Zeiten gebunden, die in besondere und allgemeine Totenfeste zerfallen. Die ersteren werden in dem Kreis der Familie gefeiert, der der Verstorbene angehörte (nach Menecius z. B. am III., VI., IX. und XL. Tage), die letzteren (die indische Ashṭakafeier, die griechischen *Ἀνθεστήρια*, die römischen *Fĕralia*, *Lārentalia*, *Lemuria*, in Litauen das Fest des Flachsgottes *Waizganthos* und des Totengottes *Viĕlona* und das Wurstfest *Skierstuvves*, in

Russland 4—6 Totenfeste, darunter die *radunica*) werden von dem ganzen Volke begangen. Bei den ersteren Fristbestimmungen spielen die ungeraden Zahlen, die überhaupt den Toten gehören, eine wichtige Rolle.

3. Die Stätte, wo man den Toten ihre Mahlzeit auftischt, ist zunächst das Grab, in dem er ruht, und um das herum in der ältesten Zeit wohl auch das oben erwähnte Leichenmahl (*περίδειπνον* „das Mahl um den Grabhügel") stattfand. Als Stellvertretung des Grabes ist die Grube (lat. *mundus*) zu betrachten. Auch auf Kreuzwegen, einer Lieblingsstätte für Beerdigungen in ältester Zeit, wurde gern der Toten gedacht. Später ziehen sich diese Erinnerungsfeiern mehr in die Wohnungen der Menschen zurück oder werden am Grab und in den Wohnungen abgehalten.

4. Auch die wichtigsten Riten, unter denen sich die Speisung und Tränkung der toten Vorfahren vollzog, lassen sich noch ermitteln[1]). Die Bewirtung derselben beginnt mit ihrer feierlichen Herbeirufung (z. B. in Weissrussland:

„Ihr heiligen Grossväter, wir rufen Euch,
Ihr heiligen Grossväter, kommt zu uns!
Es gibt hier alles, was Gott gegeben hat" usw.),

und schliesst mit ihrer ebenso feierlichen Entlassung (Weissrussland:

„Ihr heiligen Grossväter, Ihr seid hierher geflogen,
Ihr habt getrunken und gegessen,
Flieget jetzt wieder nach Hause!" usw.)

Für das Erinnerungsmahl selbst lassen sich die drei Sätze aufstellen: 1. Speise und Trank wird für die „Väter" während der Mahlzeit von den Schmausenden auf den Tisch ausgeschüttet. 2. Was bei der Mahlzeit unter den Tisch fällt, gehört den Toten, die keine Verwandten oder Freunde haben. 3. Reste von Speise und Trank werden nach der Mahlzeit in Gefässen zum Genuss der „Väter" aufgestellt.

5. Einer besonderen Untersuchung bedarf noch die Fest-

---

1) Eine reiche Fülle über den ganzen Erdboden verbreiteter Bräuche findet sich bei Sartori Die Speisung der Toten (Schulprogramm, Dortmund 1903). Dass wir es bei dem Totendienst mit einer allgemein menschlichen Einrichtung zu tun haben, wurde schon oben p. 131 bemerkt. Für uns handelt es sich darum, ihre besondere Gestaltung bei den Indogermanen zu ermitteln.

stellung der Speisen und Getränke, mit denen man die Toten bewirtete. Vorläufig lässt sich sagen, dass Bohnen (vgl. oben p. 190) und Honig oder Met (vgl. ausser sert. *mádhu* usw. oben p. 252 noch: sert. *sutá* „Somaopfer, Somasaft" = russ. *sytá* „Honigwasser", häufig zur Würzung der Totenspeisen gebraucht) unter ihnen eine wichtige Rolle spielten.

6. Wie bei den Leichenmahlen (s. o.), ist auch bei den Erinnerungsfeiern die Stimmung der Teilnehmer zunächst eine ernste und schweigsame (lat. *silicernium* „Mahl der Schweigenden"?). Man glaubt durchaus, dass die Seelen der Väter anwesend seien. Allmählich aber geht, teils unter dem Einfluss der reichlich genossenen Alcoholica, teils, weil man glaubt, dass allzu langer Schmerz den Verstorbenen nicht angenehm sei, die anfängliche Traurigkeit in ausgelassene Fröhlichkeit über, und Leichen- wie Erinnerungsmahl (beide lassen sich nicht immer deutlich scheiden) endigen mit Tanz, Maskerade und Musik, besonders aber mit Spielen und Wettkämpfen[1]).

7. Schliesslich sei auf die bei den slavischen Völkern herrschende Sitte hingewiesen, bei den Totenfeiern ganze Scharen von Bettlern und Krüppeln festlich zu bewirten, eine Sitte, mit der die in Indien an den *Çrâddha's* obligatorische Speisung der Brahmanen offenbar in engem Zusammenhang steht.

So sehen wir schon in der Urzeit Lebende und Tote durch einen festgeregelten Totendienst verbunden, dessen Ausübung bei der „näheren Verwandtschaft" des Verstorbenen ruht. Diese näheren Verwandten sind im Griechischen die *ἀγχιστεῖς*, in Rom die *propinqui sobrino tenus*, in Indien die *sapiṇḍa*, d. h. die Klossgenossen, diejenigen Verwandten, welche die „Klösse" (sert. *piṇḍa*; auch in Weissrussland sagt man *na klěckachŭ* „auf Klössen", d. h. bei einem Leichenmahl, *nu klěcki jemu* „nun Klösse ihm", d. h. er wird bald sterben) den drei Vorfahren (Vater, Gross-, Urgrossvater) darzubringen verpflichtet sind. Gab es schon in der Urzeit den Begriff einer solchen Nahverwandt-

1) Zu den von Winternitz Beil. z. Allg. Z. 1903, Nr. 259 p. 301 und mir (bei Hastings) für die *ἀγῶνες ἐπιτάφιοι* beigebrachten Zeugnissen möchte ich noch Herod. V, 8 hinsichtlich der Thraker hinzufügen: *χῶμα δὲ χέαντες ἀγῶνα τιθεῖσι παντοῖον, ἐν τῷ τὰ μέγιστα ἄεθλα τίθεται κατὰ λόγον μουνομαχίης.*

schaft, so muss sie den Charakter dieser indischen Sapiṇḍa-genossenschaft gehabt haben.

In erster Linie sind es aber doch immer die Söhne, von denen der Vater nach seinem Tode die Darbringung der Totenopfer erwartet, wie sie auch die nächsten zur Ausübung der Blutrache für den beleidigten oder getöteten Vater sind. Seine Sicherheit im Leben und seine Ruhe im Tode liegt bei ihnen. Daher erklärt sich der heisse Wunsch nach Söhnen, der uns in der ganzen idg. Welt entgegentritt. Offenbar aber konnten solche Söhne nicht mit jedem beliebigen Weibe gezeugt werden, es bedurfte vielmehr dazu der Frau, die unter feierlichen Bräuchen dem Manne „zugeführt" worden ist. Darum muss, worauf bereits oben p. 335 hingewiesen wurde, die Ehe schon in der Urzeit als eine unausweichliche Notwendigkeit gegolten haben, der sich in der Regel niemand entziehen konnte und wollte.

Wie die Verwandten im Leben zusammen oder wenigstens benachbart gewohnt haben, so werden sie auch familien- und sippenweis begraben. Dem altn. *ætthaugar* „Geschlechtshügel" für Friedhof entspricht im gleichen Sinn das russ. (Dial.) *roditelĭskoje mě́sto* „Ort der Vorfahren". Über historische und archäologische Zeugnisse für diesen Brauch vgl. mein Reallexikon s. v. Friedhof und M. Much Mittl. d. anthrop. Ges. in Wien XXXVI, 90 f.

Auf diesen, wie es scheint, besonders an Strassen und Kreuzwegen (s. o.) angelegten Sippenfriedhöfen dachte man sich in der Urzeit die Seelen der Vorfahren in der Tiefe der Erde oder in der Nähe des Grabes hausen. Eigentliche, in weiter Entfernung von dem Grabe unter oder über der Erde gelegene, von mächtigen Herrschern regierte, mit Strafórtern für die Bösen und Lustgefilden für die Guten versehene Totenreiche, wie die arische Totenwelt des Jama und der Jamî, der griechische Hades (**Ἀ-Ϝιδᾶ* („Ort der Unsichtbarkeit"), das getische Totenreich des Gottes *Ζάλμοξις* oder *Γεβελέϊζις* (Herod. IV, 94), das gemeingermanische got. *halja*, ahd. *hella* „Ort der Verbergung", vergl. lat. *celare*), das angelsächsische *neorxna-wong* (vergl. A. Leitzmann, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. XXXII, 1 und F. Kluge, Z. f. deutsche Wortf. VIII, 144), das gemeinslavische *raj* (lit. *rojus*) u. a., sind, abgesehen vielleicht von gewissen vorgeschichtlichen Ansätzen (vgl. die wurzelverwandten

lit. *Viėlona* „deus animarum“, altn. *Valhöll*, griech. *'Ηλύσιον*, **Ϝηλυσιον* : lit. *wėlės* „Geister der Verstorbenen“, altn. *valr*, agls. *wæl* „der Tote des Schlachtfeldes“), einzelvolkliche und also verhältnismässig späte Bildungen. Auch hierüber bitte ich meine Ausführungen in Hastings *Dictionary of religion* zu vergleichen.

## II. Die Verehrung der „Himmlischen“.

### 1. Die „Himmlischen“ selbst.

Wie für die Religion überhaupt, so ist auch für die des idg. Urvolkes von einem Zustand unbegrenzter Fähigkeit, das Unbelebte zu beleben und zu vergöttlichen, auszugehen, den man mit den Anthropologen als *Animismus* bezeichnen kann. Es gibt daher von Anfang an so viele Götter, als es Gegenstände, Handlungen und Zustände gibt, die ein Gefühl religiöser Scheu bei dem Menschen auszulösen imstande sind.

Diese unbegrenzte Fähigkeit, Götter zu bilden, um mit dem Usenerschen[1]) Ausdruck zu reden, „Sondergötter“ zu schaffen, göttliche Wesen, die sich zunächst streng innerhalb der Sphäre des Begriffes halten, der ihrem Namen zugrunde liegt, lässt sich unter den idg. Völkern mit besonderer Deutlichkeit bei den Litauer-Preussen und Römern verfolgen. Was hinsichtlich der ersteren ein jesuitischer, im Anfang des XVII. Jahrhunderts das polnische Livland bereisender Missionar berichtet: *Hi varios deos habent, alium coeli, alium terrae, quibus alii subsunt, ut dii piscium, agrorum, frumentorum, hortorum, pecorum, equorum, vaccarum, ac singularium necessitatum proprios*, was auch Helmold Chronica Slavorum ed. Pertz I. 1 p. 163 von den heidnischen Westslaven mitteilt: *Inter multiformia vero deorum numina, quibus arva, silvas, tristitias atque voluptates attribuunt, non diffitentur unum in celis ceteris imperitantem*, die Worte, mit denen Censorinus die zahllosen Gottheiten der römischen *Indigitamenta* charakterisiert: *Sed et alii sunt praeterea* (d. h. ausser den grossen Kultgöttern) *dei complures hominum vitam pro sua quisque portione adminiculantes, quos volentem*

1) Vgl. H. Usener Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung. Bonn 1896 (darin F. Solmsens Ausführungen über die Religion der Litauer und Preussen).

*cognoscere indigitamentorum libri satis edocebunt*, alles das ist nur der unbeholfene Versuch römischer oder römisch gebildeter, an eine beschränkte Zahl grosser Götter des fortgeschrittenen Heidentums gewöhnter Berichterstatter, die ihnen befremdliche Erscheinung eines uneingeschränkten Animismus zum Ausdruck zu bringen. Die Analogien zwischen den beiden genannten Religionsgebieten[1]) sind zu schlagend, um von irgend jemandem geleugnet werden zu können.

Wie es in den baltischen Ländern auf dem Gebiet der für ihre Bewohner besonders wichtigen Viehzucht zunächst einen Gott gibt, der im allgemeinen für das Vieh sorgt, dann eine Göttin für die Vermehrung, einen Gott für das Füttern, einen Gott für das Weiden der Herden, ferner Götter für das Rindvieh, die Pferde, die Schafe, die Schweine, das Federvieh, die Bienen, für ihr Ausschwärmen und das Ausschneiden des Honigs, für die Kälber, für die Ferkel, für die Lämmer, ja für das Geschmeiss der Bienen, so sind auf dem Felde des für die altrömische Kultur grundlegenden Ackerbaus in der Volksreligion besondere Gottheiten unterschieden worden für die Aussaat (*Sâturnus* : *sero*, auch *Sêia* und *Segetia*), für die Ernte (*Consus* : *condere*, *Ops*), für das Wachstum (*Ceres*), die Blüte (*Flôra*), die Frucht (*Pômôna*), den Misswachs (*Rôbîgus*), für alle einzelnen Akte des Pflügens und Bestellens, Mähens und Einscheuerns, für das Düngen (*Sterculinius*) usw. Wie in Haus und Hof bei den Preussen und Litauern ein „Herr des Gehöftes", ein Behüter des Hauses, ein Gott des Gesindes, eine Herrin des Herdes, eine Gottheit der Brunnen, des Wechsels der Wohnung, der Feuersbrunst vorhanden war, so in Rom ein Gott der Türen (*Jânus*), eine Göttin der Türangeln (*Cardea*) und der Schwellen (*Lima*), eine Göttin des Herdes (*Vesta*) und der Feuersbrunst (*Stata mâter*). Wie im Bereich des Familienlebens in Preussen und Litauen ein Schutzgeist im allgemeinen, ferner eine Gottheit des Beilagers für Mädchen und eine solche für Burschen, eine Göttin der Entbindung, ein Heilgott, ein Gott des Todes ver-

1) Vgl. für die Preussen und Litauer Usener(-Solmsen) Götternamen p. 79 ff., für die Römer H. Peter Indigitamenta in Roschers Lexikon d. griech u. röm. Myth.; dazu Wissowa Echte und falsche „Sondergötter", Ges. Abh. zur römischen Religions- und Stadtgesch., München 1904, p. 304 ff.

ehrt wurden, so in Rom, ausser dem allgemeinen Schutzgeist (*Genius*), eine Göttin der Geburt (*Mater Matuta*, *Carmenta*), eine Göttin der Geburt und des Sterbens (*Genita Mana*), eine Göttin, die Mann und Frau versöhnt (*Viriplaca*), ein Gott des Beischlafs (*Mutunus Tutunus*), Gottheiten für alle Akte der Eheschliessung und des Beilagers, für das Fieber (*Febris*), für die schädlichen Ausdünstungen (*Mefitis*), für den Tod (*Larenta*, *Carna*, *Vêjovis*), für das Begräbnis (*Libitina*).

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Analogien mehr als blosse Analogien, also etwa gemeinsame, vorhistorische Begriffsbildungen erkennen wollte. Was durch sie als vorhistorisch erwiesen werden soll, ist vielmehr lediglich die Fähigkeit und der Trieb, jeden für den primitiven Menschen bedeutungsvollen Natur- oder Kulturbegriff zu einer Gottheit auszugestalten und die so geschaffenen Götter in ihrer ursprünglichen Sphäre eine Zeitlang festzuhalten.

Was von derartigen Bildungen, wie sie im Bisherigen geschildert worden sind, schon in der idg. Urzeit vorhanden war, wird sich schwerlich jemals mit Sicherheit ermitteln lassen. Zweifellos aber ist, dass sich schon damals aus der unübersehbaren Menge ursprünglich vorauszusetzender Sondergötter eine in besonders hohem Grade das religiöse Empfinden der Menschen anregende Klasse von Wesen losgelöst hatte, für die in der Ursprache der schon oben genannte Gattungsname:

scrt. *dêvá*, lat. *deus*, lit. *diẽwas*, ir. *dia*, altn. *tivar*, N. Pl., „die Himmlischen" bestand. Schon in dem früher angeführten Missionsbericht, sahen wir, wurde bei den Litauern an erster Stelle der Gott des Himmels genannt, und ausdrücklich hervorgehoben, dass die übrigen Sondergötter als unter diesem und einem Gott der Erde stehend betrachtet würden (*subsunt*). Nicht weniger treten aber auch in den übrigen preussisch-litauischen Quellen die grossen Himmelsgewalten in der Religion dieser Völker vor allen anderen Gottheiten bedeutungsvoll hervor. Vgl. Peter von Dusburg, den Herausgeber der ersten preussischen Chronik (1326): *Errando omnem creaturam pro deo coluerunt, scilicet solem, lunam et stellas, tonitrua* (*Scriptores rer. Pruss.* I, 53), *Chron. ord. Teut.* von Blumenau: *Prisco gentilitatis errore imbuti omnem ornatum caeli atque terrae adorantes* (*Script.* I, 53 Anm. 1) und Erasmus Stella *De Borussiae Antiquitatibus* bei Grynaeus

*Novus Orbis*, Basel 1537, p. 582: *Solem et Lunam deos omnium primos crediderunt, Tonitrua fulgetrasque ex consensu gentium adorabant* usw.

Ganz in Übereinstimmung hiermit wird von zwei anderen indogermanischen Völkern, einem europäischen und einem asiatischen, bei denen wir die ursprünglichen Verhältnisse mit besonderer Treue uns bewahrt denken dürfen, durch zwei in persönliche Berührung mit diesen Völkern gekommene, einwandsfreie Schriftsteller in ganz unzweideutiger Weise ausgesagt, dass die Verehrung der Naturgewalten die Grundlage ihrer Religion bilde.

Es sind dies einmal die Germanen, von denen Caesar *de bell. Gall.* VI, Kapitel 21 berichtet: *Germani multum ab hac (Gallorum) consuetudine differunt. Nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.*

Es sind dies zweitens die Perser, über die der Bericht des Herodot (I, Kap. 131) lautet: *ἀγάλματα μὲν καὶ νηοὺς καὶ βωμοὺς οὐκ ἐν νόμῳ ποιευμένους ἱδρύεσθαι, ἀλλὰ καὶ τοῖσι ποιεῦσι μωρίην ἐπιφέρουσι, ὡς μὲν ἐμοὶ δοκέειν, ὅτι οὐκ ἀνθρωποφυέας ἐνόμισαν τοὺς θεοὺς κατά περ οἱ Ἕλληνες εἶναι. οἱ δὲ νομίζουσι Διὶ μὲν ἐπὶ τὰ ὑψηλότατα τῶν οὐρέων ἀναβαίνοντες θυσίας ἔρδειν, τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες· θύουσι δὲ ἡλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ γῇ καὶ πυρὶ καὶ ὕδατι καὶ ἀνέμοις. τούτοισι μὲν δὴ μούνοισι θύουσι ἀρχῆθεν, ἐπιμεμαθήκασι δὲ καὶ τῇ Οὐρανίῃ θύειν, παρά τε Ἀσσυρίων μαθόντες καὶ Ἀραβίων.*

Auch den Bericht desselben Herodot (IV, 59) über die zum mindesten stark iranisierten Skythen (vgl. Kap. XVI) darf man in diesem Zusammenhang anführen: *Θεοὺς μὲν μούνους τούσδε ἱλάσκονται, Ἱστίην μὲν μάλιστα, ἐπὶ δὲ Δία τε καὶ Γῆν, νομίζοντες τὴν Γῆν τοῦ Διὸς εἶναι γυναῖκα.*

Überblickt man diese Zeugnisse und vergegenwärtigt sich weiter, wie für alle diese in ihnen genannten Himmelsgewalten unanfechtbare idg. Bezeichnungen vorhanden sind, aus denen, wie sich noch weiter zeigen wird, bei den Einzelvölkern die Namen machtvoller Götterpersönlichkeiten hervorgingen, so gehört ein erhebliches Mass von Zweifelsucht dazu, es bestreiten zu wollen, dass die Verehrung der „Himmlischen“ (**deivo-s*)

neben dem Totenkult den eigentlichen Kern der idg. Religionen bildete.

An der Spitze dieser Verehrung steht der Himmel selbst: scrt. *dyâús* (in je ältere Zeit wir zurückgehen, um so deutlicher der sichtbare Himmel selbst) = griech. *Ζεύς*, lat. *Diespiter*, *Juppiter* (letzteres aus *Jû piter* = *Ζεῦ πάτερ*), wohl auch (trotz Bremer I. F. III, 301) = altn. *Týr*, ahd. *Ziu*, dem germanischen Kriegsgott. Gewöhnlich wird dies sich so ergebende idg. **dyêus* auch dem lat. *dies* „der Tag" gleichgestellt, so dass der Himmel in der idg. Urzeit zunächst als der Träger des Tageslichts gegolten hätte [1]).

Als besondere Gottheit steht in der Urzeit neben dem Himmel der das Gemüt des primitiven Menschen wohl am mächtigsten erschütternde Donner, dessen idg. Bezeichnung in slav. *perunŭ* „Donner" und „Donnergott", lit. *perkúnas* ebenso („*deus tonitruum ac tempestatum*") = scrt. *parjánya* „der Gewittergott" mit der Grundbedeutung „der schlagende" (altsl. *pĭrati*, armen. *hark-anem*, Aor. *hari* „schlagen") vorzuliegen scheint (vgl. E. Lidén Armen. Studien 1906 p. 88 ff.). Einzelsprachliche Bildungen derselben Art sind das gemeingermanische ahd. *Dunar*, altndd. *Thunar*, altn. *Thórr* und das gemeinkeltische *Taranos*, beide „Donner" und „Donnergott" (vgl. ahd. *donar* und ir. *torann* „Donner"). Als Neubildung ist es zu betrachten, wenn sowohl der griech. Zeus (*ἔλαχε οὐρανὸν εὐρὺν ἐν αἰθέρι καὶ νεφέλῃσι*) wie auch der lat. *Juppiter* zugleich als Himmels- und Gewittergott auftreten.

Nicht geringere Verehrung müssen auch die ewigen grossen Lichtgestalten des Himmels, die Sonne, die Morgenröte, der Mond genossen haben: die Sonne: scrt. *súvar* (*sû'rya* und *svàr* = aw. *hvare*), griech. *ἀβέλιος* (kret. Hes.), *ἠέλιος*, *ἥλιος*, lat. *sôl*,

---

1) Eine neue wichtige Rolle sucht L. v. Schröder dem idg. Himmelsgott zuzuerteilen, indem er annimmt, dass derselbe zugleich „das höchste gute Wesen" der urzeitlichen Indogermanen gewesen sei (vgl. Verh. des II. internationalen Kongresses für allgemeine Religionsgeschichte in Basel, 1905, p. 89 f.). Man wird abzuwarten haben, was L. v. Schröder zur Begründung dieser Ansicht vorbringen wird, der wir nach unsern obigen (p. 412) Bemerkungen über das älteste Verhältnis der Götter zu der Sittlichkeit der Menschen natürlich sehr skeptisch gegenüberstehen.

got. *sauil* (N. neben *sunnô* F.), cymr. *heul*, altpr. *saule*, lit. *sdulė*; — die Morgenröte: scrt. *ushás* und *usrá'*, aw. *ušah*, griech. ἠώς, äol. αὔως, lat. *aurora*, lit. *auszrà*; — der Mond: scrt. *mâ's*, aw. *mâh*, griech. μήνη, got. *mêna*, lit. *mėnû*. An Vergöttlichungen dieser Lichtgestalten bei den Einzelvölkern sind zu nennen: Bei den Litauern die sagenumwobene *Saulėlė*, die mit dem Mond (*Mėnû*) verheiratet ist, und *Auszrà* „die Morgenröte" (vgl. bei *Lasicius De diis Samagitarum* : *Ausca* — lies *auszrà* — *dea est radiorum solis*); bei den Germanen: *Sunna* (im zweiten Merseburger Zauberspruch: *Sinthgunt* d. i. der Mond, eigentlich „Weggenosse" sc. der Sonne, *Sunna era swister*), auf deren Bedeutung auch der agls. *sunnanǽfen* = ahd. *sunnunâbend*, d. i. der Vorabend vor dem Tag der *Sunna* hinweist, *Ostara* (agls. *Eostrae*), eigentlich die Göttin des Frührots, dann weil, wie im indischen Ritual (vgl. Hillebrandt Vedische Mythologie II, 26ff.), offenbar auch im germanischen die Morgenröten des Jahresanfangs eine wichtige Rolle spielten, die Göttin des Frühlingsanfangs; bei den Römern *Sol* und *Luna*, vgl. dazu sab. *Ausel* (: *aurora*) „*Sol*", dessen Priester *Auselii* (*Aurelii familia*) hiessen; bei den Griechen Ἥλιος, Μήνη, Σελήνη, Ἠώς; bei den Indern: *Sûryâ*, die Sonnengöttin, die ihre Hochzeit mit dem Mond (*Sôma*) feiert, *Mâs* und die vielbesungene *Ushas*.

Zu den Lichtgestalten des Himmels gehört auch das im Blitz zur Erde herniederfahrende Feuer: scrt. *agní* = lat. *ignis*, lit. *ugnìs*, altsl. *ognĭ*. Dieser Reihe entstammen die litauische *Ugnis szwentà* „die heilige Ugnis" und in Indien die erhabene Gestalt des schon vedischen *Agni*. Feuergötter sind auch, schon ihrem Namen nach, der griech. Ἥφαιστος (: ἀφαί „Anzündung") und der lateinische *Vulcanus* (von **volkâ* = scrt. *ulkâ'* „Feuerbrand"). Besondere Verehrung geniesst das auf dem Herd des Hauses lokalisierte Feuer: lat. *Vesta* = griech. ἑστίη, arkad. ϝιστία. Die Grundzüge dieses Kultes finden wir, wie bei den Skythen (*Ταβιτί* „die Göttin des Herdfeuers" : scrt. *tápati*, aw. *tap*, npers. *tâbad*, lat. *tepesco* „wärmen, warm werden"), so bei den Litauern und Preussen wieder. Hieronymus von Prag stiess hier auf ein Volk (*gens*), *quae sacrum colebat ignem eumque perpetuum appellabat. Sacerdotes templi materiam, ne deficeret, ministrabant*. Dieses heilige Feuer wird nach einer bei Indern, Griechen, Römern, Germanen und Litauern nach-

weisbaren gemeinsamen Sitte in der Weise gewonnen, dass ein Stab aus hartem Holz in eine Scheibe aus weichem Holz hineingebohrt und so lange herumgedreht wird, bis durch diese von den primitiven Völkern überall dem Akt der Zeugung verglichenen Reibung Feuer herausspringt (vgl. A. Kuhn Die Herabkunft des Feuers p. 36, Usener-Solmsen Götternamen p. 87).

So bleiben die vom Himmel wehenden oder ihm entstammenden Winde und Wasser übrig. Ein idg. Name für den ersteren Begriff liegt in der Gleichung scrt. *vâyú*=lit. *wė́jis*, *wė̃jas* „Wind“ vor. Ihr entstammt der vedische *Vâyu*, der griechische *Αἴολος* (**ϝη-ȷο-λος*) und der litauische *Wė́jo-patis*. Ein ursprünglicher Windgott ist wohl auch der germanische *Wôdan-O'ðinn*; doch ist es zweifelhaft, ob sein Name mit dem scrt. *vât'a* „Wind“ verbunden werden darf. Hinsichtlich des Wassers fehlt es zwar nicht an Zeugnissen, die aus allen Teilen des idg. Gebietes von der Verehrung von Quellen und Flüssen berichten, auch lassen sich Götternamen wie lat. *Neptûnus* (:aw. *naptô* „feucht“), griech. *Νηρεύς* (:*ναρός* „fliessend“), scrt. *apsarā́* (:*ap* „Wasser“) zusammenstellen, die wie die russischen *vodjanýje* (:*vodá* „Wasser“) von dem feuchten Element hergenommen sind; allein etymologisch durchgehende Reihen, wie bei den übrigen Himmelsgewalten, sind hier noch nicht nachgewiesen worden.

In dem Himmel mit den an ihm sich abspielenden oder von ihm ausgehenden Naturerscheinungen, dem Donner, der Sonne, dem Mond, der Morgenröte, dem Feuer, Wind und Wasser haben wir also die ältesten Götter der Indogermanen, ihre eigentlichen *dii* (= idg. **deivos*) zu erblicken. Es waren auf ein höheres Piedestal der Verehrung gerückte Sondergötter, aber doch immer nur Sondergötter, die sich zunächst streng innerhalb der Sphäre ihrer begrifflichen Entstehung hielten. In *dyâús* — *Ζεύς* — *Juppiter*, in *agni* — *ignis* — *ugnìs* usw. verehrte man in der Urzeit die geheimnisvolle Kraft, den Teil des Unendlichen, die göttliche Anima, die dem Menschen in den Erscheinungen des Himmels und des Feuers entgegentrat, aber noch keinen persönlich gedachten Gott, wie den homerischen Zeus oder den indischen Agni, die auch ausserhalb ihrer begrifflichen Sphäre machtvoll wirken. Es lassen sich in der idg. Ursprache noch

keine Götternamen nachweisen, weil es in der Urzeit noch keine persönlichen Götter und darum noch keine Eigennamen der Götter gab. Es gilt von den Indogermanen dasselbe, was Herodot II, 52 von den Pelasgern berichtet, dass sie nämlich zwar zu Göttern beteten (*θεοῖσι ἐπευχόμενοι*), dass sie ihnen aber noch keine Beiwörter und keine Namen gegeben hatten (*ἐπωνυμίην δὲ οὐδ' οὔνομα ἐποιοῦντο οὐδενὶ αὐτῶν*).

Freilich muss man, um dies zu verstehen, zwei leicht miteinander zu vermengende Begriffe scharf voneinander halten, den Begriff des persönlichen und den des personifizierten Gottes. So fremd dem Urvolk der erstere war, so geläufig, ja so notwendig musste ihm der zweite sein. Der Mensch kann das Übersinnliche nur in der Sinnlichkeit des Bildes verstehen. Wenn man einen weissrussischen Bauer nach dem Wesen seines Perun fragt, dessen appellativische Grundbedeutung „Donner" ihm noch ganz durchsichtig ist, so sagt er noch heute: „Das ist ein grosser, breitschultriger Dickkopf mit schwarzem Haar, schwarzen Augen, goldenem Bart. In der rechten Hand hat er einen Bogen, in der linken einen Köcher mit Pfeilen. Er fährt am Himmel in einem Wagen und entsendet feurige Pfeile" (vgl. Dahl Erklärendes Wb. der lebenden grossruss. Sprache III², 104). Tief eingewurzelt ist ferner im russischen Volk die Vorstellung, dass die Sonne als ein goldhörniger, silberhufiger Hirsch (*olénĭ*) über den Himmel laufe, jede Kreatur, die sie anschaut, zur Freude und zum Leben erweckend (vgl. Melnikow In den Wäldern IV, 128 ff.). So eingewurzelt ist diese primitive Personifikationswut in der slavischen Welt, dass ganz leblose Kulturbegriffe wie das lat.-griech. *calendae* „der Neujahrstag" sich in lebende Wesen verwandelt haben, und in der Umgegend von Moskau noch heute am heiligen Abend ein junges Mädchen, *koljada* genannt, im weissen Hemd unter feierlichen Liedern umhergefahren wird. Ebenso ist es bereits in der idg. Urzeit gewesen, und alle die oben angeführten „Himmlischen" sind teils im Bilde von Menschen, teils — denn in je frühere Zeit wir zurückgehen, um so mehr verwischt sich der Unterschied von Mensch und Tier — in dem von Tieren verehrt worden (vgl. hierüber näheres in Hastings *Dictionary of Religion).*

Und vielleicht lassen sich noch andere Ansätze, aus denen sich später kunstvolle und farbenprangende Systeme der Götter-

welt entwickelten, für die Urzeit annehmen, obwohl hier der Phantasie schon ein grösserer Spielraum als in den bisherigen Erörterungen eingeräumt werden muss.

Die Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes war schon in der Urzeit vorhanden. Es gab infolgedessen schon damals, da die beginnende Personifikation sich naturgemäss an das Genus des Appellativums anschloss, männliche, und es gab weibliche Naturgottheiten. *Dyâus* und *Agni* schienen dem Indogermanen männliche Wesen, *Ushas* (die Tochter des *dyâús* schon im Veda) war ihm ein Weib. Sonne und Mond wurden in geschlechtliche Gegensätze gebracht, so dass die Rolle des Mannes bald dem einen, bald dem anderen Gestirn zufiel[1]).

Damit ist aber die Vergleichung der Vorgänge in der Natur mit den irdischen der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Und nach dem Vorbild der irdischen Familie, wo der Einfluss des einzelnen dem Willen des Herrn und Vaters gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten gegeneinander abzustufen. Das liegt in der Natur selbst begründet. Die Farbenpracht des jungen Frührots töten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter dunklem Gewölk, schnell rauscht die Macht des Gewittersturmes vorüber, ewig unverändert schaut nur der Himmel Tag und Nacht auf die Erde herab. Und wie alle Naturerscheinungen, die das Auge des Indogermanen beobachtet, von ihm ihren Ausgang nehmen, so liegt die Auffassung nahe, dass er der Erzeuger und Vater sei:

scrt. *dyâús pitâ'*, griech. *Ζεὺς πατήρ* (*Δειπάτυρος· θεὸς παρὰ Τυμφαίοις* in Epirus, Hes.), lat. *Ju-piter*.

1) „In der Verschiedenheit des Geschlechtes, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde, gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtnis. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Kreatur in ihren schwersten Nöten bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens lässt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte, gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen.“ Nissen Über altitalisches Klima, Verhandl. d. 34. Vers. deutscher Philologen 1880, p. 30.

In der Tat ist die Verbindung, in der hier das Wort „Vater" mit dem Wort „Himmel" erscheint, eine so gleichmässige und enge, dass die Annahme unwahrscheinlich erscheint, dieselbe sei erst von den Einzelvölkern hergestellt worden.

Dem „Vater Himmel" gegenüber aber kann

scrt. *dêvá*, lat. *deus*, ir. *dia*, lit. *diẽwas*, altn. *tívar*
( : *div* „strahlen" ebenso wie *dyâús* gehörig)

seine Kinder, die Himmelserzeugten, Himmlischen bezeichnet haben.

Als Gattin dieses „Vater Himmel" hat gewiss schon in der Urzeit, wie es von den Skythen (oben p. 438) ausdrücklich berichtet wird, die „Mutter Erde" gegolten. Schon im Rigveda erscheint neben dem „Vater" *Dyâus* eine Mutter *Pr̥thivî*. Dieses *pr̥thivî́* entspricht genau dem agls. *folde* „Erde", und von diesem *folde* heisst es in einem agls. Flursegen, vielleicht dem ältesten Stück agls. Poesie, das wir besitzen:

„*Hal wes thu, folde, fira moder,*
*beo thu growende on godes fæthme,*
*fodre gefylled firum to nytte.*"

„Heil sei Dir, Erde, Menschenmutter,
Werde Du fruchtbar in Gottes Umarmung.
Fülle mit Frucht Dich, den Menschen zu Nutze."
(Wülcker.)

So geht auch bei den Thrakern aus der Ehe des Himmelsgottes mit der Erdgöttin Σεμέλη (vgl. die litauische *Žemyna* von lit. *žẽmė*, altsl. *zemlja* „Erde" = Σεμέλη) der herrliche Διόνυσος, der „Himmelssohn" hervor, und nach dem russischen Volksglauben naht sich der *Gromŭ gremučij* „der rollende Donner" oder der leuchtende *Jarŭ*, *Jarilo*, der Frühlingsgott, der *Matisyra-zemlja*, der „feuchten Mutter Erde" zur ehelichen Begattung[1]).

Dieses im Bisherigen geschilderte Bedürfnis, die Himmels- und Naturgewalten zu personifizieren oder zu animalisieren, ist aber im Grund nur der Ausfluss eines dem Menschen immanenten Verlangens nach Welterkenntnis und Weltverständnis, auf das noch zwei weitere, schon der idg. Urzeit angehörende Erscheinungen zurückgehen, die wir als Welträtsel und Weltmythus be-

1) Natürlich soll der Glaube an eine Erdmutter im obigen nicht als etwas spezifisch indogermanisches hingestellt werden. Vgl. A. Dietrich Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. Leipzig u. Berlin 1905.

zeichnen können. Auch für ihre nähere Charakterisierung muss aber an dieser Stelle auf meine Behandlung dieser Begriffe in Hastings *Dictionary of Religion* verwiesen werden.

### 2. Der Kult der Himmlischen.

Älter als Opfer und Gebet, mit denen man sich an die Götter wendet, ist auch bei den idg. Völkern die zauberische Handlung und das zauberische Wort, mit denen man die in den Erscheinungen waltenden Geister sich dienstbar macht. Zauber und Opfer sind Früchte, demselben Baume entsprossen, wie es auch in der Sprache zum Ausdruck kommt, wenn z. B. von der Wurzel *kar* (sert. *kṛṇṓti* „er macht") einerseits sert. *kárman* „das Opfer", andererseits aber auch sert. *kṛtyā́* „Behexung, Zauber, Hexe", lit. *keras* „Zauber", altsl. *čarŭ* id. abgeleitet werden. In Indien glaubt man den Regen dadurch herbeizaubern zu können, dass man den Soma, den „gekelterten" (sert. *su*) durch die Seihe giesst. Nur ein Nachklang dieser Vorstellung scheint es zu sein, wenn man in Griechenland für „es regnet" sagt: *Ζεὺς ὕει*, eigentl. „Zeus keltert" (*ὕει* : sert. *su*) und den Regen durch Darbringung von Honig herbeilockt (vgl. Windisch Festgruss an Roth p. 140, Oldenberg Religion des Veda p. 459, O. Gruppe Griech. Mythologie I, 819). Kein Bedeutungsübergang ist ferner in den idg. Sprachen häufiger als der von „sprechen" oder „singen", d. h. feierlich und rhythmisch sprechen zu „zaubern" : griech. *ἐπῳδός* „Zauberer", *ἐπῳδή* „Zauberformel" : *ἐπᾴδω* „ich singe dazu"; ahd. *galstar* „Zaubergesang", *galâri* „Zauberer" : *galan* „singen"; altsl. *bajati* „fabulari, incantare, mederi", *balija* „Zauberer", serb. *bajati* „zaubern", altruss. *bajanŭ* „incantator" (*Bojanŭ* schon im *Slovo o polky Igorevě*) : griech. *φημί*, lat. *fâri* „sagen"; lit. *źawė́ti* „zaubern" : sert. *hávatê*[1]) „er ruft" usw. Mit solchen Zaubersprüchen, die aber nur dann wirksam sind, wenn sie bis auf die letzte Silbe genau wiedergegeben werden[2]), heilt man bis tief in die histori-

---

1) Anders Leskien I. F. XIII, 117, der lit. *źawė́ti* „zaubern" zu lit. *żúti* „verderben" *intr.* stellt, was auch möglich ist. Namentlich hätte sich L. auf russ. *pórtitĭ*, *pórča* „behexen, Behexung", eigentl. „verderben, Verderbung" berufen können.

2) So ist es noch heute in Russland: „Das russische Volk, das in Sachen des Glaubens fest am Buchstaben und der Gewohnheit hängt,

schen Zeiten Krankheiten und Wunden (s. u.), befreit die Schwangere von ihrer Leibesfrucht, lockt Geister und Götter heran, verflucht sich selbst für den Fall eines Meineids (oben p. 409), dringt in das Dunkel der Zukunft ein usw.

Trotzdem kann nicht bezweifelt werden, dass sich aus diesem Wust des Aberglaubens schon in der idg. Urzeit eigentliche Kultformen herausgehoben haben. Hierauf weisen erstens eine nicht geringe Zahl sakraler Gleichungen, die sichtlich über die Sphäre der Zauberei hinausführen: griech. *ἅγος* „Verehrung, Opfer" = scrt. *yajás* „Verehrung" : scrt. *yaj*, aw. *yaz* „opfern", „durch Opferung verehren" (griech. *ἅζομαι* „verehre mit religiöser Scheu"); aw. *spenta* „heilig" = lit. *szweñtas*, altsl. *svętŭ* id., wahrscheinlich auch got. *hunsl*, altn., agls. *húsl* „Opfer" (anders, aber kaum richtig G. Makler Festgabe für Fick. Göttingen 1903); griech. *ἱερός* „heilig" = sab. *aisos* „Gebet, Bittopfer", umbr. *esunu*, volsk. *esaristrom* „Opfer"; lat. *victima* „Opfertier" = got. *veihs* „heilig", *veiha* „Priester", *veihan* „heiligen"; ahd. *zëbar*, agls. *tifer*, altn. *tafn* „Opfertier" = lat. *dapes* „Opferschmaus"; griech. *εὔχομαι* = lat. *voveo* „bete, gelobe"; griech. *λιτή*, *λίσσομαι* = lat. *litare* „opfern"; got. *blôtan* „opfern" = lit. *maldà* „Gebet" u. a. Dazu kommt, dass wir bei allen idg. Völkern, auch den zurückgebliebensten, schon in ihren ältesten Überlieferungen eigentliche, wenn auch noch äusserst primitive Opferriten antreffen. Überblicken wir diese Zeugnisse, wie ich sie in Hastings *Dictionary* zusammengestellt habe, so lassen sich folgende charakteristische Züge des ältesten Opferbrauchs erkennen. Es wird zunächst kein Opferfeuer angebrannt, wie es Herodot I, 132 ausdrücklich von den Persern (*οὔτε πῦρ ἀνακαίουσι μέλλοντες θύειν*) und IV, 60 ausdrücklich von den Skythen (*οὔτε πῦρ ἀνακαύσας*) berichtet. Nachdem das Opfertier getötet, bei den Skythen und Russen (nach Ibn Fadhlan) erwürgt, bei den Litauern (vgl. Lasicius Kap. 49) mit Knütteln erschlagen worden ist, wird das Fleisch, meist in gekochtem Zustand, zum Genuss für die Götter, wie bei den Persern, auf einer Opferstreu

---

bewahrt die feste Überzeugung, dass das kirchliche Gebet ebenso wie der Zauberspruch nur dann wirken kann, wenn in ihnen auch nicht ein einziges Wort ausgelassen oder verändert worden ist" (Melnikow In den Wäldern III, 260). Vgl. damit, was Wissowa p. 32 fast mit denselben Ausdrücken über die römischen *carmina* berichtet.

ausgebreitet oder, wie bei den Litauern, in alle Winkel des Hauses mit den Worten zerstreut: *Accipe, o Zemiennik* (das ist der Gott, dem das von Lasicius beschriebene Ernteopfer dargebracht wird) *grato animo sacrificium atque laetus comede*. Auch kommt es vor, dass die Opferleiber, wie bei den Germanen (Tacitus Ann. I, 61) oder bei den Russen (nach Ibn Fadhlan) an Bäumen aufgehängt werden. Die Hauptsache ist immer, dass die Opfer nicht, wie bei Indern, Griechen (*θύω* „ich opfere", eigentl. „ich lasse in Rauch aufgehen", vgl. lat. *fûmus*) und Römern nicht durch den Rauch eines Opferfeuers gen Himmel geschickt werden, sondern dass die Götter selbst zum Mahle herabsteigen müssen, wozu es einer besonderen Einladung oder Beschwörung bedarf (vgl. Herodot I, 132).

Der Sinn dieser Darbietungen kann kein anderer sein, als die Götter nach dem Grundsatz *do ut des* durch dieselben Speisen, die auch der Mensch geniesst, für die Dienste, die man von ihnen erwartet, zu stärken und fähig zu machen. Daher kommt es, dass, wie den Hauptteil der menschlichen Nahrung das Fleisch der Herdentiere ausmacht (vgl. oben p. 216 und Kap. VIII), Rind, Schaf, Ziege[1]) und Schwein (letzteres nicht bei den Ariern) auch die wichtigsten Opfertiere sind. Dabei wird öfters nach einer gewissen Analogie zwischen Gott und Opfertier in Geschlecht, Farbe usw. gestrebt (vgl. Oldenberg[2]) a. a. O. p. 357, Wissowa a. a. O. p. 348), die auf gewisse Nebenzwecke des Opfers hinzudeuten scheint; doch ist mir Ähnliches bei den Nordindogermanen bis jetzt nicht begegnet. Nur in das Opfer des Pferdes, das auch in dem Haushalt der Menschen eine besondere Stellung einnahm (vgl. oben p. 156 ff.), scheinen sich sehr frühzeitig noch andere Opfergedanken eingeschlichen zu haben (vgl. J. v. Negelein Das Pferd im arischen Altertum, Königsberg 1903). Wildpret (oben p. 138, 244), Geflügel (p. 165 ff.) und Fische (vgl. I³, 163, oben p. 248, 302), wie sie als menschliche

1) Ein Ziegenopfer (vgl. oben p. 156) wird auch von Lasicius *De diis Samagitarum* Kap. 54 bei den Litauern und Preussen beschrieben. Die hier gegebene Schilderung bildet offenbar die Grundlage zu dem a. a. O. angeführten Koljada-Lied.

2) Vgl. dazu auch A. Hillebrandt Tiere und Götter im vedischen Ritual, 83. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1905.

Speisen nicht beliebt waren, sind auch dem ältesten Opfergebrauch fremd. Ebenso das Salz (oben p. 220, 246), dessen man bei vorwiegender Fleischnahrung nicht bedarf. Der Rauschtrank für Menschen (oben p. 252) und Götter ist der Met.

Nur das Menschenopfer, das mit finsterem Blick aus der Urgeschichte aller idg. Völker herausschaut, reiht sich bis jetzt schwer in den im übrigen klar hervortretenden allgemeinen Opfergedanken ein (vgl. darüber mein Reallexikon s. v. Opfer und in Hastings *Dictionary* s. v. *Aryan Religion*).

Wenn, wie wir oben gesehen haben, auch bei den idg. Völkern, dem Opfer und Gebet die Zauberhandlung und der Zauberspruch vorausgegangen sind, so folgt daraus von selbst, dass auch der Vorläufer des Priesters der Zauberer gewesen sein muss. Auch diese Entwicklung liegt in der Sprache deutlich vor uns. Zunächst in dem scrt. *brahmán* Masc. „der Priester" und *bráhman* Neutr. „die Andacht". Man hat neuerdings erkannt (vgl. M. Haug Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *brahma*, Sitzungsb. d. kgl. bayr. Ak. d. W. zu München 1868, II. 80 ff., R. Pischel Götting. gel. Anzeigen 1894, p. 420, H. Osthoff B. B. XXIV, 113 ff.), dass für diese Wortsippe von der Grundbedeutung „Zauberspruch" auszugehen ist, woraus sich für *brahmán* Masc. der ursprüngliche Sinn „Kenner von Zaubersprüchen" ergibt. Derselbe würde als schon indogermanisch anzusetzen sein, wenn, was ich noch immer für das wahrscheinlichste halte, diesem scrt. *brahmán* das lat. *flâmen* (vgl. die Literatur über dieses Wort bei Walde Lat. et. Wb.) entspricht. Auf jeden Fall ist auch für das lateinische Wort seiner Bildung nach (vgl. *agmen*, *carmen* etc.) von einem neutralen Begriff auszugehen, nach Wissowa (p. 413) „Funktion des Opfervollziehers", die eben auf der Stufe der Urzeit zunächst in dem Rezitieren des den Gott herbeirufenden Zauberspruches bestand. Ähnliche Erscheinungen treten auch in den zahlreichen Ableitungen von der idg. W. *vid*, *void* „wissen, kennen" uns entgegen. Einerseits gehören hierher aus dem Altrussischen *vědunŭ* „Zauberer", also „der Wissende" κατ' ἐξοχήν, *vědĭ* „Zauberei", *vědĭma* „Hexe", *vědĭstvo* „Zauberei", andererseits die Bezeichnung des altgallischen Priesterstands *druida*, ir. *drúi*, d. i. **dru-vids* „der sehr wissende" (vgl. Thurneysen in Holders Altkeltischem Sprachschatz). Hierher sind etymologisch

auch die in den preussisch-litauischen Quellen häufig genannten *waidewut* (**waidwut* = griech. εἰδώς, *ϝειδϝώς „der wissende"?), *waidelotte*, *waideler*, *waidler* (vgl. altpr. *waist* „wissen", *waidimai* „wir wissen", *waidleimai* „wir waidlen", d. h. wir verrichten heidnische gottesdienstliche Gebräuche) zu stellen, die man ebensowohl als Zauberer wie als Priester bezeichnen kann. Sie sind Diener eines *kriwe* genannten Oberpriesters, und es scheint, dass alle einzelnen Gottheiten ihre besonderen Weidler gehabt haben. So hiessen die Weidler des Wassergottes *naruttes* (vgl. griech. Νηρεύς oben p. 441), die der geheiligten Tiere *sweronei* (altpr. *swīrins*, lit. *źwiėris* „wildes Tier"), die der heiligen Wälder *medziorei* (altpr. *median* „Wald") usw. (vgl. Matth. Praetorius *Deliciae Prussicae* oder Preussische Schaubühne p. 16 ff.). Von besonderem Interesse aber ist es, dass die zauberischen Eigenschaften und Gaben dieser Weidler innerhalb eines Geschlechtes weiter erbten; denn gerade dieser Zug, d. h. das Gebundensein des Priestertums an bestimmte Geschlechter, ist es, der bei zahlreichen idg. Völkern wiederkehrt.

Hierfür ist in Indien auf die heiligen Clane der *Vasishṭa's*, der *Viçvâmitra's*, der *Bharadvâja's*, in Griechenland auf die sakralen Geschlechter der Εὐμολπίδαι, Ἐτεοβουτάδαι, Ἡσυχίδαι, Κηρυκίδαι usw., bei den Germanen auf die priesterlichen Familien der norwegischen Goden, in Italien auf die Fratres Arvales, d. h. auf die Sippe der Arvalen mit ihrem Erbgesang: *Enos Lases iuvate, Enos Marmor iuvato* und anderes zu verweisen.

Insoweit möchte ich also glauben, dass man von dem Vorhandensein eines Priesterstandes schon in der idg. Urzeit sprechen darf, als bereits damals gewisse heilige Familien vorhanden waren, d. h. solche, die sich im erblichen Besitz besonders wirksamer Zauberformeln, -lieder, vielleicht auch Tänze (vgl. z. B. die lateinischen Salier) befanden, um die Götter herbeizulocken. Gewiss konnten die oben geschilderten Opfer von den Hausvätern, für den Stamm von dem „König" (vgl. oben p. 390) dargebracht werden, aber gern wird man sich dabei, wie es Herodot I, 132 von den Persern berichtet, der Beihilfe eines oder mehrerer „Wissenden" bedient haben.

Einen Teil jener priesterlichen Tätigkeit wird alsdann sicherlich auch die Behandlung und Heilung der Krankheiten (vgl. lat. *medeor*, *medicus* = aw. *vī-mad* „Arzt", *vī-mâδaya*

„heilen") gebildet haben, die man überall als die Eingebungen böser Geister auffasst. Arzt, Zauberer und Priester dürften in jenen ältesten Kulturepochen identisch gewesen sein. Im Awesta wird neben *urvarô-baêšaza* „Heilung durch Pflanzen" und *karetô-baêšaza* „Heilung durchs Messer" ausdrücklich ein *mąϑrô-baêšaza* „Heilung durch Zaubersprüche" unterschieden, und noch bei Homer (Od. XIX, 457) wird das aus der Wunde des Odysseus strömende Blut durch Beschwörung gestillt (*ἐπαοιδῇ δ' αἷμα κελαινὸν ἔσχεθον*). Die gleiche Wundenbehandlung kennt sogar noch Pindar Pyth. III, 51.

Diesen kulturhistorischen Tatsachen folgt der Bedeutungswandel des schon oben erwähnten altsl. zu *φημί*, *fâri* gehörigen *bajati*, *bają* „*fabulari*, *incantare*, *mederi*", bulg. *baja* „Zaubersprüche hersagen, dadurch heilen", altsl. *balija* „Zauberer", *balĭstvo* „Heilmittel", russ. *báchari* „Arzt" (vgl. Miklosich Et. W. p. 5) treulich nach. Auch im slav. *vračĭ* (a. a. O. p. 395) fliessen die Bedeutungen „Arzt" und Zauberer" ineinander.

Von der Art solch heilender Zaubersprüche können wir uns noch aus Überresten des germanischen und indischen Altertums eine Vorstellung machen (vgl. I³, 32).

Auch die frühzeitige Kenntnis heilender, namentlich Giftpflanzen entstammender Kräuter wird die Wirksamkeit jener geheimnisvollen Zaubersprüche unterstützt haben. Vgl. aw. *viš-ciϑra* „ein von einer Giftpflanze stammendes Heilmittel", griech. *φάρμακον* (nach Osthoff a. a. O. p. 149 zu lit. *buriù*, *bùrti* „Zauberei treiben"), got. *lubja-leisei* „Giftkunde, Zauberei", altn. *lyf* „Arzneimittel, Heilmittel". Auch das griech. *ἰάομαι* ( : *ἰός* = scrt. *vishá*) bedeutete vielleicht ursprünglich mit „Heiltränken versehen", „dadurch heilen".

Besondere Namen für den Arzt treten natürlich erst spät auf; doch scheint die arische Urzeit über einen solchen verfügt zu haben: scrt. *bhishágj*, *bhêshajá*, aw. *baêšazya*, npers. *bizišk* armen. *bžišk*). Auf einer alten Entlehnung von West nach Ost beruht die Reihe:

ir. *liaig* „Arzt", got. *lêkeis*, altsl. *lěkŭ* „Arznei".

Auch hier tritt aber der Begriff des Zauberers und Besprechers noch in mhd. *lâchenære*, *lâchenen* hervor[1].

1) Was die Krankheitsnamen betrifft, so ist es vielleicht nicht zufällig, dass sich gerade für Krätze und Ausschlag mehrere überein-

Schon in dem Vorhergehenden haben wir wiederholt bereits für die idg. Urzeit zwischen verschiedenen Stufen des Götterglaubens und des Götterdienstes unterschieden, eine Auffassung, die dem nicht wunderbar erscheinen kann, der bedenkt, dass derartige übereinanderliegende Schichten des religiösen Lebens bei allen geschichtlichen Völkern bis auf die Kultur des heutigen Tages auf das deutlichste hervortreten. Doch wird es gut sein, uns diesen Gesichtspunkt besonders zu vergegenwärtigen, wenn wir nunmehr kurz über die Stätten der ältesten Gottesverehrung berichten.

Es ist eine in primitiven Religionen über den ganzen Erdkreis verbreitete Erscheinung, dass man sich in allerhand über den Erdboden emporragenden Gegenständen, vor allem aber in Steinen, Klötzen und Bäumen eine göttliche Anima vorstellt und dieser eine fetischartige Verehrung entgegenbringt (vgl. E. B. Tylor Die Anfänge der Kultur II, 161 ff., 216 ff.). Auch bei den indogermanischen Völkern lässt sich diese tiefste Stufe des religiösen Lebens noch in historischer Zeit nachweisen, wofür ich die Zeugnisse in Hastings *Dictionary* zusammengestellt habe.

Überblicken wir dieselben, so wäre nichts irriger, als die in ihnen sich aussprechenden religiösen Gedanken geschichtlich auf eine Stufe zu stellen. Kann doch nicht zweifelhaft sein, dass in zahlreichen, ja vielleicht in der Mehrzahl der Fälle das betreffende Kultobjekt nichts als das äussere Symbol ist, unter dem eine auch ausserhalb desselben existierende und nur gelegentlich in ihm anwesende Gottheit verehrt wurde. Andrerseits lässt sich aber auch nicht in Abrede stellen, dass in

---

stimmende Benennungen in den idg. Sprachen finden (vgl. scrt. *dadrú* lit. *dederwinė̃*, ahd. *zitaroh* Fick I³, 106; scrt. *pâmán*, aw. *pâman;* lit. *sausys*, ahd. *siurra* Fick II³, 485); denn diese Krankheit musste bei dem Schmutz und der Unreinlichkeit, von denen wir uns das Leben in der Urzeit begleitet denken müssen, besonders häufig sein. Ausserdem gibt es Gleichungen für Geschwüre (scrt. *árças*, griech. *ἕλκος*, lat. *ulcus*), für Eiter (scrt. *pū́ya*, griech. *πύη*, lat. *pûs*, armen. *hu*, lit. *púlei*), für den Husten (scrt. *kâs*, lit. *kósiu*, altsl. *kašĭlĭ*, ahd. *huosto*, *ir. casad*), für das Erbrechen (scrt. *vam*, griech. *ἐμέω*, lat. *vomo*. lit. *wémti*, altn. *voma*) u. a. — Eine erneute (vgl. I³, 24) Sammlung und Vergleichung der idg. Krankheitsnamen würde nicht nur für die Geschichte der Medizin, sondern auch für die allgemeine Kulturgeschichte von Wichtigkeit sein. Vgl. einstweilen mein Reallexikon u. Arzt und Krankheit.

ihnen noch deutlich die Spuren einer Zeit hindurchblicken, in der man wirklich, wie bei den rohsten Naturvölkern den Stein, Pfahl oder Baum selbst als Gott anbetete, indem man sie direkt als Inkorporationen einer göttlichen Anima betrachtete. Wenn Rostowski (vgl. Brückner Archiv f. slav. Phil. IX, 33, 35) von den Litauern berichtet: *Akmo* („der Stein") *saxum grandius . . . saxa pro diis culta: quae illi lingua patria „atmeschenes viete"* [lett. „*atmeschanas wieta*" „adiciendi locus"].... *in quae ciborum analecta pro libamine coniectabant: quibus caesorum animantium cruorem aspergebant quaeque contingere ipsis fas esset victimariis*, wenn Theophrast (Charakt. Kap. 17) von Leuten erzählt, die, wenn sie an geölten Steinen an Scheidewegen vorübergehen, es nicht versäumen, aus ihren Ölfläschchen Öl auf dieselben zu giessen, auf die Knie zu fallen und feierliche Begrüssungen darzubringen, wenn man im ältesten Italien ein vom Bast entkleidetes Holz, das *delûbrum* (oben p. 183), als Gott verehrt, wenn man in Litauen (vgl. Brückner a. a. O., Usener-Solmsen Götternamen p. 87) die heiligen Bäume wie lebende Wesen schmückt, beschenkt, verehrt usw., so hält es schwer, derartige Vorgänge anders zu beurteilen, wie wenn man „auf den Gesellschaftsinseln rohe Holzstücke oder Bruchstücke von Basaltsäulen anbetete, die in einheimischer Art gekleidet und mit Öl bestrichen waren, und ihnen Opfer darbrachte, da man sie kraft der „Atua" oder der Gottheit, die sie erfüllt hatte, als mit göttlicher Gewalt begabt ansah" (Tylor II, 163).

Ich möchte mir daher den Entwicklungsgang dieser Ideen (ähnlich wie Frazer in seinem Buch *The golden bough*) etwa in der folgenden Weise vorstellen: Es gab auch bei den idg. Völkern eine ferne Zeit, in der Stein, Pfahl und Baum als wirkliche Fetische verehrt wurden. Als nun in dem genannten Völkerkreis — und zwar schon in der Urzeit — in dieser Annahme unterscheide ich mich von Frazer — der Kult „der Himmlischen" mehr und mehr hervortrat, fingen dieselben an, Verbindungen mit den genannten Kultobjekten, vor allem mit dem heiligen Baum, dessen Wachsen und Welken die meiste Analogie zu den als Menschen oder Tiere gedachten Göttern darzubieten schien, und seinem Ableger, dem Klotz oder Pfahl, an dem sich am leichtesten die allmählich aufkommenden menschlichen Kennzeichen der Götter anbringen liessen, einzugehen, in-

dem Stein, Klotz und Baum nunmehr nur als Symbole und gelegentliche Wohnstätten eben jener „Himmlischen", z. B. die Eiche als Wohnstätte des Gewittergotts, der gerade in sie mit Vorliebe herabfuhr, angesehen wurden. In dieser Verschmelzung des Kultes der „Himmlischen" mit einem urweltlichen Stein-, Pfahl- und Baumfetischismus liegen somit die Grundlagen jenes indogermanischen Baum- und Pfahldienstes, von dem bereits oben p. 119 ff. die Rede gewesen ist.

Diesem Baumkultus zur Seite tritt in früher Zeit ein Höhenkultus, der namentlich bei Persern, Griechen, Römern und Germanen zu belegen ist. Wird bei jenem den „Himmlischen" gewissermassen zugemutet, aus ihren luftigen Höhen zur Erde herniederzusteigen, so sucht sich bei diesem der Mensch mit seinen Gaben zu ihnen zu erheben.

Dass diese Darbietungen an die „Himmlischen" schon in der Urzeit an bestimmte Zeiten geknüpft waren, geht schon aus der Gleichung: griech. *ἑορτή*, ion. *ὁρτή* „Fest" = scrt. *vratá* „Satzung, Gottesdienst" (vgl. z. B. *mahâvrata*, eigentl. „grosses Fest", wie unser mhd. *hôchzît*). Die Frage ist nur, welches diese *certi dies* bei den Indogermanen gewesen seien. In dieser Beziehung muss noch fast alles von der zukünftigen Forschung erwartet werden, der sich in der Aufgabe einer vergleichenden Heortologie ein weites Feld eröffnet. Es soll daher hier nur auf einen besonders naheliegenden Punkt eingegangen werden, nämlich auf die Frage, ob die Feier der sogenannten vier Jahrespunkte und vor allem die der sommerlichen und winterlichen Sonnenwende als älteste Festeszeiten der idg. Völker betrachtet werden dürfen.

Nach dem, was wir oben (Kap. VI) über die älteste idg. Zeitteilung und das idg., in reine, ungebundene Mondmonate zerfallende Naturjahr auseinandergesetzt haben, kann die Frage in dieser Form nur verneint werden. Alle exaktere, auf die Kenntnis der Sonnenbahn gegründete Zeitteilung ist für die Arier wie für die europäischen Indogermanen von Babylonien ausgegangen. Hier muss daher auch die Unterscheidung der vier Jahrespunkte in früher Zeit aufgekommen sein und sich in langer Wanderung zu Griechen (vgl. Herodot II, 109) und Römern und von ihnen aus nach dem Norden Europas verbreitet haben. Schon der absolute Mangel einer alten, übereinstimmenden und volks-

tümlichen Terminologie für die Begriffe der Nachtgleichen und Sonnenwenden in den nordeuropäischen Sprachen zeigt, dass hier jüngere Erscheinungen vorliegen. Die Bezeichnungen der Nachtgleichen in den germanischen Sprachen: ahd. *ëbennaht*, agls. *efennight*, altn. *jafndægri* (vgl. auch russ. *ravnodénstvie* und *ravnonóščie*) sind offenbar nichts als Übersetzungen des lat. *aequinoctium* und griech. *ἰσημερία*. Auch die untereinander ganz abweichenden germanischen Ausdrücke für „Sonnenwende“: mhd. *sunwende* (russ. *solncevorótŭ*), *sungiht*, *sunstede*, *sommertag*, agls. *sunnstede*, altn. *sólhvarf* zeigen ihre Abhängigkeit von dem lat. *solstitium* dadurch, dass sie, wie dieses, nur von der Sommersonnenwende gebraucht werden, während für die Wintersonnenwende (lat. *brûma*, d. i. *brevissima*) überhaupt keine älteren Ausdrücke bestehen.

Wenn demnach Sonnenwendfeiern bei den idg. Völkern als solche nichts Uraltertümliches sein können, so soll doch damit nicht behauptet werden, dass die in den auf sie bezüglichen Sitten und Gebräuchen hervortretende Übereinstimmung durchweg auf späterer Übertragung und Wanderung beruhe.

Ein in den sich um die Sommersonnenwende oder den Johannistag (Iwanstag bei den Slaven) schlingenden Riten besonders hervortretender Punkt ist die innige Verbindung, in der in ihnen die beiden von den Indogermanen so hochverehrten Elemente des Feuers und Wassers auftreten. Überall brennt man Feuerstösse an, um die man herumtanzt, oder über die man — meist paarweise — hinwegspringt. Überall aber tritt auch in irgend einer Form dem Feuer das Wasser zur Seite, sei es, dass man sich vor Anbrennen des Holzstosses oder nachher in demselben badet — der Beiname des russischen Johannes ist *Kupala* „der Bader“ (russ. *kupátĭ* „baden“) —, sei es, dass man Feuerräder in die Flut gelangen und dort verlöschen lässt, sei es, dass man eine Puppe (im Russischen wiederum *kupalo* genannt), mit der man vorher durch das Feuer gesprungen ist, in den Fluss wirft. Am augenscheinlichsten ist diese Verbindung in einem altindischen Sonnenwendbrauch, wie er am Mahâvratafest, d. h. (nach Hillebrandt Romanische Forschungen V, 299) am Sommersonnenwendfest (später ist M. die Wintersonnenwende), üblich war: Unter Trommelschlag ziehen Frauen, die gefüllte Wasserkrüge tragen, dreimal um ein Feuer von rechts nach links

und wiederum von links nach rechts herum, singen dabei ein Lied, das mit den Worten schliesst:

„Die Kühchen die wollen wir baden! Der süsse Saft“,

und giessen nach dem letzten Rundgang das Wasser ins Feuer, das sie so verlöschen.

In diesem Sonnenwendbrauch am Mahâvrata-Fest, das ausserdem nicht etwa einem Sonnengott, sondern dem Indra, dem Spender des erquickenden Regens, gewidmet ist, haben Hillebrandt (a. a. O.) und Oldenberg (Die Religion des Veda p. 445, 507) einen uralten Regenzauber (s. o. p. 445) erkannt, und es liegt daher nahe, dasselbe für die bei den europäischen Indogermanen uns am Johannistage begegnende Verbindung des Feuers und Wassers zu vermuten. Dazu kommt die folgende Beobachtung. In der Anschauung aller idg. Völker mitteleuropäischer Breiten bildet die Zeit um Johanni eine Art „Regenscheide“ in dem Sinne, dass der vor Johanni fallende Regen sehr nützlich und von Priester und Gemeinde vom Himmel zu erflehen sei, dass hingegen nach Johanni der Regen keinen Nutzen, ja Schaden bringe. Über den Johannistag selbst gehen die Meinungen auseinander. Die Bauern des russischen Gouvernements Archangel sagen: „Johannisregen sind besser als ein goldener Berg“, andere Völker sind der entgegengesetzten Meinung (vgl. hierüber ausführlich Alexis Yermoloff Der landwirtschaftliche Volkskalender, Leipzig 1905, p. 296 ff.). So scheint mir die Vermutung nicht zu kühn, dass wir in allen diesen Bräuchen die Spuren eines ohne spezielle Rücksicht auf den längsten Tag gefeierten Mittsommerfestes vor uns haben, zu dessen feierlichen Riten es unter anderem gehörte, zum letztenmal in dem betreffenden Sommer durch einen Regenzauber Nass auf Weiden und Äcker herabzuflehen. Die Auffassung Mannhardts Der Baumkultus p. 497, 516, 521 ff., derzufolge in den Mittsommerfeiern an sich ein Sonnenzauber zu erblicken sei, indem das Feuer das Licht und die Wärme der Sommersonne darstellen solle, durch welche zu ihrem Gedeihen die Vegetation hindurchgehen müsse, wird hierdurch weiter nicht berührt.

Noch möchte ich aber darauf hinweisen, dass dieselbe innige Verbindung von Feuer und Wasser, die uns in der Johanniszeit entgegengetreten ist, auch bei dem höchsten Familienfeste begegnet, das die Indogermanen kannten, der Hochzeit.

Das Nähere hierüber bitte ich in meinem Reallexikon s. v. Heirat (5. Feuer und Wasser) nachzulesen. Wärme und Feuchtigkeit würden hier, ganz wie beim Regenzauber, das Symbol der Fruchtbarkeit sein, unter dem Mann und Weib zur Erzeugung zahlreicher Söhne zusammengeführt wurden (vgl. oben p. 334).

Reste eines zweiten idg. Festes, eines Frühlingsfestes, liegen vielleicht in der Verehrung der germanischen *Ostara* (agls. *Eostrae*) und indischen *Ushas*, welche letztere im Ritual ihren speziellen Platz am Jahresanfang beim *Prâtaranuvâka* des *Agnishṭôma*-Opfers hatte, das mit grosser Feierlichkeit im Frühjahr (vgl. Hillebrandt Vedische Mythologie II, 26 ff.) stattfand. Es scheint, dass sich besonders auf dieses Fest die von L. v. Schröder (Ligho, Refrain der lettischen Sonnenwendlieder, Mittl. d. anthrop. Ges. in Wien XXII) als indogermanisch erwiesene Vorstellung bezieht, dass die Sonne bei ihrem Erscheinen an gewissen Tagen tanzt, hüpft, sich schaukelt oder spielt.

---

Wenn wir demnach in den ältesten religiösen Vorstellungen der Indogermanen zwei grosse Kreise, den Seelenkult und die Verehrung der Himmlischen, unterschieden haben, so ist hier schliesslich noch einer dritten Macht zu gedenken, deren Erkenntnis, wie ich glaube, zu dem ältesten des alten gehört, obwohl sich religionsgeschichtliche Untersuchungen bisher nur selten mit ihr beschäftigt haben, des Schicksals. Es ist ursprünglich (vgl. alles Nähere bei Hastings *Dictionary of Religion and Ethics*) der „Anteil“ (vgl. griech. *μοῖρα* : *μέρος*, *αἶσα* : lat. *aequus*, russ. *častĭ* „Teil, Los, Schicksal“, *sčástĭje* „Glück“, *nesčástĭje* „Unglück“, auch *dólja* : altsl. *dolŭ*, *dělŭ* „Teil“), der dem Menschen durch den Akt der Geburt von der Mutter angeboren, oder bei der Geburt ihm von weiblichen Seelenwesen verliehen worden ist, die teils als „Gebärerinnen“ (vgl. slav. *roždanicy* : russ. *rodítĭ*, *raždátĭ* „parere“, griech. *Εἰλείθυιαι* „die Göttinnen der Geburtswehen“, lat. *Parcae* : *pario*), teils direkt als „Mütter“ (vgl. den keltisch-germanischen Kult der *matronae*, *matres*, *matrae*), teils als „Zuteilerinnen“ (nordruss. *udělnicy* : *uděljátĭ* „zuerteilen“) bezeichnet werden. Entweder spinnen sie (daher altn. *urðr*, agls. *wyrd*, ahd. *wurt* „Schicksal“ : ahd. *wirt*, *wirtel* „Spindel“), oder sie sprechen (lat. *fâtum* : *fâri*, russ. *rokŭ* „Schicksal“ : altsl. *reką* „ich sage“; vgl. auch altn.

*ørlǫg*, agls. *orlæg*, ahd. *urlag*, eigentl. „Urgesetz", russ. *sudĭbá*, eigentl. „Urteil") jenen „Anteil" dem Menschen zu. Eine idg. Bezeichnung für diesen Begriff liegt vielleicht in der Gleichung: griech. *μοῖρα* (**morja*) = agls. *mœre*, altn., ahd. *mara* „Mahr", altsl. *mora* „Hexe, Alp, Trud", ir. *mor-[r]ígain*, gl. *lamia*, „Alpkönigin" vor. Das Wort hätte alsdann ursprünglich „das zuerteilte" (griech. *μέρος*, *εἵμαρται*) bezeichnet und hätte sich einerseits im Griechischen mit einem überaus häufigen Bedeutungsübergang zur Bezeichnung von Schicksalswesen (vgl. B. Schmidt Das Volksleben der Neugriechen I, 210), andererseits in den nordeuropäischen Sprachen, ganz wie das oben genannte nordruss. *udělnica* (vgl. A. N. Veselovskij *Sudĭba-dolja* in den volkstümlichen Vorstellungen der Slaven, Sbornik d. kais. Ak. d. W. in St. Petersburg 46, 173 ff.), zur Benennung von Mahren entwickelt, die, wie Laistner Rätsel der Sphinx II, 342 gezeigt hat, überall die engsten Beziehungen zu Glücks- und Schicksalsgeistern haben.

Ein idg. Ausdruck für den Versuch, in diese dunkle Welt des Schicksals auf dem Weg des Zaubers einzudringen, liegt in der Reihe: lit. *saitas* „Zeichendeuterei", *seitones* „Zeichendeuter", altn. *seiðr* „eine bestimmte Art von Zauber, auch um die Zukunft zu erforschen", mcymr. *hut*, ncymr. *hûd* „praestigiae", altcorn. *hudol*, gl. *magus* = griech. *οἶτος* (ionisch bei Homer für **οἶτος*) „Geschick, bes. Unglück". Die Mittel, deren sich die einzelnen idg. Völker für diesen Zweck bedienen, sind unerschöpflich und bieten zum Teil sehr weitgehende Analogien. Man weissagt aus dem Flug und dem Geschrei der Vögel, aus Himmels- und anderen Naturerscheinungen, aus dem Opfer und den Eingeweiden des Opfertiers, besonders der Leber, aus dem Blut von Mensch und Tier, aus den Angängen von Tieren, aus dem Rauschen der Eichen, aus Feuer und Rauch, aus den Träumen, aus Baumlosen, aus Missgeburten, aus dem Wiehern der Rosse und aus tausenderlei anderen Dingen.

Jeder, der diese zahllosen Zeugen dunkelsten Aberglaubens unbefangen betrachtet, wird sich sagen, dass dieses ganze Kapitel der Zeichendeuterei nicht auf dem Boden irgendwelcher vernünftigen Überlegung, von dem sie R. v. Ihering in seinem Buch Vorgeschichte der Indoeuropäer, p. 441 ff. abzuleiten versucht hat, sondern in dem kindlichen, traumumfangenen und

phantastischen Seelenzustand des primitiven Menschen wurzelt. *Τὸ γὰρ εἰωθὸς οὐ τέρας*, sagt Theophrast *De plantis* V, 3, und in diesem kurzen Satz scheint mir ein Schlüssel für das Verständnis des Zeichenorakels zu liegen. Für den primitiven Menschen ist nur der kleinste Teil seines inneren und äusseren Lebens *εἰωθός*. Überall erschrecken ihn Wunder und Zeichen. Die Gestalten seiner Träume, vor allem die des furchtbaren Alptraums (vgl. ausser Laistner a. a. O. noch H. Roscher Ephialtes, eine pathologisch-mythologische Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klassischen Altertums, Abh. d. kgl. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl. XX, 1900), der in den ungesunden mit Kohlendunst geschwängerten Räumen der Urzeit besonders häufig gewesen sein muss, sind ihm Wirklichkeiten. In den Pflanzen und Tieren, in den Steinen und Sternen leben, wie in dem eigenen Innern, Seelen, an die, wie wir oben sahen, das Schicksal gebunden ist. Kann es da wundernehmen, wenn in der Welt der Träume, in dem Rauschen der Bäume, in dem Fluge der Vögel die Schatten der Zukunft geheimnisvoll den Menschen umschweben? Dieser angstvollen, schreckhaften und nervösen Stimmung des primitiven Seelenlebens bemächtigt sich die Kunst priesterlicher Zeichendeuter, die — betrogene Betrüger — immer neue Mittel ersinnen, um der Zukunft ein Rätselwort abzulocken, deren Handwerk aber immer im Grunde auf den einen Gedanken hinausläuft, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines zukünftigen Ereignisses von dem Eintritt eines anderen, der Willensbestimmung des Menschen entzogenen Ereignisses, dem Angang eines Vierfüsslers, dem Schrei eines Vogels, dem Leuchten eines Blitzes usw. abhängig zu machen.

So durchzieht ein tief fatalistischer Grundgedanke die indogermanischen Religionen, den in Europa bis in die Gegenwart am treusten die slavischen Völker bewahrt haben (vgl. F. Krauss Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven, Wien 1886). Gewiss nicht zufällig. Die Slaven sind der ursprünglichen Heimat der Indogermanen (Kap. XVI) am nächsten geblieben und darum am spätesten in die Geschichte eingetreten. Nichts aber befreit die Seele so sicher von dem dumpfen Druck fatalistischer Vorstellungen, wie die grossen Taten eines lebendig pulsierenden geschichtlichen Lebens.

---

XVI. Kapitel.

# Die Urheimat.

Die neueste Literatur der Urheimatfrage. Kritik ihrer Behandlung. Die Lösung des Problems: I. Die Stammsitze der Einzelvölker. II. Linguistisch-historische Tatsachen. Ergebnis: Die Ausgangsländer der Indogermanen lagen im Norden und Westen des Schwarzen Meers. III. Hier war auch die Urheimat der Indogermanen: 1. paläogeographische (und anthropologische), 2. urgeschichtliche, 3. linguistische Gesichtspunkte, die hierfür sprechen. Die Trennung des Urvolks.

In der ersten Abhandlung dieses Werkes (Kap. I und IV) ist die Literatur der Urheimatfrage ungefähr bis zum Jahre 1904 erörtert worden. Unmittelbar darauf sind fast gleichzeitig eine grössere Anzahl von Forschern mit neuen Arbeiten auf diesem Gebiet hervorgetreten, über die in Kürze zu berichten daher unsere nächste Aufgabe sein wird. Die Schriften, um die es sich dabei handelt, sind die folgenden:

J. Hoops Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905; K. Helm Die Heimat der Indogermanen und der Germanen (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde, III, 1, 1905); H. Hirt Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur I, Strassburg 1905, II, 1907; Louis Erhardt Die Einwanderung der Germanen in Deutschland und die Ursitze der Indogermanen (Historische Vierteljahrschrift, 1905, 4. Heft); A. Fick „Matthäus Much, die Heimat der Indogermanen“ (ausführliche Besprechung des I[3], 117 ff. genannten Buchs in den Beiträgen zur Kunde der idg. Sprachen, herausg. v. A. Bezzenberger und W. Prellwitz 1905, XXIX, 225 ff.).

Die Quintessenz der Schlüsse des Hoopsschen Buchs lässt sich in drei Sätze zusammenfassen:

1. Den Indogermanen war die Buche (lat. *fāgus*, ahd.

*buohha* „Buche“, griech. *φηγός* „Eiche“, kurd. *bûz* „Ulme“) bekannt. Ihre Heimat muss also westlich der Buchengrenze Königsberg—Odessa gesucht werden, jedoch darf sie nicht in Nord-Europa, einschliesslich Dänemarks, lokalisiert werden, weil die Buche hier erst zur Bronze- oder gar zur Eisenzeit ihren Einzug hielt.

2. Der urindogermanische Ackerbau beschränkte sich auf den Anbau von Gerste, Weizen, Hirse. Eine so begrenzte Gruppe von Kulturpflanzen kehrt während der jüngeren Steinzeit Mittel- und Nord-Europas nur in den nordisch-norddeutschen Gebieten wieder. Diesen steht eine durch einen wesentlich grösseren Reichtum an Kulturpflanzen (z. B. Erbse, Mohn, Flachs, Apfel) charakterisierte „circumalpine“ Zone (die nördlichen Vorländer der Alpen zusammen mit Oberitalien, Bosnien, Ungarn) gegenüber. Die Urheimat der Indogermanen lag also in den nordisch-norddeutschen Gegenden.

3. Das Hauptgetreide der Indogermanen war die Gerste. Dies weist auf ein Land mit kurzen Sommern, also auf Nord-Europa, einschliesslich des nördlichen Deutschland, hin.

Alle drei Argumente stimmen also nur hinsichtlich Norddeutschlands überein. Hier ist demnach die Heimat der Indogermanen zu suchen.

Was gegen diese Argumente im einzelnen einzuwenden ist, wurde schon oben p. 173, 195 ff., 198 f. ausführlich hervorgehoben. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, dass die Hoopssche Beweisführung im ganzen nicht frei von Widersprüchen ist, und die drei verschiedenen Gesichtspunkte in der Tat nur sehr „annähernd zu einem einheitlichen Resultat führen“. Denn schliesst man das an prähistorischen Getreidefunden verhältnismässig reiche Skandinavien wegen des Buchenarguments von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen aus, so entzieht man damit auch dem zweiten, dem Ackerbauargument, die Grundlagen, insofern gerade in Norddeutschland (vgl. oben p. 196 f.), das wiederum wegen des Gerstenarguments von den deutschen Ländern am ehesten als Heimat der Indogermanen in Betracht käme, Vegetabilien aus neolithischer Zeit so gut wie nicht gefunden worden sind. Es ist daher sehr begreiflich, wenn Hoops p. 382 den Wunsch hegt, es möchte sich in Zukunft herausstellen, dass die Buche doch früher nach Dänemark vor-

gedrungen sei, als nach dem jetzigen Stand der Forschung anzunehmen erlaubt ist[1]).

Während J. Hoops in einigen der von ihm hervorgehobenen Gesichtspunkte mit L. Geiger ($I^3$, 93) übereinstimmt, spinnt der zweite von uns oben genannte Forscher, Karl Helm, Gedankenreihen weiter, die uns ähnlich schon bei Cuno ($I^3$, 97), Vodskov ($I^3$, 51), Penka ($I^3$, 112 f.), Kretschmer und Ratzel ($I^3$, 128) begegnet sind. Die idg. Sprach- und Völkereinheit ist aus zahllosen Gruppen kulturloser Menschen, das ist etwa der Gedankengang der Helmschen Schrift, innerhalb eines durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen grossen Verkehrsgebietes erwachsen. Von diesem waren durch bedeutende, den Verkehr hindernde Schranken abgeschlossen: Indien, Iran, Armenien und Vorderasien, das Donau- und Alpengebiet, die apenninische und die pyrenäische Halbinsel. In diese Länder sind die Indogermanen daher erst später als Einwanderer gelangt. Anders liegen die Verhältnisse in den diesen Ländern nördlich vorgelagerten weiten Ebenen von Zentralasien bis Nordwesteuropa, die nirgends nennenswerte Verkehrshindernisse aufweisen. Dieses ungeheure Ländergebiet ist daher als die Urheimat der Indogermanen zu bezeichnen. In einem Teil desselben, d. h. im wesentlichen in ihren alten historischen Stammsitzen sind auch die Germanen zu Germanen geworden. Von der Epoche der dänischen Muschelhaufen bis in spätere vorhistorische und historische Zeiten haben hier immer nur Germanen oder Prägermanen gesessen (vgl. Penka $I^3$, 113). Wohl weist die Kultur der jüngeren nordischen Steinzeit eine grosse Zahl neuer Errungenschaften auf, aber diese erscheinen nicht gleichzeitig und unvermittelt, sondern in einem langen Zeitraum nacheinander ohne merkliche Sprünge, so dass der kulturelle Zusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit vollkommen gesichert ist. So ergibt sich das Resultat, dass jene primitiven Menschen der Muschelhaufen die Ahnen der Völker waren, die

1) Das Unsichere in der Begründung der Hoopsschen Heimathypothese erkennt auch Ernst H. L. Krause (in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1906, II, p. 922), der im übrigen dem von ihm besprochenen Buch volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Krause selbst neigt sich p. 944 der Ansicht zu, dass „Indogermanien mit seiner Hauptmasse in Kleinrussland und Wolhynien gelegen habe“.

noch in historischer Zeit hier gesessen haben: der Germanen. „Um nicht missverstanden zu werden, setze ich ausdrücklich hinzu: nicht der Indogermanen, die eine viel weitere Heimat hatten, und von welchen diese Gruppe nur einen kleinen Teil bildete.“

Wir werden auf die diesen Ausführungen zugrunde liegenden Anschauungen unten des näheren einzugehen haben und beschränken uns vorläufig hier nur auf den Hinweis, dass die Auffassung des Verfassers notwendigerweise zu der schon I[3], 192 ff. zurückgewiesenen Annahme führt, die idg. Kulturwörter, also die Übereinstimmung der idg. Sprachen in der Bezeichnung solcher Begriffe wie „Schwiegertochter“ (oben p. 312), „Tür“ (oben p. 271), „Joch“ (p. 298), „Gott“ (oben p. 437) usw. könnte auf dem ungeheuren Raume von Hochasien bis zum atlantischen Ozean sich neu gebildet haben.

In jedem Fall ist auch die Helmsche Arbeit, ebenso wie diejenige von Hoops, ernster Beachtung wert. In wesentlich geringerem Masse gilt dies von dem Hirtschen Buch[1]). Erstens ist es überhaupt schwierig, die Lokalisierung der Urheimat in demselben festzustellen; denn während auf der einen Seite für die letztere ganz im allgemeinen die „nordeuropäische Tiefebne, in der sich vorläufig die genaueren Grenzen nicht bestimmen liessen“ (p. 197), in Anspruch genommen wird, und p. 183 hervorgehoben wird, dass die Weichsel als wichtige Sprachgrenze die „Mittellinie“ der Urheimat gebildet habe, erfahren wir zu unserem Erstaunen aus der Vorrede (p. V), das Buch werde von dem „Grundgedanken“ beherrscht, dass „die Heimat der Indogermanen in der grossen nord-ost-deutschen Tiefebne zu suchen sei“ und ersehen aus der Karte IV, die der Verfasser seinem Werke beigegeben hat, dass die Weichsel nicht die „Mittellinie“, sondern die äusserste Ostgrenze der Heimat der Indogermanen bildete. Nicht minder widerspruchsvoll sind die Schlüsse, die der Vf. aus den sprachlichen Tatsachen auf dem Gebiet der Urheimatfrage (wie übrigens in allen Teilen seines Buches) zieht. So wird p. 189 von der oben genannten Gleichung lat. *fâgus* = kurd. *bûz*, wie mir scheint, mit Recht

---

1) Über dasselbe habe ich mich geäussert Deutsche Litz. 1906 Nr. 7 und ebenda 1907 Nr. 14.

gesagt, „dass sie zu isoliert sei, um das Gewicht des Gebäudes, das (nämlich von Hoops) auf ihr errichtet werden soll, tragen zu können“, während in der Anmerkung zu dieser Stelle (p. 623) auf die in der angegebenen Weise charakterisierten Gleichung hin „die ältesten Sitze der Indogermanen in der Buchenregion zu suchen sind“, wie auch auf der Karte angegeben wird. Noch drastischer ist die Behandlung der Löwenfrage. Ganz in Überstimmung mit I³, 162 wird gesagt, dass man aus dem Fehlen eines gemeinsamen Wortes für „Löwe“ nicht auf eine löwenlose Heimat der Indogermanen schliessen dürfe (p. 187), weil ja, wenn das Tier aus dem Gesichtskreis verschwand, auch sein Name verschwinden musste. Dann aber fährt der Verfasser fort: „Im übrigen kam der Löwe selbst in Südeuropa vor (vgl. oben p. 137). Findet sich daher kein Name für ihn, so spricht das gegen diese Gegend.“ Der Verfasser erkennt also nicht, dass er den eben von ihm getadelten Schluss in derselben Sache selber zieht. Unter diesen Umständen wird man eine Förderung des Heimatproblems von dieser Seite schwerlich erwarten können. In Wirklichkeit macht der Vf. auch gar keinen ernstlichen Versuch, seine osteuropäische oder ostdeutsche These durch eine eigentliche Beweisführung zu begründen. An Stelle einer solchen steht vielmehr die unbestimmte Vorstellung, dass von der Spree, Oder oder Weichsel her, als von dem „Mittelpunkt des von dem (idg.) Sprachstamm besetzten Gebietes“ (vgl. p. 183; man denke: Posen der „Mittelpunkt“ des idg. Sprachgebiets!) sich die Ausbreitung der Indogermanen am besten erkläre.

Wenn aber Hoops und Hirt (letzterer wenigstens nach der zweiten der von ihm in ein und demselben Buch geäusserten Meinungen) insofern übereinstimmen, dass sie die Urheimat der Indogermanen in alten von Germanen besetzten Ländern suchen, und Helm die germanischen Stammlande wenigstens als einen Teil der idg. Urheimat auffasst, ist die vierte der oben genannten Schriften, die Louis Erhardts, dem Nachweis gewidmet, dass die Indogermanen von allen anderen Teilen Europa-Asiens eher ausgegangen sein könnten, als gerade von den Germanenländern.

Die Beweisführung Erhardts ist eine durchaus historische, gegründet auf die Nachrichten, die wir in der Germania des Tacitus und sonst über die Siedelung und Wanderungen der

germanischen Völkerschaften finden. Im Westen zwar haben einige Stämme wie die Friesen und Chatten ihre schon zu Tacitus' Zeit festgegründeten Sitze auch in der Folgezeit bewahrt. Die östlichen Stämme aber, die Tacitus unter dem Namen Sueben zusammenfasst, sehen wir in einer ewigen Unruhe begriffen. Schon zu Caesars Zeit erscheinen sie unter Ariovists Führung in Gallien. Später haben sie ihren Namen nach dem Südwesten Deutschlands verpflanzt. Von den östlich-suebisch-vandalischen Stämmen ist die grosse Völkerwanderungsbewegung ausgegangen. Scheinen diese Völker schon so von einem tiefliegenden Wandertrieb nach dem Westen beseelt, so ist für die Frage, ob die Germanen als Eingewanderte oder Ureingesessene zu betrachten seien, von besonderer Wichtigkeit ihr Verhältnis zu den Kelten. Überall werden diese vor den Germanen hergetrieben. Ihre Herkunft aus dem Osten beweisen die Cotini in den Karpaten, die Bojer in Böhmen, die Helvetier am rechten Ufer des Oberrheins. Überall sind sie hier, bis auf geringe Reste, von den Germanen vertrieben worden, die im Westen den Rhein überschreiten, Belgien germanisieren und sich in Elsass-Lothringen mit den Völkerschaften der Vangiones, Triboci und Nemetes niederlassen. Wie die Kelten vor den Germanen, so weichen vor den Kelten wieder die nichtindogermanischen Iberer, die Urbevölkerung des europäischen Westens, zurück, während im Rücken der Germanen slavische Völker nachdrängen. So liegt in den Völkerbewegungen des nördlichen Europa ein von Osten nach Westen gerichteter Wandertrieb noch deutlich vor unseren Augen, der es unmöglich macht, die Germanen für Autochthonen der später von ihnen besetzten Länder zu halten. An sich, meint der Vf., würden die hier vorgetragenen Anschauungen sehr wohl zu der Hypothese stimmen, die die Heimat der Indogermanen im südlichen Russland sucht (I³, 124). Indessen sieht er sich, namentlich mit Rücksicht auf zwei Umstände, nämlich erstens mit Rücksicht darauf, dass eine gewisse Präsumption bestände, dass Slaven und Iranier den Ursitzen am nächsten geblieben seien, und zweitens darauf, dass gewisse Kulturelemente schon in der Urzeit durch semitische Vermittlung den Indogermanen zugeführt worden sein müssten, schliesslich, wie schon H. Brunnhofer[1]) (I³, 95 Anm. 1) vor ihm, in

1) Indessen scheint Brunnhofer jetzt vielmehr die Wolga-

die Gegend am Kaukasus, namentlich Transkaukasien, das Stromgebiet des Kur, als Wiege des idg. Sprach- und Völkerstamms geführt.

In dieser Ansicht trifft er mit dem fünften und letzten der oben genannten Forscher, mit A. Fick, dem hochverdienten Nestor der deutschen Sprachwissenschaft, zusammen, den wir I[3], 99 als Verfechter einer in den weiten Gründen Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch“ gelegenen Heimat der Indogermanen kennen gelernt haben.

Nach Ausscheidung der Räume, die vernünftigerweise nicht in den Verdacht kommen können, die Wiege unserer Völkerfamilie gebildet zu haben, bleibt eine Zone von wechselnder Breite zwischen dem Rhein und dem Hindukusch übrig. Innerhalb derselben sind für die verschiedenen Gruppen der idg. Völker zunächst drei verschiedene Ausgangspunkte zu unterscheiden. Kelten, Italiker und Griechen sind aus der germanischen Heimat am Nord- und Ostseestrande abzuleiten, eine Anschauung, in der er Kossinna (I[3], 117 ff.) folgt, dessen Arbeit indessen Fick schwerlich aus eigener Anschauung kennt[1]), und der er, als einer rein archäologischen, begreiflich genug völlig kritiklos gegenübersteht. Die Illyrier (Albanesen), Thraker, Geten, Daker, Phryger und Armenier stellen sich am nächsten zu den Litu-Slaven, deren Urheimat im südlichen Russland zugleich die ihre ist. Die dritte Gruppe, die Inder und Iranier (Arier), sind aus der Gegend um den Elbrus, südlich vom Kaukasus ausgegangen, da der Kern des arischen Volkstums von jeher in Medien und Persis zu suchen ist. Der Vereinigungspunkt aller drei Gruppen lag im oder am Kaukasus: südlich sassen die Arier, nördlich die Europäer. „Wer will, kann sich auch für den Norden (des Kaukasus) entscheiden, so dass die Arier durch das kaspische Tor nach Süden vorgedrungen wären“ (p. 246). Halten wir dieses „wer will“ fest, und bedenken wir, dass doch auch, wie es natürlich Fick selbst annimmt, die Ger-

---

gegenden als Ausgangsland der Indogermanen zu betrachten. Vgl. dessen Russlands Aufschwung oder Niedergang?, Bern 1906, Kap.: „Wolgabriefe“ p. 39.

1) Zeugnis hierfür legt die häufige falsche Schreibung sowohl des Namens Kossinna selbst wie auch der von diesem gebrauchten Termini ab.

manen, Kelten, Italiker und Griechen, bevor sie ihre weite Reise nach dem Nord- und Ostseestrand antraten, im engsten Anschluss an die übrigen Europäer ihre Sitze gehabt haben müssen, so sehen wir auf diesem Wege Fick ebenfalls im europäischen Südrussland als der Heimat aller Indogermanen angelangt[1]).

---

Wenn wir von dem Jahre 1808 an zählen, in dem Friedrich von Schlegel in seinem Buche Sprache und Weisheit der Inder ($I^3$, 8) die Herkunft des idg. Sprachstamms aus Indien ableitete, so ist jetzt gerade ein Jahrhundert über der Erörterung des idg. Heimatproblems verflossen. Und wenn wir nun bedenken, dass in diesem langen Zeitraum alle auf die Kunde vom Menschen bezüglichen Wissenschaften, die Sprachwissenschaft, Geschichte, Geographie, Anthropologie, Prähistorie sich nach und nebeneinander und teilweise durch ihre hervorragendsten Vertreter mit dieser Frage abgequält haben, und wir dennoch heute, wenn wir ehrlich sind, sagen müssen: „Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor", so wird man jedenfalls zugeben müssen, dass es nicht gerade das Gebiet der idg. Heimatfrage ist, auf dem der menschliche Scharfsinn seine glänzendsten Triumphe gefeiert hat. Ja, es ist durchaus verständlich, dass von Zeit zu Zeit immer Forscher mit der Behauptung aufgetreten sind: die Frage sei deshalb nicht beantwortet, weil sie falsch gestellt sei. Es habe niemals eine Urheimat der Indogermanen gegeben, die vielmehr im wesentlichen überall, wo wir sie in frühhistorischer Zeit fänden, als Autochthonen zu betrachten seien.

Es geht aus dem Bisherigen hervor, dass ich nicht dieser Ansicht bin, dass ich vielmehr in jeder Beziehung an der Vorstellung festhalte, das idg. Urvolk habe sich in prähistorischer Zeit von einer geographisch verhältnismässig beschränkten Urheimat aus durch Wanderungen in diejenigen Gebiete ausgedehnt, die wir als Stammsitze der idg. Einzelvölker bezeichnen können. Der Grund, der mich bei dieser Anschauung zu be-

---

1) Von ebendaher leitet auch W. Christ in einer postumen Schrift Sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer (Sitzungsb. d. kgl. Bayer. Ak. d. W. 1906 Heft II) die Indogermanen ab, deren vermutliche Wanderungen von hier aus eingehend erörtert werden.

harren zwingt, ist ein doppelter: einmal, weil ich mir die Einheit der idg. Sprachen im allgemeinen und die Übereinstimmung der idg. Kulturgleichungen im besonderen nur auf beschränktem geographischen Raume entstanden denken kann ($I^3$, 191 ff.), zweitens und hauptsächlich, weil wir bei den meisten idg. Einzelvölkern ihre Verbreitung von einst verhältnismässig engen Stammsitzen über teilweis ungeheure Gebiete tatsächlich beobachten können ($I^3$, 156, oben p. 125), und der Schluss von den historischen auf die vorhistorischen Zeiten für uns in dieser Beziehung die einzige Leuchte auf dem dunklen Weg durch das Land der Urgeschichte ist. Wenn wir trotzdem in der Beantwortung der Frage nach der Urheimat der Indogermanen bis jetzt so geringe Fortschritte gemacht haben, oder vielleicht besser gesagt, bis jetzt eine so geringe Einhelligkeit der Forscher erzielt worden ist, so liegt nach meiner Überzeugung der Grund darin, dass von den verschiedensten Seiten her in die Erörterung dieses Problems fortwährend Gesichtspunkte eingemengt worden sind und noch werden, die dasselbe eher zu verwirren als zu klären imstande sind.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die jetzt, wie es scheint, moderne, auf anthropologische oder urgeschichtliche oder beiderlei Gesichtspunkte gestützte Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen, wobei es wenig darauf ankommt, ob man sie von der Ostsee oder Nordsee, aus Dänemark oder Schweden oder endlich gar (mit Lapouge) aus einem untergegangenen Land zwischen England und Jütland ableitet, durch ihre Einfachheit und Geschlossenheit auf den ersten Blick und für das grosse Publikum etwas Bestrickendes hat. Wie einst der Graf Gobineau in seinem Rassenwerk alle höhere Kultur der alten Welt in einem Indogermanen- oder Ariertum wurzeln liess, so sind jetzt in diesem Indogermanentum wiederum die Germanen das führende Volk geworden. Die einzigen echten Indogermanen sind nach dieser Ansicht die Germanen, die von ihren nordeuropäischen Stammländern aus mit immer neuen Scharen Europa und Asien überflutet und zahllosen fremdartigen Völkern ihre Sprache und Sitten aufgezwungen haben[1]. „Und so wird an deutschem Wesen noch einmal die

1) Mit Recht macht Ernst H. L. Krause „Kann Skandinavien das Stammland der Blonden und der Indogermanen sein?“ (Globus 83,

Welt genesen", so konnte schon der erste indogermanische Heerkönig sagen, der zu Wasser oder zu Land mit seinen langschädligen, blondhaarigen und riesenhaften Gesellen, wohlausgestattet mit prachtvoll polierten Steinwaffen, wohlversehen mit zierlichen, den Proviant bergenden Kugelamphoren, die durch einen blühenden Ackerbau an Gerste, Weizen und Hirse gesegneten Fluren der Heimat verliess, um in die Ferne zu ziehen.

Eine, wenigstens für ein germanisches Gemüt, gewiss sympathische Auffassung, wenn nur ebenso sympathisch auch ihre Begründung wäre. Denn wenden wir uns zunächst den anthropologischen Grundlagen derselben zu, so wurzeln diese, will mir scheinen, in einem ganz offenbaren *circulus vitiosus*: „Die Indogermanen sind von Nordeuropa ausgegangen." „Warum?" „Weil sie dolichokephal, blond und gross waren." „Warum waren sie das?" „Weil sie von Nordeuropa ausgegangen sind." Es wird sich lohnen, diese drei Kriterien der Dolichokephalie, Blondheit und Grösse gesondert zu betrachten, weil jedenfalls so viel feststeht, dass diese drei Eigenschaften nicht durch ein naturnotwendiges Band miteinander verknüpft sind, indem es bekanntlich ebensowohl brünette Dolichokephale wie blonde Brachykephale usw. gibt (vgl. näheres bei Kretschmer Einleitung p. 42 f.). Selbst in Schweden, dem angeblich klassischen Lande der Dolichokephalie, lässt sich nach G. Retzius und Carl M. Fürst Anthropologia Suecica, Stockholm 1902 (Bericht von E. Schmidt in Schwalbes Jahresb. über die Fortschritte der Anatomie etc., Literatur 1902, III. Abt.) keine Wechselbeziehung zwischen Farbenmerkmalen und Kopfindex oder Körpergrösse nachweisen. Wenden wir uns demnach zuerst zu dem Kriterium der angeblichen Dolichokephalie der Indogermanen, so würde die erste Frage die sein, ob denn überhaupt die Schädelbildung des Menschen etwas Stabiles und ausschliesslich Hereditäres und somit geeignet sei, uralte Gruppierungen der Menschheit zu erhärten, oder ob nicht vielmehr, wie dies schon früher K. E. v. Baer und I. Ranke (Kretschmer p. 38), neuerdings vor allem A. Nyström (Formenveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen, Archiv f. Anthro-

p. 109) darauf aufmerksam, dass gerade die Germanen in historischer Zeit dies nicht getan haben, wie der Untergang der germanischen Sprachen in Russland, Italien, Frankreich, Spanien zeigt.

pologie XXVII) angenommen haben, Dolichokephalie und Brachykephalie ein variables, von der Bodenbeschaffenheit und den menschlichen Beschäftigungsarten abhängiges Element darstelle. Gerade auf idg. Boden könnte manches für diese Anschauung sprechen. So begegnen unter den 34 dänischen Schädeln der jüngeren Steinzeit 10 brachy-, 16 meso-, 8 dolichokephale (Nyström p. 626), während in der Denikerschen Karte (I³, 148) Dänemark als ein Land mit rein dolichokephaler Bevölkerung eingezeichnet ist[1]). Umgekehrt sind die schwedischen Steinzeitschädel vorwiegend dolichokephal, aber die Messung von 500 lebenden, erwachsenen Schweden ergab nach Nyström nur 102 Dolichokephale, dagegen 297 Mesokephale und 101 Brachykephale[2]). In beiden Fällen würden also Verschiebungen des Breitenindex bei wahrscheinlich derselben Bevölkerung eingetreten sein. Ist aber der menschliche Schädel ein so veränderliches Ding, wie es Nyström annimmt, so kann er natürlich überhaupt nicht zu Rasseneinteilungen der Menschheit dienen. Aber auch wenn man an seine Stabilität glaubt, ja wenn man — aus allerdings unerfindlichen Gründen — die Indogermanen für reine Dolichokephale hält, würde darin noch nicht der geringste Beweis für ihre nordeuropäische Herkunft liegen. Über die Schädel des Steinzeitvolks von Lengyel in Ungarn hat sich R. Virchow (Z. f. Ethnologie 1890) folgendermassen geäussert: „Was dieses letztere betrifft, so zeigt es viele Analogien des Schädelbaues mit den neolithischen Stämmen Nordeuropas. Ja, man könnte leicht so weit gehen, ihm eine arische (indogermanische) Abstammung zuzuschreiben, oder umgekehrt, in ihm einen der Urstämme zu sehen, von welchem die

1) Nyström p. 627 freilich sagt: „In grösserem Massstab ausgeführte Messungen der Schädel der heutigen Dänen gibt es meines Wissens nicht; aber nach einer von mir ausgeführten Messung einer geringen Anzahl solcher Schädel zu urteilen, hat es den Anschein, als ob bei ihnen die Brachykephalie und Mesokephalie vorherrschend wären.“ Man sieht also, wie viel auch in diesen rein statistischen Dingen noch unsicher ist.

2) Etwas anders liegen die Verhältnisse nach G. Retzius und Carl M. Fürst (a. o. a. O.), denen zufolge es unter 45680 21jährigen Rekruten 57% Mesokephale, 30% Dolichokephale und 13% Brachykephale gab. Aber, möchte ich als Laie fragen, haben diese 21jährigen jungen Burschen ihre damaligen Schädel auch später behalten?

Arier abzuleiten seien." Man sieht also, dass in dem Schädelbau nach Virchow's Darstellung an sich kein Anhalt gegeben sein kann, ob er vom Norden oder Süden stammt. Nimmt man zu dem allen hinzu, wie einer der hervorragendsten Kraniologen Europas, J. Kollmann (Archiv f. Anthropologie XXII und XXV), sich wiederholt dahin ausgesprochen hat, dass in unserem Erdteil seit der neolithischen Periode „immer dieselben Rassen durcheinander wandern und sich lieben und hassen und abstossen und wieder vertragen", dass „weder die Burgunder, noch die Alemannen oder die Franken, noch die Völker, die ihre Toten in den Kurganen begraben haben, jemals nur aus Abkömmlingen einer und derselben europäischen Rasse, sondern stets aus mehreren europäischen Rassen bestanden, die neben und unter einander lebten", dass „jedes dieser Völker zusammengesetzt sei aus den Abkömmlingen reiner Rassen, also aus Lang- und Breitgesichtern, aus Lang- und Kurzköpfen, aus Blonden und Brünetten und aus den Mischlingen dieser europäischen Rassen, die sich nach und nach aus der Kreuzung derselben entwickelten", so wird man endlich doch damit aufhören müssen, wie es Forscher wie Kretschmer, Winternitz, Helm u. a. schon längst gefordert haben, die Frage nach der Lang- oder Kurzschädligkeit der Indogermanen in das idg. Heimatproblem einzumengen [1]).

Etwas besser steht es mit der Beweisbarkeit der Prädikate blond und gross, die man dem Urvolk gegeben hat. Nicht nur aus den allgemeinen Gründen, die schon V. Hehn ($I^3$, 154) geltend gemacht hat, sondern auch, weil es sich mehr und mehr herausstellt, dass auch bei Griechen und Römern einen Teil ihres Schönheitsideals die Eigenschaften der Grösse und Blondheit gebildet haben (vgl. mein Reallexikon u. Körperbeschaffenheit der Indogermanen, dazu den Nachtrag zu diesem Artikel und De Lapouge *L'Aryen, son rôle social*, Paris 1899), und es eine allgemeine Erfahrung ist, dass solche Schönheitsideale von den herrschenden, also von den erobernden Klassen

---

1) Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, dass die Frage, warum an der einen Stelle die Dolichokephalie, an der andern die Brachykephalie, an der dritten die Mesokephalie überwiege, seitens der Anthropologie und Ethnographie nicht ernstester Erwägung würdig sei.

abgeleitet werden. Der bedauerliche Irrtum, der dabei immer wieder von zahlreichen Autoren begangen wird, ist nur der, dass sie jene Eigenschaften als einen fast ausschliesslichen Besitz den Germanen beilegen. Vielmehr werden alle europäischen Nordvölker von den Alten als gross und als *μαλακό-*, *εὐθύ-*, *λεπτό-* und *πυρρότριχες* geschildert. Schon Herodot (IV, 108) bezeichnet die Budinen im östlichen Europa als *ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς καὶ πυρρόν*. Die Slaven sind nach Prokop (B. G. III, 14) *εὐμήκεις*, *ἄλκιμοι* und *ὑπέρυθροι*, die bistonischen Frauen in Thrakien heissen *ξανθαί*, die getischen Coralli *flavi* usw. (vgl. W. Tomaschek Die alten Thraker I, 115, Sitzungsb. d. Kais. Ak. d. W. phil.-hist. Cl. Wien. 128).

Gleichwohl haben wir kaum ein Recht, uns das idg. Urvolk als eine völlig homogene blonde und grosse Menschenmasse vorzustellen. Vielmehr werden auch in Beziehung auf Komplexion und Statur, je nach den verschiedenen Stämmen schon in der Urzeit Verschiedenheiten geherrscht haben. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Verhältnisse der Montenegriner, von denen man annehmen darf, dass sie in der Abgeschlossenheit ihres Berglandes auch in somatischer (wie in kulturgeschichtlicher) Hinsicht manche Züge des urzeitlichen Lebens treuer als andere Völker bewahrt haben, und über die Rovinskij Montenegro (Sbornik LXIII Nr. 3 p. 288 ff.) ausführlich berichtet. Nachdem er hervorgehoben hat, dass die Statur des Montenegriners übermittelgross bis sehr gross sei, fährt er fort: „Was die Farbe der Augen und Haare anbetrifft, so möchte ich mich nicht zu entscheiden unterfangen, welche Elemente überwiegen. Es scheint mir, dass es mehr schwarze und braune als graue und blaue Augen gibt, und wohl auch mehr schwarze und kastanienfarbige oder dunkelblonde als blonde Haare. Durch hellere Farben zeichnen sich die Stämme der Bělopavliči, Pivljane, Drobnjaki und Pipery aus. Aber gleichzeitig treffen wir auch unter den schwarzhaarigsten Stämmen wie denjenigen der Kuči, Cekljane, Cermničane die allerhellsten blonden Elemente an."

Es ergibt sich also, dass nicht der geringste Grund vorliegt, selbst wenn man sich das idg. Urvolk als vorwiegend gross und hell vorstellt, es deswegen gerade aus den Germanenländern hervorquellen zu lassen.

Und doch haben derartige, wir wiederholen es, gänzlich

unbegründete und als solche jetzt eigentlich auch allgemein zugegebene Vorstellungen ohne Zweifel auch die Prähistoriker beeinflusst, deren urheimatliche Konstruktionen man überhaupt nur verstehen kann, wenn man annimmt, dass sie von einer nordeuropäischen Urheimat der Indogermanen als von etwas Selbstverständlichem und nicht erst zu Beweisendem ausgehen.

Dies gilt hauptsächlich von den Arbeiten M. Muchs und Kossinnas, deren Lehren bereits I[3], 177 ff. so ausführlich dargestellt und kritisch beleuchtet worden sind, dass ich mich hier auf eine Zusammenfassung meiner Bedenken gegen dieselben beschränken kann.

Diese Bedenken beziehen sich erstens auf die von beiden Forschern beliebte beweislose Gleichsetzung gewisser Kulturbezirke mit bestimmten Völkern, in Sonderheit mit dem Urvolk der Indogermanen. Dies gilt von der Identifizierung der steinzeitlichen Ausbreitung der Indogermanen in Europa mit der Verbreitung der Feuerstein-Geräte und Waffen bei Much, ebenso wie von der als blosses Axiom auftretenden Behauptung Kossinnas, dass ein norddeutscher Kulturbezirk mit Megalithgräbern und Tiefornamentik der Tongefässe das Heimatland der Indogermanen gebildet habe. Sie beziehen sich zweitens auf die bei Much fast gänzlich, bei Kossinna gänzlich beweislose Erklärung der unterschiedenen Kulturgruppen durch Völkerwanderungen (nicht etwa durch Handel oder Kulturübertragung), wofür man bei ersterem z. B. auf seine Auffassung der ältesten Bernsteinfunde, bei Kossinna auf seine Kugelamphoren und alles übrige verweisen kann. Drittens darauf, dass, selbst wenn man die ausschliessliche Verbreitung derartiger Kulturgruppen durch Völkerwanderungen zugäbe, doch jeder Beweis dafür fehlt, dass diese Wanderungen wirklich von Nord nach Süd, bezüglich von West nach Ost gingen, dass, wie es in einer lesenswerten Besprechung des Muchschen Buches (G. Fritsch Politisch-anthropologische Revue III, 2, p. 108) heisst, „der Pfeil, der die Richtung andeutet, nicht zuweilen richtiger seine Spitze der entgegengesetzten Seite zukehre." Viertens darauf, dass, wenigstens bei Kossinna, das Material der Tatsachen ein unbeschreiblich dürftiges ist, fünftens darauf, dass bei beiden Forschern die Altertümer, auf denen sie ihre Konstruktionen aufbauen, fast ausschliesslich der besser untersuchten westlichen Hälfte Europas entnommen sind, während

der Osten unseres Erdteils und die gesamten iranischen Länder unberücksichtigt bleiben. So werden z. B. mittelst einer Kugelamphore bei Kossinna die Arier (Indo-Iranier) bis zum Dniepr befördert, dann werden sie hoffnungslos ihrem weiteren Geschick preisgegeben. Der Fehler, der ganz im Anfang der urheimatlichen Untersuchungen gemacht wurde, dass man ausschliesslich von den indisch-iranischen Verhältnissen aus die Ursitze aller Indogermanen bestimmen wollte, wiederholt sich hier in umgekehrter Richtung.

Dazu bedenke man, dass kein einziges dieser prähistorischen Argumente von den Mitforschern auf diesem Gebiete anerkannt worden ist, dass Kossinna die Beweisführung Muchs in Bausch und Bogen verwirft, dass Much (in der 2. Auflage seines Buches) diejenige Kossinnas, soviel ich sehen kann, ignoriert, dass K. Helm, mit dem wir uns noch weiter beschäftigen müssen, p. 5 geradezu erklärt, dass „wir berechtigt seien, dieser archäologischen Paläontologie das grösste Misstrauen entgegenzubringen“, dass einer der hervorragendsten unserer Prähistoriker M. Hoernes, im Globus LXXXIII, 161 so weit geht, „diese einfache Identifizierung von prähistorischen Töpfen mit historischen Volksstämmen“ durch Kossinna für „einen Scherz“, „eine Parodie“ zu halten, wenn „es dem Autor damit nicht heiliger Ernst wäre“. Das alles bedenke man, und man wird es keinem, der an historisch-philologische Methode gewöhnt ist, verübeln können, wenn er diesen urheimatlichen Hypothesen der Urgeschichtsforscher vor der Hand völlig ablehnend gegenüber steht, ohne dass es deswegen notwendig wäre, zu bestreiten, dass auch in diesen Werken, namentlich in demjenigen M. Muchs, manche feine, für die Urgeschichte unseres Stammes wichtige Beobachtung enthalten ist.

Einen wesentlichen Fortschritt bedeutet den genannten Arbeiten gegenüber in methodischer Beziehung schon der Hoopssche Versuch (oben p. 459), aus den Waldbäumen und Kulturpflanzen die idg. Urheimat zu ermitteln, insofern hier jedenfalls der ernsthafte Versuch gemacht wird, eine bestimmte Kulturzone als Schauplatz einer bestimmten Epoche des vorhistorischen Indogermanentums durch Sachforschung und Sprachvergleichung zu erweisen. Dass dieser Versuch, wie ich glaube, nicht gelungen ist, liegt an den Umständen, die

oben p. 173, 195 ff., 199 ausführlich erörtert worden sind und hier nicht wiederholt werden sollen. Auch ist hervorzuheben, dass Hoops (Waldbäume p. 384) selbst ausdrücklich und sehr richtig bemerkt, dass eine so komplizierte Frage wie die nach der Urheimat der Indogermanen nicht endgültig durch derartige Kriterien, wie sie von ihm geltend gemacht worden seien, entschieden werden könne.

In einer ganz anderen Richtung sucht K. Helm (oben p. 461) die Urgeschichte für die Frage der idg. Urheimat auszubeuten, von der er, wie wir gesehen haben, wenigstens einen Teil in die altgermanischen Länder verlegt. Von der älteren Steinzeit der Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger) an, so argumentiert H., lässt sich in Dänemark niemals ein plötzlicher und unvermittelter, totaler Kulturwechsel, sondern immer nur eine kontinuierliche Weiterentwicklung der Kultur feststellen. Dies wäre undenkbar, wenn etwa in neolithischer Zeit ein idg. Völkereinbruch daselbst stattgefunden hätte. Daher müssen die Germanen, bezüglich ihre Vorfahren, seit der älteren Steinzeit der Muschelhaufen in Dänemark ansässig sein. *Quod erat demonstrandum.* Indessen liegen die Dinge doch nicht so einfach, wie der Verfasser uns glauben machen möchte. Zunächst wäre darauf hinzuweisen, was der Verf. p. 12 Anm. 2 auch selber tut, dass immer noch hervorragende Gelehrte an der Meinung festhalten, dass die Muschelhaufen überhaupt nicht Zeichen einer Kulturperiode, sondern „eines örtlich beschränkten Kulturzustandes seien, der sehr gut mit anderen höheren gleichzeitig sein konnte". Man könnte auch hervorheben, dass sich dieselben Muschelhaufen nicht nur in Dänemark, sondern auch an allen Küsten Westeuropas, in Frankreich, Portugal, Irland und in Sardinien, also gerade in solchen Ländern finden, die wir uns mit Recht (vgl. Kap. XII am Ende) von nichtindogermanischen Völkern besetzt denken. Repräsentierten aber etwa die Muschelhaufen eine der nichtindogermanischen, neben den indogermanischen bestehenden Kulturen Alteuropas, so würde natürlich die ganze Beweisführung Helms von vornherein gegenstandslos sein. Nun bin ich allerdings nicht dieser Meinung, sondern glaube, dass die Kultur der Steingräber mit Viehzucht, Ackerbau, Totenbestattung, geschliffenen Steinwerkzeugen usw. gegenüber derjenigen der Muschelhaufen, in der alle diese Kultur-

errungenschaften im wesentlichen noch fehlen, und die neuerdings auch bei der Aufdeckung eines Seeländer Torfmoors zutage getreten ist (vgl. Beilage z. Allg. Zeitung 1907 Nr. 10, p. 79), eine neue, höhere Epoche darstellt, die sich trotz Helm zum mindesten am einfachsten aus dem Auftreten einer neuen Bevölkerung erklärt. Ob und inwieweit es demgegenüber Helm gelungen ist, durch Nachweis kontinuierlicher Übergänge diese Ansicht zu erschüttern, kann, da es sich dabei um eine Reihe von Einzelheiten handelt, hier natürlich nicht entschieden und nur bemerkt werden, dass S. Müller, doch wohl der beste Kenner dieser Verhältnisse, in der Frage nach der Verschiedenheit oder Identität der Bevölkerungen während der älteren und jüngeren Steinzeit in Dänemark über ein *non liquet* nicht hinauskommt.

Aber gehen wir einen Schritt weiter und geben wir dem Verfasser zu, dass die Kultur der Muschelhaufen sich zu derjenigen der Steingräber durch kontinuierliche Übergänge und bei gleichbleibender Bevölkerung entwickelt habe, was steht, wenn andere Kriterien dafür sprechen, der Annahme entgegen, dass erst innerhalb der neolithischen Zeit eine neue Bevölkerung mit im wesentlichen gleicher Kultur sich mit der alten vermischt habe? Wohl haben wir in diesem ganzen Buch die Ansicht vertreten, dass die urindogermanische Kultur neolithischen Charakter trage; aber niemals haben wir diesen Satz umgedreht und behauptet, dass neolithisch und indogermanisch identische Begriffe seien. Wir stehen vielmehr, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, durchaus auf dem Standpunkt, den M. Hoernes Urgeschichte des Menschen p. 224 so präzisiert: „Wir leugnen jedes engbegrenzte Centrum für die Ausbreitung der neolithischen Kultur in Europa und können nicht zugeben, dass diese Kultur mit all ihren in verschiedenen Ländern beobachteten Merkmalen jemals — sei es in Europa, sei es in Asien — Eigentum eines Volksstammes gewesen sei.“ Auch möchten wir fragen: kann Helm etwa in Indien, Griechenland, Italien, alles Länder, in die nach ihm selbst (oben p. 461) die Indogermanen eingewandert sind, lediglich durch archäologische Kriterien nachweisen, von welcher Zeit an die prähistorischen Denkmäler Indogermanen angehören? Wenn er das aber nicht kann, mit welchem Recht folgert er

aus dem vielleicht an sich richtigen Umstand, dass durch die Altertümer ein Wechsel der steinzeitlichen Bevölkerung in den nördlichen Ländern nicht bewiesen werden kann, dass ein solcher nicht stattgefunden habe?[1]) Man könnte glauben,

---

1) Darauf, dass in späteren Epochen infolge grösserer Differenzierung der Kulturen auch die Bodenaltertümer bestimmten Völkern, z. B. Kelten, Slaven, Franken usw. zugeschrieben und daher an ihnen auch Bevölkerungsbewegungen studiert werden können, ist schon oben (I[8], 211) hingewiesen worden. — Während des Druckes dieses Kapitels ging mir eine Besprechung der Helmschen Arbeit von R. Much (Mitteilungen der Wiener anthropol. Ges. 1907) zu. Ganz in unserem Sinne äussert sich dieser Gelehrte über die Argumentation Helms folgendermassen: „Seine Ausführungen über den Zusammenhang der beiden Steinzeitperioden sind in der Tat sehr beachtenswert und machen an sich schon die Arbeit zu einer verdienstlichen. Aber wenn er meint, dass ein indirekter Beweis für die Kontinuität der Bevölkerung erbracht sei, sofern es nicht gelinge, eine neolithische Einwanderung nachzuweisen, halte ich das für einen methodischen Fehler. Man muss doch fragen, wie sich denn in einer Zeit sehr unentwickelter und weithin sehr gleichmässiger Kultur eine Einwanderung in der Hinterlassenschaft bemerkbar machen soll, zumal wenn diese Einwanderung nicht von fernher, wenn sie langsam erfolgte und wenn etwa nur eine herrschende Schicht über eine ältere Bevölkerung sich legte. Es ist richtig, dass wir das Eindringen der Slawen in Deutschland oder der Sachsen und Angeln in Britannien aus den Funden erkennen: aber sind wir heute auch schon so weit, in den Funden Frankreichs, Englands oder Italiens den Anteil der ersten Indogermanen von dem ihrer Vorgänger reinlich scheiden zu können? Und sind wir imstande, für die Kökkenmöddingerzeit an der Hand der Funde die Indogermanen irgendwo abzugrenzen, so wie wir etwa nach diesen die Kelten in Italien abgrenzen können? Ich glaube, dass, je weiter wir zurückgreifen, destoweniger mit archäologischem Material in ethnologischen Fragen zu beweisen sein wird. Für die britischen Inseln ist es nicht in Abrede zu stellen, dass hier die Indogermanen eine ältere Bevölkerung sich unterworfen und bis auf den letzten Rest sich sprachlich angeglichen haben. Was steht grundsätzlich der Annahme entgegen, dass ähnliches auch in Dänemark und auf der skandinavischen Halbinsel — nur hier früher — erfolgt ist? Selbst für die Zeit der grossen Steingräber halte ich für Dänemark eine Bevölkerung noch nicht erwiesen, aus der ohne Nachschübe von aussen die der Bronze- und Eisenzeit auf demselben Boden erwachsen konnte. Und wer sagt uns, wo in der jüngeren Steinzeit und nun gar in der Kjökkenmöddingerzeit die Grenzen etwa zwischen den späteren Kelten und Germanen verliefen? Und dass also, wenn sie schon Indogermanen waren,

dass diese Anschauungen der früher (I³, 151) ausgesprochenen Meinung widersprächen, der zufolge die weitgehende Indogermanisierung Asiens und Europas auf eine relativ „höhere Gesittung“ der sich ausbreitenden Indogermanen in Vergleich mit den Urbevölkerungen hinzuweisen scheine. Dies ist indessen nicht der Fall, sobald man den Begriff der „höheren Gesittung“ nicht nur in der äusseren und materiellen Kultur, von der wir durch die prähistorischen Denkmäler übrigens auch nur Bruchstücke kennen, sondern vor allem auch in den sozialen und religiösen Institutionen sucht. Wir haben in Kap. XII gesehen, dass die Indogermanen in scharf ausgeprägter Vaterfamilie lebten. Könnte die europäische Urbevölkerung bei im übrigen wesentlich gleichen äusseren Kulturverhältnissen nicht unter der Herrschaft des Mutterrechtes gestanden haben (vgl. Kap. XII am Schluss)? Wir haben in Kapitel VI gesehen, dass die Indogermanen in erster Linie Viehzüchter gewesen sind, denen Tapferkeit und Eroberungslust zu allen Zeiten die Brust geschwellt haben. Könnte die europäische Urbevölkerung nicht den friedlichen Ackerbau fleissiger betrieben haben? Wir haben in Kap. XV gesehen, dass den Indogermanen neben dem Totendienst ein ausgeprägter Kult des „Vaters Himmel“ und „der Himmlischen“ eignete. Könnte die europäische Urbevölkerung nicht ausschliesslich dem Ahnenkultus gedient haben? Hat der Prähistoriker etwa Mittel, solche eventuellen Annahmen zu widerlegen?

Aber es sei! Wir wollen einmal zugeben, dass die Ausführungen Helms von A—Z stichhaltig seien. Auch dann wäre nicht viel für die Urheimatfrage gewonnen. Haben doch die neueren Untersuchungen über die Flora der Muschelhaufenzeit, in der die Eiche, nicht, wie man bisher glaubte, die Kiefer der herrschende Baum war, diese ganze Kultur in jüngere Zeiten herabgerückt, als man bisher annahm. „Der Mensch hat sich erst Jahrtausende nach dem Aufhören der Vereisung in den nordischen Ländern niedergelassen. In der glazialen Tundrenepoche, welche der Eiszeit folgte, und auch in der nächstfolgenden Periode, als Birke, Espe und Kiefer anfingen, den

die Kökkenmöddingerleute gerade Vorfahren der Germanen sind? Die Sache liegt jedenfalls lange nicht so einfach, als Helm sie sich vorstellt.“

sumpfigen oder sandigen Boden zu besiedeln, war das Land zu unwirtlich, um den Menschen zur dauernden Niederlassung einzuladen. Erst als mit der zunehmenden Erwärmung die grossen Laubwälder ins Land zogen, fand auch der Mensch sich ein" (Hoops Waldbäume p. 78). Machen wir also die Germanen mit Helm zu Anwohnern dieser Muschelhaufen, nun gut, so müssen wir uns sofort nach einer neuen und älteren Heimat für sie umsehen.

Wir können damit die anthropologischen und urgeschichtlichen Beweisführungen zugunsten einer irgendwo in Nordeuropa gelegenen Heimat der Indogermanen verlassen. Erwähnt sei nur noch, dass auch dieses Hinausrücken der Urheimat an die äusserste Peripherie der frühistorischen Verbreitungsgrenze der Indogermanen einem der neusten Autoren noch nicht genügt hat, der vielmehr, gestützt auf die bisher erörterten Argumente und angeblich im Awesta und Rigveda enthaltene hoch- oder höchstnordische Erinnerungen (vgl. I[3] 109 Anm. 1) kurzer Hand die Heimat der Indogermanen an den Nordpol verlegt. Es ist dies G. Biedenkapp (vgl. I[3], 121) in seinem Buch: Der Nordpol als Völkerheimat, Jena 1906. In der Tat haben die Erforschung des Nordpols und die der idg. Urheimat viel Gemeinsames. Viele Leute haben sie entdecken wollen, mancher ist dabei verunglückt, und keiner hat sie gefunden, d. h. mit Ausnahme des Herrn Biedenkapp, der soeben wenigstens die Urheimat der Indogermanen am Nordpol entdeckt hat. Möchte es nun auch Herrn Nansen gelingen! Die Heimat der Indogermanen am Nordpol! Es klingt wie aus einer Faschingsnummer, und doch hat das Buch das Gute, dass es uns zeigt, wohin wir kommen, wenn wir uns bei der Erörterung dieser Fragen über alle historischen Daseinsbedingungen der Völker hinwegsetzen.

Neben der Anthropologie und Urgeschichte hat auch die Geographie in die Erörterung der idg. Urheimatfrage von verschiedenen Seiten her eingegriffen. Gewiss mit Recht! Wenn wir die Urheimat einer Völkergruppe, ihre älteste Verbreitung, ihre frühesten Wanderungen usw. feststellen wollen, wie könnten wir dabei die Beschaffenheit des Geländes unberücksichtigt lassen, in dem sich diese Vorgänge abgespielt haben? Dieses Gelände ist nicht von Anfang an so wie heute gewesen. Es hat eine Zeit gegeben, da Europa von Nord- und Inner-Asien

durch Meer, Seen und Eis getrennt, hingegen mit Afrika und Südwestasien landfest verbunden war. Es hat auch eine Zeit gegeben, in der „eine Inlandeismasse von 300 bis 1000 m Dicke das nördliche und mittlere Russland bedeckte", in der „weiter im Westen die ganze skandinavische Halbinsel, Grossbritannien bis auf einen schmalen südlichen Streifen, Irland, der Raum, den heute Ost- und Nordsee einnehmen, damit natürlich die Inseln beider Meere und die cimbrische Halbinsel mit Eis bedeckt waren", in der „ausserdem sich von Russland her das Inlandeis südwestwärts bis zur Rheinmündung zog, so dass Norddeutschland mit Eis bis an den Nordrand der Mittelgebirge bedeckt war", in der „in Mitteleuropa die Alpen bis über den Fuss hinaus vergletschert gewesen sind" usw. Alles dies kann gegenwärtig als feststehend angesehen werden. Die Frage ist nur, kann es direkt mit der Ermittelung der idg. Urheimat, d. h. mit der Feststellung desjenigen geographisch relativ beschränkten Gebietes in Zusammenhang gebracht werden, von dem die idg. Wanderungen ausgegangen sind. Jene Ansätze der Paläogeographen sind ja vollkommen zeitlos, und man kann den letzteren, wie ich oft erprobt habe, keine grössere Verlegenheit bereiten, als mit der Frage: wann haben die Zustände geherrscht, welche Du da beschreibst? „Kaum eine Frage", sagt Melchior Neumayr Erdgeschichte II, 651, „wird häufiger von den Laien an den Geologen gerichtet als nach der Dauer der vergangenen Perioden, und kaum auf irgend eine Anfrage ist er so wenig imstande, eine bestimmte und befriedigende Antwort zu geben. Das einzige, was er sagen kann, ist, dass es sich um ungeheuer lange Zeiträume handelt, um Ziffern, von deren Grösse und Bedeutung man sich kaum mehr eine Vorstellung zu machen imstande ist." Dasselbe gilt natürlich im speziellen auch von dem Zeitraum, der seit der letzten Vergletscherung Europas in der Richtung auf die Gegenwart verflossen ist.

Demgegenüber bedenke man, dass kein einziges der idg. Völker sich geschichtlich mit Sicherheit vor dem Jahre 2000 v. Chr. nachweisen lässt, und man wird den Ansatz des III. oder IV. Jahrtausends v. Chr., also einer Zeit, da in Babylonien und Ägypten bereits geschichtliches Leben blühte, als Zeitpunkt der ältesten idg. Ausbreitung schon ziemlich hochgegriffen finden. Auch würden wir, worauf Winternitz Beilage z. Allg. Zeitung

1903 p. 132 mit Recht hingewiesen hat, da sich die menschliche Sprache immer, wenn auch in geschichtlichen Zeiten stärker als in vorhistorischen, verändert, ohne Zweifel nicht mehr in der Lage sein, die idg. Spracheinheit nachweisen zu können, wenn wir etwa als Trennungsepoche der Indogermanen statt des III. oder IV. vielmehr das XXX. oder XL. Jahrtausend v. Chr. ansetzen wollten. Aus alledem ergibt sich, dass wir es bei der ältesten Ausbreitung der Indogermanen mit einer an der Schwelle der Geschichte verlaufenden Völkerbewegung in neolithischer, ja, wegen der Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Kupfer, in spät-neolithischer Zeit zu tun haben, in der nicht nur, wie oben gezeigt, die Völker Europas bereits aus Mischungen von Lang- und Kurzköpfen, Lang- und Breitgesichtern, Blonden und Brünetten bestanden, sondern in der auch die geographischen Verhältnisse der Oberfläche Europas bereits dieselben wie in den frühhistorischen Perioden waren.

Nichtsdestoweniger möchte ich glauben, dass jene paläogeographischen Tatsachen auch für die idg. Heimatfrage nicht durchaus gleichgültig sind, und zwar in einer doppelten Hinsicht.

Wenn jene wiederholten Vergletscherungen Europas zusammen mit den, nach Ansicht der Geologen, auf sie folgenden Tundren- und Steppenbildungen sich auch viel zu früh abgespielt haben, als dass die indogermanischen Völkerbewegungen in irgendwelche direkte Beziehungen zu ihnen gebracht werden könnten, so haben jene urzeitlichen Verhältnisse doch immerhin ihre Schatten bis in die historischen Zeiten geworfen. Von hoher Bedeutung ist in dieser Hinsicht das III. Kapitel des Hoopsschen Buches: Wald und Steppe in ihren Beziehungen zu den prähistorischen Siedlungen Mitteleuropas. Der Urwald, so ungefähr führt der Verfasser aus, ist immer der Feind, niemals der Freund des Menschen gewesen, der ihn deshalb mehr gemieden als aufgesucht hat. Es ist aber eine irrige Vorstellung, sich das mittlere und nördliche Europa in frühhistorischer Zeit ausschliesslich von Urwald bedeckt zu denken. Vielmehr ist dasselbe an dauernd ohne Walddecke gebliebenen Strecken reicher, als man bisher geglaubt hat. Solche waldfreie oder waldarme Strecken finden sich nun aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde (vgl. dazu auch Krause a. a. O. p. 929 f.),

vorwiegend auf altem, der Vergletscherung gefolgten Steppenboden: „Es lassen sich deutlich zwei Züge unterscheiden, die nach Osten zu mit den pontischen Steppen in Verbindung stehen . . . . Der Hauptzug führte von den pontischen Steppen die Donaulinie aufwärts nach Mähren, Süddeutschland und der Schweiz, wo namentlich das untere Alpenvorland in seiner ganzen Ausdehnung von Niederösterreich bis zum Jura, ferner die Hochflächen der Schwäbischen und Fränkischen Alb, das Vorland des Schwarzwaldes und das Neckarland sowie die oberrheinische Ebene von ausgedehnten Steppen bedeckt waren. Auf der Hochsteppe der Fränkischen Alb, im Maingebiet und im nördlichen Böhmen begegnete sich dieser Zug mit einem anderen, der von den pontischen Steppen aus nördlich an den Karpaten entlang nach Norddeutschland verlief, wo wir im mittleren Elbe- und Saalegebiet, in der Kyffhäuser Gegend und am Ostrand des Harzes auf altem Steppenboden stehen, der sich wahrscheinlich durch Nordwestdeutschland bis nach Belgien und Nordfrankreich fortsetzte.“ Auf diesen beiden Linien, die wir kurz als die Pontus-Donaulinie und Pontus-Karpatenlinie bezeichnen können, lassen sich seit paläolithischer Zeit auch die meisten menschlichen Ansiedlungen nachweisen. Sie werden wir daher auch für die ältesten Wanderungen der Indogermanen in erster Linie ins Auge zu fassen haben. Hiermit ist natürlich über den Ausgangspunkt dieser idg. Völkerbewegung noch nichts gesagt, der vielmehr auf ganz anderem als anthropologischem, urgeschichtlichem oder paläogeographischem Wege zu bestimmen sein wird. Nachdem dies aber geschehen sein wird, liegt doch die Frage nahe: kann in jenem Raum, den wir als Ausgangspunkt der Indogermanen in Anspruch nehmen, die idg. Sprach- und Völkereinheit auch entstanden sein, eine Frage, bei der wir zum zweiten Male mit jenen geologischen Tatsachen in Berührung kommen werden

Eine Reihe von Anregungen, wie aus dem Hoopsschen Buche, habe ich für die Erörterung der Heimatfrage auch aus den Arbeiten F. Ratzels (I³, 128) über diesen Gegenstand empfangen (vgl. auch dessen Aufsatz, Der Ursprung der Arier in geographischem Licht, Die Umschau 1899 Nr. 42 u. 43). Allerdings muss ich gestehen, dass es mir, trotz eifrigen Studiums und wiederholter Befragung hervorragender Fachgenossen des

Vfs., nicht gelungen ist, überall ein klares Bild von der Argumentation Ratzels zu gewinnen. Der Grund hierfür scheint mir darin zu liegen, dass Ratzel in den genannten Arbeiten vier verschiedene Gesichtspunkte nicht genügend auseinander gehalten hat, nämlich erstens die Frage nach der Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit, zweitens die Frage nach der Örtlichkeit, wo die Trennung der idg. Sprach- und Völkereinheit stattfand, drittens das Problem der Entstehung der idg. Einzelvölker, das R. v. Jhering ($I^3$, 50) bereits streifte, und viertens endlich die Beziehungen des Indogermanentums zu den von den Prähistorikern unterschiedenen Kulturepochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Immerhin treten in den Ratzelschen Arbeiten doch zwei Sätze mit grosser Deutlichkeit hervor: erstens dass an der Bildung des idg. Urvolkes die pontischen Steppen und Übergangsgebiete zwischen Wald und Steppe den grössten Anteil haben, zweitens dass die Donau- und Dniestrstrasse für die Ausbreitung der Indogermanen von grosser Bedeutung gewesen sind. Nimmt man hinzu, dass von dem ungeheuren Raum, den Ratzel schliesslich als Urheimat der Indogermanen in Anspruch nimmt („er umfasst den nördlichen Teil des Zweistromlandes, Armenien und den Kaukasus, Kleinasien und ist durch das Schwarze Meer, die nördliche Balkanhalbinsel, die Donau und den Dniester mit Inneneuropa, durch die Ostsee mit Nordeuropa verbunden"), Kleinasien und Armenien ausscheiden, da die idg. Völker, hierher, wie wir noch weiter sehen werden, ganz sicher erst in späterer Zeit gelangt sind, so zeigt sich, dass das Ratzelsche Endergebnis, abgesehen von der weiten Ausdehnung seines Ursprungslandes gegen Norden, von dem 10 Jahre früher in „Sprachvergleichung und Urgeschichte" gewonnenen nicht wesentlich verschieden ist, so dass ich F. Ratzel ebenso wie A. Fick (oben p. 465), eher zu den Anhängern als Gegnern einer nordpontischen Urheimat der Indogermanen zählen möchte. Noch einmal werden wir zu den Ausführungen dieses Gelehrten bei der Erörterung der Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit zurückkehren, für die sie mir den grösseren Wert zu haben scheinen.

Es hat sich ergeben, dass wir bei der ältesten Ausbreitung der Indogermanen es mit einer in spätneolithischer Zeit fast an der Schwelle der Geschichte verlaufenden Völkerbewegung zu

tun haben. Es folgt hieraus, dass wir die zuverlässigsten Kriterien für die Bestimmung des Ausgangspunktes dieser Völkerbewegung in den frühgeschichtlichen Verhältnissen selbst zu erwarten haben werden. Indem wir uns daher nunmehr zu der positiven Erörterung des Heimatproblems wenden, werden wir zunächst die ältesten Stammsitze der idg. Einzelvölker und ihre Bedeutung für die Bestimmung der idg. Urheimat festzustellen suchen. In einem zweiten Abschnitt werden wir die in diesem ganzen Werk zerstreuten linguistisch-historischen Anhaltspunkte für die Ermittelung des idg. Urlands sammeln. Drittens werden wir alsdann die Frage erörtern, ob in demjenigen geographischen Bezirk, von dem zufolge der im ersten und zweiten Abschnitt gewonnenen Indizien die Ausbreitung der Indogermanen ausging, auch die Entstehung der idg. Sprach- und Völkereinheit zu denken ist.

## I. Die ältesten Stammsitze der idg. Einzelvölker und ihre Bedeutung für die Bestimmung der idg. Urheimat[1].

Die idg. Sprachen zerfallen je nach dem Geschick, welches in ihnen den uridg. Palatallauten (*k̂, k̂h, ĝ, ĝh*) zuteil geworden ist, in solche, die, an Stelle der palatalen, spirantische und in solche, die in gleichem Falle *K*-Laute aufweisen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet das Zahlwort für Hundert, idg. **k̂m̥tóm:* scrt. *çatá*, aw. *satem*, lit. *szim̃tas* gegenüber griech. *ἑκατόν*, lat. *centum*, altir. *cét*, got. *hund*. Man hat sich daher gewöhnt, diese beiden Gruppen der idg. Sprachen als Satem- und Centumsprachen zu bezeichnen, und erblickt einstimmig in diesen Lautverhältnissen die Spuren dialektischer, schon in der idg. Grundsprache vorhandener Unterschiede. Da wir nun die Wahrnehmung machen können (vgl. schon I³, 172 und oben p. 127), dass noch die älteste geschichtliche Lagerung der idg. Einzelvölker diesen vorgeschichtlichen dialektischen Unter-

1) Vgl. hierzu R. v. Erckert Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme, Berlin 1901, Karte II: Indogermanische Völker in Europa zu Anfang des VI. Jahrhunderts. Wir begrüssen in diesem Werk den ersten kartographischen Versuch, die Ethnographie Europas auf Grund der linguistischen Errungenschaften darzustellen. Im einzelnen weichen wir nicht selten von den Erckertschen Aufstellungen ab.

schied insofern widerspiegelt, als die Centumvölker noch heute den Westen, die Satemvölker den Osten des idg. Sprachgebiets einnehmen, so erhellt hieraus die wichtige Tatsache, dass in dem relativen Lagerungsverhältnis der idg. Einzelvölker zueinander durch die Ausbreitung der Indogermanen keine allzu grosse Verschiebung eingetreten sein kann, und es ergibt sich von vornherein der Satz, dass diejenige Lokalisierung der Urheimat die wahrscheinlichste sein wird, welche allzu beträchtliche, rein imaginäre Translokationen der Einzelvölker, z. B. der Inder von den Ufern der Spree nach Indien, der Griechen aus den Gefilden des südlichen Schwedens nach der Balkanhalbinsel usw. vermeidet und in der frühhistorischen Lagerung der Einzelvölker nicht viel mehr als ein vergrössertes und auseinander gezogenes Bild ihrer Lagerung in der Urheimat erblickt. Wir haben früher von einem „sich Aufrollen" des idg. Urvolkes gesprochen und müssen nun die in Geschichte und Sprache vorliegenden Spuren „eines sich Zusammenziehens" der idg. Einzelvölker in der Richtung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt festzustellen suchen, aber immer unter peinlichster Berücksichtigung des geschichtlich Tatsächlichen oder wenigstens Möglichen und Wahrscheinlichen.

Beginnen wir unsere Besprechung mit dem östlichen Flügel der Satemvölker, so scheidet von der ältesten Verbreitungssphäre der Indogermanen zunächst das eine Zeitlang als ihre Heimat in Anspruch genommene Indien aus; denn es kann nicht bezweifelt werden, dass eine Besiedelung Indiens durch das Sanskritvolk, und zwar von Nord-Westen her stattgefunden hat, eine Bewegung, welche in den Gesängen des Rigveda noch als im Verlaufen begriffen geschildert wird. Die Inder dieses Zeitalters, deren Hauptsitze an den Ufern des *Sindhu* (Indus) zu suchen sind, haben von der *Gañgâ* (Ganges), welche nur einmal in Rigveda genannt wird, noch keine direkte Kunde. Auch bis zu den Mündungen des Indus, bis zum arabischen Meer scheinen sich ihre Sitze damals noch nicht erstreckt zu haben (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 21 f.). In sehr anschaulicher Weise spiegelt sich dieses allmähliche Vordringen der indischen Stämme nach Süd und Ost in der verschiedenartigen Einteilung und Benennung des Jahres in älteren und neueren Sprachperioden des Sanskrit ab, wie wir dies oben p. 227, 239 ausführlich dar-

gestellt haben. Da nun das älteste Indisch von dem ältesten Iranisch sich kaum mehr als eine griechische oder deutsche Mundart von der anderen unterscheidet, so erhellt hieraus, dass wir die Inder, die sich ja auch, ganz wie die Iranier, als Arier bezeichneten (vergl. oben p. 392), zunächst bis auf iranischen Boden erfolgen können, von wo sie, am wahrscheinlichsten auf dem alten Völker- und Handelsweg entlang dem Kabul in das Industal eingewandert sind.

Auf iranischem Völkerboden, auf den wir daher sofort übergehen können, ist die für unsere Zwecke wichtigste Frage die nach dem Verhältnis, in dem die zweifellos altiranischen Völker, Meder und Perser, die Stämme, die das Ostiranisch des Awesta sprachen usw., zu denjenigen nomadischen oder halbnomadischen Völkerschaften stehen, die im Norden Irans von der kirgisisch-turkmenischen Steppe bis tief in das europäische Russland reichen, und von den Alten als Saken, Skythen, Skoloten (diese Namen hängen untereinander wohl auch etymologisch zusammen) und Sarmaten bezeichnet werden. Als Antwort auf diese Frage kann gegenwärtig mit Sicherheit gesagt werden, dass die Skythen eine arische Sprache redeten und der Grundstock dieser Völker also ein arischer war. Dies folgt nicht nur aus den zahlreichen skythischen Eigennamen, Personennamen, wie den mit *-ξαϊς* (z. B. *Κολάξαις*) = aw. *xšaya* „Fürst“ gebildeten, Götternamen, z. B. *Ταβιτί*, die Herdgöttin: aw. *tap* „heiss sein“, *Ἀργίμπασα*, Venus Urania, **aryama-pasa* „die starkarmige“: aw. *bâzu* „Arm der Menschen und Götter“ (vgl. Sobolevsky Archiv für slavische Philologie XXVIII, 449), Flussnamen wie *Τάναις*: aw. *dânu* „Fluss“ (vgl. Sobolevsky Archiv XXVII, 240, der wahrscheinlich macht, dass gewisse Skythenstämme die Media in die Tenuis verschoben), sondern auch aus den allerdings selteneren andersartigen Wörtern wie *ἐνάρεες*, nach Herodot = *ἀνδρόγυνοι*: aw. *nar* „Mann“ mit Alpha privativum oder *οἰόρ* „Mann“ = aw. *vîra*. Ferner zeigen sowohl die slavischen wie auch die ostfinnischen Sprachen sehr alte Entlehnungen aus dem iranischen Sprachenkreis, die natürlich nur durch Skythen vermittelt sein können, wie z. B. das gemeinslavische *bogŭ* „Gott“ aus aw. *baγa* oder die ostfinnischen Bezeichnungen des Goldes und Eisens (oben p. 42, 88). Endlich spricht auch das kleine kaukasische Völkchen der Osseten bekanntlich noch heute eine

rein iranische Sprache und muss als ein letzter hochnordischer Rest der Sarmaten und Skythen betrachtet werden. Die Erkenntnis aber, dass die Skythen Arier waren, beantwortet zugleich die Frage nach den ältesten Stammsitzen der letzteren: „Da wir", sagt E. Meyer Geschichte des Altertums I, 514 mit Recht „wohl einen Übergang von unsteter zu sesshafter Lebensweise uns vorstellen und geschichtlich nachweisen können, nicht aber in gleichem Umfang das umgekehrte, so wird anzunehmen sein, dass die sesshaften Arier aus der turanisch-südrussischen Steppe in ihre späteren Wohnsitze gelangt und hier zu einer höher entwickelten Kultur übergegangen sind, dass sich also ihre Ansiedelung ähnlich vollzogen hat, wie jetzt die türkischer Stämme in denselben Gebieten oder wie der Semiten in Syrien und im Tigrisland." Auch ganz direkt werden im Altertum (vgl. Ammianus Marc. XXXI, 2, 20) die Perser als *originitus* Skythen bezeichnet. Schwieriger ist es, den Weg zu bestimmen, auf dem sich diese nord-südliche Ausbreitung der Arier vollzogen hat. Während man früher meist an eine von den Oxus- und Jaxartesländern ausgehende Besiedelung Irans dachte, fassen neuere Gelehrte vielfach, besonders seitdem Scheftelowitz K. Z. XXXVIII, 260 ff. in den Kossäern des Zagrosgebirges, die Babylonien von 1700 bis 1100 v. Chr. beherrschten, und in den Mitiani, die im XVI. Jahrhundert in Mesopotamien regierten, Iranier erkannt zu haben glaubt, Medien und Persis als „Kernpunkte des arischen Volkstums" ins Auge. Ich möchte glauben, dass auch der Annahme einer sowohl vom Westen (durch die Kaspischen Tore) als auch vom Osten (längs des Oxus und Jaxartes) ausgehenden Besiedelung Irans nichts im Wege steht. Die gemeinsame Ausbildung der ältesten, speziell arischen (indisch-iranischen) Spracheigentümlichkeiten wäre alsdann schon in die nordische Heimat in den Grenzgebieten Europa-Asiens zu verlegen. Vielleicht weist in diese Zeit das finnisch-ugrische, finn. *mehiläinen*, mordv. *n'ekš*, *m'eš*, tscherem. *mükš*, *müχš*, ung. *méh* etc. „Biene" zurück, das aus dem arischen, scrt. *mákshа* „Fliege, Biene" = aw. *maχši* „Fliege" entlehnt zu sein scheint in einer Epoche, da die arischen Wörter, wie in der Grundsprache, noch *e* statt *a* im Stamme hatten (vgl. K. B. Wiklund *Le monde oriental* I,[1] p. 56). Daneben könnte in späterer Zeit eine speziell arische Kulturperiode, deren Schauplatz W.

Geiger (Muséon 1884) an die beiden Abhänge des Hindukusch verlegt, hier oder anderswo gedacht werden. Denn es ist mir durchaus unwahrscheinlich, dass an jenen arischen (indisch-iranischen) Kulturgleichungen, z. B. an der grossen Zahl der indisch-iranischen Kulturwörter auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, alle iranischen Stämme, also auch die skythischen, einmal teil hatten. Vielmehr möchte ich glauben, dass diese von uns jetzt in gleicher Weise als „arisch" bezeichneten Kulturwörter in Wirklichkeit sehr verschiedenen Epochen angehören. Doch ist, soviel ich sehen kann, diese, wie mir scheint, naheliegende Frage noch nicht aufgeworfen, geschweige beantwortet worden (vgl. oben p. 207).

Die Skythen waren also ihrem Grundstock nach Arier. Das ist sicher. Ebenso sicher ist aber, dass zahlreiche von ihnen beherrschte und ebenfalls als Skythen bezeichnete Stämme nicht reine Arier oder auch nur reine Indogermanen gewesen sind. Vielmehr geht, worauf zuletzt I. Peisker (Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen) mit Nachdruck hingewiesen hat, aus den Nachrichten des Herodot und Hippokrates deutlich hervor, dass jedenfalls die nordpontischen Skythen, die jene beiden griechischen Gewährsmänner am besten kannten, in Lebensweise und Körperbildung zahlreiche unverkennbare turkotatarische oder uralaltaische Züge aufweisen, so dass Peisker die Skythen geradezu als „iranisierte Ural-Altaier" bezeichnet. Auf jeden Fall ergibt sich, dass in dem eurasischen Steppengebiet einstmals arische Stämme ausgedehnte ural-altaische Bevölkerungsschichten unterworfen und sich mit ihnen vermischt haben müssen. Von einer solchen Unterwerfung haben wir vielleicht noch Kunde. Wir wissen, dass bis zum VIII. (?) Jahrh. v. Chr. die skolotischen Skythen westlich nur bis zum Don sassen, von dem an bis zur Donau das Volk der Kimmerier (*Κιμμέριοι*) wohnte. In der genannten Zeit wurden diese Kimmerier von den westwärts vordringenden Skythen, die sich an ihre Stelle setzten, aus ihrem Lande vertrieben. Als selbstverständlich kann dabei angenommen werden, dass Reste der alten Bevölkerung, z. B. die Taurer in der Krim, die nach dem Kimmeriern heisst, zurückblieben[1]) (vgl. E. Meyer Geschichte

1) Dies geht auch indirekt aus Herodot IV, 1—3 hervor, wo er-

des Altertums I, 544 nach Herodot IV, 11). Nun besitzen wir über die Nationalität der Kimmerier, die jedenfalls von den Skythen mit seltener Schärfe von den Alten geschieden werden, keine direkten Nachrichten. Bedenkt man jedoch, dass die oben erwähnten ural-altaischen Charakterzüge nach den Berichten des Herodot und Hippokrates gerade bei den nordpontischen Skythen mit besonderer Schärfe hervorgetreten sein müssen, so liegt der Verdacht nicht fern, dass die Kimmerier Turkotataren waren, und die pontischen Skythen ein Gemisch von Ariern und Kimmeriern darstellen. Indessen soll dieser Faden erst an einer späteren Stelle wieder aufgenommen und hier nur noch auf ein Kriterium hingewiesen werden, welches unsere obigen Annahmen über die ältesten Wanderrichtungen der Arier zu bestätigen scheint. Aus dem anregenden Büchlein **Bacmeisters** Alemannische Wanderungen (Stuttgart 1867) wissen wir, dass wandernde Völker sich gern von ihren alten Flussnamen begleiten lassen. Nun haben wir im Rigveda die sagenberühmte ***Rasâ*** (vgl. sert. *rasâ'* „Feuchtigkeit“), „die grosse Mutter“ (***mâtâ mahî***), die um des Himmels Höhe fliesst, über die es schwer ist, hinüberzukommen. Dieses vedische ***Rasâ*** entspricht genau dem awestischen ***Rañhâ***, dem Namen eines ebenfalls sagenhaften Stromes „mit breiten Ufern“. Beide Namen aber hat bereits E. Kuhn (K. Z. XXVIII, 214) mit der von Ptolemaeus erhaltenen Bezeichnung des breitufrigen „Mütterchens“ Wolga *'Pã*, verknüpft, das aus ****rasâ***, ****raâ*** wohl entstanden sein kann. Stellt man zu diesem ***rasâ-rañhâ*** nun auch noch den auf altiranischem Boden so häufigen Flussnamen ***Araxes***, der bei Herodot mehrfach sicherlich identisch mit dem Jaxartes[1]) (= aw. *rañhâ?*) ist, aber auch im Süden des Kaukasus und in Persis wiederkehrt, so würde sich in der geographischen Verbreitung dieses Flussnamens die oben besprochene nord-südliche Wanderungsrichtung der Arier in einem östlichen und westlichen Zweig treulich abspiegeln.

---

zählt wird, dass die Skythen bei Verfolgung der Kimmerier 28 Jahre ausser Landes blieben, und während dieser Zeit die skythischen Frauen sich mit ihren Sklaven, d. h. den zurückgebliebenen Elementen der Kimmerier, einliessen: *ἐκ τούτων δὴ ὦν σφι τῶν δούλων καὶ τῶν γυναικῶν ἐπετράφη νεότης.*

1) Herodot I, 202, IV, 11; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 15.

Daneben besteht eine zweite Kette zusammenhängender Flussnamen, die sichtlich von dem iranischen (awest.) *dânu*, osset. *don* „Fluss“ abgeleitet sind (vgl. Sobolevsky Archiv XXVII, 240 ff.). Es sind von Osten nach Westen vorschreitend der schon oben genannten *Tanais* (Don), der *Danapris* (Dniepr), *Danastrus* (Dniestr) und *Danuvius* (Donau). Die drei zuletzt genannten Flussnamen werden noch nicht von Herodot genannt, der dafür die Bezeichnungen *Βορυσθένης*, *Τύρης* und *Ἴστρος* bietet. Sobolevsky ist nun der Meinung, dass die letzteren Ausdrücke der skythischen Sprache, die auch nach ihm eine iranische war, angehört hätten und erst um den Beginn unserer Aera durch die sarmatischen, von *dânu* abgeleiteten Namen verdrängt worden seien. Bedenkt man jedoch, dass weder *Βορυσθένης*, noch *Τύρης*, noch *Ἴστρος* mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit aus dem Iranischen erklärt werden können, so möchte ich eher vermuten, dass diese Flussnamen der nicht-iranischen Sprache der oben genannten Kimmerier angehörten, an den Mündungsgebieten der betreffenden Flüsse haften blieben und so den griechischen Kolonisten und durch sie Herodot bekannt wurden, während die mit *dânu* gebildeten Namen die echt skythischen (iranischen), vielleicht schon indogermanischen[1]) sind, aber mehr im Innern des Landes galten und darum, was auch Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 339 Anm. 2 vermutet, erst später genannt werden (*Danuvius* bei Sallust, *Danastrus* und *Danapris* bei Ammianus Marcellinus).

Wir wenden uns nunmehr zu den europäischen Satemvölkern und beginnen ihre Besprechung mit den Slaven.

Es ist bekannt, dass diese Völker im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Namen *Veneti* (Tacitus *Germ. cap.* 46) oder *Venedi* (Plinius *hist. nat.* IV, 13, 27) zum ersten Male in die Geschichte eintreten, und schon in dieser Zeit lassen sich ihre Wohnsitze mit einiger Genauigkeit angeben. Dieselben

1) Es liegt nahe, mit dem iranischen *dânu* „Fluss“ auch den thrakischen *San-danus*, den thessalischen *Ἀπι-δανός*, den italischen *Ἠρι-δανός* und den keltisch-ligurischen *Rho-danus* zu verbinden (vgl. Bremer Ethnographie der germanischen Stämme in Pauls Grundriss III², 781). In jedem Falle ist die Verknüpfung des *Dânuvius* mit dem iranischen Wort einleuchtender als seine Ableitung von einem keltischen **dânu* „fortis“, wie sie Müllenhoff vorschlug.

können nämlich einerseits den Nordrand des Pontus noch nicht berührt haben, da diese Gegenden von den Sarmaten oder Sauromaten besetzt gehalten wurden, andrerseits können sie im Westen weder die Karpaten noch die Weichsel überschritten haben; denn bis zu dem genannten Fluss kennt Tacitus germanische Stämme, die sich teilweis, wie in den Bastarnen, über dieselben hinaus bis nach dem heutigen Galizien und weiter erstreckten, und in den alten getischen oder dakischen und pannonischen Eigennamen, die uns in reicher Anzahl überliefert sind, hat man bis jetzt keine Spur von Slavismus entdecken können. Müssen im Anfang unserer Zeitrechnung die Wohnsitze der Slaven demnach nördlich der Pontischen Steppen und östlich der Weichsel und der Karpaten gesucht werden, so lässt es sich ferner wahrscheinlich machen, dass schon 5 Jahrhunderte früher in den genannten Gegenden der gleiche Volksstamm ansässig war. Herodot, der erste, welcher, wie wir bereits sahen, von dem Osten Europas einige Kunde bringt, nennt nordwärts der Skythen, welche den Unterlauf der vier grossen Ströme Dniestr, Bug, Dniepr, Don besetzt halten, mehrere Stämme, die er ausdrücklich als nicht-skythisch bezeichnet. Einer derselben waren die *Νευροί*, die nach Herodot IV, 17 nördlich von den *Σκύθαι ἀροτῆρες* wohnten. Nach demselben Geschichtschreiber fliesst der *Τύρης* (Dniestr) aus einem grossen Sumpf, der „das Land der Skythen und das der Neuren trennt" (IV, 51). Alle Autoren, von Šafařik bis auf den heutigen Tag, stimmen nun darin überein, dass in diesen *Νευροί*, deren Name in nordwestlicher Richtung in dem der Stadt *Nur* (*Nurĭska zemlja*, *Nurjaninŭ*) am *Nurec*, einem Nebenflüsschen des Bug (Zuflusses der Weichsel), wiederkehrt (vgl. Näheres bei W. Tomaschek Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden II im 117. Band der Sitzungsb. d. Wiener Ak. p. 3) die Urslaven zu erblicken sein. Zweifelhafter ist es, wie weit ihr Land sich ostwärts erstreckte, da es sich schwerlich ausmachen lässt, ob die an die Neuren angrenzenden, von Herodot ebenfalls von den Skythen getrennten Androphagen, Melanchlänen und Budinen (vgl. oben p. 471), wie Müllenhoff Deutsche Altertumskunde III, 18 für die beiden ersteren annimmt, ebenfalls Slaven, oder wie andere (z. B. Braun Untersuchungen auf dem Gebiet der gotisch-slavischen Beziehungen I, Sbornik 64 Nr. XII p. 83) glauben, bereits Finnen sein. Wenn man Wert

darauf legt, dass in dem urslavischen Wörterbuch eine Bezeichnung für die Buche fehlt, deren Name von den slavischen Einzelsprachen (vgl. z. B. russ. *bukŭ*) aus dem Deutschen entlehnt wurde, würde es sich empfehlen, die urslavischen Wohnsitze aus dem Quellgebiet der Dniestr etwas ostwärts zu rücken, vorausgesetzt freilich, dass die östliche Buchengrenze damals dieselbe wie heute war[1]. Im grossen und ganzen aber herrscht in diesen Fragen eine erfreuliche Übereinstimmung der in Betracht kommenden Forscher. So spricht sich Müllenhoff Deutsche A.-K. folgendermassen aus: „Nach alledem können wir als Resultat der bisherigen Untersuchungen hinstellen, dass die Slaven in den ältesten uns bekannten Zeiten von den Karpaten und dem oberen Laufe der Weichsel um die grosse Sumpfregion herum nördlich bis an die Waldaihöhen, dann ostwärts gegen die Finnen bis in den ersten, obersten Bereich der Wolga und des Don verbreitet waren . . . Die älteste und eigentliche Heimat der Slaven war demnach das Gebiet des mittleren und oberen Dnieprs", und ganz ähnlich heisst es auch in der neuesten Behandlung dieses Gegenstandes bei M. Hruševśkyj[2] Geschichte des ukrainischen Volkes, Leipzig 1906 p. 63: „So haben wir für das urslavische Territorium die Strecke von dem karpatischen Vorgebirge bis zur Alauner (Valdajer) Hochebene, die Länder des oberen und des mittleren Dniepr (doch sind die Territorien östlich vom Dniepr und auch in der Nachbarschaft des Niemenbassins bestreitbar) und die Länder zwischen der Weichsel und dem Niemen bis zum Meere (insofern diese Länder nicht von gotischen und litauischen Ansiedelungen eingenommen waren[3]). Woher die Slaven in dieses Territorium eingerückt

---

1) Gewöhnlich wird mit der heutigen östlichen Buchengrenze von den Forschern wie mit einer seit ewigen Zeiten feststehenden Tatsache gerechnet, während doch die Geschichte der nördlichen Buchengrenze zeigt, wie variabel die Verbreitung dieses Baumes im Laufe der Zeit gewesen ist.

2) Wir machen auf dieses Werk auch deshalb hier besonders aufmerksam, weil in ihm eine grosse Menge von die älteste Ethnographie und Urgeschichte des europäischen Ostens betreffender, in slavischen Sprachen niedergelegter Literatur verzeichnet und charakterisiert wird, die im Westen nicht oder wenig bekannt ist.

3) Ähnlich auch L. Niederle *Slovanské starožitnosti* I, 1. V Praze 1902 (nach J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slaven

sein könnten, dafür fehlt es an jedem Anhalt. Merkwürdig ist die Übereinstimmung des Namens der beiden Flüsse Bug, des Nebenflusses der Weichsel und des sich in das Schwarze Meer ergiessenden (der südliche heisst bei Herodot *Ὕπανις*, bei Jordanes *Vagus*). Vielleicht sind die Slaven einstmals aus dem Bereich des einen (des südlichen) in den des anderen gewandert.

Nordwärts der Slaven sass der mit ihnen aufs engste verbundene preussisch-lettische Sprachzweig, der zuerst in den *Aestii* des Tacitus (Kap. 45) an der Bernsteinküste, hierauf in den *Galindae* und *Sudini* des Ptolemäus als den *Venedi* benachbart genannt wird. Müllenhoff a. a. O. p. 22 macht es wahrscheinlich, dass „die Ausbreitung des gesamten Stammes von Süden oder Südosten her vor sich gegangen sei, und dass somit die Sumpfregion des Pripet einmal seine natürliche Südgrenze und die erste Basis seiner Ausbreitung gewesen sei". Nach einer Auseinandersetzung J. v. Fierlingers (K. Z. XXVII, 480) ginge aus der von Herodot überlieferten Namensgestaltung *Νευροί*, in welcher das balto-slavische Lautgesetz der Verwandlung von idg. *ev*, *eu* in *ov*, *ou* (griech. *ἔπλευ-σα*, lit. *pláuti*, altsl. *pluti*, *plovą*) noch nicht eingetreten sei, hervor, dass sicherlich im V. Jahrhundert die baltoslavische Spracheinheit noch bestanden habe (vgl. I³, 138).

Von wann an dieser Sprachzweig bis zur Bernsteinküste gesessen habe, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Nach

---

zu Turkotataren und Germanen p. 2). — Allerdings widerspricht diese Lokalisierung der slavischen Urheimat der Tradition der ältesten Kiewer Chronik: „Nach langen Zeiten siedelten sich die Slaven an der Donau an, dort, wo heute das Ungarische und Bulgarische Land ist; von hier aus verbreiteten sich diese Slaven in die Länder und haben eigene Namen angenommen." Aber mit Recht bemerkt Hruševśkyj p. 68: „Diese Tradition widerspricht der ganzen Summe unserer Kenntnisse über die slavische Kolonisation, sie ist eine misslungene Hypothese eines Kiewer Buchgelehrten. Sie hat sich in jenen Zeiten, als sich das Andenken an die slavische Migration bereits verwischt hatte, aus allerlei Tatsachen herausgebildet, z. B. aus den Erwähnungen der Donau in der Volkspoesie, aus biblischen Erzählungen über die allgemeine Verteilung der Völker aus dem Süden —, wurde aber vielleicht hauptsächlich durch frische Tatsachen der Verdrängung der Slaven aus dem mittleren und unteren Donaugebiet im X.—XI. Jahrh. eingehaucht; sogar in den Volksüberlieferungen hatte sie offenbar keinen Anhaltspunkt."

A. Bezzenberger (*Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Nouvelle Série* IV — XXXVI —, 51) liessen sich Angehörige des litauischen Stammes schon vor ungefähr 5000 Jahren (?) ostwärts vom kurischen Haff durch prähistorisch-linguistische Kombinationen nachweisen.

Ebenso wie der Norden des Pontus, ist in erkennbarer, historischer Zeit auch der Westen desselben von idg. Satemvölkern besetzt.

Die ausgedehnten Striche zwischen dem Unterlauf des Ister und den Gestaden des ägäischen Meeres und der Propontis hält im Altertum der Volksstamm der Thraker besetzt, den Herodot (V Kap. 3) für das grösste aller Völker nach den Indern ansieht. Die dürftigen Überreste der thrakischen Sprache (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 278 ff., A. Fick Spracheinheit p. 417, W. Tomaschek im 130. B. d. Wiener Sitzungsb., G. Meyer B. B. XX, 116, P. Kretschmer Einleitung p. 217) reichen hin, um in ihnen die Spuren eines zur europäischen Abteilung der idg. Sprachen gehörigen Idioms (vgl. die reiche Entfaltung des europ. *e* z. B. in *γέντον* „Fleisch", *ζετραία* „Topf" oder des europ. *l* z. B. in *ζαλμός* „Bärenfell", *ζίλαι* „Wein", *σκάλμη* „Schwert") und seine Zugehörigkeit zu den die palatalen Gutturale durch Sibilanten ersetzenden Sprachen (*ζετραία* = griech. *χύτρα*, *ζίλαι* = griech. *χάλις*, *δίζος*, *δίζα* „Burg" = griech. *τεῖχος*) festzustellen. Nördlich des Istros treffen wir die von den Griechen Geten, von den Römern Daker genannten Völker an, deren thrakische Abstammung durch die Zeugnisse der Alten (Strabo p. 303: *παρὰ τῶν Γετῶν ὁμογλώττου τοῖς Θρᾳξὶν ἔθνους*, p. 305: *ὁμόγλωττοι δ' εἰσὶν οἱ Δάκοι τοῖς Γέταις*) feststeht. Von dakisch-getischen Wörtern sind leider nur einige Pflanzennamen auf uns gekommen, die in den seltensten Fällen (vgl. z. B. dakisch *μαντεία* „Brombeere" = alb. *man, mand* „Maulbeerbaum") deutbar sind.

Sicher ist ferner, dass von Thrakien aus ein grosser Teil Kleinasiens seine idg. Bevölkerung erhalten hat. Zunächst ist bekannt, dass die Thraker selbst ostwärts über die Meerenge sich weit nach Vorderasien ausgebreitet haben (vgl. Zeuss Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 258). Nach der einhelligen Meinung des Altertums war aber auch das Volk der Phryger aus Europa eingewandert und ursprünglich den Thra-

kern stammverwandt. Die Makedonen erinnerten sich noch einer Zeit (Herod. VII Kap. 73), in der die Phryger, damals unter dem Namen *Βρίγες*, ihnen *σύνοικοι* waren, und von Strabo p. 471 werden die Phryger geradezu als *ἄποικοι τῶν Θρᾳκῶν* bezeichnet (vgl. die weiteren Zeugnisse der Alten bei Fick a. a. O. p. 408 f.). Ja, vielleicht lässt sich diese von der Balkanhalbinsel ausgehende östliche Bewegung der Indogermanen noch weiter verfolgen. Nach den Nachrichten der Alten (Herod. VII Kap. 73 und Eudoxus bei Eustath., vgl. Zeuss a. a. O. p. 259) waren mit den Phrygern wiederum die Armenier aufs nächste verwandt, so dass also auch dieses Volk einmal seine Wohnsitze in Europa gehabt haben müsste.

Diese Überlieferungen der Alten werden nun in ihrem Werte ausserordentlich erhöht durch den Umstand, dass sie durch die sprachliche Betrachtung der genannten Völker vollkommen bestätigt werden. Sowohl das Phrygische (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 283, Fick Spracheinheit p. 411, B. B. XXIX, 236 ff.) wie auch das Armenische (Hübschmann, Armen. Grammatik I) zeigen dieselben charakteristischen Eigenschaften, wie sie eben für das Thrakische hervorgehoben worden sind (europ. *e* in phryg. *ζέλκια* = altsl. *zlakŭ* „Gemüse", *ζευμά* = griech. *χεῦμα* „Quelle", armen. *eln* = griech. *ἔλαφος* „Hirsch", *gełmn* = lat. *vellus* „Vliess"; europ. *l* in phryg. *βαλήν* „König", *κίκλη* „der grosse Bär", eigentl. „Rad": griech. *κύκλος*, armen. *ail* = lat. *alius*, *gail* = scrt. *vṛ́ka* „Wolf"; die Sibilanten statt der palatalen Verschlusslaute in phryg. *σεμου* = altsl. *semu* „diesem", *ζέλκια* „Gemüse", s. o., armen. *šun* „Hund" = scrt. *çvâ'*, *sar* „Höhe" = griech. *κάρα*). Besonders ist, was das Armenische anbetrifft, noch darauf hinzuweisen, dass dieses auch eine ganze Reihe speziell europäischer Kulturwörter (Ausdrücke für den Pflug, den Honig, das Salz, den Wein, die Handmühle etc.) in seinem Sprachschatz aufweist. Es kann also nicht bezweifelt werden und wird es wohl auch von niemand, dass sich, in kaum näher zu bestimmender Zeit (vgl. oben p. 49) ein breiter Strom von Indogermanen vom Norden der Balkanhalbinsel längs der westlichen und südlichen Gestade des Schwarzen Meers bis tief nach Kleinasien, nach dem späteren Armenien ergossen hat, wo das allophyle Volk der *Ἀλαρόδιοι* (assyr. *Urartu*) noch lange Armenier und Iranier getrennt zu haben scheint.

Somit könnten wir uns direkt zu den Centum-Völkern (Griechen, Römern, Kelten und Germanen) wenden, wenn nicht zuvor noch eines Sprachgebiets in Kürze zu gedenken wäre, dessen Zugehörigkeit zu der einen oder andern Gruppe der idg. Sprachen umstritten ist, des altillyrischen. Ohne Zweifel gehören die Albanesen (vgl. G. Meyer B. B. VIII, 185 ff., Etym. Wörterbuch des Albanesischen 1891 etc.), die wir heute auf dem Boden des alten Illyriens finden, zu den Satem-Völkern (alb. *vise* „Orte" = scrt. *viç*, lat. *vîcus*; *dimɛn* „Winter" = altsl. *zima*), und da eine Reihe altillyrischer Ortsnamen, wie *Dimallum*, eine Stadt auf zweigipfligem Hügel (vgl. alb. *di* „zwei", *maľ* „Berg"), *Λούγεον*, eine Sumpfgegend in Istrien (vgl. alb. *légatɛ* „Sumpf"), *Tergeste* „Triest" (vgl. alb. *tregɛ* „Markt") sich unschwer aus dem Albanesischen erklären lassen, so haben zahlreiche Gelehrte angenommen, dass die heutigen Albanesen die Ureinwohner Illyriens seien. Auf der andern Seite werden aber die Veneter, deren Stammsitze im Norden der Adria die Verbindung zwischen der Apennin- und Balkanhalbinsel herstellten, von den Alten ausdrücklich als zu den Illyriern gehörig angesehen (vgl. Herodot I, 196: *Ἰλλυρίων Ἐνετούς*), und da nun die Veneter, nach den allerdings sehr dürftigen Resten ihrer Sprache (vgl. Pauli Altitalische Forschungen III: Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler) zu schliessen, eine Centum-Sprache geredet zu haben scheinen (venet. *eχo* „ich" = lat. *ego* gegenüber lit. *asz*, altsl. *azŭ*; venet. *Eni-gnus* gegenüber thrak. *Αὐλου-ζένης*, scrt. *jan* „gebären"), so haben andere (vgl. H. Hirt Die Stellung des Illyrischen im Kreise der idg. Sprachen, Festschrift für Kiepert, ebenso K. Brugmann Kurze vergl. Gramm. p. 4) das gleiche für die alten Illyrier angenommen und glauben, dass die Albanesen von Haus aus einen thrakischen Stamm darstellen, der in früher Zeit in Illyrien eingebrochen sei. Ein Vorteil dieser letzteren Anschauung ist, dass, wenn die alten Illyrier eine Centum-Sprache redeten, wir alsdann in frühhistorischer Zeit eine ununterbrochene Kette von Centum-Völkern vor uns haben, die von den Italikern bis zu den Griechen reicht.

Wie sich dies nun auch verhalten möge, auf jeden Fall sind die letzteren von dem Nordwesten der Balkanhalbinsel ausgegangen. Ihre Stammsitze weisen in das später illyrisch gewordene Epirus. Hier, um Dodona und im Tale des Achelous,

dessen Nebenfluss Inachos auch am Oeta und in Argos wiederkehrt, suchte schon Aristoteles (*Meteorol.* I, 353 a) die *ἀρχαία Ἑλλάς*. In Dodona war das uralte Nationalheiligtum des sich in dem Rauschen der Eiche offenbarenden Zeus (oben p. 182). Hier in Hellopia (über die Namen auf *-op* vgl. E. Meyer Geschichte des Altertums II, 67 f.) wohnte der Priesterstamm des Dodonäischen Zeus, die *Ἑλλοί* oder *Σελλοί* (Il. XVI, 234), und, wenn wir uns an das erinnern, was oben p. 449 über schon in der idg. Urzeit vorhandene heilige Sippen und Stämme auseinandergesetzt worden ist, liegt es nahe, den späteren Nationalnamen der Hellenen mit diesen *Σελλοί* (die in der illyrischen Umgebung ihr anlautendes *s* bewahrt hätten) zu verknüpfen. Jedenfalls geht von Dodona, sei es auf dem Landweg, durch das Gebiet der Veneter, sei es auf dem Seeweg, durch die, wie wir noch sehen werden, aus Illyrien nach Italien gekommenen Japyger und Messapier, die römische Bezeichnung der Hellenen als *Graeci* aus; denn wiederum nach Aristoteles wohnten im innern Epirus um Dodona *οἱ καλούμενοι τότε μὲν Γραικοί, νῦν δὲ Ἕλληνες*. Aus Epirus sind nach Herodot VII, 176 die Thessaler nach Thessalien gedrängt worden. Vom Pindus ist der den Thessalern am nächsten verwandte Volksstamm der Makedonen ausgegangen, der das makedonische Reich gründete, das „schon vor König Archelaos aus einer Vereinigung verschiedener Völker [thrakisch-illyrischer und echt griechischer] unter der Führung und Vorherrschaft der griechischen *Μακεδόνες* und ihres Adels“ bestand[1]) (O. Hoffmann Die Makedonen, ihre Sprache und ihr Volkstum, Göttingen 1906). Im Pindus haben einst auch die Dorier, deren Wanderungen den Abschluss der griechischen Völkerbewegungen gebildet haben, gesessen, nach Herodot I, 56 damals *Μακεδνόν* (*ἔθνος*) „das makedonische“ genannt.

Wie Griechenland seine indogermanische Bevölkerung von Nord-Westen her empfangen hat, so müssen sich die Italiker

---

1) Gerade wenn dies so ist, haben wir schwerlich ein Recht. alle uns als „makedonisch“ bezeugten Glossen auf eine einheitliche Sprache zurückzuführen. Dieselben werden vielmehr teils echt griechisch (thessalisch), teils thrakisch-illyrisch sein. Letzteres wird namentlich auch von denjenigen Fällen gelten, in denen in den makedonischen Glossen eine Media an Stelle der Aspirata steht (*δάνος* „Tod“ für **θάνος* etc.).

(Osker, Umbrer, Latiner) in der Apenninhalbinsel umgekehrt von Nord-Osten her ausgebreitet haben. Mit Recht wird, der dorischen Wanderung vergleichbar, als letztes Moment dieser Bewegungen der Vorstoss der sabellischen Stämme gegen Süden angesehen, der noch in historischen Zeiten verläuft und Samnium, Campanien und Lukanien seine italischen Bewohner zuführt. Auch die durch Überlieferung und Sage bezeugte einstmalige Machtstellung der Umbrer im Norden der Halbinsel bis hin zum Fusse der Alpen verdient in diesem Lichte betrachtet zu werden. Früher und keine Spuren zurücklassend, hätte dann der latinische Stamm westlich des Gebirges in den offenen Talgründen sich niedergelassen (vgl. Th. Mommsen Römische Geschichte I⁷ p. 112 f. und Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 382 f.). Hierzu stimmt auch, dass wir den Nordwesten, Westen und Süden Italiens (mit Einschluss Siziliens) ursprünglich von nichtitalischen, wahrscheinlich oder sicher überhaupt nicht indogermanischen Völkern, den Ligurern[1]), Etruskern[2]) und Sikanern[3]) besetzt finden. Auch im Süd-Osten, in den Landschaften Apulien und Calabrien, wohnten stammfremde, aber indogermanische Stämme, die Messapier, deren Sprachreste (vgl. Kretschmer Einleitung p. 263) Beziehungen zu den gegenüberliegenden Völkerschaften der Balkanhalbinsel zeigen; doch lässt sich aus dem vorliegenden Sprachmaterial kaum entscheiden, ob sie wie die Albanesen eine Satem-, oder wie die illyrischen Veneter eine Centumsprache redeten.

Für die weitere Anknüpfung der Italiker an andere idg. Völker ausserhalb Italiens kommen folgende zwei linguistische

1) Über sie hat sich eine stattliche Literatur angesammelt (vgl. H. Hirt Die Indogermanen II, 563). Die linguistische Hauptarbeit ist aber noch immer die von K. Müllenhoff Deutsche Altertumsk. III. Nach seiner Ansicht war das Ligurische keine idg. Sprache.

2) Die Etrusker sind sicher keine Indogermanen. Was sie aber waren, und woher sie stammen, ist unbekannt. Mit ihnen verwandt waren die Raeter, die in das Alpengebiet versprengt worden oder in ihm zurückgeblieben sind.

3) Der Charakter der altsizilischen Sprache wird von Kretschmer (Einleitung p. 43 Anm. 1) für nichtindogermanisch, von Thurneysen (K. Z. XXXV, 212 ff.) dagegen für italisch gehalten. Möglich ist auch, dass auf Sizilien verschiedene Sprachen herrschten. Jedenfalls werden von Strabo VI p. 270 mit Berufung auf Ephoros die Iberer als erste Besiedler Siziliens genannt.

und geographische Gesichtspunkte in erster Linie in Betracht: 1. Das Italische steht innerhalb des idg. Sprachenkreises dem Keltischen am nächsten, mit dem es wichtige Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Laut- (vgl. lat. *quinque*, ir. *cóic*: griech. *πέντε*, scrt. *páñcan*, altsl. *pętĭ*) und Formenlehre (vgl. z. B. lat. *viri*, altir. *maqi* „des Sohnes": griech. *ἵππου*, scrt. *áçvasya*, oder die Bildung eines Passivs und Deponens auf *-r* : ir. *sechedar*, lat. *sequitur*) teilt. In Beziehung auf den Wortschatz tritt, wie das Keltische, auch das Germanische sehr nahe an das Italische heran (vgl. I³, 169 und H. Hirt in Zachers Z. XXIX, 289 ff.). Es kann also darüber kein Zweifel bestehen, dass das Italische in vorhistorischer Zeit den beiden genannten Nordsprachen, besonders aber dem Keltischen, benachbart gewesen sein muss, eine Nachbarschaft, deren Schauplatz, da die Ankunft der Kelten in Oberitalien bekanntlich erst in historische Zeit fällt, ausserhalb Italiens gesucht werden muss. 2. Für die Bestimmung des Ausgangspunktes der Italiker und des Weges, auf dem sie in die Apenninhalbinsel gelangten, erweisen sich die folgenden Bemerkungen F. Ratzels (Berichte d. kgl. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl. LII, 84 f.) als von erheblicher Bedeutung: „Für Italien ist der Eintritt von Nordosten her der natürliche, denn auf dieser Seite ist Italien am zugänglichsten. Die Wege nach dieser Ecke kommen von der Donau her." „Der leichteste Übergang über die Alpen lag im Südost. Das beweisen auch die Funde [insofern sie auf uralte Handels- und Völkerwege hindeuten]. Die Umgebungen der beiden grossen Naturwege durch die Ostalpen zur Adria, des Predilpasses und des über den Birnbaumer Wald, den niedrigsten und südöstlichsten Teil der Julischen Alpen, führenden Weges, ferner das in der Fortsetzung des letzteren Weges liegende Krain sind so reich an Funden aus der Hallstätter Zeit, dass man hier die Verbindung zwischen einem Ausstrahlungsgebiet im östlichen Oberitalien und den nordalpinen und danubischen Fundstätten zu sehen meint. In Krain begann auf dem Laibachfluss der in die Save und Donau sich ergiessende Verkehr." „Die natürliche Nordpforte Italiens führt durch die Julischen Alpen und weist auf die mittleren Donauländer als das mit Italien durch die Natur zum engsten Zusammenhang berufene Gebiet hin."

In eben dieses mittlere Donautal verlegt die neuere Forschung nun auch mit immer wachsender Übereinstimmung die eigentliche Basis der keltischen Völkerverbreitung. Noch im II. Jahrhundert v. Chr. war ganz Süddeutschland von Kelten besetzt, indem den Raum zwischen Bodensee und Main die Helvetier einnahmen. An sie schlossen sich in Böhmen die Boji, *Gallica utraque gens* (Tacitus *Germ.* Kap. 28), und noch weiter östlich zog sich in den Cotini (*Cotinos Gallica lingua coarguit non esse Germanos*, Kap. 43) und anderen Stämmen (Bremer p. 771) eine Kette gallischer Völker bis zu den Karpaten. Nun sind Caesar *De bell. Gall.* VI, 24 und diesem folgend Tacitus *Germ.* Kap. 28 ja allerdings der Meinung, dass es sich hierbei um Kolonien handle, die von den Galliern zur Zeit ihrer grösseren Machtfülle über den Rhein ostwärts geschickt seien, und Livius (V, 34) weiss von einem Zug des Sigovesus in den Hercynischen Wald zu berichten. Allein diese Annahmen der alten Autoren stimmen so wenig zu der Tatsache, dass wir die östlich des Rheins von Kelten besetzten Länder an der Hand der Ortsnamen als seit den ältesten Zeiten von ihnen innegehabt erweisen können, dass die Ansicht der neueren, jene Kombinationen der Alten beruhten auf einer fälschlichen Übertragung der historischen Wanderungen des Keltenzuges nach Italien im Anfang des IV. Jahrhunderts auf die uralte Ansässigkeit der Kelten in Süddeutschland, Böhmen und den Karpatenländern viel Bestechendes hat[1]). Vgl. an neuerer Literatur über die Stammsitze der Kelten: O. Bremer a. a. O., der indessen die Verbreitung der Kelten gegen Osten zu weit ausdehnt und sogar noch in den oben p. 490 besprochenen slavischen *Νευροί* Kelten erblickt, R. Much Deutsche Stammeskunde, 2. Aufl. 1905, der ebenfalls p. 41 der Ansicht ist, dass „die Ausbreitung der Kelten ihren ersten Ausgang von einem Bereich aus genommen zu haben scheint, der wesentlich auf heute deutschen Boden fällt“, H. d'Arbois de Jubainville *Les Celtes depuis les temps les plus anciens jusqu'en l'an* 100 *avant notre ère*, 1904, der als Stammsitze der

1) Vgl. oben p. 491 Anm. 3 über die slavische Tradition. Es wäre eine interessante Aufgabe, alle bei den idg. Völkern begegnenden Herkunftslegenden im Zusammenhang zu untersuchen. Es würde dann klarer, als es jetzt der Fall ist, hervortreten, ob ihnen irgend ein Wert und welcher zuzusprechen ist.

Kelten das heutige Süddeutschland zwischen Donau, Main und Rhein ansieht, dazu L. Erhardt a. o. a. O. p. 493.

Von den Donaulandschaften aus hat dann zunächst eine starke Ausbreitung der Kelten besonders in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung nach Nordwestdeutschland (s. u.), Frankreich und Britannien stattgefunden. In Gallien selbst nehmen die Kelten früher den Norden und die Mitte des Landes als den Süden ein. Bis zu dem iberischen Keltenzug bildete im Westen die Loire, bis zu dem Zuge nach Italien die obere Rhone oberhalb Lyons die Südgrenze der Kelten (Müllenhoff Deutsche Altertumskunde II, 240).

Damit können wir zu dem letzten der idg. Hauptvölker, den Germanen, übergehen, deren älteste Stammsitze festzustellen eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Aufgabe der alteuropäischen Ethnographie ist.

Verhältnismässig durchsichtig liegen die Verhältnisse in West- und Mitteldeutschland. Hier sehen wir an der Hand der sprachlichen Zeugnisse die Germanen in stetem siegreichen Vordringen west- und südwärts gegenüber dem vor ihnen zurückweichenden keltischen Element begriffen. Eine sorgfältige Prüfung der Benennungen der Nebenflüsse, welche von rechts in den Rhein münden, wie sie von K. Müllenhoff D. A. II, 207 ff. unternommen worden ist, zeigt, dass das keltische Element im Binnenland ursprünglich weit über diesen Strom, der selbst einen wahrscheinlich keltischen Namen trägt, hinüberreichte. Die Flussnamen Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Emscher, Lippe sind undeutschen, keltischen Ursprungs. Zum mindesten bildete daher die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser ursprünglich einmal die Grenze zwischen germanischer und keltischer Zunge, die aber wahrscheinlich noch bis zu dem Gebirgswall des Harzes, Thüringer Waldes und Fichtelgebirges gehört wurde (vgl. näheres bei Bremer p. 774). In Thüringen und im Königreich Sachsen weisen die Finne an der Unstrut (aus kelt. *penno* „Kopf") und *Fergunna*, das Erzgebirge (aus keltisch **Perkunia* d. i. *Hercynia*) auf frühere Anwesenheit von Kelten und ihre Verdrängung durch Germanen hin.

Die schwierigsten Probleme liegen im Norden und Osten. Seit wann sind Germanen in Skandinavien ansässig? Und seit wann sind Germanen an der Weichsel und im Norden der Kar-

paten anzunehmen? Diese Fragen sind in neuerer Zeit sehr verschieden beantwortet worden. So verlegt R. Much (Deutsche Stammeskunde 1900), der im übrigen (p. 17) die Ursitze der Indogermanen innerhalb des Stromgebietes der Donau sucht[1]), die Urheimat der Germanen ausschliesslich in das südliche Skandinavien. „Man wird sicher nicht zu weit zurückgreifen", heisst es p. 26 ff. (ebenso [2] p. 26), „wenn man den Beginn der jüngeren Steinzeit im südlichen Skandinavien vor den Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends setzt. Wäre aber damals auch schon Deutschland oder auch nur Norddeutschland von Germanen bewohnt gewesen, so müssten wir erwarten, dass die Unterschiede zwischen Nord- und Südgermanen zu Beginn unserer Zeitrechnung — zumal in sprachlicher Hinsicht — weit grössere seien, als sie tatsächlich sind." Dieser letztere Umstand erkläre sich nur, „wenn Deutschland von einem engeren nordischen Bereiche aus seine sprachlich massgebende Bevölkerung erhalten hat". Im schroffsten Gegensatz hierzu erklärt O. Brenner in einem Aufsatz „Zur germanischen Urgeschichte" (Beilage z. Allg. Z. 1904, Nr. 136), dass „die vereinzelt (?) aufgetretene Meinung, dass Skandinavien der Ursitz der Germanen sei, jetzt die Forschung wohl nirgends mehr störe". Er tut dies im Hinblick auf ein in dem genannten Aufsatz von ihm ausführlich besprochenes Werk A. M. Hansens Landnåm in Norge (Kristiania 1904), in dem durch eine hier nicht näher zu erörternde Vergleichung der dänischen, schwedischen und norwegischen Ortsnamen mit den Epochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit der Nachweis geführt wird, den auch E. Mogk (Historische Z. 94 p. 471) für gelungen erklärt, dass sich die Germanen in Skandinavien allmählich vom äussersten Südwesten der Halbinsel aus ausgebreitet hätten. Immerhin geht aber auch aus den Hansenschen Untersuchungen soviel hervor, dass Germanen oder Indogermanen bereits im III., spätestens im II. Jahrtausend zum mindesten in Dänemark gesessen haben. Nach O. Bremer endlich würden die grossen Steingräber in Dänemark und Schweden zwar auch Germanen angehören, doch hält er mit dieser Auffassung eine Einwanderung der Skandinavier in den genannten

---

1) In der 2. Auflage des genannten Buches wird hingegen „das mittlere Europa einschliesslich des südlichen Skandinaviens" als idg. Urheimat bezeichnet (p. 17).

Ländern erst im IV. vorchristlichen Jahrhundert (p. 789) für verträglich, eine Anschauung, in der ihm schwerlich jemand beistimmen wird, es sei denn, dass vorher die ganze Prähistorie auf den Kopf gestellt wird.

Was die Ostgermanen anbetrifft, so neigt man gegenwärtig dazu, dieselben erst verhältnismässig spät in die Weichselgegenden einrücken zu lassen, sei es, indem man annimmt, dieselben seien, wie es die von Jordanes bewahrte Wandersage der Goten will (vgl. oben p. 499 Anm. 1), von Skandinavien herübergekommen, sei es dass man glaubt, dieselben hätten einst vor den anglofriesischen und svebischen Stämmen an der untern Elbe gesessen. Indessen scheint mir diese Auffassung, jedenfalls vom Standpunkte der Geschichte und Sprache, ziemlich willkürlich zu sein. Denn das weitaus erste germanische Volk betritt ja doch im Osten den Schauplatz der Geschichte, die Bastarnen, die bereits um das Jahr 178 v. Chr. als Hilfstruppen in dem Heere des makedonischen Königs Perseus im Krieg gegen die Römer genannt werden. Ihre Heimat lag damals am nördlichen Ufer der Niederdonau, wo sie als *ἐπήλυδες* „Ankömmlinge" bezeichnet werden (vgl. K. Zeuss Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 129). Dorthin müssen sie von den Karpaten gekommen sein, wo wir noch später ihre Stammverwandten treffen (Much p. 134, [2] p. 130). Dazu kommt, dass wir im Germanischen vor der ersten Lautverschiebung aufgenommene Lehnwörter aus dem Thrakischen besitzen, dem das Germanische also sehr früh benachbart gewesen sein muss, vor allem das oben (p. 192 Anm. 1) besprochene Wort „Hanf" (Weiteres bei R. Much p. 39, [2] p. 38). Umgekehrt wurden vor derselben Zeit Wörter wie das germanische **peku* (got. *faihu* „Vieh") in das Litauische (*pėkus*) entlehnt, und auf noch viel frühere Epochen slavisch-germanischen Sprachaustausches und also slavogermanischer Nachbarschaft weisen Entsprechungen wie got. *gulþ* „Gold" — slav. *zlato*, lett. *selts* (oben p. 42) und ahd. *lahs* — russ. *lósosĭ*, lit. *laszìszà* hin (vgl. Kretschmer Einleitung p. 108). Auch der Name des uralten Grenzflusses zwischen Germanen und Slaven, der Weichsel (agls. *Wísle*, slav. *Visla*, lat. *Vistula*), kann nur als von Haus aus slavo-germanisch d. h. als bei beiden Völkern uralt angesehen werden (Müllenhoff II, 207, v. Fierlinger K. Z. XXVII, 479). Es scheint mir also vom Standpunkt der Sprache

und Geschichte nicht anzugehen, die Länder zwischen Oder und Weichsel von der ältesten Verbreitungssphäre der Germanen auszuschliessen [1]).

Somit würden wir uns die ältesten germanischen Völkerverhältnisse folgendermassen vorstellen. In die Länder zwischen Elbe und Weichsel bis hinauf nach Schleswig-Holstein, Jütland, Dänemark und Schonen waren in spätneolithischer Zeit indogermanische Stämme eingerückt. Überaus lange wurde, wie schon I³, 139 ff. weitläufig auseinandergesetzt worden ist, in diesen Ländern die indogermanische Ursprache im wesentlichen treu bewahrt, und erst an der Schwelle der Geschichte, d. h. mit dem Anheben des Vorrückens der Germanen gegen die Kelten im Westen und Süden ca. im IV. oder III. Jahrhundert treten die spezifisch germanischen Spracherscheinungen auf, darunter die erste germanische Lautverschiebung noch unter der Herrschaft des alten freien idg. Akzents. Wer bezweifelt, dass eine solche lautliche Umwälzung auf dem grossen Gebiete wirksam sein konnte, das wir damit als prägermanisch in Anspruch genommen haben, möge bedenken, dass R. Much, obgleich er, wie wir sahen, die Germanen von einem ganz kleinen Bezirke ausgehen lässt, genau dasselbe annehmen muss, wenn er, wie er es tut, die Germanen noch vor der ersten Lautverschiebung nach Thüringen („Finne" aus kelt. *penno*, vgl. Much p. 57, ² p. 56)

1) Dasselbe würde auch aus den Ausführungen J. Peiskers (Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen p. 97) folgen, wenn es ihm gelungen ist, nachzuweisen, dass mehrere der germanischen Lehnwörter im Altslavischen, z. B. altsl. *mlěko* „Milch", nicht aus dem Gotischen, sondern aus dem Westgermanischen stammten; doch vgl. meine Besprechung dieser Arbeit in F. Kluges Z. f. deutsche Wortforschung 1907. — Nach einer freundlichen Mitteilung Peiskers, der mit eingehenden Vorarbeiten zu einer Geschichte des Pfluges beschäftigt ist, würde auch aus der Beschaffenheit des urgermanischen „Grosspfluges" die Herkunft der Germanen aus dem südlichen Russland zu folgern sein, da dieser „Grosspflug" ein offenbarer Steppenpflug sei; denn nur die Steppe erfordere eine vollständige Wendung der Grassnarbe. „Den Grosspflug brachten die Germanen aus ihrer früheren Heimat mit und hielten an ihm auch in ihren späteren Wohnsitzen rund um die Nordsee fest, wo er nicht nur nicht notwendig, sondern sogar ganz überflüssig ist." Sowohl der Grosspflug wie auch die russische *sochá* seien mittelbar ägyptischen Ursprungs (vgl. unten p. 513).

und noch vor der ersten Lautverschiebung in Berührung mit den Thrakern (*hanapiz „Hanf" aus thrak. *kánabis, vgl. Much p. 39, [2] p. 38) kommen lässt. Die besonderen Sprachbeziehungen zwischen Ost- und Nordgermanen kann man sich dann auch bei unserer Anschauung ungefähr so wie Much p. 75, [2] p. 73 vorstellen, d. h. so, dass man annimmt, später tatsächlich aus Skandinavien herübergekommene Nordgermanen, vielleicht die Goten, hätten seit Urzeiten im Osten ansässige Germanen sprachlich mehr oder minder beeinflusst.

Werfen wir den geschilderten Tatsachen gegenüber nunmehr die Frage nach der Heimat oder dem ältesten Ausgangspunkt der idg. Völker auf, so liegt für den historisch Denkenden, d. h. für den, der diese Heimat unter äusserster Schonung der historischen Verhältnisse zu bestimmen sucht, ihre Beantwortung schon in jenen Tatsachen selbst. Wir haben die Arier aus den Steppengebieten des Schwarzen und Kaspischen Meeres hervorquellen sehen. Wir haben die Stammsitze der Slaven und Litauer im Norden des Pontus Euxinus und den ganzen Westen desselben Meeres von dem grossen Volk der Thraker besetzt gefunden, das seine Stämme südlich des Schwarzen Meeres weit nach Kleinasien entsendet und die Völkerschaften der Phryger und Armenier ins Leben ruft. An diese das genannte Meer fast wie ein Gürtel umgebenden Satemvölker schliessen sich westlich und nordwestlich die Centumstämme an. Unter ihnen haben wir die Hellenen bis in den Nordwesten der Balkanhalbinsel verfolgen können. Die Herkunft der Italer weist aus zwingenden linguistischen und geographischen Gründen in das mittlere Donautal, wo auch die Stammsitze der ihnen am nächsten verwandten Kelten zu suchen sind. Nördlich von ihnen sitzen in den Flussgebieten der Weichsel, Oder und Elbe die Germanen, und es gehört keine grosse Kühnheit dazu, sie dahin aus den nördlichen Karpatenländern, von denen aus sie zuerst in die Geschichte eintreten, einrücken zu lassen, ebensowenig wie dazu, den östlichsten, arischen Flügel der Indogermanen für die Urzeit etwas näher an die ihnen nächst verwandten, weil ebenfalls zu den Satemstämmen gehörigen, Slaven und Litauer heranzurücken. So erhalten wir ein Ländergebiet, als dessen geographischer Mittelpunkt die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete der nördlichen und nordwestlichen Gestade des

Schwarzen Meeres anzusehen sind. Man hat sich früher die Indogermanen bei ihrer Ausbreitung als von einem immer in gleicher Richtung verlaufenden Wandertrieb beseelt gedacht. Die Analogie der Ausdehnung der Einzelvölker von ihren oben erörterten Stammsitzen aus lehrt uns aber, dass wir diese Vorstellung berichtigen müssen. Die Expansion der Slaven vom II.—VII. Jahrhundert ist westlich und südlich gerichtet, der später eine nördliche und östliche folgt. Die Germanen haben sich westlich, südlich, nördlich und südöstlich, die Kelten nördlich, westlich später auch östlich ausgedehnt. Die Hellenen sind nordöstlich, südöstlich und südlich gewandert. Die Thraker haben ihre Scharen südlich und östlich entsendet. In östlicher und südlicher Richtung ist auch die älteste Ausbreitung der Arier vor sich gegangen usw. Alles dies weist darauf hin, dass es geraten ist, den Ausgangspunkt der Indogermanen eher in der Mitte des oben bezeichneten Ländergebietes, als an seinen äussersten Enden zu suchen. Hiermit stimmt auch das schon I³, 91 angeführte, auf naturgeschichtlichen Analogien beruhende Argument Lathams überein: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse", so schloss dieser Gelehrte, „besitzen, die getrennt voneinander sind, und von denen einer ein grösseres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringeren Umfang und grössere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt." Hieraus zieht Latham mit Recht den Schluss, dass das Arische sich von der östlichen oder südöstlichen Grenze des Litauischen (nicht umgekehrt) losgelöst habe. Es ist nicht richtig, wenn Winternitz (Was wissen wir von den Indogermanen? p. 140) unter Berufung auf Umstände, wie den, dass „die [an Zahl geringen] Auswanderer der britischen Inseln das weite Nordamerika oder Australien in wenigen Jahrhunderten erfüllt haben", dieses Lathamsche Argument für nicht stichhaltig hält; denn der Hauptnachdruck in demselben liegt offenbar auf dem „Mehr der Varietäten" (nicht auf der grösseren Zahl des Volkes), das für das Ursprungsgebiet eines Stammes beweisend sein soll. Dieses „Mehr der Varietäten" kann aber gerade heute, wo wir wissen, dass die kleinasiatischen Indogermanen (Phryger und Armenier) aus Europa, nämlich von der Westseite des Pontus, stammen, nur im Norden und Westen des Schwarzen Meeres (in Slaven,

Litauern, Geten, Daken, Thrakern, Phrygern, Armeniern, Illyriern, Hellenen) gefunden werden, „die grössere Homogenität“ nur bei den Ariern (Indern und Iraniern). Dasselbe Argument **Lathams** richtet sich aber auch gegen die neuerdings so beliebte Gleichsetzung der Indogermanen mit den **Germanen**; denn es ist offenbar derselbe prinzipielle Fehler, die gesamten Indogermanen von den Mündungen der Elbe und Oder oder gar von Skandinavien abzuleiten, als, wie früher, sie aus den Oxus- und Jaxartesländern oder gar aus Indien hervorgehen zu lassen[1]).

Somit kann die Antwort auf die oben gestellte Frage nur lauten: **Die Heimat, das Ausgangsgebiet der idg. Völker ist nördlich und westlich des Schwarzen Meeres mit Einschluss eines grösseren oder geringeren Teiles des Donautals zu suchen.** Von hier hat ihre Ausbreitung, was Europa betrifft, zunächst auf dem Donau- und dem Karpatenweg stattgefunden. Es sind dieselben Gegenden, in denen, wie wir oben (p. 480 f.) sahen, **Hoops** die Spuren postglazialer Steppenbildungen in uralten Waldlichtungen und sonnigen, von einer zum Ackerbau einladenden Origanum-Flora bedeckten und darum durch zahlreiche prähistorische Ansiedelungen ausgezeichneten Plätzen nachgewiesen hat. Mit Rücksicht auf die Verbreitung eben dieser Origanum-Flora, des Nährbodens eines primitiven Landbaus, den wir nach Kap. V und VI seit uralter Zeit namentlich für die westlichen Glieder des idg. Sprachstamms voraussetzen müssen, hat neuerdings auch **Hansen** a. a. O. den Sitz der indogermanischen Urkultur in Südrussland und der nördlichen Balkanhalbinsel gesucht (vgl. **Brenner** a. a. O. p. 482).

Dieses so gewonnene Zentrum der indogermanischen Völkerwelt finden wir im Süden, Westen, Nordwesten und Nordosten

---

1) Es ist einer der unbegreiflichen Widersprüche des **Hirtschen** Buchs, dass der Vf. den Grundsatz, dass es geraten sei, die Indogermanen von dem Zentrum ihres ältesten historischen Verbreitungsgebietes ausgehen zu lassen, zwar richtig aufstellt (p. 183: „Anders [nämlich wie bei Germanen und Kelten] wird es auch bei den Indogermanen nicht gewesen sein. Ganz naturgemäss wird man demnach die Urheimat im Mittelpunkt des von dem Sprachstamm besetzten Gebiets suchen“), dass er auch die Beweiskraft des **Lathamschen** Arguments (p. 617) anerkennt, und dann doch tatsächlich die Urheimat der I. zwischen den Mittellauf der Elbe und den Unter- und Mittellauf der Weichsel verlegt.

Europas in der ältesten geschichtlichen Zeit von einem Kranz allophyler, nichtindogermanischer Völker umgeben, die sich offenbar vor dem machtvoll sich ausbreitenden Indogermanentum mehr und mehr an die Peripherie unseres Erdteils zurückgezogen haben. Es ist nur eine Fortsetzung dieser uralten Indogermanisierung Europas, wenn in geschichtlicher Zeit, abgesehen von den Basken in Spanien, auch die letzten Reste jener allophylen Völker verschwunden sind, und andererseits auch der Osten Europas indogermanisch, d. h. russisch geworden ist. Auf diese Völker ist in einem andern Zusammenhang (Kap. XII am Schluss) ausführlich hingewiesen worden, was hier nicht wiederholt werden soll. Für noch offen möchte ich die Frage halten, ob auch im Norden, in den altgermanischen Stammländern, die Indogermanen oder Prägermanen bereits eine nichtindogermanische Bevölkerung vorfanden. Es fehlt nicht an Spuren, die darauf hinweisen. Ich nenne die Reste einer Vigesimalrechnung im Dänischen (oben p. 292 Anm.), die Institution des Schwestersohns in England und Dänemark (oben p. 368), den Umstand, dass gerade in den germanischen Sprachen die Ausbildung der Begriffe „Freiheit" und „frei" auf einen uralten Gegensatz zwischen einer herrschenden und verknechteten Bevölkerungsschicht mit besonderer Schärfe hindeutet (vgl. mein Reallexikon u. Stände). Auch Hansen nimmt in dem genannten Buch mit grosser Bestimmtheit an der Hand archäologischer und anthropologischer Kriterien für Dänemark und Norwegen eine vorindogermanische, allophyle, nicht etwa mit den Lappen identische Bevölkerung an.

Bei dieser Häufigkeit uralter Völkermischungen, bei diesem Sichschichten indogermanischer über andere indogermanische oder indogermanischer über nichtindogermanische Stämme nach „reinen" Indogermanen suchen zu wollen, ist eine vergebliche Liebesmühe. Noch einmal aber sei darauf hingewiesen (vgl. I³, 151), dass diese unleugbaren Völkermischungen von Sprachmischungen, ausser vielleicht auf dem Gebiet des Wortschatzes, soviel wir bis jetzt erkennen können, in älteren Zeiten nicht begleitet gewesen sind [1]).

1) Eine wichtige hierhergehörige Arbeit, auf die ich durch W. Streitberg Lit. Z. 1906, Nr. 24 aufmerksam geworden bin, ist die George Hempls *Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the Case of Race-Mixture* (*American Philol. Association* XXIX. 31 ff.), um so

## II. Die linguistisch-historischen Anhaltspunkte für die Ermittlung des idg. Urlands.

Wir beschreiten nunmehr einen von dem bisherigen ganz verschiedenen Weg, der uns aber zu demselben Ziel der Ermittlung der idg. Urheimat, bezüglich der idg. Ausgangsländer, führen

---

mehr, als sie eine vollkommene Bestätigung meiner Anschauungen enthält. Hempl weist nämlich nach, dass unter den Verhältnissen, unter denen wir uns die Ausbreitung der Indogermanen in Europa vorzustellen haben, deren Züge die meiste Ähnlichkeit etwa mit der Wanderung der Angeln und Sachsen nach Britannien gehabt haben werden, nach den geschichtlichen Analogien an eine Beeinflussung des Indogermanischen durch die Sprache der Eingeborenen infolge von Lautsubstitution nicht gedacht werden könne, und deckt ausführlich die Widersprüche auf, die H. Hirts Begründung dieser Theorie (I. F. IV, 36) enthält. Eine eigentliche und direkte Beeinflussung der Sprache der Erobernden durch die Unterworfenen nimmt Hempl nur für den Fall an, wo „die Eroberer Nachbarn sind, die das eroberte Land zu einer Provinz machen, welche sie kolonisieren und entnationalisieren“, und denkt dabei in erster Linie an die Romanisierung der Provinzen des römischen Reiches. Doch wäre hierzu zu bemerken, dass die Ausbreitung der Russen und des Russischen im finnischen Osteuropa gerade dieser letzteren Erscheinung am meisten ähnelt, und, wie I[3], 151 gezeigt worden ist, das Russische dennoch keine „finnische Lautsubstitution“ aufweist. Aufnahme einzelner Wörter in die Sprachen der Eroberer nimmt Hempl (mit uns) bei beiden der hier unterschiedenen Eventualitäten an. Solche sind nach V. K. Poržezinskij „Indoeuropäische Altertümer vom Standpunkt der gegenwärtigen Wissenschaft, aus Anlass der neuen Auflage von Sprachvergleichung und Urgeschichte I und II, 1“ (Journal des Ministeriums für Volksaufklärung 1906) aus dem Finnischen auch in die grossrussische Literatursprache eingedrungen. — Im übrigen musste es mir I[3], 151 vollkommen fern liegen, auf das Problem der Sprachmischung im ganzen einzugehen. Für mich kam es lediglich auf die Hervorhebung der Tatsache an, dass in den altidg. Sprachen weder in Lauten, noch in Formen Beeinflussung durch die Idiome ureingesessener Völker bis jetzt wahrscheinlich gemacht worden ist. Dass mir Ascolis Name auch in diesem Zusammenhang selbstverständlich wohl bekannt war, hätte W. Streitberg aus Sprachvergl. u. Urgeschichte[2] p. 160 Anm. ersehen können. Er ist, wie so viele andere, dem Streben nach Kürzung der älteren Literaturangaben (vgl. das Vorwort) zum Opfer gefallen. Am meisten dürfte für die Feststellung der vorindogermanischen Bevölkerungen Europas noch aus der Ortsnamenforschung zu erhoffen sein. Ein neueres Werk auf diesem Gebiete ist das A. Fick's Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands verwertet. Göttingen 1905.

wird, indem wir die in diesem Werk zerstreuten linguistisch-historischen Anhaltspunkte zur Bestimmung des Urlands zusammenfassen.

In dieser Beziehung herrscht zunächst allgemeine Übereinstimmung darüber, dass dieses Urland in nördlichen Breiten gesucht werden muss. Hierfür spricht einerseits (nach p. 238) das Vorhandensein eines deutlichen Ausdrucks für den Winter (scrt. *hêmantá*, griech. *χειμών*, lat. *hiems*, altsl. *zima* usw.) mit Schnee (aw. *snaêg* „schneien", griech. *νίφει*, lat. *nix*, got. *snáivs* usw.) und Eis (aw. *isu*, ahd. *îs*) im idg. Sprachschatz, andererseits (nach p. 172) der Umstand, dass zu den wenigen durch arisch-europäische Gleichungen belegbaren Baumnamen die Birke (scrt. *bhûrja*, osset. *barse*, lit. *béržas*, ahd. *birihha* usw.) gehört, die in den südlichen Ländern verschwindet.

Wenn somit von dem ältesten Verbreitungsgebiet der Indogermanen die südlichsten Länder für die Urheimatfrage ausscheiden, so gilt das gleiche auch für den höchsten Norden Europas und für den äussersten Osten ihrer asiatischen Ausdehnung. In Norwegen, Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein dürfen die Ursitze der Indogermanen deswegen nicht gesucht werden, weil in dem Wortschatz der idg. Grundsprache (nach p. 148) ein Ausdruck für die Schildkröte (griech. *χέλυς*, altsl. *želŭvĭ*) und (nach p. 270) für den Waid (griech. *ἰσάτις*, lat. *vitrum*, got. *vizdila*) vorhanden war, in den genannten Ländern aber weder das genannte Tier, noch das zum Tätowieren in der Urzeit benutzte Färbemittel in wildem, bezüglich ungebautem Zustand vorkommt[1]). Die Oxus- und

1) Nach Krause Gött. Gel. Anz. 1906, Nr. 12 p. 946 wäre es „ganz unglaublich", dass „die alten Germanen Gelegenheit gehabt hätten, wilden Waid zu sammeln". „Diese Pflanze kommt in Mitteleuropa nur in den wärmsten Lagen durch Kultur eingebürgert vor. Vielleicht kannten die Germanen im Altertum die lebende Pflanze überhaupt noch nicht, sondern bekamen die Wurzel als Droge. Im Mittelalter ist Waid in Süd- und Mitteldeutschland in Menge gezogen, für Norddeutschland ist der Anbau nicht nachgewiesen, jedenfalls wurde der Hauptbedarf dort durch Einfuhr gedeckt." Doch kommen in den osteuropäischen Sprachen einheimische und altertümliche Namen für den Waid vor (vgl. mein Reallexikon s. v. Waid). Eine genaue Untersuchung, wo *Isatis tinctoria* einheimisch sei, wäre nach alledem erwünscht.

Jaxartesländer aber scheiden aus, da aus der Gleichung: scrt. *mádhu* = griech. *μέθυ* usw. (p. 252) folgt, dass der Honig dem idg. Urvolk bekannt war, die Honigbiene (nach I[3], 127) aber ursprünglich in Turkestan nicht einheimisch ist. Kommen wir auf diesem Wege dazu, die idg. Urheimat auf der mittleren Linie des ältesten Verbreitungsgebietes, jedoch nicht an ihrem östlichen Ende zu suchen, so müssen wir uns aber auch hüten, dieselbe zu weit gegen den Westen vorzurücken. Vielmehr weisen zwei Tatsachen auf den Osten Europas, bezüglich die Grenzländer zwischen Europa und Asien hin. Einmal der Umstand, dass zwar in dem Wortschatz der Ursprache deutlich drei Jahreszeiten, nämlich Winter, Frühling und Sommer (p. 223) unterschieden wurden, dass aber die Wahrnehmung (p. 224), dass der idg. Name des Frühlings (scrt. *vasantá*, griech. *ἔαρ*, lat. *vêr* usw.) nicht, wie der des Winters und Sommers, als *pars pro toto* zur Bezeichnung des ganzen Jahres verwendet wurde, den Schluss erlaubt, der Frühling sei in dem Urland mehr eine kurze, wenn auch noch so charakteristische, Übergangszeit zwischen Winter und Sommer als eine eigentliche Jahreszeit gewesen, was zu der Natur des osteuropäischen Frühlings sowohl in den russischen Wald- wie Steppengegenden aufs beste stimmt (p. 238 f.). Zweitens ist für die idg. Urzeit mit grosser Wahrscheinlichkeit die Bekanntschaft mit einer wilden oder angebauten Cucurbitaceenart: griech. *σίκυς* „Gurke“ = altsl. *tyky* „Kürbis“ (p. 199) anzunehmen, was ebenfalls empfiehlt, die Urheimat nicht zu fern von den eurasischen Steppengebieten zu lokalisieren.

Nachdem damit sozusagen die Grenzpfähle für die Absteckung des Urlands im grossen gesetzt worden sind, können wir versuchen, innerhalb derselben zu genaueren Bestimmungen vorzudringen. Durch die Sprachen der idg. Völker zieht sich ein tiefer, längst bemerkter Kulturgegensatz. In den Sprachen der europäischen Indogermanen finden wir einerseits eine ausgebildete Terminologie der Waldbäume (Kap. IV), andererseits eine ebensolche des Ackerbaus (Kap. V und VI), die in beiden Fällen nur in verhältnismässig schwachen Spuren bis zu den Ariern hinüberreicht. Da es sich nun wissenschaftlich nicht beweisen lässt, weder, dass auch die Arier an jenen Namen der Waldbäume oder Kulturpflanzen und anderer Ackerbau-termini einmal teilhatten, noch auch, dass dieselben verhältnismässig

späte, wenn auch vorhistorische Neuerwerbungen der Europäer darstellen, so empfiehlt es sich, den geschilderten Zustand als den erreichbar ältesten einfach zu akzeptieren und daraus den Schluss zu ziehen, dass die Indogermanen im Osten des Urlands in Steppen und fast ausschliesslich von Viehzucht, im Westen in Übergangssteppen, Waldsteppen und Waldgebieten und nicht mehr ausschliesslich von Viehzucht, sondern auch von Ackerbau lebten. Nehmen wir hinzu, dass ebenfalls nur bei den Europäern die an Waldland und Ackerbau gebundene Schweinezucht (p. 220) und die Bekanntschaft mit dem bei vegetabilischer Nahrung zum notwendigen Genussmittel werdenden Salze (p. 220) sich als prähistorisch erweisen lässt, so gewinnen wir das folgende, schon p. 221 entworfene Bild der ältesten idg. Kulturentwicklung:

| Waldsteppe und Waldgebiet. | Baumarme Steppe. |
|---|---|
| Viehzucht mit Ackerbau. | Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaus. |
| Schweinezucht. | Unbekanntschaft mit der Schweinezucht. |
| Salz. | Unbekanntschaft mit dem Salze. |
| — | — |
| Westen (Europäer). | Osten (Arier). |

Ein Terrain aber, auf dem diese Voraussetzungen ohne weiteres ihre geographischen Grundlagen finden, ist in unserem Erdteil nur einmal vorhanden. Es sind die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete derjenigen Länder, welche den Norden und Westen des Schwarzen Meeres umsäumen, das alsdann unter der Gleichung: lat. *mare* = got. *marei* usw. zunächst gemeint war, und dessen reiche Salzlager der nördlichen Gestade frühzeitig dem Urvolk das seinen Ackerbau treibenden Stämmen unentbehrliche Mineral liefern konnten (vgl. p. 246 Anm. 1).

Der Versuch einer Lokalisierung der idg. Einzelvölker, bezüglich ihrer Vorfahren, auf dem bezeichneten Gebiet im einzelnen würde, abgesehen von der Erkenntnis, dass die Satemvölker den Osten, die Centumvölker den Westen des Urlandes einnahmen, die uns zur Verfügung stehenden Mittel überschreiten. Auch ist die Verteilung von Wald und Steppe nicht immer dieselbe gewesen; denn wenn die uralte Waldlosigkeit der südrussischen Steppe auch im allgemeinen feststeht, so ist doch der Baum-

wuchs an manchen Stellen früher zweifellos ein dichterer gewesen, und gerade die Ackerbauer, nicht die Nomaden, haben sich vielfach als die ärgsten Waldverwüster erwiesen (vgl. Ratzel Berichte d. Sächs. Ges. d. W. LII, 62). Einen gewissen Anhaltspunkt bieten vielleicht die Namen der Buche: lat. *fāgus*, ahd. *buohha* (vgl. oben p. 173[1]) und Eibe: lat. *taxus*, griech. *τόξον*, letzteres „Bogen" (oben p. 179), insofern dieselben darauf schliessen lassen, dass die Centumvölker von jeher diesseits der Ostgrenze dieser beiden Bäume, die — ganz im rohen (Genaueres bei Köppen, vgl. Anm. 1) — von Königsberg nach der Krim läuft, sassen. Ob diese Ostgrenze freilich auch vor Jahrtausenden dieselbe wie heute gewesen ist, möchte ich, da palaeontologische Untersuchungen über die östliche Geschichte dieser Bäume nicht vorzuliegen scheinen, wie schon gesagt, nicht zu behaupten wagen.

1) Ich spreche also nicht „jetzt dem Buchenbeweis jeden Wert ab", wie Bartholomae Litbl. für germ. und rom. Philologie 1907, Nr. 2, p. 4 sagt. Skeptisch verhalte ich mich nur zu der Beweiskraft des neuerdings zu lat. *fāgus*, ahd. *buohha* gestellten kurd. *būz*, erstens weil mir seine Zusammengehörigkeit mit der europäischen Sippe doch nicht über allen Zweifel erhaben scheint, zweitens, weil das kurdische Wort nicht „Buche", sondern „Ulme" bedeutet. Wenn Bartholomae a. a. O. p. 4 sagt: „Bei der Wortmessung (Wertmessung?) der auf ursprachlich **bhāĝos* : **bhūĝos* zurückgehenden einzelsprachlichen Wörter ist jedenfalls wohl im Auge zu behalten, dass sie in den Sprachgebieten, darin die Buche heimisch ist, auch wirklich übereinstimmend die Buche bezeichnen — so im germanischen und italischen —, während in den übrigen überall ein anderer Laubbaum damit benannt wird, die Speiseeiche bei den Griechen, der Hollunder bei den Slaven [?, vgl. oben p. 178 Anm. 1] und die Ulme bei den Iraniern", so ist das letztere insofern nicht richtig, als dabei vorausgesetzt wird, der Baum sei den iranischen Ländern durchaus fremd. Die Rotbuche kommt aber nicht nur im ganzen Kaukasus, sowohl dem nördlichen wie auch in Transkaukasien, vor, sondern sie hat auch einen armenischen Namen (*Gadtscharadzar*, *Gadtschari*, *Gadshi*) und wird aus den persischen Provinzen Ghilan, Masenderan und Asterabad gemeldet (vgl. F. Köppen Holzgewächse des europäischen Russland etc. II, 159). An den äussersten Grenzen Kurdistans wird sie in den nördlich, bezügl. nord-östlich vom Urmia-See gelegenen Gebieten genannt, während Belege für ihr Vorkommen im Innern Kurdistans bis jetzt nicht vorhanden zu sein scheinen (Notiz des Herrn Bornmüller, Herbarium Haussknecht in Weimar). Ossetisch heisst die Buche *tars*, in Talysch *alesch* (vgl. weiteres bei Köppen a. a. O.).

Gegen die Herleitung der Indogermanen aus dem südlichen Russland und dem unteren Donautal hat man auf eine Reihe von Erscheinungen der Tiergeographie hingewiesen, die zu dieser Hypothese angeblich nicht stimmen. Es sind dies die wirklich oder vermeintlich idg. Namen des Bären, Wildschweins, Eichhörnchens, des Aales und Lachses, alles Tiere, die in den südrussischen Steppen, bezüglich den Flüssen des Schwarzen Meeres, wie man gemeint hat, nicht vorkommen sollen. Von diesen scheidet das Eichhörnchen ohne weiteres aus, da sein Name (p. 134) sich auf die Sprachen der auch nach unserer Auffassung in den Waldgebieten des Pontusgebietes sitzenden Europäer beschränkt. Die idg. Namen des Bären und Wildschweins (p. 133, 135) kehren allerdings auch bei den Ariern wieder; doch ist auch das Vorkommen dieser Tiere in den Steppengebieten (p. 135 Anm. 1) unzweifelhaft, was hinsichtlich des Bären schon Kretschmer Einleitung p. 58 hervorgehoben hat. Hinsichtlich des Aales ist es erstens zweifelhaft, ob ein urverwandter Name dieses Fisches anzunehmen ist, und zweitens ist sein uraltes Vorkommen in dem Stromnetz des Schwarzen Meeres in hohem Grade wahrscheinlich (I[3], 162 und oben p. 146 ff.). Der oben (p. 502) genannte Name des Lachses endlich beschränkt sich auf das Germanische und Baltisch-Slavische und entspricht somit nicht den Anforderungen, die wir nach I[3], 174 und oben p. 126 Anm. 1 an ein sicher „indogermanisches" Wort stellen. Und da wir oben p. 500 ff. die Ursitze der Germanen in das Quellgebiet der Weichsel, die der Balto-Slaven oben p. 489 ff. in das des Niemen verlegt haben, so steht der Annahme einer sehr frühen Bekanntschaft mit dem Lachse, der bekanntlich seine Wanderungen in den Flüssen der nördlichen Meere hoch stromaufwärts macht, seitens der genannten Völker nichts im Wege.

Umgekehrt aber sprechen für eine Lokalisierung der idg. Ursitze in den europäisch asiatischen Grenzgebieten auch die mannigfachen prähistorischen Kulturbeziehungen zwischen dem idg. Urland und den orientalischen Kulturzentren. Dieselben sind doppelter Art. Einmal ist von den Sumerern her ein Name des Kupfers und des Beils (p. 118) zu den Indogermanen, Ariern und Europäern, gedrungen. Das andre Mal machen sich sumerisch-semitische, bezüglich ägyptisch-semitische Einflüsse bei den noch vereinigten Europäern auf dem Gebiete des Zahlenwesens

(p. 292 Anm. 1) und der Kulturpflanzen (p. 199) geltend. In beiden Fällen aber liegt es doch gewiss nahe, die Ursitze der Indogermanen nicht zu weit vom Schwarzen Meere loszureissen, längs dessen nördlichen und südlichen Ufern jene ältesten orientalischen Kulturströmungen, die ersteren bis zu dem im wesentlichen noch geschlossenen Verbreitungsgebiete aller Indogermanen, die letzteren über Kleinasien und darum nur bis zu den Europäern, vordringen konnten.

So sind wir auf dem linguistisch-historischen Wege zu demselben Ergebnis geführt worden, wie bei unserer rein historischen Betrachtungsweise, nämlich dem, dass die Ursitze der Indogermanen in den Ländern nördlich und westlich des Schwarzen Meeres zu suchen sind. Vielleicht ist es indessen vorsichtiger, zunächst statt von „Ursitzen", „Urheimat" usw. (so oft wir derartige Ausdrücke auch schon im bisherigen um der Kürze und Verständlichkeit willen gebraucht haben) nur von „Ausgangsländern" der Indogermanen zu sprechen und es erst von einer weiteren Betrachtung abhängig zu machen, ob diese „Ausgangsländer" zugleich auch als die „Urheimat", d. h. als der geographische Bereich angesehen werden müssen, in dem sich die idg. Sprach- und Völkerverwandtschaft gebildet hat[1]).

---

1) Am nächsten kommt meine Urheimathypothese, besonders in der Fassung, die ihr in diesem Buche gegeben worden ist, der von E. de Michaelis in seinem 1[3], 129 genannten Werke vertretenen Anschauung. Es wäre sehr wünschenswert, wenn dieses Werk, allerdings mit wesentlichen Kürzungen, aber mit Berücksichtigung der neuesten Literatur über diesen Gegenstand dem deutschen Leser zugänglich gemacht würde. Eine weit grössere, sowohl die von mir, wie auch die von E. de Michaelis rekonstruierten Ursitze umfassende Urheimat der Indogermanen nimmt M. Zaborowski in einer Reihe von Artikeln *La patrie originaire des Aryens d'après O. Schrader* (*Revue de l'École d'Anthropologie* 1903) an: „*D'autre part, si en Europe on recherche de même quelles résidences ont successivement occupées les ancêtres de ces peuples aryens, on se retrouve invariablement ramené vers le Centre et vers l'Est. De sorte que du fait seul de cette double considération relative aux résidences, d'un côté des ancêtres des Indo-Iraniens, et de l'autre, des ancêtres des Grecs, Latins, Celtes et Germains, nous sommes forcés de placer la patrie originaire commune des Aryens dans cette zone mitoyenne de l'Europe qui s'étend du nord-est de l'Adriatique, du haut Danube et de la Bohême, à la mer Caspienne et au Caucase.*" Der Mittelpunkt dieses ungeheuren Gebietes

### III. Hat sich in den Ausgangsländern der Indogermanen nördlich und westlich des Pontus die idg. Sprach- und Völkereinheit auch gebildet?

Es kommen bei der Beantwortung dieser Frage paläogeographische (und anthropologische), prähistorisch-archäologische und linguistische Gesichtspunkte in Betracht.

1. Paläogeographische und anthropologische Gesichtspunkte. P. Kretschmer erklärt in seiner Einleitung in die griechische Sprache p. 60, dass von dem ältesten Verbreitungsgebiet der Indogermanen „im europäischen Norden die skandinavischen Länder und das nördliche und östliche Deutschland mit Sicherheit in Wegfall kämen, da diese Gebiete in der Diluvialzeit unter Gletschern und Inlandeis begraben und so gut wie unbewohnbar gewesen seien“. Wenn wir nun auch mit diesem Ergebnis in der strikten Form, in der es hier ausgesprochen wird, aus den oben p. 478 ff. angeführten Gründen nicht übereinstimmen können, so wird man doch jedenfalls zugeben müssen, dass das Problem der Ursprünge der Indogermanen nicht einfacher wird, wenn wir genötigt sind, nach Feststellung der Ausgangsländer der Indogermanen mit Rücksicht auf die Vergletscherung, der sie einstmals ausgesetzt waren, nach einer anderen und eigentlichen Heimat derselben zu suchen. In der Tat sehen wir denn auch, dass Forscher wie Hoops, Helm und Hirt, die sämtlich die Ausgangsländer der Indogermanen auf dem einst vereisten Boden Nordeuropas suchen, über diesen „kitzlichen“ Punkt mit Stillschweigen hinweggehen. Nur Penka ($I^3$, 112 ff.) ist mutig genug, seine Indogermanen ihren dolichokephalen Schädelbau, ihre Blondheit und riesigen Leiber sich in Mitteleuropa erwerben und erst nach Aufhören der Eiszeit nach Skandinavien auswandern zu lassen (vgl. auch L. Wilser Stammbaum der idg. Völker und Sprachen, Jena 1907, p. 28). In jedem Fall ist es daher doch wohl ein Vorzug einer

---

würde also der von mir angenommenen Urheimat entsprechen. Die Beweisführung Zaborowski's ist im wesentlichen eine anthropologische; doch sind mir leider die früheren Arbeiten Z.'s, welche dieselbe enthalten, nicht zugänglich gewesen. Den Schauplatz der indoiranischen Entwicklung verlegt Z. in die Täler des Araxes und Kur, süd-westlich vom kaspischen Meer (p. 303).

Heimathypothese, wenn sie uns gestattet, die Indogermanen auf dem Raume entstehen zu lassen, von dem sie ausgegangen sind. Prüfen wir daraufhin die Verbreitung des nordeuropäischen Binneneises, wie sie von M. Neumayr II, 592 (hauptsächlich nach Penck) kartographisch dargestellt worden ist, so ergibt sich, dass im Osten Europas das Eis erst etwas westlich von Kasan bis ungefähr zum 50. Breitengrad herabfällt, in dessen Nähe seine Südgrenze mit mehreren nördlichen und südlichen Ausbuchtungen sich in ihrem westlichen Verlauf bis zur Rheinmündung, England und Irland im grossen und ganzen hält. Es zeigt sich also, dass die von uns als Ausgangspunkt der Indogermanen in Anspruch genommenen Länder nördlich und westlich des Pontus von jeher eisfrei gewesen sind, und dass daher von diesem Gesichtspunkt aus nichts im Wege steht, sie zugleich als ihre Ursprungsländer aufzufassen.

Mit dieser Raumfrage steht nun im engsten Zusammenhang die Frage nach der „Rasse" des idg. Urvolks, wie sie zuletzt von F. Ratzel behandelt worden ist. „Die helle Rasse", sagt dieser in der Umschau 1899 Nr. 42, „kennen wir aus der Geschichte als die Rasse Europas, Nordafrikas und Vorderasiens. Sie wohnt nördlich von der Negerrasse, westlich und südlich von der mongoloïden Rasse . . . Den äussersten, höchsten und vielleicht auch jüngsten Zweig am Baum dieser Rasse bildet die weisse oder blonde Rasse, die noch entschiedener nördliche Wohnsitze hat . . . . Indem wir die Frage nach dem Ursprung der hellen und der weissen Rasse aufwerfen, müssen wir uns klar machen, dass ihre Beantwortung nur unter zwei Voraussetzungen möglich ist. Der Ursprung der hellen Rasse reicht in eine Zeit zurück, wo das heutige Europa noch nicht bestand. Dieser Ursprung hat sich in einem älteren Europa abgespielt, das wesentlich anders war als unser Europa. Und er ist nur denkbar auf einem sehr weiten Raum. Dasselbe gilt auch für den Ursprung der weissen Rasse . . . . Die helle Rasse konnte sich auch nur da entwickeln, wo die Mischung mit mongoloïden und negroïden Elementen ausgeschlossen war. Sie muss von beiden Rassen schärfer getrennt gewesen sein als heute.

Die Geschichte Europas zeigt uns nun eine Zeit, wo Meer, Eis, Seen und Sümpfe Nordasien von Osteuropa sonderten; Europa war damals nicht eine Halbinsel von Nordasien, sondern

von Vorderasien, und ausserdem hing es mit Afrika zusammen, aber bald legte sich die Wüste zwischen Nordafrika und Innerafrika. So war ein grosses und ziemlich geschlossenes Gebiet gegeben, in dem die helle Rasse ihre Sondermerkmale ausbilden konnte. Wir glauben also, dass die helle Rasse in Europa, Nordafrika und Vorderasien entstanden ist. Inwieweit Nordasien an dieser Entwickelung beteiligt war, werden künftige Forschungen zu zeigen haben. Wir halten es einstweilen nicht für wahrscheinlich, weil sonst die helle Rasse ihren Weg nach Nordamerika hätte finden müssen, das in einem Abschnitt der Diluvialzeit mit Nordasien zusammenhing.

Als das Eis sich von Nordeuropa zurückzog, liess es einen weiten Raum frei, nach dem nun Einwanderungen von Süden und Südosten her stattfinden konnten. Wir finden von der neolithischen (jüngeren Stein-) Zeit an eine Bevölkerung, die der heutigen an körperlichen Merkmalen gleicht, in Nordeuropa, in einem grossen Teile des norddeutschen Tieflandes, und im Donauland. Es ist wahrscheinlich, dass auf diesem Boden, also auf Neuland, die weisse Rasse sich entwickelt hat, eine echt koloniale Rasse, begünstigt durch den weiten Raum, die entfernte Lage, den jungfräulichen Boden und durch die Verbindung mit dem Südosten, wo die höchste Kultur in Vorderasien und Nordafrika aufblühte, deren Keime sich in derselben Zeit entfaltet haben mögen, in der Eis die Nordhälfte Europas bedeckte. Diese Verbindung wurde durch das Steppenland Südosteuropas nach Innerasien und nach den Kaukasusländern, durch die Balkanhalbinsel nach Kleinasien zu vermittelt.

Die Reinheit der Merkmale dieser Rasse zeigt, dass sie noch ferner von fremden Beimischungen sich entwickelt hat, als die helle Rasse, von der sie einen Zweig bildet. Aber indem sie nun nach Süden vordrang, begegnete sie älteren Völkern der hellen Rasse, die in um so grösserer Menge afrikanische Elemente aufgenommen hatten, je weiter südlich ihre Sitze lagen. Es entstanden Durchdringungen der älteren und jüngeren Glieder der hellen Rasse, deren Wirkungen wir in den allmählichen Übergängen der beiden in der Bevölkerung Europas sehen. Deren Rassenextreme liegen im Süden und sind dazwischen aber breit vermittelt." „Mit dieser Rassenentwickelung", heisst es dann Berichte II, 144f. weiter, „die tief

in eine Jahrzehntausende hinter uns liegende geologische Vergangenheit hineingreift, kann die Ausbreitung der arischen Sprachen in Europa und Asien nur insofern in Verbindung gebracht werden, als diese Sprachen, als sie sich entwickelten, die Rassen vorfanden, die im quartären Europa sich festgesetzt hatten. Aus ihnen bildeten sie eine neue Völkerverwandtschaft durch die uralten Prozesse des Verkehrs, der Eroberung, der Kolonisation, der Verschmelzung und auch der Ausrottung. Dabei blieben alte Rassenunterschiede im Süden und Norden erhalten."

Gegen diese Auffassung der Dinge habe ich nicht das geringste einzuwenden. Sind dieselben aber so verlaufen, wie hier geschildert wird, so bleibt gar nichts übrig, als den Schauplatz, auf dem jene neue, indogermanische Völkerverwandtschaft, in der doch nun einmal „Helle" und „Weisse" unauflöslich miteinander verschmolzen sind, sich entwickelte, da zu suchen, wo diese beiden Rassen aneinanderstiessen, und so erblicke ich in Zusammenhang mit den früher (p. 482) angeführten Erörterungen Ratzels in ihm einen überzeugten Verteidiger der südosteuropäischen Ursprünge der Indogermanen.

2. Prähistorisch-archäologische Gesichtspunkte. Wir sind in diesem Werk immer aufs neue zu dem Ergebnis gelangt, dass die Kultur der idg. Urzeit derjenigen entspricht, die wir vom archäologischen Standpunkt aus als neolithische, speziell, weil durch den Besitz des Kupfers ausgezeichnet, als spätneolithische bezeichnen. Die nächstliegende Frage ist daher die, ob wir in Südrussland und den westpontischen Ländern dieselben Spuren derselben neolithischen Epoche wie in der westlichen Hälfte Europas, besonders auch wie in Skandinavien, finden. In der Tat haben nun gerade solche Forscher, die im übrigen die Ursprünge der Indogermanen aus den altgermanischen Ländern ableiten, auf eine solche Übereinstimmung der Funde aufmerksam gemacht. So führt Penka Herkunft der Arier p. 47 ff. nicht weniger als drei „archäologische Autoritäten" an, nämlich Worsaae, H. Wankel und besonders Montelius, welcher letztere bekanntlich selbst die Germanen vom Schwarzen Meere ausgehen lässt, die „die Identität der neolithischen Kultur Skandinaviens mit der neolithischen Kultur Südrusslands

und der angrenzenden polnischen Länder festgestellt haben“. Aber auch M. Much Heimat der Indogermanen p. 13 findet, dass „das südliche Schweden und ein beschränkter Teil von Norwegen, ganz Dänemark mit allen Inseln, das heutige Deutsche Reich, die Niederlande und Belgien, Grossbritannien und Irland, das nördliche Frankreich, die Schweiz und Oberitalien, Österreich-Ungarn, Russisch-Polen und das ganze Quellgebiet des Dniesters, des Dniepers und der oberen Wolga, die Balkanhalbinsel mit Griechenland und den Inseln, endlich die gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien in dem zutage getretenen Steingerät eine solche Verwandtschaft zeigen, dass man nicht selten, besonders wenn das Material, das ja mehr oder weniger dem Boden der verschiedenen Länder entnommen ist und deshalb wechselt, nicht deutliche Weisung gibt, gar nicht sagen könnte, aus welchem Lande das eine oder andere Fundstück stamme“. Auch auf die öfters in diesem Werke genannten neolithischen Ausgrabungen des Herrn Chwoiko am mittleren Dniepr möchte ich hinsichtlich der Haustiere (oben p. 153), der Kulturpflanzen (p. 187), des Hüttenbaues (p. 273 f.), der Schildkröte (p. 150), des Fischgenusses (p. 248) hinweisen und nur hinzufügen, dass innerhalb dieser von Chwoiko blossgelegten neolithischen Kulturzustände auch eine Gussform für metallene Beile aufgefunden worden ist (Arbeiten des archäol. Kongresses in Kiew, Moskau 1901, p. 762). Aber auch abgesehen von diesen mir allein im Original bekannt gewordenen Arbeiten Chwoikos sind in neuerer Zeit durch russische Gelehrte überaus reiche und interessante Funde aus dem Neolith der Ukraine zutage gefördert worden, über die wir jetzt durch das schon oben genannte Werk M. Hruševśkyjs Geschichte des ukrainischen (ruthenischen) Volkes (Leipzig 1906), p. 25 ff. (und Anhang 2) eine gute Übersicht erhalten. Seinen Gesamteindruck fasst Hruševśkyj p. 30 in die bezeichnenden Worte zusammen: „Im ganzen entspricht das Bild der materiellen Kultur der spätneolithischen Epoche, welche die ukrainischen Ausgrabungen entrollen, ziemlich genau jenem Bilde, das die linguistischen Forschungen uns von der indoeuropäischen Kultur an der Grenze des Neolith und der Metallkultur vor der Ansiedlung der indoeuropäischen Stämme geben.“ Täten unsere Prähistoriker, die so

voreilig gerade die nordeuropäische Gestaltung der neolithischen Epoche der urindogermanischen Kultur gleichgesetzt haben, nicht gut daran, ihr Studium diesen ukrainischen Materialien, deren Behandlung durch sie nur gewinnen könnte, zuzuwenden und alsdann zu einer Revision ihrer Behauptungen zurückzukehren?[1]) Auch westlich vom Pontus stossen wir z. B. in dem schon oben p. 469 genannten prähistorischen Schanzwerk von Lengyel im Tolnaer Komitat (vgl. M. Much Kupferzeit[2] p. 49) auf eine neolithische Kultur, von der ich durchaus nicht einzusehen vermag, warum sie vom Norden gekommen und nicht dahin vorgedrungen sein könnte.

Nun ist diese neolithische Kultur natürlich nicht dem Menschen als ein Geschenk des Himmels in den Schoss gefallen. Sie hat sich vielmehr, sei es an einem Ort, von dem aus sie anderswohin übertragen worden wäre (vgl. I[3], 210), sei es an mehreren Orten, aus niederen Zuständen, die in den Denkmälern der älteren Steinzeit vor uns liegen, allmählich entwickelt. Die weitere Frage ist daher die: kann eine solche Entwickelung auch in den Ländern nördlich und westlich des Pontus stattgefunden haben? Oder, mit anderen Worten: lassen sich Spuren des paläolithischen Menschen auch hier nachweisen? Dies ist nun allerdings der Fall. In einer Strasse der Stadt Kiew selbst sind zusammen mit Knochen des Mammuts zahlreiche Steinwerkzenge der palaeolithischen Epoche zutage gekommen (vgl. Chwoiko a. a. O. p. 736 ff.). Der interessanteste Fund aber war der Schneidezahn eines Mammuts, auf dem verschiedene Zeichnungen, eine Schildkröte, scheinbar ein Vogel

1) Von besonderem Interesse ist in diesen ukrainischen Ausgrabungen der neolithischen und spätneolithischen Zeit die zutage gekommene teilweise gemalte und gravierte Keramik, die unverkennbare Analogien mit der trojanischen und vormykenischen Kultur zeigt, und von der Spuren auch in Bessarabien, Rumänien, Bosnien und Kappadocien gefunden worden sind. Auf dem archäologischen Kongress von Charkow (15.—27. August 1902; vgl. den Bericht über denselben p. 87) suchte Prof. von Stern diese Zusammenhänge durch eine Völker- und Kulturwanderung zu erklären, die vom Schwarzen Meer, an dem einst die Griechen gesessen hätten, ausgegangen sei. Auf jeden Fall sieht man, dass hier überall höchst bedeutsame Fragen auftauchen, denen die deutsche Forschung sich mehr als bisher zuwenden sollte.

und ein Kahn (vgl. Tafel XVII) eingeritzt waren. Es ergibt sich also, dass in jener Epoche im südlichen Russland ein ähnlich kunstbegabtes Volk, wie in den Höhlen des südlichen Frankreichs (vgl. z. B. S. Müller Urgeschichte Europas p. 10 f.), gelebt haben muss. Vgl. Weiteres bei M. Hruševškyj a. a. O. p. 22 ff. Westlich vom Schwarzen Meer sind mir Überreste des diluvialen Menschen erst aus Mähren (M. Kříž Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren, Steinitz 1903) und Kroatien (Dr. K. Gorjanovic-Kramberger Der Diluviale Mensch in Krapina in Kroatien, Wiesbaden 1906) bekannt. Doch genügt das Gesagte, um jedenfalls zu beweisen, dass in Südrussland der Mensch, wahrscheinlich in einer Zwischeneiszeit (Chwoiko p. 748), schon in der paläolithischen Epoche lebte, während auf dem einst vergletscherten Boden der altgermanischen Länder Reste des paläolithischen Menschen nicht vorkommen (Kretschmer p. 60 nach Penck). Demnach liegen die Dinge also ganz wie unter 1.: Verlegen wir die Heimat der Indogermanen in die altgermanischen Länder, so können wir sie hier nur bis in die neolithische Zeit oder höchstens bis in die chronologisch ebenfalls nicht allzu entfernte Epoche der Kjökkenmöddinger (oben p. 477 f.) zurückführen und müssen sofort die neue Frage aufwerfen, woher sind sie in die altgermanischen Länder eingewandert? Lassen wir hingegen die Indogermanen von den pontischen Gebieten ausgehen, so können sie daselbst von der paläolithischen Ära an, in der wir überhaupt die ersten sicheren Spuren des Menschen in Europa antreffen, ansässig gewesen sein. Dass sie es aber auch wirklich waren, erhellt aus dem Folgenden.

3. Linguistische Gesichtspunkte. Wir haben oben an der Hand der Ratzelschen Ausführungen über die vermutliche Entstehung der hellen und weissen Rasse gesprochen, innerhalb deren sich die indogermanische Sprach- und Völkereinheit allmählich entwickelt, d. h. gegenüber anderen Sprach- und Völkereinheiten derselben Rassen abgegrenzt haben muss. Die weitere Frage ist daher die, ob sich die Spuren jenes Prozesses noch verfolgen, oder, mit anderen Worten, ob sich noch irgendwelche prähistorischen Beziehungen des idg. zu anderen Sprachstämmen nachweisen lassen.

In dieser Hinsicht hat man längere Zeit an eine nähere

Verwandtschaft der Indogermanen mit den Semiten gedacht, ja sich durch den Glauben an eine solche Verwandtschaft in der Lokalisierung der idg. Urheimat bestimmen lassen (I³, 13, 92, 102 f.). Diese Ansicht darf jetzt als aufgegeben gelten, und mit Recht sagt Winternitz (Beilage z. Allg. Z. 1903 Nr. 238 p. 132): „Es ist sehr wohl möglich, dass, wie das öfter behauptet worden ist, die indogermanischen und die semitischen Sprachen miteinander verwandt sind, und dass es einmal eine „indogermanisch-semitische Ursprache" gegeben hat, aus welcher beide grossen Sprachfamilien abzuleiten wären. Ich sage: es ist möglich; aber unmöglich ist es, den Beweis zu erbringen; denn diese „indogermanisch-semitische Ursprache" würde in eine so ferne Vergangenheit zurückgehen, dass alle Spuren der Verwandtschaft in geschichtlicher Zeit bereits verwischt sein müssten." Auch ist man neuerdings wieder viel eher geneigt, die Ursitze der Semiten mit E. Schrader (Z. d. D. M. Ges. XXVII, 417 ff.) u. a. in Arabien, statt mit A. v. Kremer und F. Hommel (I³, 103) in Zentralasien, also, wenigstens einigermassen, in Nachbarschaft von den Indogermanen zu suchen. Ja, es fehlt nicht an Gelehrten, welche die Ursprünge der Semiten überhaupt nicht in Asien, sondern in dem Arabien gegenüber gelegenen abessinischen Hochland suchen, die Semiten also von den Hamiten ableiten möchten[1].

Im Gegensatz hierzu wächst sichtlich die Zahl derjenigen Forscher, die für engere Beziehungen der indogermanischen zu den finnisch-ugrischen Sprachen eintreten, eine Ansicht, die nach dem Vorgang N. Andersons (Studien zur Vergleichung der Indogermanischen mit den Finnisch-ugrischen Sprachen) und Donners (Vergleichendes Wörterbuch der Finnischen Sprachen) neuerdings mit voller Entschiedenheit von H. Sweet (*The history of language*, London 1900) und K. B. Wiklund (Finnisch-ugrisch und Indogermanisch, *Le monde oriental* 1906,

1) Für Arabien sind neuerdings eingetreten Hugo Winckler in Helmolts Weltgeschichte III, in E. Schraders Keilschriften und das alte Testament² und an anderen Orten, für Afrika Hub. Grimme Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. Mohammed (Weltgeschichte in Charakterbildern, München, 1904), und Merker Die Masai (vgl. dazu Meinhof Z. f. Ethnologie 1904, p. 735 ff.). Skeptisch äussert sich Th. Nöldeke Die semitischen Sprachen. 2. Aufl., 1899.

I, 1 p. 43 ff.) ausgesprochen und begründet worden ist (vgl. auch I[3], 125). Die finnisch-ugrischen Völker sind in körperlicher Beziehung, wie die indogermanischen, Mischstämme, in denen sich zum mindesten die helle, ja weisse, meist dolichokephale und die von jeher im Innern Hochasiens wurzelnde mongoloïde, turko-tatarische Rasse unterscheiden lassen. Die hellen Bestandteile (vgl. Penka Die Herkunft der Arier p. 24 f., Kretschmer Einleitung p. 30 f.) treten besonders in Europa, bei Finnen und Esthen, die mongoloïden Züge hauptsächlich bei den asiatischen Zweigen des finnisch-ugrischen Stammes hervor. Hinsichtlich der finnisch-ugrischen Sprachen besteht freilich die Schwierigkeit, dass ihre östlicheren Glieder, sowohl das Permische (Syrjänisch, Wotjakisch usw.), wie auch das Ugrische (Ostjakisch, Wogulisch etc.) noch nicht genügend erforscht worden sind, um in grösserem Umfang eine finnisch-ugrische Ursprache, die man der indogermanischen gegenüberstellen könnte, zu konstruieren. Gleichwohl sind die Analogien, die man schon jetzt zwischen den idg. und finno-ugrischen Sprachen festgestellt hat, so zahlreich, dass, wie ich glaube, nur ein übertriebener und unfruchtbarer Skeptizismus sie als ein blosses Werk des Zufalls betrachten kann. Einige der wichtigsten sind (namentlich nach Wiklund) die folgenden:

In der Deklination stimmen die beiden Sprachgebiete in der Bildung des Accus. Sing. auf *-m* überein. Finnisch *kalan* aus **kalam*, tscheremissisch *kolom*, wogulisch *χulme*, kamassinisch (samojedisch) *kolam* „den Fisch“ entspricht scrt. *vṛ́ka-m*, griech. *λύκο-ν*, lat. *lupu-m*. Dazu tritt ein gemeinsamer Partitivus, bezügl. Ablativus, der auf beiden Sprachgebieten durch einen dentalen Verschlusslaut charakterisiert ist: finn. *ulkoa* aus **ul-koδa*, lapp. *âlkot* aus **âlkoda* „von aussen“, mordv. *tolgada* „von der Feder“, samojed. *fuada* „von hinten“ = scrt. *vṛ́kâd* „von dem Wolfe“, *paçcâ'd* „von hinten“, lat. *Gnaivôd*, später *Gnaeo*. Der Nominativus Sing. wird oder wurde demgegenüber auf beiden Sprachgebieten ohne Endung gebildet: im Finnischen heisst *kala* „der Fisch“, *kylä* „das Dorf“ (Nominat. = Stamm), im Indogermanischen entsprechen Fälle wie scrt. *áçvâ* „Stute“, griech. *χώρα*, lat. *terra*, griech. *κύων*, *πατήρ* usw. Das *-s*, das bei gewissen Stämmen den Nominativ im Indogermanischen bildet (scrt. *vṛ́ka-s*, griech. *πῆχυ-ς*, got. *sunu-s*, ist offenbar sekundär

und entspricht dem demonstrativen Pronomen: scrt. *sa*, griech. *ὁ*, got. *sa* „der" = wotjak. *so*, lapp. *son*, finn. *hän* aus **sän* „er, sie". Erstarrt läge nach Sweet (p. 118) dieses *s* auch in finnischen Formen wie *parmas*, *parmas-na* „in dem Busen" neben *parma* vor. So erhalten wir, da auch der oben genannte finnische Stamm *kala* „Fisch" im Indogermanischen wiederkehrt (s. u.), ein finnisch-indogermanisches Paradigma: **kala* „der Fisch", **kala-m* „den Fisch", **kala-d(a)* „von dem Fisch". Ein Dualis, wie im Indogermanischen, kommt noch im Wogulischen und Ostjakischen vor.

In der Konjugation überrascht die Übereinstimmung der Personalendungen in den I. und II. Personen: finn. *elän* aus **eläm* „ich lebe", *elät* „du lebst", *elämme* „wir leben", *elätte* „ihr lebt" müssen in ihrer Bildung in einem, wenn auch noch nicht aufgeklärten Zusammenhang mit dem idg.: scrt. *bibharmi*, griech. *τίθημι*; scrt. *vettha*, griech. *οἶσθα*, got. *last* „du lasest"; scrt. *bhárâmasi*, griech. (dor.) *φέρομες*, lat. *agimus*; scrt. *bhâratha*, griech. *φέρετε*, altsl. *berete* stehen. Dazu ist auf beiden Sprachgebieten die III. Pers. Pl. zweifellos nominalen Ursprungs. Finn. *he antavat* „sie geben" ist eigentlich *ii donantes*, scrt. *bhâranti*, griech. *φέροντι* (dor.) kann nicht von scrt. *bhárantas*, griech. *φέροντες* „die tragenden" getrennt werden, wobei das *-i* von *φέροντι* vielleicht mit dem Pluralzeichen *-ι* in *οἱ*, *ἵπποι*, *λύκο-ι-σι* verglichen werden darf. Eine Einzelheit der verbalen Stammbildung liegt in dem gemeinsamen Gebrauch des Frequentativsuffixes *-sk*: finn. *ui-ske-nt-ele-n* „ich schwimme": scrt. *gácchati* „er geht", griech. *βάσκε* „gehe". Von Tempusstämmen begegnet im Mordvinischen, Wogulischen, Tscheremissischen, Ostjakischen, Samojedischen, vielleicht auch im südwestlichen Finnischen und Esthnischen (Stamm *palu*, Prät. *palu-sin*) ein Präteritum auf *-s* (vgl. Eliot *Finnish grammar* XXX), das in dem idg. *s*-Aorist wiederzukehren scheint (scrt. *ádikshi*, griech. *ἔδειξα*, lat. *dîxi*). Ein Futurum ist im Finnisch-ugrischen nicht vorhanden, und war es vielleicht ursprünglich auch nicht im Indogermanischen (vgl. I³, 135).

Ganz augenfällig stimmt der Anlaut der Pronomina auf beiden Sprachgebieten überein: lapp. *mon*, finn. *minä*, wotjak. *mon* „ich", vgl. scrt. *mâ*, griech. *με*, lat. *mê*; lapp. *don*, finn. *sinä* aus **tinä*, wotjak. *ton* „du", vgl. scrt. *tvám*, griech. *τύ*, lat.

*tû*; lapp. *son*, finn. *hän* aus **sän*, wotjak. *so* „er, sie", vgl. sert. *sa*, griech. *ὁ*, got. *sa*; lapp. *dat*, finn. *tämä*, votjak. *ta* „dieser", vgl. sert. *tád*, griech. *τό*, got. *þata;* lapp. *gi*, finn. *ken*, wotjak. *kin* „wer", vgl. sert. *kás*, got. *hvas*, lit. *kàs*, aw. *či-š* „wer", griech. *τίς*, lat. *quis*; lapp. *jukko*, finn. *joka* „welcher" (relativ), vgl. sert. *yás*, griech. *ὅς*, got. *jabai* „wenn".

Auch auf dem Gebiete der Stammbildung zeigen sich zahlreiche Entsprechungen, von denen ich nur auf die Übereinstimmung des Superlativsuffixes, finn. *-ima-*, Nom. *-in*, lapp. *-(i)mus* (finn. *pahin* „der schlimmste", lapp. *buöremus* „der beste") mit idg. *-mo* (sert. *madhyamá*, *upamá*, lat. *summus* aus **supmus*) verweisen will. Weiteres bei Wiklund p. 50 f.

Endlich bietet auch der Wortschatz eine ganze Anzahl finnisch-ugrisch-indogermanischer Entsprechungen, die nach dem Urteil der vorzüglichsten Kenner des ersteren Sprachgebiets nicht auf Entlehnung aus einer idg. Einzelsprache, dem Iranischen (vgl. oben p. 485), dem Litauischen, Slavischen oder Germanischen beruhen können. Z. B. finn. *mesi* (St. *med-* oder *met-*) „Honig", mordv. *med*, tscher. *my*, syrj. *ma*, ostj. *mag*, wog. *mau*, ung. *méz* = idg. **medhu* (oben p. 252); finn. *vesi* (St. *ved-* oder *vet-*) „Wasser", mordv. *wed*, tscher. *vit*, *vyt*, syrj. *va*, wog. *vit*, ung. *víz* = sert. *udán*, griech. *ὕδωρ*, altsl. *voda*, got. *watô*; finn. *nimi* „Name", mordv. *lem*, tscher. *lim*, *lym*, syrj. *nim*, ostj. *nem*, wog. *näm*, ung. *név* = sert. *nā́man*, lat. *nômen* usw.; finn. *vuosi* „Jahr", weps. *wos*, ostj. *ôt* = idg. *vet-*, *ut-*, *vetos* (oben p. 226, 228); finn. *kala* „Fisch", lapp. *guölle*, mordv. *kal*, tscher. *kol*, wogul. *χul* etc. = lat. *squalus*, altpr. *kalis*, altn. *hvalr* (oben p. 301) und vieles andere.

Nun kann man natürlich auch auf zahlreiche Diskrepanzen der beiden Sprachgebiete hinweisen, allein es zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass dieselben kein unübersteigliches Hindernis für die Annahme eines ursprünglichen Zusammenhangs derselben sind. So stimmen die Zahlwörter im Finnisch-ugrischen und Indogermanischen nicht zusammen; aber auch das Samojedische, das ganz sicher eine finnisch-ugrische Sprache ist, weicht auf diesem Gebiete vom Finnisch-ugrischen ab. Die Zahlwörter bilden also kein absolut notwendiges Kriterium der Verwandtschaft zweier Sprachen. Die finnischen Sprachen haben keinen Geschlechtsunterschied, die indogermanischen kennen

das Gesetz der Vokalharmonie nicht; doch lässt sich zeigen, dass beide Erscheinungen auf beiden Sprachgebieten verhältnismässig junge, wenn im ersteren Fall auch noch in der idg. Urzeit wurzelnde Entwickelungen sind. Weiterhin hat man darauf aufmerksam gemacht (vgl. H. Winkler Ural-altaische Völker und Sprachen, Berlin 1884, p. 86 ff.), dass mehrere der oben aufgeführten finnisch-ugrisch-indogermanischen Übereinstimmungen, z. B. die auf dem Gebiet der Pronomina, auch in anderen Sprachfamilien wiederkehren und darum nicht beweisend seien. So werde der Explosivguttural *k* überall häufig zur Bezeichnung der Frage verwendet. Oder so ginge auch in den meisten afrikanischen Sprachen die I. Person auf *-m*, *-ma*, *-me*, *-am* aus. Dies mag richtig sein. Allein mir scheint auf diesem Gebiete Ähnliches zu gelten, wie von den p. 131 besprochenen, in die idg. Urzeit zurückgehenden Kulturschemata, die wohl vereinzelt, aber nicht in ihrer Gesamtheit und in ihrem Ineinandergreifen auch anderwärts wiederkehren. Und so schliessen wir uns rückhaltlos der Meinung derjenigen an, die in diesen finnisch-ugrischen und indogermanischen Analogien die Spuren proethnischer Zusammenhänge der beiden Sprachstämme erblicken.

Tut man dies aber (wie z. B. auch H. Hirt Die Indogermanen II, 577), und nimmt man infolgedessen uralte Nachbarschaft der beiden Sprachstämme an, so scheiden damit aufs neue die altgermanischen Länder als Urheimat der Indogermanen aus, und ein weiteres Argument für ihre Lokalisierung im südlichen Russland tritt hinzu. Denn in jedem Fall müssen wir jene Epoche finnisch-ugrischer und indogermanischer Gemeinschaft, in der eben erst die Keime des beiderseitigen Sprachbaus vorhanden waren, in eine ungemein frühe Zeit verlegen, in eine Zeit, für die wir nun wirklich mit der geologischen Vergangenheit unseres Erdteils rechnen müssen. Alsdann aber bleiben als ursprüngliche Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker nur die Gebiete westlich von dem mittleren Ural bis zu einer Linie übrig, die man sich etwa von Norden nach Süden durch die Mündung der Wetluga in die Wolga bis zum 50. Breitengrad gezogen denkt. Nördlich und westlich von diesen Länderstrichen war Europa mit Eis, dann mit Tundren und Steppen bedeckt. Jene ältesten Berührungen der Finnen und Indogermanen können daher nur an der mittleren Wolga stattgefunden haben, wo be-

kanntlich noch heute in Tscheremissen, Mordvinen und Wotjaken finnische Stämme sitzen. In die Gebiete westlich des Urals verlegt auch Wiklund (a. a. O. p. 55) die Urheimat der Finnougrier, was wiederum zu dem Bienenargument Köppens (I[3], 127) aufs beste stimmt. Erst nachdem im Westen und Norden das Eis zurückgegangen und der Wald sich ausgebreitet hatte, andererseits der Ural (vgl. Ratzel Berichte II, 35), der bisher Europa und Asien nahezu voneinander abgesperrt hatte, wegsamer geworden war, wird sich der finnisch-ugrische Sprachstamm über den Norden Osteuropas und Asiens ausgebreitet haben, in letzterem mit starken turko-tatarischen Elementen verschmelzend.

Somit ziehen wir nunmehr aus allem Bisherigen unsere Folgerungen dahin: Als Ausgangsländer der Indogermanen sind aus historischen und linguistischen Gründen die Gebiete im Norden und Westen des Schwarzen Meeres zu betrachten. Hier ist aber auch nach paläogeographischen, anthropologischen, prähistorischen und glottogonischen Gesichtspunkten die eigentliche Urheimat dieser Völker zu suchen.

Damit könnten wir unsere Erörterung des idg. Heimatproblems beendigen, wenn nicht schliesslich noch ein Wort über das endliche Auseinandergehen des idg. Urvolks zu sagen wäre, das dann allmählich in die geschichtlichen Zeiten hinüberführt. Gerade von den Ländern nördlich und westlich des Pontus aus lässt sich dasselbe auf Grund geschichtlicher Analogien ohne Schwierigkeit verstehen.

Schon vor der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. sehen wir nach Herodot IV, 11 den hochasiatischen Stamm der Massageten auf die iranischen Skythen drücken und sie über die Wolga und den Don bis zur Donau drängen. Von dem Zeitalter Alexanders des Grossen an schieben sich die ebenfalls iranischen Sarmaten (vielleicht durch ähnliche Feinde bedrückt) in der gleichen Richtung westlich vorwärts. Im Jahre 375 n. Chr. gibt das asiatisch-nomadische Reitervolk der Hunnen den Anstoss zur germanischen Völkerwanderung. Ums Jahr 555 herrschen die ural-altaischen Avaren bis zur Donau und bis nach Dacien. Es folgen fortwährende Einbrüche der türkischen Chazaren, Kumanen, Petschenegen usw. Im Jahre 1224 erfolgt der

erste Einfall der Mongolen unter Tschingis-chan, 1227—1242 der zweite unter Baty-chan.

Immer sind also direkt oder indirekt hochasiatische, turko-tatarische oder mongolische Nomadenvölker von Einfluss auf die Völkergeschichte Süd-Ost-Europas gewesen, das ihnen, seit Europa seine heutige Gestalt angenommen hat, offenstand. Könnte ein Gleiches nicht schon während der Schlussepoche des idg. Urvolks der Fall gewesen sein, ja, dieselbe herbeigeführt haben? Wir haben oben (p. 487 f.) gesehen, dass vor den Skythen in den Ländern vom Don bis zur Donau das rätselhafte Volk der Kimmerier herrschte, und aus dem doppelten Umstand, dass einerseits diese seit der ältesten Zeit von den Skythen mit bemerkenswerter Schärfe unterschieden werden, andererseits die von Herodot und Hippokrates geschilderten, ursprünglich iranischen, aber stark mit unterworfenen kimmerischen Volksbestandteilen gemischten Skythen in ihrem Typus und in ihrer Lebensweise unverkennbare turko-tatarische Züge aufweisen, geschlossen, dass die Kimmerier selbst ein turko-tatarisches Volk gewesen sein möchten. Dieser Schluss scheint durch eine neue Deutung des Namens der Kimmerier, an dem sich viele Gelehrte bis jetzt vergeblich versucht haben[1]), eine Bestätigung zu empfangen. Nach H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes p. 103 und 133 zerfielen die Turko-Tataren seit alters in zwei Hauptabteilungen, von denen die einen *jürük* und *köćek*,

---

1) Gewöhnlich bringt man *Κιμμέριοι* mit der Hesychglosse *κέμμερος ἀχλύς· ὁμίχλη* zusammen und erinnert an Od. XI, 14:

*ἔνθα δὲ Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμος τε πόλις τε,*
*ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι.*

W. Tomaschek Kritik d. ältesten Nachrichten (Sitzungsb. d. Wiener Ak. CXVI, 64) erblickt darin den Namen eines kaukasischen Bergstamms und denkt an georg. *gmiri* „Held", „Riese", laz *qomóri* „tapfer". Auf dasselbe läuft es wohl hinaus, wenn Vs. Miller (bei M. Hruševśkyj Geschichte des ukrainischen Volkes I, 91 Anm. 1) ein osset. *gumirita* „Riese" heranzieht. A. Fick endlich deutet die Kimmerier (B. B. XXIX, 237) als die „verständigen" (*κίμερος· νοῦς. Φρύγες* bei Hesych). Alles das ist wenig einleuchtend. — Die Kimmerier wegen des einzigen kimmerischen Königsnamens Teušpa (im Assyrischen), wie E. Meyer Gesch. d. A. I, 516 zweifelnd tut, als iranische Skythen aufzufassen, dürfte auch nicht angehen. Vgl. noch über die Kimmerier V. M. Sysojew Bericht über den XII. archäolog. Kongress in Charkow p. 194.

die anderen *ćomru*, d. h. die wandernden und die ansässigen Nomaden genannt wurden, und von denen „die ersteren, mit der Viehzucht sich ausschliesslich beschäftigend, von dem Ackerbau sich gänzlich fernhielten, während letztere, wenngleich ebenfalls Steppenbewohner und mit Viehzucht beschäftigt, die Kultivierung einiger urbaren, an Flüssen gelegener Landstriche schon frühzeitig betrieben hatten“ (vgl. oben p. 206). Da wir nun den Ausdruck *jürük* mit voller Deutlichkeit in den *Ἰύρκαι* des Herodot (IV, 22) wiederkehren sehen, liegt es nahe, die *ćomru* mit den *Κιμμέριοι* (bibl. *Gomar*, assyr. *Gimirrai*) zu verknüpfen und anzunehmen, dass ein dieser Abteilung der Turko-tataren angehöriges Volk sich zuerst als ein fremdartiger Keil in die Stämme des idg. Urvolks hineinschob und seine erste Spaltung in Europäer und Arier verursachte.

Wir sind uns selbstverständlich bewusst, dass dies sachlich und sprachlich nicht mehr als eine Vermutung sein kann, wollten aber doch zeigen, wie wir uns etwa den Prozess der ersten Spaltung des Urvolks auf dem Boden geschichtlicher Voraussetzungen, von dem man alle diese Fragen nur zu leichten Herzens losgelöst hat, vorstellen können.

## Nachträge und Berichtigungen.

Einige Unebenheiten und Ungenauigkeiten der Umschreibung und Accentuation der Wörter sind in den im nächsten Abschnitt folgenden Wörterverzeichnissen stillschweigend ausgeglichen, bzw. verbessert worden. Diese bitte ich daher in einem zweifelhaften Falle zu vergleichen.

### I. Abhandlung (vgl. I³, 236).

p. 46. Prellwitz Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache liegt jetzt (seit 1905) in zweiter Auflage vor.

p. 81. Ebenso R. Much Deutsche Stammeskunde. Leipzig 1905.

p. 82. Ebenso F. Seiler Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts 1905.

p. 83. Die Bibliographie der Lehnwortliteratur in den nordeuropäischen Sprachen bedarf einiger Ergänzungen, teilweis auch aus der Zeit vor 1905: 1) Germano-Slavisches: J. Peisker Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung (Sonderabdruck aus der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III, Stuttgart 1905). Vgl. auch M. Murko Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen (Separatabdruck aus Band XXXV und XXXVI der Mitteilungen der anthrop. Ges. in Wien. 1906), besonders Abschnitt V. 2) Lateinisch-Keltisches: J. Loth *Les mots latins dans les langues brittoniques (gallois, armoricain, cornique).* Paris 1892, und J. Vendryes *De hibernicis vocabulis, quae a latina lingua originem duxerunt, dissertationem scripsit atque indices construxit.* Paris 1902. Vgl. auch J. Zwicker *De vocabulis et rebus Gallicis sive Transpadanis apud Vergilium. Diss.* Leipzig 1905. 3) Lateinisch-Germanisches: Burckhardt Norddeutschland unter dem Einfluss römischer und frühchristlicher Kultur, eine Studie zu den altniederdeutschen Lehnwörtern (Archiv für Kulturgeschichte III. H. 3. 4. 1905). 4) Romanische Sprachen: H. Berger Die Lehnwörter in der französischen Sprache der ältesten Zeit, Leipzig 1899, und G. Paris *Les mots d'emprunt dans le plus ancien Français* im *Journal des Savants* 1900.

p. 107. Nach W. Streitberg Lit. Zentralblatt 1906 Nr. 24 hätten L. und W. Lindenschmit schon 1842 in den Hennebergischen Vereinsheften und 1846 in den „Rätseln der Vorwelt — oder Sind die Deutschen eingewandert“ den europäischen Ursprung der Indogermanen verfochten.

### II Abhandlung (vgl. I³, 236).

p. 135. Nach neueren Auffassungen sollen die Futurbildungen lat. *videbo* und ir. *no charub* nichts miteinander zu tun haben (vgl. F. Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre p. 573).

p. 136. In seiner Besprechung von Sprachvgl. und Urgeschichte I³ (Journal des Ministeriums für Volksaufklärung 1906) führt V. K. Poržezinskij p. 25 die Gesichtspunkte aus, welche nach seiner Meinung dafür sprechen, dass das sigmatische Futurum (δωσω) eine urindogermanische, einst allen idg. Sprachen gemeinsame Bildung sei.

p 138. Ich muss R. Much in seiner Besprechung von Sprachvgl. und Urgeschichte I³ (Mitteilungen d. Wiener anthrop. Ges. 1907)

recht geben, dass man aus der Entlehnung von *Fergunna* aus **Percunia (Hercynia)* nicht schliessen darf, dass zur Zeit des Eintritts der deutschen Lautverschiebung *p* im Keltischen noch unversehrt erhalten geblieben sei, „da auch ein 1000 Jahre vor der germanischen Lautverschiebung entlehntes **Percunia* zu jenem *Fergunna* hätte werden müssen". Im übrigen steht R. Much in den a. a. O. erörterten Fragen durchaus auf meinem Standpunkt.

p. 140. Entgangen ist mir H. Meyer's Aufsatz „Ursprung der germanischen Lautverschiebung" (Z. f. deutsche Altertumsk. 1901), in dem ein wesentlich früherer Ursprung der deutschen Lautverschiebung angenommen wird. — Ebenda Z. 18. 19 v. u. lies **téhun*, **sebún*.

p. 146. Poržezinskij a. a. O. p. 28 zeigt, dass die von mir angeführten litauischen Formen *ẽsti*, *tù* sich wahrscheinlich auch nicht mehr in allen Feinheiten mit den indogermanischen Urformen decken.

p. 151. Über das Problem der Mischsprachen vgl. noch II³, 507 Anm.

p. 153, Z. 2 u. 3 v. o. Gegen R. Muchs Einwand a. a. O., „dass ich in diesem Falle meine erst zu begründenden Ansichten über die Urheimat der Indogermanen schon zum Ausgangspunkt weiterer Schlüsse mache", ist zu bemerken, dass jedenfalls die Kelten, wie von niemandem bezweifelt wird, in den von ihnen besetzten Ländern eine nichtidg. (iberische) Urbevölkerung vorgefunden haben.

p. 158, Z. 11. Hierzu bemerkt R. Much a. a. O. mit Recht, dass, da die Chatten weiter existierten, nur von der völligen Vernichtung ihres Heeres gesprochen werden kann.

p. 174, Z. 9 v. u. ergänze am Schluss das Wort „Sprache".

p. 201. Wenn R. Much zu scrt. *páçu* = got. *faíhu*, ursprünglich „Schaf", dann „Vieh" bemerkt, dass dieser Bedeutungsübergang nichts Besonderes sei, da er auch im altisländischen *smali* „Kleinvieh", aber auch „Vieh" im allgemeinen (einschliesslich des Grossviehs): ahd. *smalanôz, smalaz vihu*, unserem „Schmaltier" vorliege, so übersieht er, dass auf Island die Schafzucht im Mittelpunkt der Viehzucht steht, so dass sich der Bedeutungsübergang auf Island aus denselben oder ähnlichen Gründen erklärt, wie sie im Text für eine ferne vorgeschichtliche Zeit angenommen worden sind. Ich erblicke daher in dem von R. Much angeführten Fall eine Bestätigung und keine Widerlegung meiner Ansicht.

p. 203, Z. 4 v. u. lies scrt. *çḗva* und Z. 5 v. u. got. *heiwafrauja*.

p. 204, Z. 8 v. o. lies lit. *wiẽsz-*.

### III. Abhandlung.

p. 10. Zu griech *μέταλλον* vgl. noch p. 123 Anm. 1.

p. 22. Den Schmied *Wieland* deutet F. Kluge jetzt ansprechend Z. f. deutsche Wortforschung VIII, 144 als „Kunsthand" (**Wēl-handus*).

p. 42, Z. 7 v. o. (und an einigen anderen Stellen) lies Bernát (Bernhard) Muncácsi.

p. 62, Anm. 1. Das hier genannte baskische *urraida* „Kupfer" deutet H. Schuchardt (brieflich) als das „goldähnliche", abgeleitet

von *urhe, urre* (vgl p. 39 *urre-a*) „Gold", das vielleicht semitischen Ursprungs (assyr. *ḫurâṣu*) sei.

p. 69. Zu frz. *cuivre* gehören noch sp. ptg. *cobre*. Auch in italienischen Mundarten kommt das Wort nach H. Schuchardt vor. Ebenda lies Z. 7 v. u. baskisch *alambre-a*, das zwar von Basken gebraucht wird, nicht aber als baskisches Wort angesehen werden kann.

p. 77, Z. 3 v. u. lies Pamird *spin*.

p. 94. Das hier genannte baskische *cirraida (zirraida)* kommt nach Schuchardt nur bei Larramendi vor. Das gewöhnliche Wort ist das aus dem Romanischen entlehnte *ezteinu*. Die Erklärung von *cirraida* ist unsicher; für dasselbe verweist Schuchardt noch auf ein ebenfalls bei Larramendi genanntes bask. *zirberuki* „Zinngiesserzinn", „*stannum plumbo admixtum*", das in *zir (zirraida)* „Zinn", *berun* „Blei" (vgl. p. 95) und das Suffix *-ki* zu zerlegen sei.

p. 95. In der Reihe: ir. *lúaide*, agls. *léad*, mhd. *lôt* füge noch russ. *luditĭ* „verzinnen", *luženie* „Verzinnung", auch altruss. *luditi* hinzu. Doch fragt sich, wie alt das Wort auf slavischem Boden ist. In den südslavischen Sprachen kommt es nach einer Mitteilung M. Murko's nicht vor.

p. 112. Mit griech. *ῥίνη* „Feile" und lat. *serra* „Säge" hängt offenbar auch scrt. *sṛṇi, sṛṇī* „Sichel" zusammen.

## IV. Abhandlung.

p. 139, Z. 19 v. u. lies grich. *ἔποψ*.

p. 140 Anm. 1. Die hier genannte Arbeit A. Meillet's scheint kein S. A., sondern eine selbständige, A. J. Vendryes zum 3./7. 06 gewidmete kleine Schrift zu sein.

p. 172, Z. 15 v. u. lies alb. *bl'etɛze*.

p. 203, Z. 11 v. o. lies armen. *ałam*.

p. 204, Z. 11 v. o. lies npers. *dâs*.

p. 210. Über die Etymologie von russ. *sochá* vgl. neuerdings Štrekelj Archiv f. slav. Phil. 1906 p. 494.

p. 224, Z. 12 v. o. lies armen. *am*.

p. 231, Z. 1 v. u. lies A. Hillebrandt.

p. 235, Z. 17 v. u. lies scrt. *niçâniçam*.

p. 250. Z. 15 v. u. lies got. *smairþr*.

p. 288, Z. 3 v. u. lies russ. *želézá*.

p. 292, Z. 22 v. u. lies ir. *mile*.

p. 333, Z. 7 v. o. lies russ. *vedú*.

p. 335 Anm. 3 (Totenhochzeit; vgl. auch I³, 219): Mit der Methode und den Ergebnissen meiner Schrift „Totenhochzeit" erklären sich in teilweis ausführlichen Besprechungen einverstanden: Zachariae (Z. des Vereins für Volkskunde XV, 232 ff.), A. Brunk (Zentralblatt f. Anthropologie X, p. 146—148), H. Kjær (Nordisk Tidskrift for Filologi, 3. Reihe 14/2 p. 90), J. Toutain (*Revue de l'hist. des rel.* 52 p. 325), S. Reinach (*Revue critique* 1904 Nr. 2) u. a.

p. 521. Vgl. auch M. Hoernes Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903, ein Buch, das mir erst nach Abschluss des Druckes zugänglich geworden ist.

## Wörterverzeichnis*) der indogermanischen Sprachen zu Abhandlung III und IV.

---

### 1. Indisch.

(Das Sanskrit ist unbezeichnet.)



---

*) Einige Unebenheiten der Umschreibung und Accentuierung etc. sind in den folgenden Wörterverzeichnissen stillschweigend ausgeglichen worden. Die altindischen und altiranischen Wörter sind, wie im Text, so auch hier fast ausschliesslich im Stamme mitgeteilt, z. B. scrt. *dáma*, nicht *dáma-s* „Haus“.

2. Iranisch

a) Awestisch und Altpersisch

b) Skythisch.



c) Neuiranische Sprachen (Lateinische Wortfolge).

### 3. Armenisch.



### 4. Phrygisch.



### 5. Griechisch.

(Altgriechisch unbezeichnet: Dialekte in Klammern.)

6. Thrakisch.



7. Illyrisch und Venetisch.



8. Albanesisch.



9. Italisch.
(Lateinisch unbezeichnet)

### 10. Mittellateinisch und Romanisch.

(Mittellateinisch unbezeichnet.)

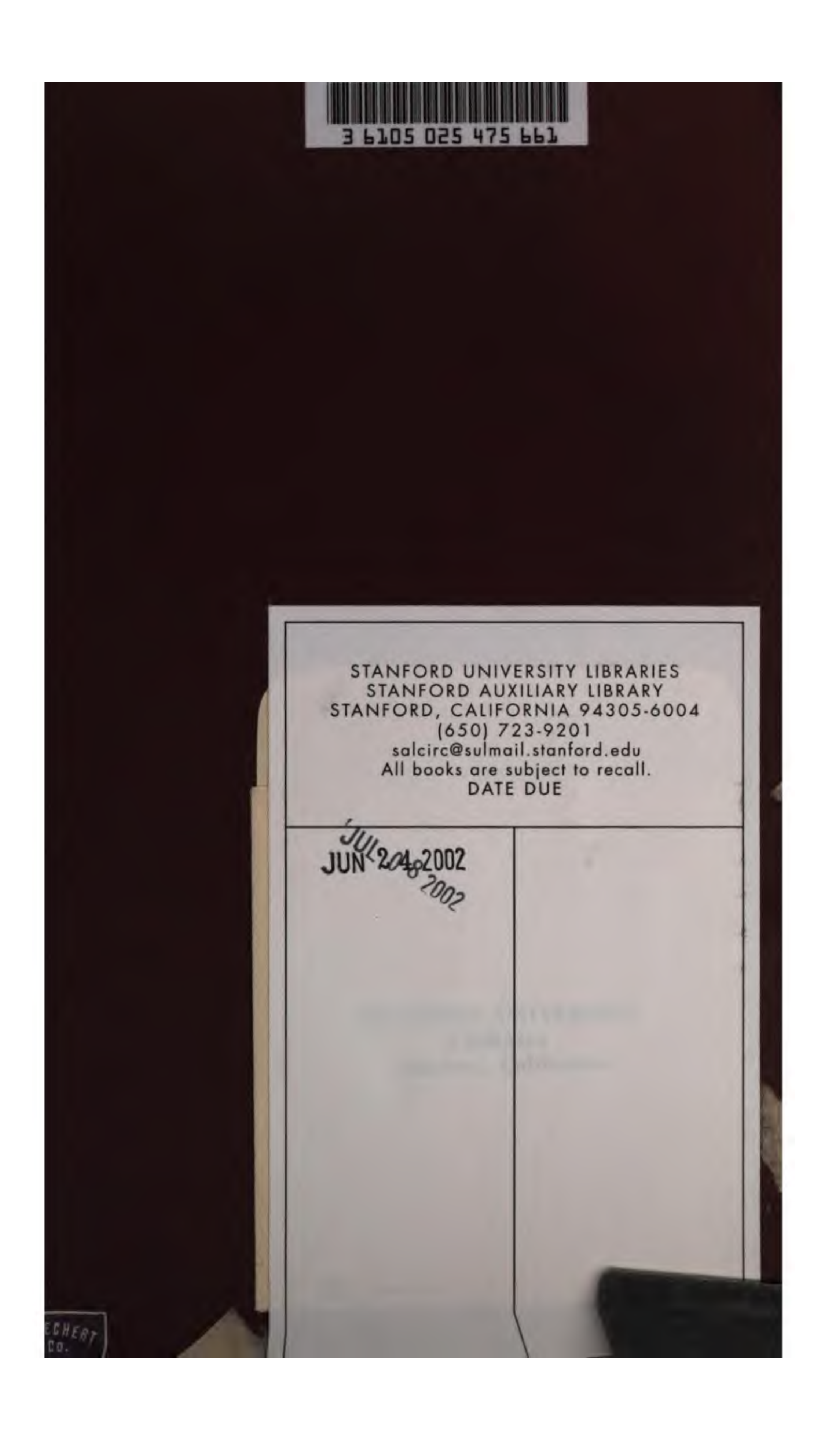
12. Germanisch.
(Gotisch unbezeichnet.)

### 13. Baltisch.

(Litauisch unbezeichnet.)

14. Slavisch.
(Altslovenisch unbezeichnet.)





3 6105 025 475 661
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE
JUN 24 2002
JUL 18 2002